GLOBUS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Globus.

LVI. Band.

Digitized by Google

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Sechsundfünfzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1889.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

G1
E25
v.16

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

1. Größere Aufsätze.

Europa.

Das Dachstein-Werk Simony's. Von Prof. Dr. J. Partsch 33. Die Bevölkerung Schleswigs. Von P. Asmussen 105. Die beim Rathhausbau in Hamburg aufgefundenen Baureste und der Ursprung der Nordsee. Von C. H. Wichmann 208. Französische Alpenarmee. Von Prof. Dr. J. Partsch 225. 247. Ein Steinhammer aus Nürnberg. Von Dr. C. Mehlis 301.

Asien.

Herrscher und Beherrschte auf Java. Von Emil Metzger 6. 22. 42. Ein Ausflug nach dem heiligen Berge Parasnath in Bengalen. Von Prof. Dr. O. Feistmantel 113. 134. Die Tschilon-Höhle, der Schauplatz einer abchasischen Variante der Prometheus-Sage. Von A. v. Seidlitz 155. Archibald Little's Fahrt durch die Jangtsekiang-Schluchten von Itschang 181. Reiseerinnerungen aus Japan und China. Von Th. Lehzen 260. 281. 296. 345. 360. 374. Sinope 264. Aus Persien. Von A. Geyr 330. Sprichwörter der Eingeborenen des Turkestan. Mitgetheilt von A. v. Seidlitz 333. 378. Sir William W. Hunter über Britisch Indien 392.

Afrika.

Kulturbilder aus den Somâl- und Gallaländern von Harar. Von Prof. Dr. Philipp Paulitschke 1. 17. 36. 65. Portugiesisch-Ostguinea 49. Das libysche Gebirge. Von O. Fraas 161. 185. Die Kanarischen Inseln 166. Von Cran nach Tlemcen und Remours. Von Dr. C. Tierck 310. 326. 341. 356. Der Verlauf der Stanley'schen Emin-Pascha-Expedition 380.

Nord- und Mittelamerika.

Das Indianergebiet. Von Joh. Flemming 27. 92. Nelsen'sche Funde und Studien aus Mexiko. Von Dr. Emil Teckert 129. 241. 291. 309. Der Sault Ste. Marie-Kanal. Von Dr. H. Töppen 193. Der Gebirgsbau von Britisch-Columbia. Von Dr. H. Töppen 209. Die erste Entdeckung Amerikas. Von P. Asmussen 337.

Südamerika.

J. Chaffanjon's Reisen im Gebiete des Orinoko und Lauca 70. 88. 99. 105. 212. 231. Die Indianer und wirthschaftlichen Verhältnisse der bolivianischen Indianerbevölkerung 124. 140. 172. 188. Eine Besteigung der Sierra de Cocuzzo. Von Arthur Herzog 277.

Australien und Polynesien.

Musik und Tanz der Papuas. Von Dr. L. Schellong 81. Die Phanerogamen-Vegetation Neuseelands. Von Dr. A. v. Lendenfeld 103. Die Eingeborenen Queenslands 119. Queenslander Thanzen- und Thierleben 149. Thalbildung in Australien und Neuseeland 177.

Oceane.

Unregelmäßigkeiten der Meeresoberfläche. Von J. B. Oberhummer 97. Ueber die Karte und Tiefenschaftsart des Meeres. Von demselben Verfasser 257.

Polarregionen.

Dr. Nansen's Grönland-Expedition. Von Heinrich Martens 57. 74.

Allgemeines.

Dr. Karl v. d. Steinen über Erfahrungen zur Entwickelungsgeschichte der Völkergedanken" II. Von Artikel der Erde von Eduard Süß. Von Dr. Erich von Tippelskirch 145. Der internationale Kolonialkongreß. Von Dr. A. Oppel 201. Zur Geschichte des Orienthandels im Mittelalter 209. 238. Die Weltanschauung Mohammed's. Von G. Goerdes 260. 268. Wilhelm Tomaschek's Untersuchungen über den skythischen Norden. Von Dr. R. Sieger 273. Korallenriffe. Von Dr. R. v. Lendenfeld 305. Ein Rückblick auf die französische Kolonialausstellung in Paris. Von Dr. A. Oppel 321. 349. Die erste Entdeckung Amerikas. Von P. Asmussen 337.

2. Kürzere Mittheilungen und Notizen.

Europa.

Deutschland. L. Binder über die Ueberschwemmungen an der Unterelbe 63. Der deutsche Außenhandel im Jahre 1888 111. Eine Beschreibung des Wilhauses 144. Die Bevölkerungszahl der deutschen Reichshauptstadt 287. Einführung einer Einheitszeit in Deutschland 303.

Oesterreich-Ungarn. Die Donau-Regulirung bei Orsowa 207.

Schweiz. Die Schweizer Volkszählung vom 1888 127.

Belgien. Der belgische Bergbau 335.

Frankreich. Die Bevölkerungsbewegung in Frankreich. Die französische Weizenproduktion und der französische Weizenkonsum 287. Steinwaffenfunde bei Havre 319.

Großbritannien und Irland. Die Weizenernte Englands 351.

Dänemark und Island. Der dänische Außenhandel 111. Die Forschungen Th. Thoroddsen's zwischen dem Hella und Batna-Jökul 287.

Schweden und Norwegen. Die Bevölkerung Schwedens 207.

Rußland. Verschiebungen der Bevölkerung an der unteren Wolga 110. Der Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes 158. Veröffentlichungen der Finländischen Geographischen Gesellschaft 158. Baltanstaaten. Der Weinbau Serbiens 254.

Griechenland. Eine Tropfsteinhöhle auf dem Taygetos 127. Der griechische Außenhandel 176. Das Erdbeben von Akarnanien 207.

Italien. Die Oelerzeugung Italiens 287.

Spanien und Portugal. A. de Basconcellos Pereira Cabral über die einstige Bergbesiedlung der Sierra Gherella 127. Die spanische Handelsflotte 144. Die Korkindustrie Spaniens 319.

Asien.

Bonvalot's Reise quer durch Asien 223.

Asiatische Türkei. Ein Bericht G. Schweinfurth's über seine arabische Reise 47. E. Bolton über den Tschebel Ragus 63. G. Schweinfurth über die Erforschung des südwestlichen und südlichen Arabien 95. Schwierigkeiten des Verkehrs in Syrien 158. Das Land Yun der Hieroglyphen 253.

Asiatisches Rußland. Die sibirische Pariseibahn 15. Oberst Kozarof über den Khangta-See 31. Gustav Radde's

Digitized by Google

Aesien und Forschungen 95. Die Insel Saghalien 110. Das Erdbeben von Shokanowka 128. Dr. J. Grienewski's Reise nach den Berings-Ländern 158. Das Unglück der Engländer Dontin und Fox 176. Die Petroleumschätze Sagh aliens 271. Das russische Petroleum 288. Russische Kulturarbeit bei Merw 303. Ilsun-Nor 367. Makeref's Forschungen im Shojanischen Gebirge 383. Shemjanof's und Antonof's Untersuchungen in Transkaspien 389.

Centralasiatische Chanate. Grombtschewski's Reise in der Pamir- und Karakorum-Gegend 127.

Persien. Bericht des Schah von Persien über seine Reise in Khorassan 63. Die Handelswege Persiens 79. Die Zuckerkultur in Persien 272.

Afghanistan und Beludschistan. Griesbach's und Oldfield's Expeditionen nach Beludschistan 271.

Britisch-Indien. Straßenbau an der indisch-afghanischen Grenze 31. Handels- und Schiffahrtsbericht von Singapore 47. Die Entwickelung des indischen Eisenbahnnetzes 48. Südindien 61. Schwierigkeiten des Betriebes der indischen Gebirgsbahnen 141. J. H. Youughusband's Reise nach dem Karakorum 158. Ein Höhlen- und Tollinendistrikt in den Schantoaten 255. Gottesurtheile auf Ceylon 255. Die Bevölkerungselemente der Insel Ceylon 272. Die Nicobaren und ihre Bewohner 318. Regenwellen in Indien 367. Tornados in Indien 383.

Britisch-Borneo. Bericht der englischen Nordborneo-Gesellschaft 111.

Französisch-Indien. Marquis de Mores über die Verkehrswege aus Tongking nach China 63. Eine Dampferfahrt auf dem Songka-Flusse 255. Rosset's ethnologische Expedition in Annam ꝛc. 303. Der Handel von Französisch-Hinterindien 304.

Niederländisch-Indien. Die Malayen 254.

China. Eine Stätte chinesischer Salzgewinnung 16. Dampfschiffahrt auf dem Jangtsekiang 31. Chinesischer Eisenbahnbau 31. 207. W. W. Rockhill's Reise am Kuku-Nor und in Tibet 95. 288. Die tibetanische Expedition Pjetzjof's 111. 254. 366. Schimmernde Gärten und Felder in China 111. Die Abgeschlossenheit Tibets 126. Ein neuer Taumbrud des Hoanghe 144. Joseph Martin's Reise nach dem Kuku-Nor und nach Tibet 223. Bonvalot's neue Reise quer durch Asien 223. Joseph Troll's Reise nach Chotan 254. Jadrinzeff's Reise in der nördlichen Mongolei 255. Dr. Bavrung über Formosa 303. Kataroj's Forschungen in der nördlichen Mongolei 383. Das Opium in China 383.

Korea. Oberst Webel's Reise durch Korea 367.

Japan. Eine Vulkaneruption auf Oshima 31. Das Erdbeben von Kiushu 144. Die Schiffsverkehrsbewegung der japanischen Häfen 176. Zahl der Erdbeben in Japan 207. Die japanische Salzindustrie 255. L. Wade's Bericht über die Eruption des Bandaisan 271. Stürme und Ueberschwemmungen in Japan 351.

Afrika.

Aegypten. Port Said und Suez 304.

Algerien und Tunesien. Die Fremden in Algerien 46. Die Oasen des südlichen Tunesien 246.

Sahara. Camille Doul's Tod 207.

Westsudan und Oberguinea. Die Expeditionen Wolf und Klinger in Togo-Land 16. Hauptmann Kund über seine Reise in Kamerun 80. C. v. Francois' Reise in Togo-Land 96. Hauptmann Zenner's Exkursion nach Bolo 111. Dr. Zintgraff's Expedition nach dem Kamerunet Hinterlande 111. 223. 335. Tod des Lieutenants Tappenbeck 128. Mittheilungen über Neiouane 157. Kund's neue Reise nach Kamerun 207. Morgen's Reise nach dem Niger 207.

Kongoland. A. Delcommune's Lomami-Fahrt 48. Grampel's Reise im Lande der Mfang 109. Lieutenant Thanis über die Zustände am oberen Kongo 128. Hauptmann Becker und Lieutenant Hanenyé über die Lage im Kongo-Staate 192. Bau der Kongobahn 192.

Südafrika. Aeltigen und Leben der Kaffern 62. F. C. Selous' Reise am oberen Zambesi 176.

Portugiesisch Afrika. Portugiesische Forschungsarbeiten im Zambesi-Gebiete 319.

Ostafrika. Swaine's, Jackson's und Pigott's Expedition in Britisch-Ostafrika 16. 96. Arbeiten der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft 16. Dr. Hans Meyer's Reise nach dem Kenia 32. Die Emin-Pascha-Expedition des Dr. K. Peters 80. Erwerbung der Benadir-Küste durch die Italienische Ostafrikanische Gesellschaft 192. Die italienischen Erwerbungen an der Somaliküste 240. Annexion der ostafrikanischen Küste im Norden von Witu an Deutschland 304. Die angebliche Niedermetzelung der K. Peters'schen Emin-Entsatz-Expedition 319. 367. Die Eisenzung des Kilimandscharo durch Dr. Hans Meyer und L. Purtscheller 319. Ankunft Stanley's und Emin-Pascha's in Mpwapwa 349. H. Bismann über die Bedeutung von Mpwapwa 349. Stanley und Emin-Pascha in Bagamoyo 383.

Innerés. Nachrichten über Stanley 32. F. C. Selous' Reise am oberen Zambesi 176. Teixier's Reise nach dem Tanganyka 176. Stanley und Emin-Pascha 223. 349. Francis W. de Winton über die hydrographischen Verhältnisse Centralafrika's 224. Nachrichten von Emin-Pascha und Stanley 304. Ein Brief Emin's an G. Schweinfurth 350. Briefe Stanley's 367.

Abessynien und seine Nachbargebiete. Die Bevölkerung von Maffaua 96. Antes Viscardi und v. Zedtwitz über den Omo-Fluß und Samburu-Tee 207.

Inseln. Der Außenbau der Kanarischen Inseln 272.

Nord- u. Mittelamerika.

Kanada. Dr. F. Boas über Britische Columbien und seine Bewohner 64. Ogilvie's Aufnahme des Yukon-Distriktes 96. Einwanderung in den kanadischen Höhen 112. Die Bierproduktion Kanadas 159. Die verschiedenen Sprachen in den Schulen von Ontario 159. Ein Felssturz in Quebec 255. Die Kohlenproduktion Kanadas 255. Die Timne-Indianer 270.

Vereinigte Staaten. Die durchbohrten Steine Kaliforniens. Von W. Robell 45. Das Mormonthum Chicagos 64. Die Resultate der nordamerikanischen Mounddurchforschungen 78. Nachwirkungen des Erdbebens von Charleston 112. Die Kautschukbaume der Insel Manhallan 128. Die armen Weißen von Nordcarolina 128. Die Opferstätte der Wahjatch-Gebirges 128. Aechtmathesien europäischer Singvögel in Oregon 158. Der Außenhandel der Vereinigten Staaten 159. Die Bierproduktion der Vereinigten Staaten 159. Wappenzähne als Zahlungsmittel bei den Indianern 207. Perlmuschelu in Wisconsin 207. Die Besiedelung der Sioux-Reservation 208. Die Timne-Indianer 270. Die Vulkan-Eruptionen des Yellowstone-Parks 272. Die Handelspolitik der Union gegenüber den Märkten des spanischen Amerika 272.

Mexiko. F. Schwatka über nordmexikanische Höhlenbewohner 96.

Mittelamerika und Westindien. Goldsworthy's Expedition nach dem Corcomb-Gebirge 128.

Südamerika.

Venezuela. Graf G. Strobell's Reise am Orinoko und Rio Negro 48.

Guyana. H. Goudreau's Reise in Ober-Guyana 64. Dr. Tye über Niederländisch-Guyana 384.

Brasilien. Dr. Paul Ehrenreich's Reise vom Paraguay zum Amazonas 336. Die wirthschaftlichen Verhältnisse Brasiliens 384.

Paraguay. Der Handel von Paraguay 304.

Argentinien. Der Bau der argentinischen Andeubahn 159. Die argentinische Einwanderung 256.

Chile. Ein unterseeisches Kabel nach der Magellan-Straße 48. Durchbohrte Steine in Chile. Von Prof. Fr. Nagel 110. Die Bevölkerung Chiles 206. Die mittlere Temperatur von Santiago de Chile 336.

Peru und Bolivia. Dr. Alfred Hettner's neue südamerikanische Reise 156. A. de la Riviere's Reise nach dem Rio Tipuani 256.

Australien und Polynesien.

Die Bevölkerung der australischen Kolonien 112.

Festland. J. Bogan's Expedition in das Innere von O.-Australien 48. Ein Steinzeitlager im Hunter-River-Distrikte 48. A. Wilson's Expedition in Queensland 112. Mineralvorkommen in West-Australien 144. Ernest Favenc über das Curlgebiet des Gascoyne und Ashburton 160. Die Queensländer Goldproduktion 160. Braunkohlenlager in Victoria 160. Neue Goldfundstätten in Süd- und West-Australien 240. Wirthschaftlicher Rückgang Tasmaniens 240. H. Tietken's erster Bericht über seine centralaustralische Expedition 256. Die Bevölkerungskolonien Australiens. Von H. Greffrath 366. Die Statistik der Selbstmorde in den australischen Kolonien 368.

Neuguinea. Mr. Gregor's Besteigung der Owen-Stanley-Kette 96. Die Küste von Kaiser-Wilhelmsland 205. A. C. Haddon's Erforschung der Inseln in der Torres-Straße 368.

Salomons-Inseln. Sängethiere der Salomons-Inseln 208.

Neuseeland. Eine neuseeländische Schlange 112.

Sandwich-Inseln. Neue Feuerseen am Kilauea 159.

Andere Inselgruppen. Englische Annexionen in der Phönix- und Union-Gruppe 159. Eine Flutwelle auf Tonga 159. Annexion der Humphrey- und Nierson-Insel durch die Engländer 208. Der Handel Tahitis 368.

Digitized by Google

Ozeane und ozeanische Inseln.

Die Schafzucht der Falklands-Inseln 16. Die deutsche Plankton-Expedition 175. 336. Die Landschneckenfauna der Bermudas 256. Fol's Versuche über das Licht im Meere 336.

Polarregionen.

F. Nansen's Rückkehr aus Grönland 16. Projektirte Expedition Nansen's nach Franz-Josephs-Land 16. Die dänische Grönlandsforschung 160. Dr. Walther's und Dr. Rükenthal's Polarfahrt 191.

Allgemeines.

Zur Volksgeschichte der Juden 30. M. Lombard über die Urheimath des Menschengeschlechts 32. Die schnellsten Fahrten zwischen Europa und Nordamerika 32.

Die 62. deutsche Naturforscher-Versammlung 48. Die Verhandlungen des Wiener Anthropologen-Kongresses 142. Die Vorträge in der anthropologischen Abtheilung der 62. Naturforscher-Versammlung 144. Mittheilungen über Neuguinea 157. Veröffentlichungen der Finländischen Geographischen Gesellschaft 158. Die Bedeutung der britischen Kolonien für ihr Mutterland 160. Die Zahl der Mello-Pflzer 160. Ein amerikanisch-australisches Kabelprojekt 208. Geographische und ethnologische Vorträge in der Britischen Naturforscher-Versammlung 224. A. de Quatrefages über den Ursprung und die Verbreitung der Menschenrassen 240. Eine schnelle Fahrt zwischen Tasmanien und Kapstadt 240. Verlustziffer der englischen Kriegs- und Handelsflotte 240. Ueber die Anthropophagie bei den Golumes. Von Prof. Dr. M. Kitschoff 302. G. Le Bon über den Einfluß der Europäer auf die eingeborenen Bevölkerungen der Kolonien 319. Eine Dampferlinie zwischen Milford-haven und New-York 320. Eine russische ethnographische Zeitschrift 367.

Deutsche Schutzgebiete.

Die Expeditionen Wolf und Klinger in Togo-Land 16. Dr. Hans Meyer's neue Reise 32. 319. Hauptmann Kund über seine Reise in Kamerun 80. C. v. Frangois' Reise in Togo-Land 96. Hauptmann Fonquet's Exkursion nach Sudow 111. Dr. Jintgraff's Expedition in dem Kamerunер Hinterlande 111. 223. 335. Der Tod des Lieutenants Tappenbeck 128. Die Küste von Kaiser-Wilhelmsland 205. Kund's und Morgen's Reise nach Kamerun 207. Die Annexion der ostafrikanischen Küste im Norden von Witu 304. H. Wißmann über die Bedeutung von Mpuapua 349.

3. Bücherschau.

O. B. L. Anderlind, Die Landwirthschaft in Egypten 320. Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung 384. J. Becker, Zur Deutung urzeitlicher Ueberlieferung 112. C. Böttger, Aus Griechenland und Kleinasien mitgebrachte Vertreter der Landschneckengattung Clausilia 48. C. Brecklo, Die Warten und ihre alten heidnischen Besitzer 128. Annie Brassey's letzte Fahrt an Bord des Sunbeam 144. A. Burdo, Am Niger und Benuë 272. W. C. Burton's M?G der modernen Photographie 320. Dondorff, Das hellenische Land 272. G. Engler, Kolonialeis 144. C. Frenzel und G. Wende, Deutschlands Kolonien 80. Rich. Garbe, Indische Reiseskizzen 112. C. Hammer, Kulturreligion und Weltzeit 368. Handke's Generalkarten 336. J. M. Hinterwaldner, Wegweiser für Naturaliensammler 304. C. Hübner's Geographisch-statistische Tabellen 160. F. v. Kraus, Die deutsche Besitzung der östlichen Alpenländer 96. C. J. M. Krukenberg, Die Durchkuthung des Isthmus von Suez 320. L. Lewin, Ueber Areca Catechu, Chavica Betle und das Betelkauen 64. H. Marchhoff, Hofmarkt und Gemeinde Nordwestfalens 176. H. Poerlow, Bilder und Träume aus Spanien 336. Ph. Paulitschke, Harar 224. A. Penck, Thrarien über das Gleichgewicht der Erdkruste 256. A. Penck, Ziele der Erdkunde in Oesterreich 112. F. Ratzel, Frommann's Taschenbuch für zukünftende 128. J. Rethwitsch, Die Deutschen im Auslande 48. Ed. Richter, Die Gletscher der Ostalpen 208. A. v. Schad, Geschichte der Normannen in Sizilien 160. J. Silvestre, L'empire d'Annam 160. Sydow-Wagner's methodischer Schulatlas 16. K. Walcker, Grundriß der Statistik der Staatenkunde 320. Europäische Wanderbilder 192. G. H. Weichmann, Atlas der Geschichte Hamburgs 384. Hermann Wißmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika 32. A. Woeikof, Der Einfluß einer Schneedecke 288.

4. Illustrationen.

Europa.

Das Bett der Zunge des Gosauer Gletschers 34.
Briançon von Südwesten 228.
Briançon von Nordwesten 229.
Grenoble (Bastille und Fort Rabot) 248.
Grenoble und die Kette der Belledonne 249.
Ein Steinhammer aus Nürnberg 302.

Asien.

Java.

Ein javanisches Dorf 8.
Eingeborener javanischer Fürst 9.
Typus eines javanischen Hauses 24.
Javanische Frauen 25.

Indien.

Ansicht des Pârasnâth-Berges 116.
Der Haupttempel der Tschains auf dem Berge Pârasnâth 136.
Der heilige Fußeindruck des Pârswanâtha 137.

China.

Der Jangtsekiang bei Wutschang-fu 182.
Das Thal des oberen Jangtsekiang 183.
Jangtsekiang-Schlucht unterhalb Kweitschan-fu 184.
Chinesischer Windgöpel 346.

Ländliches Wirthshaus am Peiho 347.
Die mittlere Mauer in Peking 361.
Theil des Sommerpalastes Yuen-Ming-Yuen 363.
Die Insel Honglong 375.
Kaufhäuser in Victoria 377.

Japan.

Akagami 261.
Der Fusiyan 263.
Dschinrikische-Fahrt 283.
Die Tempel von Nikko 284.
Nara 297.
Die Schiba-Tempel in Tokio 299.

Türkisch-Asien.

Die Befestigungen von Sinope 265.
Die Stätte des Mithridates-Palastes 265.
Die Said-Bellal-Moschee 266.
Gesammtansicht von Sinope 267.

Afrika.

Galla- und Somali-Land.

Somâl-Ansiedelung 2.
Der Ugâs der Issa-Somâl 4.
Europäische Waarenläden an der Somâl-Küste 5.
Landschaftsbild aus dem Role-Galla-Gebiete 18.
Der See Haramâja im Galla-Gebiete 19.
Galla-Gehöft 21.

Galla-Jünglinge 38.
Galla-Mädchen 39.
Galla-Hütte 141.
Harari-Frauen 66.
Kaffee-Garten von Harar 68.

Portugiesisch-Oberguinea.

Der Rio Grande 51.
Faktorei zu Bolama 52.
Träger- und Fährertypen aus Bolama 53.
Der Ortsvorsteher von Dandum 54.
Junges Fulah-Mädchen 55.
Dandum 56.

Kanarische Inseln.

Orotava 166.
Die Fumarolenthätigkeit des Pik von Teneriffa 167.
Der Pik von Teneriffa 168.
Der Drachenbaum von Jrob 169.
Las Palmas 170.

Algerien.

Oran und seine Hafenbucht 311.
Dorf der Ulad-Fadel 312.
Dorf der Ulad-Daud 312.
Trara-Dorf 312.
Trara-Familie 314.
Berberfrauen an einer Quelle 315.
Berbermädchen aus dem Trara-Lande 316.
Berbermädchen aus Oran 325.
Die Schlucht von Sfyan 326.

Digitized by Google

Ain-Kebira 327.
Das Thal von Mula-Baghdedd 328.
Sidi-Sfyan und Oued Rached 328.
Ein Heiligenfest der Berber 329.
Ansicht von Tlemcen und seine Umgebung 342.
Schule in Tlemcen 343.
Eine Fuhrt der Tafna 344.
Nedroma 358.
Die Ruinen von Honein 359.
Alte Wachtthürme bei Honein 359.

Nordamerika.

Mexiko.

Der Ixtaccihuatl 131.
Alamosgruppe und Kanal bei Aguascalientes 132.
Queretaro und Kaiser Maximilian's Grab 133.
Die Kathedrale der Stadt Mexiko 242.
La Sagraria 243.
Indianische Weiber und Kinder in Mexiko 244.
Das Innere eines mexikanischen Hauses 245.
Eine Straße in Mexiko 246.
Ein mexikanischer Wasserträger am Aquaedukt 292.
Ein mexikanischer Topfhändler 293.
Das Schloß Chapultepec 294.
Die Ebene von Mexiko 373.
Die Stadt Mexiko und ihre Gebirgsumrahmung 372.

Südamerika.

Venezuela.

Las Bonitas 71.
Rancho bei Bari 71.
Mariche-Palmengruppe in den Llanos 72.
Der Orinoko bei Caicara 73.
Aufbruch nach dem Caura 88.
Arigua-Indianer 89.
Hato des Generals Crespo 89.
Canoa-Fest der Arebatos 90.
Floßfahrt auf dem Caura 91.
Die Llanos des Apure 100.
Conuco eines Indianers 100.
Ein Schildkrötenheer auf dem Marsche 101.
Yaruro-Indianer 102.
Palanca- und Espilla-Schiffahrt 197.
Quivas 198.
Inschrift des Cerro Pintado 199.
Piaroa-Indianer 199.
Der Zusammenfluß des Atabapo und Guaviare 200.
Der Raudal von Maipure 200.
San Fernando de Atabapo 212.
Der Cerro Yapacana 213.
Der Oberhäuptling Aramara und seine Familie 213.
Maquiritares 214.
Piaroa-Hütte 215.
Maquiritares-Hütte 216.
Ein Gamera-Lager 217.
La Esmeralda 232.
Uferwald am oberen Orinoko 232.
Indianer-Fußsteg über den Orinoko 233.
Guaharibo-Hütten 234.
Hütte am Gabirima 235.
Die Silla de Carácas 278.
Die Hacienda La Floresta 279.
Wasserfall am Fuße der Silla 280.

Australien und Polynesien.

Queensland.

Queensländer Krieger 119.
Eingeborene vom Herbert-River 120.
Honigernte in Queensland 121.
Im Queensländer Aguacate-Walde 123.
Im Lagunenthale des oberen Burdekin River 150.
Jabbi 151.
Flughörnchen 151.
Queensländer Farren-Vegetation 152.
Jarri 152.
Queensländer Schlangenplage 153.
Flaschenbäume 154.

Neuguinea.

Tänze der Papuas 87.

Neu-Seeland.

Der Healthcote-Fluß und seine Phormium-Ufer 104.
Das Waimakariri-Thal 178.
Die Otira-Schlucht 180.

Allgemeines.

Bau eines Atolls nach Darwin 306.
Bau eines Atolls nach Murray 307. 309.

5. Karten und Profile.

Das Land zwischen Rio Nunez und Rio Grande 50.
Hypsometrisches Profil der mexikanischen Republik zwischen Tuxpan und Zacatula 130.
Uebersichtskarte des Uélle-Gebietes 164.
Kartenskizze des oberen Orinoko 196.
Frankreichs Alpengrenze 227.
Der Gebirgsstock des Trara-Landes 357.
Hypsometrisches Profil des Plateaus von Anahuac und seiner Seen 370.

Mitarbeiter-Verzeichniß.

(Soweit sich dieselben genannt haben.)

P. Asmussen 105. 337.
Prof. A. Ceyp 330.
G. Coordes 250. 268.
Dr. Emil Deckert 129. 241. 291. 369.
Dr. G. Diercks 310. 324. 341.
Dr. Erich v. Drygalski 144.
Prof. Dr. Ottokar Feistmantel 113. 134.
Joh. Flemming 27. 92.
J. v. Goerne 97. 257.
Arthur Herzog 277.
Dr. Friedrich Hirth 209. 236.
Prof. Dr. A. Kirchhoff 302.
Dr. W. Kobelt 46. 78.
Ph. Lehzen 260. 281. 296. 345. 360. 373.
Dr. R. v. Lendenfeld 103. 177. 305.
Heinrich Martens 57. 74.
Prof. Dr. F. Marthe 15.
Dr. C. Mehlis 301.
Emil Metzger 6. 22. 42.
Chr. Nusser 124. 140. 172. 188.
Dr. A. Oppel 201. 321. 350.
Prof. Dr. J. Partsch 33. 225. 247.
Prof. Dr. Philipp Paulitschke 1. 17. 36. 65.
Prof. Dr. R. A. Philippi 207.
Prof. Dr. Friedrich Ratzel 110.
Dr. O. Schellang 81.
H. Seidel 31. 161. 185.
N. v. Seidlitz 155. 333.
Dr. R. Sieger 273.
Dr. H. Töppen 193. 289.
E. H. Wichmann 218.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Kulturbilder aus den Somál- und Gallaländern von Harar.

Von Prof. Dr. Philipp Paulitschke.

I. Die westlichen Somál und deren Gebiet.

(Mit drei Abbildungen.)

Die afrikanischen Gestadeländer am Golfe von Aden sind, weil an einer der ersten Weltverkehrsbahnen gelegen, in vielfacher Beziehung wegen ihrer physischen Beschaffenheit, Bevölkerung und der eigenthümlichen Kulturverhältnisse bemerkenswerth. Sie zählen zu dem „unerforschten Horn Afrikas", das hinausragt in den Ozean und mit den Herzen des Kontinents in näheren Beziehungen nicht zu stehen scheint. In grauer Vergangenheit spielte indessen die Somálküste in dem wirthschaftlichen und Kulturleben der Völker des Rothen Meeres eine hervorragende Rolle, und selbst zur Zeit, als die Hochfluth des Islám über Ostafrika sich ergoß, scheint die Somálküste eine ähnliche Bedeutung als Refugium für religiöse Dissidenten gehabt zu haben, wie die Suahelí-Küste. Das ehemals daselbst verbreitete Christenthum wich zwar sehr schnell der Lehre des Propheten, allein vor der Auffindung des Seewegs nach Ostindien und kurze Zeit nach diesem großartigen Ereignisse hatten die Städte der nördlichen Somálküste eine hervorragende Bedeutung, und es kostete z. B. den Portugiesen bei Verfolgung der Aufgabe, dem arabisch-chinesischen Handel durch das Rothe Meer ein Ende zu machen, gar gewaltige Anstrengungen, Zeila in Asche zu legen. Ueberreste der außergewöhnlich starken Befestigung dieser Stadt, Bruchstücke von Waffen und Geschossen, die ich selbst an Ort und Stelle gesehen und untersucht habe, beweisen indirekt die Großartigkeit seiner Bedeutung, die hervorragende Kraft seiner Bewohner, wie nicht minder den Reichthum der letzteren, der ausgedehnten Schutzes bedurft hatte.

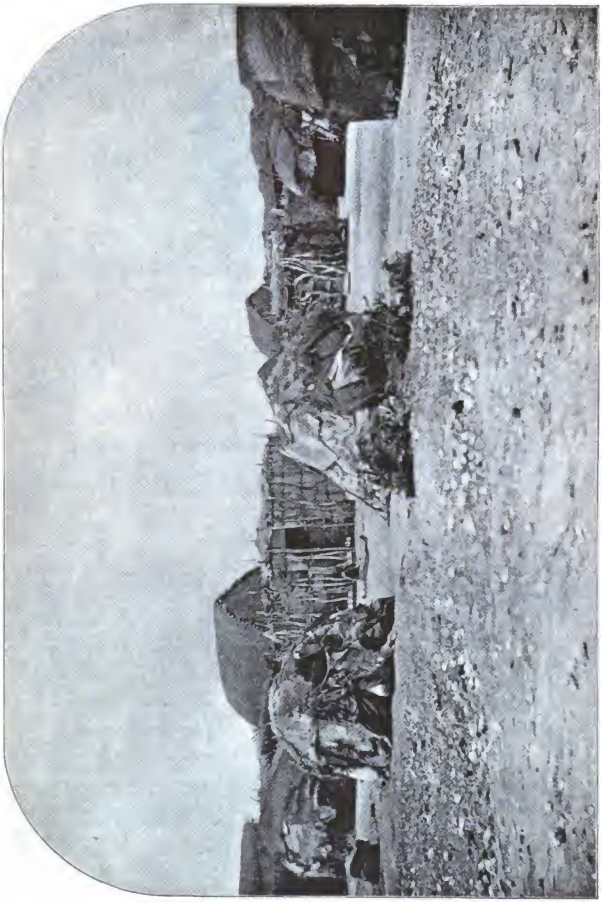
Die Leistungen der Dampfkraft haben wie anderwärts auf dem Erdball auch hier ein bedeutendes Land aus dem Gesichtskreise der europäischen Kulturvölker in den Hintergrund gedrängt. Noch in den vierziger Jahren dieses Säculums galt die Somálküste lediglich als Heimath berüchtigter Räuber, die im Geruche der Anthropophagie standen, diese wohl auch ab und zu ausgeübt haben mögen. Mit der Occupation Adens durch die Engländer gewann der Handel der Somálküste Bedeutung für das „Gibraltar des Ostens". Forschungsreisen begannen an derselben, Vermessungen und Aufnahmen der Küsten, und nach der Eröffnung des Suezkanals spann die ägyptische Eroberungspolitik bis hierher ihre Netze. Dieser letzteren galt die Ausbeutung der reichen Hinterlande der Somálküste, welche von den Dromo oder Galla bewohnt werden, als Endzweck, möglicherweise auch die Schaffung einer Etape auf dem Marsche an die Küste nach Zanzibar, auf welche der Chedív Ismaíl bei seinen Eroberungsplänen ein Auge geworfen hatte, und die erst in allerjüngster Zeit von Deutschland und England in kolonisatorischer Beziehung näher gewürdigt wurde.

Ueber meine Studien und Forschungen in diesem Theile Ostafrikas habe ich an anderer Stelle berichtet[1]). Es

[1]) Vergl.: Die geographische Erforschung der Adál-Länder und Harar's in Ostafrika" (Leipzig, 1884); „Beiträge zur Ethnographie und Anthropologie der Somal, Galla und Harari

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA



Somâl: Ansiedelung.

Digitized by Google

Es verlohnt aber der Mühe, noch ein paar Kulturskizzen zu entwerfen, welche ein Streiflicht auf die Verhältnisse und Zustände in den Somál- und Gallaländern Afrikas zu werfen geeignet sind, die sich um die alte äthiopische Metropole von Harar gruppieren. Mir schwebte bei der Abfassung dieser Zeilen namentlich vor, Einzelheiten aus dem Volksleben, soweit ich dasselbe zu beobachten Gelegenheit gehabt, zu schildern, weil sich ap solchen am besten ein Kulturbild entwerfen läßt, und weil diese am besten die Unterschiede und Differenzen zwischen den Nordostafrikanern und Angehörigen anderer Kulturkreise darthun.

Das westliche und nördliche Somál-Land wird von den Issa (Isa), Gadábursi („Leuten der Berge") und Habr Awál, drei mächtigen Somál-Stämmen, bewohnt, denen sich im Süden des Gadábursi-Landes noch eine Reihe kleinerer anschließt mit nur geringer Volkszahl und ohne Einfluß auf das politische, nationale und materielle Leben der übrigen. Sie sind sämmtlich Nomaden im wahrsten Sinne des Wortes, die ihre Heerden keineswegs im regellosen Zuge durch die jedem der Stämme zugehörige, genau abgegrenzte Landschaft treiben, sondern ein gewisses Prioritäts- und Eigenthumsrecht gegenseitig respektirend, die Weideplätze nach einem gewissen Turnus abweiden lassen. Die Issa sind der materiell am schlechtesten gestellte dieser Somálstämme und besitzen keine Pferdezucht, während letztere bei den Habr Awál in Blüthe steht. Die Issa sind, wenn man so sagen darf, das im Naturzustande noch am reinsten vorhandene Volk, von seltener Gesundheit, Lebenskraft, Sittenstrenge, aber auch von ausgesprochener, leider oft dokumentirter Grausamkeit und Wildheit. Die Männer (durchaus über Mittelgröße) sind an dem eckigen Kopfe und den spitzen Kinnbärten von anderen Somál leicht zu unterscheiden. Die Habr Awál, große hagere Gestalten von sehr dunkler Hautfarbe, sind gewandte Reiter und geborene Händler, denen man als Kaufleuten gar oft begegnet. Aus dem friedlichen Volk der Gadábursi sind in den letzten Jahren, seit die Harar-Handels-Straße eine andere Richtung genommen hat, kühne Räuber geworden. Wohl mag sie auch die zunehmende Verjumpfung der früher fruchtbar und wohlangebaut gewesenen Thäler und Marschen in ihren Lande der anstätten Lebensweise zugeführt haben. Das Volk der Habr Awál darf so recht als ein Mittelsvolk in dem Sinne aufgefaßt werden, daß bemselben der Vertrieb der an die Küste geschafften Güter aus dem Innern der Somál-Halbinsel (Ogaden) zufällt. Die kleineren Somál-Stämme in den bergigen Distrikten von Harar sind Ackerbauer geworden und pflegen eine sehr entwickelte Pferdezucht. Angehörige der einzelnen angeführten Stämme leben in den festen Plätzen der Küste (Zeila, Bulhár, Berbera, Dschalessa) und betreiben, wofern ein Theil der Jahreszeit ihnen dies naturgemäß gestattet, eine kleine Industrie von Karawanenbedürfnissen, auch wohl Fischerei oder verdingen sich als Lohndiener.

Im ganzen Lande der nördlichen und westlichen Somál giebt es nur sehr wenige feste Plätze und eigentlich permanente Lager, und selbst die Küstenplätze wie Zeila oder Berbera wechseln unablässig an Umfang, je nachdem gerade viele Karawanen vorhanden sind oder nicht. Sonst haust jede Somál-Familie (meist ein Haushtand aus fünf bis sechs Personen bestehend) in sogenannten Gurgi oder Zelten, die regellos an einander gereiht werden und aus der Nähe ein Bild nachlässigster Wohn- und Bauanlagen bieten (S. Abbildung 1). Das Aeußere der bienenkorbartigen Gurgi ist über und über mit Fetzen bedeckt und starrt von Schmutz. Blickt man auf eine solche Somál-Ansiedelung, so drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, daß Menschen, die da wohnen wollen, wohl kaum das Bedürfniß nach einer Wohnung haben mögen, und dies ist in der That so, denn die Verrichtungen einer Somál-Familie vollziehen sich außerhalb der Wohnräume, und selbst dem Schlafe giebt man sich nur in der nassen Zeit innerhalb der Gurgi hin. Am meisten setzt und in Erstaunen, wie da innerhalb des Chaos von Matten, Fellen, Stroh- und Lauberkleidungen so sicher mit dem Feuer hantirt wird, denn ein einziger Funke vermöchte in wenigen Minuten solch ein Somál-Dorf in ein Flammenmeer zu verwandeln. Erstaunlich ist ebenso die Raschheit, mit welcher die Behausungen der Somál aufgebaut und abgebrochen werden. Ein Gurgi-Komplex von 20 000 bis 40 000 Einwohnern ist in zwei Stunden vollkommen abgebrochen und auf Kameleu verladen, und kaum in den nächsten $1^1/_2$ Stunden wiederum an einem anderen Platze errichtet sein. Die Gassen und Gäßchen, die eine solche Anlage durchziehen, sind meist nach der Windrichtung laufend, so daß trotz des penetranten Geruches nach Butter, von allen Gebrauchsgegenständen, die der Somáli hat, und der auch von seinem Haupthaar und seiner Haut ausströmt, die Quartiere bei dem Umstande, daß die Luft alle Zugen einer Somál-Behausung durchzieht, nicht übelriechend oder ungesund genannt zu werden verdienen. Das Vieh wird außerhalb der Siedelplätze von der Jugend in Gruppen geweidet und gemolken. Es besteht aus Heerden des Fettschwanzschafes sowie aus Zebus und Kameleu.

Der Somáli ist Schaffste — der lauste Moslem den es geben kann. Er lebt zumeist in Monogamie; nur reiche Leute haben zwei oder mehr Frauen. Die Familien sind nicht zahlreich. Der Familienvater ist Autokrat über seine Leute, die sich willig unterordnen. Das Weib, sowie die weiblichen Angehörigen der Familie überhaupt, sind die Verrichter physischer Arbeitsleistung. Der Mann und die erwachsenen männlichen Mitglieder der Familie spielen die Herren, d. h. sie arbeiten nur soweit mit, als dies der behagliche Genuß des Lebens erfordert. Dagegen obliegt ihnen die Bekämpfung der Feinde und Räuber. Es ist nicht zu leugnen, daß an dem Somáli, wenn man ihn beobachtet, auf den ersten Blick eine Dosis von Muth auffällt. Man würde fehl gehen, wollte man daraus einen Schluß auf jene Tugend machen, die wir Tapferkeit nennen. Die Somáli sind nur muthig und stark im Angriff, also mehr kühn oder tollkühn, besitzen aber wenig Beharrlichkeit. Was mir an Beharrlichkeit an ihnen schätzen, ist lediglich Ausfluß ihrer großen Abhärtung und Andauer bei Verrichtung von physischen Arbeiten. Mir fällt es daher auf, daß z. B. Stanley und Wißmann bei ihren Truppen-Engagements die Somál den Subán-Negern vorzuziehen scheinen. Wenn das selbstbewußte muthige Auftreten eine Rolle spielt, dann ist dies am Platze. Tapferkeit als ethische Tugend kennen die Somál nicht, und wahre Lebensverachtung vor dem Feinde findet man nach meiner Ansicht nur, wofern sich dieselbe mit Berechnung für schlaue Erhaltung des Lebens verbinden läßt.

Die Hausstände gruppiren sich zu größeren Unterabtheilungen des Stammes, und an der Spitze eines solchen steht der Ugás oder Sultán. Unter der Person des Ugás denke man sich keineswegs einen Fürsten in unserem Sinne, nämlich eine Persönlichkeit mit dem Ansehen eines Fürsten und fürstlicher Hofhaltung. Loyalität gegenüber dem Ugás zeichnet zwar jeden Somáli aus, allein man folgt doch nur sehr unwillig dessen Anordnungen. Ich habe wiederholt gesehen, wie der Ugás der Issa Somál mit seinen Unterthanen längeren Wortwechsel führte, ohne seinen Willen durchsetzen zu können, ferner wie er einmal eine schandsüchtige, zudringliche Menge wiederholt zurückwies, ohne daß

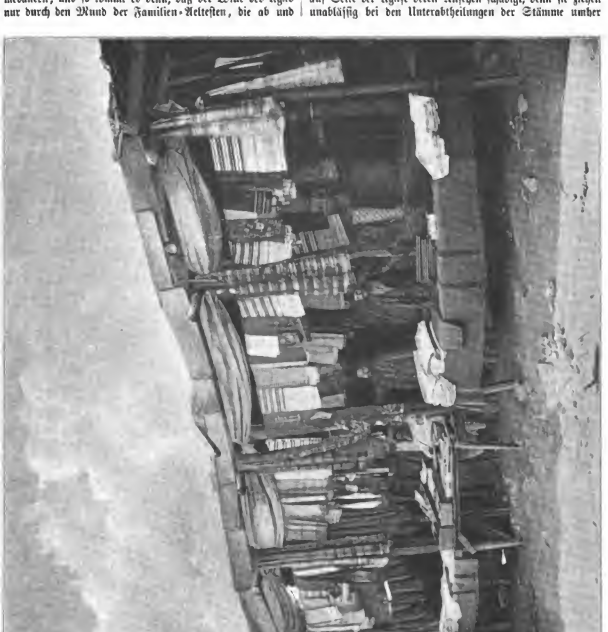
(Leipzig, 1886); und „Harar. Forschungsreise in die Somál- und Galla-Länder Ostafrikas" (Leipzig, 1888).

Digitized by Google

Der Ugás der Eíssa-Somál und einer seiner Verwandten.

Digitized by Google

auch nur einer von den Leuten ſeinen Anordnungen gehorcht hätte. Der religiöſe Nimbus, mit dem ſich die Ugáſe umgeben, verfängt ſchon lange nicht bei den ſtauen Mohamedanern, und ſo kommt es denn, daß der Wille des Ugás nur durch den Mund der Familien-Aelteſten, die ab und zu von einzelnen Stämmen ſtändig um die Perſon des Ugás ſich befinden, bei den Unterthanen eine Beachtung findet. Mich bedünkt auch, daß der Mangel an Subſiſtenzmitteln auf Seite der Ugáſe deren Anſehen ſchädigt, denn ſie ziehen unabläſſig bei den Unterabtheilungen der Stämme umher



Europäiſche Baracken an der Somál-Küſte.

und erbetteln ſich den materiellen Unterhalt. Die Somál haben nämlich die Verpflichtung, den Fürſten zu bewirthen, wenn er unter ihnen erſcheint. Zur Zeit der ägyptiſchen Herrſchaft am Golf von Aden hatten es ſich die Ugáſe zur ſüßen Gewohnheit gemacht, von Penſionen, die der Chedive zahlte, zu leben. Sie trugen auch Purpurgewänder, die ihnen Ismail Paſcha geſchenkt hatte, und hatten dieſelben in beſtem Zuſtande, wie ich mich überzeugt habe. Als dann engliſcher Einfluß an Stelle des ägyptiſchen trat und die Subſidien ausblieben, drohten die Ugáſe mit der Kündigung

Digitized by Google

der Freundschaft, ohne indessen die Briten einschüchtern zu können. Man sandte zwar hie und da ein Säckchen Rupien oder einen Birminghamer Säbel, mitunter auch eine oder die andere Taschenuhr an hervorragende Somâl, aber sonst beschränkte man sich wenig um die schwarzen Herren. Ihre Intervention ist nur dann von nöthen, wenn man Lastkameele bedarf oder Fehden auf billige Art und ohne Opfer schlichten will. Die englischen Offiziere behandeln die Ugâs mit Auszeichnung nur dann, wenn sie bei den Eingeborenen etwas durchzusetzen beabsichtigen.

Der Ugâs zeigt sich selten an der Meeresküste; jener der Habr Auâl soll beständig auf der Route Bulhâr-Zeila unterwegs sein, wohl nur darum, weil es da, wegen des Passierens vieler Karawanen gegen diese beiden Küstenpunkte hin, allzeit viel Tribut und Spenden zu sammeln giebt. Ein Objekt der Aufbesserung bildet für den Ugâs auch der Europäer, der es sich in den Sinn kommen läßt, sich in das Binnenland zu begeben. Die Betteleien nehmen, wenn es das Unglück haben will, daß man mit dem Ugâs zusammentrifft, kein Ende, besonders die Klagen, daß alles so theuer sei und der Ugâs so viele Leute zu erhalten habe. Ugâs Robe der Eissa-Somâl schenkte uns einmal lediglich nur darum einen Ochsen, weil er wußte, daß das Gegengeschenk in Maria-Theresia-Thalern, und doppelt so hoch, wenn nicht dreifach so hoch ausfallen müsse, als der Werth des Schlachtthieres war.

Der Europäer an der Somâl-Küste ist einfacher Klein-Krämer, dessen beste Absatzartikel Datteln und Reis sind, vielleicht auch etwas Mehl oder Holz. Als Harar sich noch im ägyptischen Besitze befand, spielten Konserven für die Truppen eine wichtige Rolle. Der Somâli als solcher kommt mit dem Europäer gar selten in Berührung, denn die Tauschwaare des Naturjohnes legen Unterhändler in europäische Hände, von denen viele hohe Routine und Schlauheit besitzen und den Karawanen oft tagelang entgegenreisen, um die Waaren aus erster Hand zu erhalten und sich den Preis selbst machen zu können. Dies gilt von Straußenfedern, Häuten und Kleinvieh am meisten, weil davon immer ziemlich viel für Aden bedurft wird, und die erwünschte Weiterabgabe sofort erfolgen kann. Europäische Händler (zumeist Griechen) und indische Banianen besorgen den Kleinhandel. Ihr Waarenlager ist in Zeila und Berbera z. B. nur für die ortsansässige Bevölkerung berechnet und gehört vorwiegend der Cotounade an (S. Abbildung 3). Größere europäische Häuser aus Aden sammeln gegenwärtig mit Vorliebe Gummi und werfen Baumwollenstoffe nebst Nahrungsmitteln auf den Markt. Ein Austausch von Produkten des Bodenbaues beziehungsweise ist nur auf Durra und Kaffee aus den Galla-Ländern, weil unter den Somâl nur äußerst wenig Ackerbau betrieben wird.

Für die europäische Kultur hat das Somâlgebiet nur insofern Werth, als man mit den Bewohnern desselben Handel treiben kann. Hier sind nur Handelskolonien denkbar, und das Verhältniß kann sich niemals ändern. Bei der bekannten Hazardlust arabischer Händler können z. B. in Zeila und Berbera solide Europäer mit Vortheil konkurrieren. Gerade der Umstand, daß eine mehrmalige Dampferverbindung Zeilas und Berberas mit Aden naturgemäß den kommerziellen Austausch befördert, wird aber für stabile Niederlassung von Europäern Schwierigkeiten bereiten, weil dann die Agenten der großen Häuser von Aden die Plätze ohnedies häufig genug erreichen und die Unterhaltung von Depositorien überflüssig wird, während der angesiedelte Handelsmann ohne solche nicht bestehen kann. Die Sorge um Hintanhaltung von Fehden unter den Somâl ist der wichtigste Faktor für die Prosperität der Handelsplätze an der Küste, dieser Ueberzeugung sei hier Ausdruck verliehen. Eine auch nur unbedeutende Fehde unter den eingeborenen Stämmen verhindert die Circulation der Karawanen und beraubt die Hafenplätze des Waarenzuflusses oder ruinirt, um es mit anderen Worten zu sagen, die Märkte.

Herrscher und Beherrschte auf Java.

Von Emil Metzger.

(Mit zwei Abbildungen.)

Man erwarte in den folgenden Zeilen keine ethnographische Uebersicht über die verschiedenen Rassen zu finden, welche man auf Java antrifft; ich beabsichtige nur das politisch-soziale Verhältniß der Herrscher zu den Beherrschten zur Sprache zu bringen, und zu untersuchen, wie sich dasselbe gegenwärtig gestaltet hat, dann aber namentlich die Stellung, welche die aus beiden hervorgegangene Mischrasse einnimmt, näher zu betrachten.

Wenige einleitende Worte werden zur Orientirung des Lesers genügen.

Das mächtige Kolonialreich, welches die Niederländer in Ost-Indien geschaffen, wird sehr verschieden beurtheilt; je nach dem Standpunkte, von welchem man dasselbe betrachtet, mögen von einander abweichende Meinungen berechtigt sein, in einem Punkte aber werden alle übereinstimmen, nämlich in der Bewunderung der Thatsache, daß mit unverhältnißmäßig geringen Mitteln ein Reich geschaffen und behauptet worden ist, welches sich nicht nur räumlich weit ausdehnt und Millionen und Millionen von Bewohnern zählt, sondern auch unberechenbare Vortheile geliefert hat und noch liefert. Die Mehrzahl derjenigen, welche sich eingehender mit der Geschichte der Entwickelung dieser Besitzungen beschäftigt haben, werden wahrscheinlich mit mir zu der Auffassung gekommen sein, daß der größte Theil des von den Niederländern erreichten Erfolges eigentlich auf einen einzigen Umstand zurückgeführt werden muß: sie haben es verstanden, die Häuptlinge der halbwilden Stämme, ebensowohl wie die Fürsten und Großen der schon bestehenden Staaten, an ihr Interesse zu binden, so daß sie durch dieselben auf das Volk zu wirken und dasselbe zu beherrschen im Stande waren.

Dadurch haben sie es im allgemeinen vermieden, mit roher, ungeschickter Hand in schon bestehende Zustände einzugreifen; sie haben die Veränderungen, welche sie für nöthig oder nützlich hielten, zu veranlassen gewußt, aber die Ausführung derjenigen Macht überlassen, an welche das Volk gewöhnt war.

So ist die Kolonie gewaltig gewachsen. Es konnte jedoch im allgemeinen nicht ausbleiben, daß der niederländischen Herrschaft beinahe nothwendigerweise manche Züge aufgeprägt wurden, welche an asiatische Zustände erinnerten und der europäischen Auffassung vieles in ungünstigem Lichte er-

Digitized by Google

scheinen lassen mußten; daher entwickelte sich auch in Holland die Neigung, hierin Abänderung zu bringen und den Eingeborenen, soweit man es vermochte, die Segnungen einer durchaus europäischen, direkt ausgeübten Herrschaft zu theil werden zu lassen. Man brach mit der Vergangenheit; man suchte vieles, was den Gedanken von asiatischer Herrschaft erwecken konnte, zu entfernen, europäische Regierungs-Grundsätze auf die Regierung der Eingeborenen zu übertragen, sie möglichst unter europäische Leitung zu stellen und die Häuptlinge zu dem zu machen, was sie dem Namen nach schon lange waren: zu Beamten im Dienst einer fremden Regierung. Hieran schloß sich eine ansehnliche Ausbreitung des europäischen Elementes, die theils ein Mittel war, um die angedeuteten Grundsätze zur Ausführung bringen zu können, theils sich als eine nothwendige Folge der genommenen Maßregeln von selbst ergab. Vollständig durchgeführt ist dies neue System noch nicht, aber es besteht schon lange genug, um seine Wirkungen beobachten und beurtheilen zu können. Wenn man jedoch die heute in Indien herrschenden Zustände mit den früheren vergleicht, muß man sich sehr hüten, die Veränderungen, welche stattgefunden, ausschließlich als eine Folge des Systemwechsels zu betrachten; die ganze Welt hat eben in den letzten 30 oder 40 Jahren große Fortschritte gemacht und Indonesien, welches vorher wie ein geschlossenes Buch war, über welches manchmal die stärksten Fabeln ohne Widerspruch verbreitet wurden, so daß in den Berichten Wahrheit und Dichtung sich in wunderbarer Weise mischten — was übrigens auch heutzutage noch vorkommt — hat umsomehr einen vollen Antheil daran gehabt, als es aus dem Zustande tiefer Dämmerung und beinahe tödlicher Stille, in dem es so lange gelebt hatte, auf einmal mitten in das von grellem Licht beleuchtete Treiben der übrigen Welt gezogen worden ist.

Die Aufgabe, die ich in Folgendem zu lösen versuchen werde, besteht also darin, die Wirkung des Systemwechsels auf das Verhältniß der Herrscher und der Beherrschten etwas näher zu untersuchen, woraus sich von selbst eine Vergleichung des früheren mit dem jetzigen Zustande, also auch die Darstellung des ersteren, soweit es zum Verständniß nöthig ist, ergeben wird. Dieser Versuch dürfte um so mehr Berechtigung besitzen, als Englisch-Indien uns in dieser Beziehung eine interessante Parallele bieten kann. Der ursprünglichen, in den Hauptzügen auch jetzt noch bestehenden Organisation nach, stehen die europäische und die einheimische Verwaltung gewissermaßen selbständig nebeneinander; an der Spitze jeder Provinz (residentie) steht der europäische Resident als Vertreter des General-Gouverneurs — die erste Person des Amtsbezirkes; in ihm sind in ähnlicher Weise, wie dies bei ersterem für das ganze niederländische Indien der Fall ist, alle Verwaltungszweige centralisirt. Die Provinz zerfällt gewöhnlich in mehrere Unterabtheilungen, deren Verwaltung durch einen Assistent-Residenten geleitet wird. Neben demselben befindet sich als „sein jüngerer Bruder“, wie die offizielle Instruktion es ausdrückt, der Regent, ein Eingeborener, der gewöhnlich aus altem Hause stammt, mit dem Rang eines Oberstlieutenants oder Majors (S. Abbildung 2).

Diese Regenten sollen in jeder Hinsicht die Regierung über die Eingeborenen ihres Bezirkes führen; zu ihrer Unterstützung sind ihnen Patihs, deren Stellung der des türkischen Beziers entspricht, beigegeben, während ihr Amtsbezirk weiter in Distrikte und Unterdistrikte, an deren Spitze eingeborene Beamte stehen, eingetheilt ist. Auch diese Beamten stehen der Gesammt-Verwaltung ihrer Distrikte vor und werden hinsichtlich einzelner Zweige durch hierfür besonders bestimmte, ebenfalls im Staatsdienst stehende Personen unterstützt. Dem Assistent-Residenten sind außer dem nöthigen Bureaupersonal nur noch ein oder mehrere europäische Beamte (Kontroleurs) beigestellt, welche ihm hinsichtlich eines Theils seiner Berufsgeschäfte als Beistand gegeben sind; speziell haben sie die Pflicht, für die Interessen der Eingeborenen zu sorgen, und zu diesem Zweck sind ihnen einige Distrikte untergeordnet. Sie sollen also, um es ziemlich allgemein auszudrücken, hauptsächlich die Frohndienste der Eingeborenen, die von ihnen zu entrichtenden Grundsteuer — jetzt auch noch andere Steuern — sowie ihre Anspannungen überwachen und in besonderen Fällen die europäische Autorität vertreten. In einzelnen Angelegenheiten jedoch sind die eingeborenen Beamten, welche an der Spitze der Distrikte stehen, ihnen, formell wenigstens, nicht untergeordnet; z. B. in Polizeisachen, wobei die Thätigkeit der Kontroleurs im allgemeinen nur eine beschränkte ist. Während also bei den eingeborenen Beamten die Centralisation in hierarchischer Reihenfolge sich fortsetzt, ist dies bei den europäischen Beamten nicht der Fall, und das ganze Verhältniß wird ein so eigenthümliches, daß wir es wohl etwas näher ins Auge fassen müssen.

Das Amt oder die Würde eines Regenten war früher beinahe ohne Ausnahme erblich, und auch jetzt noch wird, wie offiziell ausgesprochen ist, der Nachfolger möglichst aus den Söhnen oder Verwandten des früheren Regenten genommen. Diese Erblichkeit ihrer Würde, wodurch sie in einer Hinsicht immer fester mit der Bevölkerung verwachsen, das hohe Einkommen, welches sie beziehen, die bedeutenden — erlaubten und nicht erlaubten — Emolumente, welche ihnen zufallen, der höhere Rang, welchen sie manchmal besitzen — der Absistent-Resident hat immer den eines Majors — machen die Stellung ihres „älteren Bruders“ zu seiner leichten. Dieser, der Absistent-Resident, ist gewöhnlich in mittlerem Alter, kennt natürlich die örtlichen Zustände verhältnißmäßig nur wenig, da er in seiner früheren Dienstzeit vielleicht schon ein Dutzend mal versetzt worden ist, und doch ist er die verantwortliche Person, giebt die Befehle, die er für nöthig hält, trägt dem Regenten deren Ausführung auf und führt den Vorsitz in dem Gericht, dessen Beisitzer der letztere vielleicht ist. Ebenso ist das Verhältniß der Kontroleurs zu den Häuptlingen der Distrikte ein eigenthümliches; seiner Stellung nach, und in vieler Hinsicht auch direkt, ist der europäische der Vorgesetzte des eingeborenen Beamten, in anderer Beziehung wieder nicht. In unserm Verhältnissen würden solche Zustände auf die Dauer unhaltbar sein, in Java ist dies nicht der Fall — Dank dem Takte der eingeborenen und meistens auch der europäischen Beamten; hierdurch kommt es beinahe nie zu Unannehmlichkeiten, beide Theile verstehen es meistens vortrefflich — äußerlich wenigstens — auf gutem Fuße zu bleiben. Die europäischen Beamten treffen die Anordnungen, die eingeborenen Beamten vermitteln die Befehle und sorgen für deren Ausführung. Scheinbar aber, und hierauf muß man den Nachdruck legen, sind es in den Augen der Eingeborenen die Befehle ihrer eigenen Häuptlinge, welche zur Ausführung kommen, und gerade diesem Umstand verdankt das System seine eigenthümliche Macht.

Daß Mißbräuche mit demselben verbunden waren, habe ich oben schon angedeutet. Die Häuptlinge waren gewöhnt, über die Einwohner ihrer Verwaltungsbezirke, die sie nicht als solche, sondern als ihre Unterthanen und zwar nach asiatischer Auffassung, beurtheilten, sowie über deren lebendes und todtes Besitz so ziemlich ohne Einschränkung zu verfügen. Anfänglich geschah dies ganz offen, dann kam eine Periode, in der die Regierung solche Handlungen durch drakonische Gesetze bedrohte, doch aber es liebte, wenn die europäischen Beamten beide Augen zudrückten, was im allgemeinen nur zu gern geschah, da diejenigen, welche den

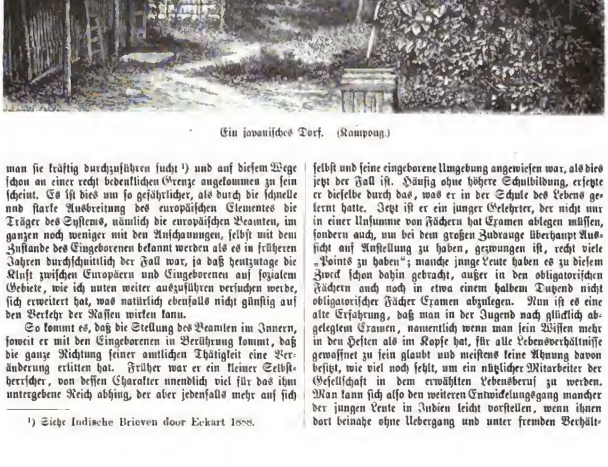
Digitized by Google

Versuch machten, solchen Mißbräuchen entgegenzutreten, meistens in der einen oder der anderen Weise ein Opfer derartiger Thätigkeit wurden. Endlich kam eine neue Aera: man entschädigte die Häuptlinge durch Erhöhung des Einkommens und fing an, ihnen gegenüber schärfer aufzutreten, wenn sie von den früheren Gewohnheiten nicht lassen wollten.

Daß auch europäische Beamte aus solchen Mißbräuchen Vortheil zogen, ist sicher, und auch sehr erklärlich, wenn man die Verhältnisse berücksichtigt; es folgte aber eine Zeit, wo bei ihnen der Schutz des Eingeborenen gegen den Druck seiner Häuptlinge zur offiziellen Losung wurde. Ich will hier nicht näher auf die manchmal recht eigenthümliche Auffassung dieses Schutzes eingehen; es wäre mir leicht, Beispiele genug anzuführen zum Beweise, daß mancher Anhänger der neuen Aera dem Eingeborenen denselben zuweilen sogar in übertriebener Weise zu Theil werden ließ, jedoch nur so lange sein eigener Geldbeutel nicht betheiligt war. Auch jetzt noch ergiebt sich aus vielem, daß es der Regierung nicht geglückt ist, das Ziel, welches sie sich formell gesteckt hat, zu erreichen; von Zeit zu Zeit hört man, daß ein Häuptling ertappt, und, wie kürzlich sogar noch ein Regent, auch bestraft wird. Wie viele aber nicht ertappt, oder, wenn dies geschehen sollte, nicht bestraft werden, darüber schweigt die Geschichte. Es ist damit eben, wie der holländische Dichter Cats, allerdings in anderer Anwendung, sagt:

Und was dazwischen geschieht
Weiß Vater Cats nicht.

Ein Resultat aber hat man erreicht, welches auch zu den der neuen Kolonialpolitik gesteckten Zielen gehört: indem man den Mißbräuchen der Häuptlinge — wie beschieden die Grenzen auch sein mögen, in denen dies geglückt ist — entgegentrat, hat man ihrem Nimbus in den Augen der Eingeborenen gewaltigen Abbruch gethan, und so sich dem Ziele, welches man erreichen wollte — der Verstärkung des Einflusses der europäischen Beamten und der direkten Ausübung ihrer Macht — genähert. Daß diese Politik meiner Ansicht nach keine richtige ist, will ich hier nicht näher zu begründen suchen, sondern mich auf die Mittheilung beschränken, daß



Ein javanisches Dorf. (Kampong.)

man sie kräftig durchzuführen sucht[1]) und auf diesem Wege schon an einer recht bedenklichen Grenze angekommen zu sein scheint. Es ist dies um so gefährlicher, als durch die schnelle und starke Ausbreitung des europäischen Elementes die Träger des Systems, nämlich die europäischen Beamten, im ganzen noch weniger mit den Anschauungen, selbst mit dem Zustande des Eingeborenen bekannt werden als es in früheren Jahren durchschnittlich der Fall war, ja daß heutzutage die Kluft zwischen Europäern und Eingeborenen auf sozialem Gebiete, wie ich unten weiter auszuführen versuchen werde, sich erweitert hat, was natürlich ebenfalls nicht günstig auf den Verkehr der Rassen wirken kann.

So kommt es, daß die Stellung des Beamten im Innern, soweit er mit den Eingeborenen in Berührung kommt, daß die ganze Richtung seiner amtlichen Thätigkeit eine Veränderung erlitten hat. Früher war er ein kleiner Selbstherrscher, von dessen Charakter unendlich viel für das ihm untergebene Reich abhing, der aber jedenfalls mehr auf sich selbst und seine eingeborene Umgebung angewiesen war, als dies jetzt der Fall ist. Häufig ohne höhere Schulbildung, ersetzte er dieselbe durch das, was er in der Schule des Lebens gelernt hatte. Jetzt ist er ein junger Gelehrter, der nicht nur in einer Unsumme von Fächern hat Examen ablegen müssen, sondern auch, um bei dem großen Zudrange überhaupt Aussicht auf Anstellung zu haben, gezwungen ist, recht viele „Points zu haben"; manche junge Leute haben es zu diesem Zweck schon dahin gebracht, außer in den obligatorischen Fächern auch noch in etwa einem halbem Dutzend nicht obligatorischer Fächer Examen abzulegen. Nun ist es eine alte Erfahrung, daß man in der Jugend nach glücklich abgelegtem Examen, namentlich wenn man sein Wissen mehr in den Heften als im Kopfe hat, für alle Lebensverhältnisse gewaffnet zu sein glaubt und meistens keine Ahnung davon besitzt, wie viel noch fehlt, um ein nützlicher Mitarbeiter der Gesellschaft in dem erwählten Lebensberuf zu werden. Man kann sich also den weiteren Entwickelungsgang mancher der jungen Leute in Indien leicht vorstellen, wenn ihnen dort beinahe ohne Uebergang und unter fremden Verhält-

[1]) Siehe Indische Brieven door Eckart 1888.

Digitized by Google

nissen, eine gewisse Autorität übertragen wird. Durch schriftliche Arbeiten stark in Anspruch genommen, haben sie, selbst wenn sie es wollten, kaum Zeit und Gelegenheit, sich mit ihrem Gebiet und ihren Untergebenen bekannt zu machen, was noch durch die vielen Versetzungen, die zu den Regierungs-Grundsätzen zugehören scheinen, sehr erschwert wird. Dies sind nun die Leute, welche jetzt das Land direkt, d. h. möglichst ohne vom Einflusse der eingeborenen Beamten Gebrauch zu machen, regieren sollen!

Wie in dem oben von mir angeführten Buche von Eckart mitgetheilt wird, sind die Regenten — die höchsten Beamten der Eingeborenen — nicht nur zu einer Art Figuranten gesunken, sondern die Unterthanen sangen an, sich dieses Umstandes bewußt zu werden; sie umgehen den Regenten und seine Untergebenen, um sich direkt an die europäischen Beamten zu wenden, welche häufig die größte Neigung zeigen, ohne Vermittelung ihrer eingeborenen Kollegen Anordnungen zu treffen; in solchen Fällen, wo Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Regenten und dem Kontroleur hervortreten, sind die untergeordneten Häuptlinge geneigt, sich auf die Seite des europäischen Beamten zu stellen; sie sangen an zu begreifen, daß die Protektion des letzteren häufig werthvoller ist, als die des Regenten.

Man könnte geneigt sein, hierin einen Vortheil zu sehen; ist es doch ein Zeichen des Erstarkens des europäischen Einflusses. Doch darf man die Kehrseite dieser Erscheinung nicht unberücksichtigt lassen: je tiefer solche Ansichten, wie ich sie oben angedeutet habe, bei dem Volke Wurzel fassen, je mehr wird es auch geneigt sein, das europäische Element für alle Vorgänge verantwortlich zu machen, und manche Last, die es willig trug, weil es nur die Hand seiner Häuptlinge sah, die sie ihm auflegte, wird mit Widerstreben ertragen werden, wenn man sich bewußt wird, daß es eigentlich die Fremden sind, welche dieselbe auf seine Schultern geladen haben. Noch eine andere Gefahr liegt hierin: Die Häuptlinge und besonders die Regenten bilden ein Gegengewicht gegen die Bestrebungen fanatischer Priester. Nie werden europäische Beamte oder gar Missionare im stande sein, diesen Einfluß, der sich im tiefsten Schatten der abgelegensten Bergschluchten ebenso wie in den Straßen der großen Dorfschaften geltend zu machen sucht, erfolgreich entgegenzutreten, wenn nicht die Häuptlinge, die jetzt noch alle Fäden in der Hand haben, dieselben auch in der Hand behalten, was nur der Fall sein kann, wenn sie im Besitze ihres Einflusses bleiben und ihr Wissen und ihre Macht im Interesse der europäischen Gewalt zu benutzen geneigt sind.

Es bedarf eben noch zu sehr der vermittelnden Hand der Häuptlinge; denn trotz vieler in dieser Hinsicht genommenen Maßregeln hat man meiner Ansicht nach bei den Versuchen, die Eingeborenen zu sich emporzuheben, verhältnißmäßig nur wenig Erfolg gehabt, wiewohl dies besonders bei denjenigen, welche den höheren Ständen angehören, vielleicht nicht einmal so schwer gewesen wäre. Dieselben sind durchaus nicht blind für die Vortheile einer höheren Bildung; daher schicken einzelne Eingeborene ihre Söhne zur Erziehung nach Europa, andere bringen große Opfer, um ihren Kindern auch in Indien guten Unterricht zu verschaffen; auch von der Regierung ist manches in dieser Hinsicht geschehen, doch leider hierbei die Sache wieder zu viel vom europäischen Standpunkte aus behandelt worden, im Glauben, daß die Möglichkeit bestehe, ein geistig durchaus nicht beschränktes, und was viele Personen, unter denen namentlich die höheren Stände stark vertreten sind, betrifft, sehr entwickeltes Volk, mit europäischer Bildung zu erfüllen, ohne dabei die von demselben schon erreichte Entwickelung zu Grunde zu legen und sich seinen Ansichten und Gebräuchen anzuschließen. Man hat dem Eingeborenen beinahe alle Aemter zugänglich gemacht, wenn er das für dieselben vorgeschriebene, nicht eben leichte Examen ablegt. In den wenigen Fällen, wo dies geschehen ist, hat sich die Regierung hinsichtlich des den betreffenden Personen anzuvertrauenden Amtes sehr in Verlegenheit befunden; die ganze Organisation macht es eben unmöglich, ihnen ein Amt anzuvertrauen, durch welches sie in fortwährende Berührung mit den einheimischen Beamten kommen. Wenn man sieht, wie gute, anfmerksame Schüler Eingeborene — namentlich in jüngeren Jahren — sind, wie leicht sie dagegen in den Jünglingsjahren erschlaffen, wie sie aber auch wieder jahrelang als Diener (Magang) eines europäischen oder eingeborenen Beamten sich abquälen, in der Hoffnung, durch seinen Einfluß irgend eine kleine Anstellung zu erhalten, wenn man weiß, daß jedem Eingeborenen, weß Standes er sei, der Wunsch eigen ist, ein Amt zu erlangen, welches, wie unbedeutend es auch sein mag, ihm doch manche von ihm hochgeschätzte Vortheile bietet — zu denen, endlich im vorigen Jahre auch der gekommen ist, daß es dem Beamten einen Pensionsanspruch verschafft — dann scheint es beinahe unbegreiflich, daß die Regierung diesen Umstand nicht lange schon benutzt hat, um den Besuch einer Schule oder den Nachweis einer genossen formellen Bildung als Vorbedingung für eine Ernennung im Staatsdienste für alle Eingeborene zu stellen. Selbstverständlich würde dies nur als Mittel zu betrachten sein, um nach und nach durch Erziehung europäischen Ansichten Eingang in die jungen Köpfe zu verschaffen, was allerdings erst der späteren Generation zu gute kommen würde, nicht aber, um die-

Eingeborener javanischer Fürst.

Digitized by Google

selben mit allerlei unnützem Wissen zu erfüllen oder gar sie zu Opfern der unglücklichen Examenwuth zu machen.

Wenden wir uns nun zu den gesellschaftlichen Beziehungen der Europäer und der Eingeborenen; ein Wort über die Weise, wie beide einander gegenüberstehen, möge vorausgeschickt sein. Der Europäer ist im allgemeinen gewöhnt, einen jeden, der auch nur einen Tropfen farbiges Blut in den Adern hat, als ein Wesen einer geringeren Gattung anzusehen; noch stärker kommt dies aber bei dem Kreolen oder gar bei dem Farbigen zum Ausdruck, der sich über jeden anderen Farbigen, wenn in dessen Adern auch nur ein Tropfen „blauen Blutes“ (im Jargon von Niederländisch-Indien der Ausdruck für farbiges Blut) mehr fließt, als er selbst besitzt, hocherhaben dünkt; selbstverständlich ist dies Gefühl meistens bei denjenigen Personen am stärksten entwickelt, welche selbst nicht gerade zu den durch Bildung ausgezeichneten Vertretern ihrer Rasse gehören.

Manchmal wird die untergeordnete Rasse in einer Weise behandelt, die geradezu grausam zu nennen ist, und doch ist die Grausamkeit in den meisten Fällen ebenso unwillkürlich und wird beinahe ebenso unbewußt ausgeübt, wie es so häufig der Fall ist, wenn ein Kind sich der Thierquälerei schuldig macht.

Diese nur zu gewöhnliche Erscheinung beruht wohl auf einem den meisten Menschen eigenthümlichen Rassen-Egoismus, der ja auch die Neger veranlaßt, dem Teufel eine weiße Hautfarbe zuzuschreiben und die Chinesen von rothhaarigen Barbaren zu sprechen. Wie der Eingeborene von Java über den Europäer denkt, ist wohl nicht leicht zu sagen; er ist zu höflich, vielleicht auch zu vorsichtig, um sich, selbst wenn man vertraulich mit ihm umgeht, über diesen Punkt offen auszusprechen. Auf Grund mancher vereinzelten Erscheinung, namentlich aber nach der Kenntniß, die ich von seinem Charakter habe, glaube ich annehmen zu müssen, daß sein Urtheil über uns unglünstig ist, wiewohl nicht so ungünstig, wie man voraussetzen sollte, wenn man bedenkt, daß der Europäer nur einem Glashause lebt und dem Eingeborenen beinahe nichts, aber wenn er es darauf anlegt, gar nichts von seinem Thun und Lassen verborgen bleibt.

Eine ziemliche Neigung, die eigene Rasse zu verherrlichen, ist auch ihm nicht fremd; erklärt er doch, daß der Herr nach der Schöpfung sehr zufrieden war, als nach einigen mißglückten Versuchen, wobei der schwarze und der weiße Mann zum Vorschein kamen, es ihm endlich glückte, den so schön gelbbraun gebackenen Menschen aus dem Ofen zu holen.

Selbst Jan Pietersz.oon Coen, den Gründer von Batavia, dessen gewaltige Erscheinung auch an den Eingeborenen nicht, ohne tiefen Eindruck zu machen, vorübergegangen ist, hat er uns nicht ganz lassen wollen und ihm in seiner Geschichte vom „Baron Salendyher“ eine javanische Schönheit zur Mutter gegeben. Vielleicht — es ist dies nur eine Vermuthung — hängt dies damit zusammen, daß er die europäischen Frauen ungünstiger beurtheilt, als die Männer. Wie es mir vorkommt, scheint der Eingeborene von Java den Europäer eigentlich als etwas unreif zu betrachten, was allerdings bei seiner eigenthümlichen Ruhe erklärlich ist, daher nimmt er ihn manches, was ihm sonst vielleicht mißfällt, nicht gar zu übel, weil er eben glaubt, daß Jugend austoben muß; vielleicht bestärkt ihn hierin auch der Umstand, daß er meistens mit jüngeren Männern, oder mit solchen in mittleren Jahren zu thun hat, und daß namentlich letztere jünger erscheinen als Eingeborene von gleichem Alter.

Dieses vermeintliche Uebergewicht giebt ihm wieder Veranlassung, sich in manscher Beziehung über den Europäer erhaben zu fühlen, und er giebt seiner Auffassung wohl einmal, wenn er glaubt, es wagen zu können, durch feinen Spott Ausdruck. Ueber den schöneren Theil der Menschengeschlechtes, wenigstens soweit derselbe der europäischen Rasse angehört, sind seine Ansichten sehr ungünstig, vielleicht um so ungünstiger, als er sieht, daß manche Europäer den Töchtern des Landes, und sogar einer vorübergehenden Verbindung mit ihnen, nicht abgeneigt sind. Manche Anordnungen in der Toilette einer Frau kommen ihm absheulich vor, und wenn er seine Eindrücke wiedergeben sollte, würde er sie gewiß in stärkere Worte kleiden, als jener chinesische Gesandte, welcher vor langen Jahren Europa besuchte und in seinem Reiseberichte sagte: „Eine Eigenthümlichkeit der europäischen Frauen muß ich noch erwähnen: bei festlichen Gelegenheiten entblößen sie Oberarm, Hals und Schultern in auffallender Weise, während sie Hand und Unterarm sorgfältig mit Lederüberzügen bedecken.“ Tanzen nach europäischer Weise ist nicht nur eine Thorheit, sondern ein Greuel in seinen Augen, wie überhaupt alles, was das äußerliche Gleichgewicht, welches ihm die Grundbedingung eines guten Benehmens zu sein scheint, stören könnte. In den Augen eines gewöhnlichen Dorfbewohners, der noch wenig mit seinen Herrschern in Berührung gekommen, ist ein Europäer, der sich durch Zorn äußerlich erregen läßt, einfach wahnsinnig oder betrunken; ein Betrunkener, der Lärm macht, ebenfalls wahnsinnig und wenn er sich ruhig verhält „krank“.

Da der Eingeborene, wie schon angedeutet, viel vom europäischen Leben und Treiben erfährt, und im allgemeinen scharf und richtig urtheilt, erkennt er manches in seiner ganzen Nacktheit, was wir mit conventionellem Firniß bedecken, wodurch es uns ebenso wie durch die Gewohnheit weniger anstößig vorkommt. Trotzdem erkennt der Eingeborene viel Gutes in den Europäer und bewundert es sogar; leider aber wird dieser günstige Eindruck durch die vielen schlechten Elemente, welche im Laufe der letzten 10 bis 20 Jahre Zugang zu dem Innern Javas erlangt haben, immer mehr abgeschwächt. Hier macht sich eine sehr schwache Seite des Verwaltungssystems fühlbar; während die Verwaltung nur in den Händen eines Eingeborenen (für die kleineren Bezirke) zentralisirt ist, für den es sehr schwierig ist, gegen einen Europäer einzuschreiten — ein Zustand, der vollkommen genügte, so lange die Zahl derselben eine beschränkte war, und man den Zugang nach dem Inneren des Landes nur wenigen Auserwählten erlaubte —, hat man nicht daran gedacht, trotz der bedeutenden Zunahme manchmal sehr zweifelhafter europäischer Elemente, hierin Veränderung zu bringen.

Wenn man die sehr verschiedene Umgebung berücksichtigt, in der die Eingeborenen einerseits, der größte Theil der Europäer andererseits aufgewachsen sind, wird man sich auch ohne weitläufige Auseinandersetzungen leicht sagen können, daß die Vorbedingungen zu geselligem Verkehr zwischen zwei so grundverschiedenen Rassen sehr ungünstig scheinen. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Dr. Karl von den Steinen über „Erfahrungen zur Entwickelungsgeschichte der Völkergedanken“[1]).

Wie farbenbunt und formverschieden auch auf einer Völkertafel der Erde die zahllosen menschlichen Typen aussehen mögen: die leitenden Anthropologen der Gegenwart sind sämmtlich überzeugt von der Einheit, von der gemeinsamen Abstammung unseres Geschlechtes. Hoher und niedriger Körperwuchs, lange und kurze Schädel, lichtblondes und blauschwarzes Haar, ebenholzfarbene und rosige Haut — alle anatomischen Gegensätze sind durch eine ununterbrochene Stufenfolge zu vermitteln; auch die extremsten Erscheinungen gehen fruchtbare Verbindungen ein, und zwischen dem Hottentottenweibe und dem Modell der griechischen Göttin ist ein sicheres, wenngleich nicht gerade nahes Verwandtschaftsverhältniß vorauszusetzen. Unter den verschiedenartigsten Lebensbedingungen, unter der ewig wechselnden Einwirkung von Abschließung und Vermischung müssen sich die heute so abweichenden Formen aus einer Gruppe von Urmenschen hervorgebildet haben.

Diese Lehre wird von den beiden Wissenschaften der Sprachen- und Völkerkunde, welche nicht die materielle, vererbbare, sondern die geistige Uebertragung untersuchen, durchaus nicht so unmittelbar bestätigt, wie man erwarten könnte.

Die Linguistik hat sich längst über das Kinderstadium erhoben, wo ohne Kenntniß von Lautgesetzen die Verwandtschaft der Sprachen nach zufälligen Gleichklängen bestimmt wurde, und bringt nicht mehr das Idiom des peruanischen Indianers mit dem Deutschen in Zusammenhang, weil allerdings in beiden derselbe Körpertheil mit demselben Worte „Nase“ bezeichnet wird. Nachdem sie die ungeheure Verschiedenheit der großen Sprachstämme nach Stoff und Bau erkannt hat, betont sie auf das entschiedenste die Unmöglichkeit, jemals ihre Vielheit auf eine Ursprache zurückzuleiten. Sie ist also nicht in der Lage, Beweise für die Einheit des Menschengeschlechtes beizubringen; es ist aber völlig genug, daß sie ihr nicht widerspricht. Und vielleicht unterschätzt sie etwas die keineswegs selbstverständliche Thatsache, daß sämmtliche Sprachen der Erde aus Vokalen und Konsonanten, aus Lippen-, Zungen- und Gaumenlauten zusammengesetzt sind, daß sie allgemein den Gedanken in Subjekt und Prädikat zerlegen, allgemein die Beziehung des Orts- und Zeitverhältnisses ausdrücken, würdigt also vielleicht nicht hinreichend, daß die Grundformen des Denkens und Sprechens doch überall dieselben sind und ein allen Sprachen in der Urperiode gemeinsames Fundament ahnen lassen.

Auch in dem Bereiche der Ethnologie ist man bei oberflächlicher Betrachtung nur zu sehr geneigt, sich mit Scheinbestätigungen zu begnügen. Wenn zwei entfernte Völker eine merkwürdig ähnliche Erfindung in einem Falle aufweisen, wo dieselbe nicht durch fremde Vermittelung von einem zum anderen gelangt sein kann, so denkt man sich gern eine uralte Zusammengehörigkeit, wohl gar eine Verwandtschaft zwischen beiden. Die nähere Untersuchung aber lehrt in zahllosen Fällen, daß die Uebereinstimmungen nur Analogien sind, die bei den entlegensten Menschen unter denselben Verhältnissen absichtslos, darum aber keineswegs zufällig hervorgebracht worden sind: denn durch das vergleichende Studium der Formen läßt sich darthun, daß die gleichen Erzeugnisse an den beiden entlegenen Orten jedes für sich eine selbständige Entwickelungsgeschichte haben, und damit ist die direkte Zusammengehörigkeit beseitigt. Aber dennoch, wenn es der Ethnologie gelingen wird, an einem reichen und vielseitigen Arbeitsmaterial die unabhängige Entstehung gemeinsamer Grundgedanken als eine gesetzmäßige Erscheinung festzulegen, so wird sie auch einen der großartigsten Beweise für die Einheit des Menschengeschlechtes geliefert haben — einen Beweis, der nur indirekt, aber unwiderleglich ist. Denn die ähnlichsten Verhältnisse könnten niemals die Menge der bis in die feinsten Uebergänge gleichmäßig abgestuften Völkergedanken erzeugen, wenn nicht auch eine in dem entsprechenden Entwickelungsstadium des Geistes genau gleich funktionirende Gehirnorganisation verbanden wäre.

Nicht nur der einzelne Gedanke, auch komplizirte Gedankenreihen sind zeitlich und räumlich entferntesten Völkern gemeinsam.

Eins der verständlichsten Beispiele bietet das Schwirrholz — ein flaches, langovales Brett, das, an einem Strick hoch durch die Luft geschwungen, ein seltsam anschwellendes Brummen erzeugt. Bei uns ist dasselbe längst zum Spielzeug der Jugend herabgesunken, aber es hat eine geheimnißvolle Bedeutung gewonnen und bewahrt bei den Zuñis in Arizona, bei den Kaffern in Afrika, bei den Australiern, den Neu-Seeländern. Wir haben es auf der zweiten Schingú-Expedition in den verschiedenen Stadien seiner Entwickelung angetroffen; wir sahen es bei einem Stamme, wo man es noch unbekümmert um jede Symbolik lustig auf dem Dorfplatze schwang; bei einem anderen, wo es neben den Tanzmasken in der Festhütte hing und uns zwar auch noch harmlos wie ein beliebiges Musikinstrument überlassen wurde, aber doch schon einer tieferen Bedeutung entgegenging: denn es wurde ausschließlich bei den Tänzen der Männer gebraucht und hieß der „Blitz“; und endlich haben wir es bei den Bororó, den Indianern eines anderen Flußgebietes, gefunden, wo ich zu seiner Beschreibung dieselben Worte gebrauchen müßte, die ein englischer Reisender über seinen Gebrauch auf dem australischen Kontinente berichtet. „Nur im Flüsterton“, sagt er, „wurde darüber gesprochen; vor den Frauen wird es sorgfältig geheimgehalten: denn sobald sie es sehen, müssen sie sterben.“ Unsere südamerikanischen Bororó weigerten sich auf das Entschiedenste, uns ihre Schwirrhölzer zu geben; sie warnten mich mit freundschaftlichem Ernste: „Deine Frau in Deiner Heimath würde sofort sterben, wenn Du es ihr zeigtest.“ Wir erhielten schließlich einige schlechte Exemplare nur durch Bestechung. — Wir sahen einen Tanz der Bororó, wie sie aus dem Walde hervorstürzten und die Schwirrhölzer schwangen; sobald der unheimliche Ton in der Ferne erklang, schlossen sich alle Hütteneingänge, und die Weiber hielten sich furchtsam verborgen. Schon von den alten Griechen wissen wir, daß sie noch bei den Dionysos-Myste-

[1]) Da wir voraussetzen dürfen, daß unsere Leser an dem geistvollen Vortrage, mit welchem Dr. Kurt von den Steinen die Verhandlungen des Achten Deutschen Geographentages einleitete (Bergl. Nr. 20, S. 315 f.), ein ganz besonderes Interesse nehmen werden, so geben wir denselben an dieser Stelle so unverkürzt und wörtlich wieder, als es unser Raum gestattet.

Digitized by Google

rien die Schwirrhölzer gebrauchten. Niemand wird es einfallen, wegen der Schwirrhölzer Beziehungen zwischen den Hellenen, den Australiern und den Südamerikanern annehmen zu wollen.

Es hat sich in allen Fällen dieselbe Reihe der Gedanken abgesponnen. Der spätere Knäuel hat ursprünglich bei dem Tanz des Naturvolkes eingesetzt, bei dem Tanz, von dessen Gemeinschaft man die nicht ebenbürtigen Frauen ausschloß. Zum Signal, das die Männer berief und die Weiber zurücktrieb, hat man das längst bekannte Instrument gewählt, das sich wegen seines weithin schallenden Brummens und Brausens am besten dazu eignete, und allmählich hat sich die Warnung für die Frauen in den Glauben an ihnen entstehendes Unheil umgebildet.

Der größte Fehler in der Betrachtung der Völkergedanken ist der, daß wir bei den Grunderfindungen der urgeschichtlichen Natur-Menschheit, ebenso wie in unserem Zeitalter der Patente, einen einzelnen bewußten Erfinder suchen. Ein klassisches Beispiel ist die sogenannte Erfindung des Feuers; den unbekannten Wohlthäter, der zuerst das Mittel ersann, durch Reibung zweier Holzstücke Feuer zu erzeugen, hat man in schwungvollen Worten gepriesen. Ein viel citirter Ausspruch deutet die Möglichkeit an, daß er vielleicht im Sturm bewegte Zweige beobachtet habe, die sich an einander rieben und in Flammen geriethen. In dieser unglaublich phantastischen Konstruktion haben wir uns den Urmenschen fast so nachdenklich vor dem brennenden Baume vorzustellen, wie Newton vor dem Apfelbaume, der die Idee des Gravitationsgesetzes in ihm anregte.

Die Schingú-Indianer erzeugen das Feuer, indem sie in einem Stock ein Grübchen schnitzen und in diesem Grübchen mit einem anderen Stocke desselben Holzes quirlen; es entsteht dann ein rauchendes Pulver, an dem man ein Stück Zunder anbläst. Wenn man viele Zeit mit diesen Leuten in der Hütte gesessen, ihnen beim Arbeiten zugeschaut und erfahren hat, daß sie mit der uns so ungeläufigen Bewegung des Quirlens, die sie zu allem Höcherbohren in Holz, Muschel oder Stein gebrauchen, lagelang fast ausschließlich beschäftigt sind, so kann man unmöglich zweifeln, daß die Beobachtung, wie sich rauchender Staub ablöste, ganz unvermeidlich war. Bei der Bearbeitung der Werkzeuge muß die folgenreiche Entdeckung dem Menschen von selbst unter den Händen entstanden sein, hier auf die eine, dort auf die andere Weise. Ich habe auch auf den Samoa-Inseln die polynesische Methode gesehen, wo das eine Stück Holz auf dem anderen, der Fläche nach, in einer Rinne gerieben wird; niemals würde ein Samoaner darauf verfallen, das Feuer mit dem Bohrer, niemals ein Indianer, es mit Stock und Rinne zu erzeugen; die Bewegungen des Quirlens und Schleifens sind grundverschieden.

Auch den Menschen, die weniger mit Holz — wie jene Söhne der Tropen — als mit Steinen arbeiteten, konnte es nicht entgehen, daß beim Zersplittern die Funken aufsprangen. Die Schingú-Indianer, welche nur geschliffene Steinäxte haben, waren zu meiner Ueberraschung sehr erstaunt, als ich durch Zusammenschlagen zweier vom Boden aufgesuchter Steine dieselben Funken hervorlockte, wie mit meinem bewunderten Stahlfeuerzeug. Je nach Material und Arbeitszweck dürfte der Mensch auf verschiedene Art, zu verschiedener Zeit, an verschiedenen Orten die Feuerentzündung gefunden haben; aber überall sind es die Werkzeuge, die ihm dazu verhalfen. Den Nutzen des Feuers, oder doch gewisse Arten seines Nutzens, muß er allerdings lange vorher gekannt haben; ihn kennen auch die Thiere.

Die Werkzeuge haben aber noch für den Aufschwung des Denkens aller Völker eine Bedeutung viel höheren Sinnes. Denn mit ihnen setzt schon an der Schwelle der Menschwerdung der Dualismus ein, beginnt bereits in dem die ersten Abstraktionen bildenden Gehirn der ewige Kampf über das Organische und das Unorganische, über den Leib und die Seele, welcher als Verhältniß von Bewegung und Empfindung noch den letzten Gedanken des Philosophen bildet.

Daß die Schingú-Indianer sich noch in keiner Weise den Begriff eines höheren Wesens formulirt hatten, das geliebt oder gefürchtet wird, von dem sie sich abhängig fühlten, darin lag bei der Einfachheit ihrer sozialen Verhältnisse, in welchen alle schwereren Konflikte fehlten, nichts Wunderbares. Ich war ebenso nicht weiter erstaunt, als ich beim Sammeln ihrer Legenden von den alten Zauberern erfuhr, die sich beliebig in Thiere verwandelten, als man mir erzählte, daß früher nicht nur die Thiere, sondern auch die Gegenstände — bis zur Fußspur auf dem Boden — mit menschlicher Sprache begabt gewesen seien. Denn diese Mythen, die sich bei sämmtlichen Völkern des Erdballs finden, oder sich in den späteren Dichtungen der Religion noch nachweisen lassen, — ich nahm sie harmlos als poetische Erzeugnisse. Aber ich darf gestehen, als ich mich allmählich überzeugen mußte, daß sie an ihre Abstammung von Jaguaren fest glaubten, andere Stämme für Wasserthiere hielten, die auf dem Boden des Flusses schliefen; daß sie die Sterne nicht nur als beliebige Gegenstände oder Thiere benannten, sondern wirklich dafür ansahen.

Die Auffassung der ganzen Welt als einer beseelten — der Animismus — ist ein Völkergedanke ersten Ranges. Wenn man genauer über ihn nachdenkt, so findet man, daß er für den unentwickelten Menschen nur natürlich war, und daß es im Gegentheil der Nicht-Animismus ist, der einer Erklärung bedarf. Mit der Entstehung der menschlichen Sprache, gleichgültig, wo dieselbe vor sich gegangen ist, muß sich nothwendig die Auffassung des Weltbildes im Geiste gewaltig verändert haben. Für das Thier existirt alle Umgebung nur insofern, als sie seine Begierden beschäftigt. Das Innere eines anderen Thieres tritt ihm nie als etwas Selbständiges gegenüber, mit dem anderen denkt es immer bloß an sich, und es hat niemals das Gefühl, daß in jenem ein gleiches Subjekt stecke, wie in ihm selber. Durch die Sprache entdeckt der Mensch etwas Neues; er lernt, daß in dem anderen ein eigenes inneres Leben vorhanden ist — eine Seele; denn ihm werden Geschehnisse und Gedanken berichtet, die durch Unterjektionen nicht mitgetheilt werden können, die gar nicht anders zu äußern sind, als durch die Sprache. Aus sich selbst würde er, da er sich immer nur als ein sich unwillkürlich äußerndes einheitliches Ganzes, als das liebe Ich, empfunden hatte, niemals die Seele entdeckt haben. Diese Seele wohnt aber im Anfange durch einfachste Uebertragung in Allem, was in Bezug auf ihn eine wirkliche oder vermeintliche Willenskäußerung bekundet, in Allem, was sich bewegt, und deshalb „spricht" für ihn alles, was sich bewegt, auch wirklich in seiner Sprache. Während vorher nur ein selbständiges Centrum vorhanden war, das Ich, verliert die Natur jetzt ihre Einheit und zerfällt in eine große Vielheit von Centren, von Wesen, die er benennt und durch die Benennung mit Individualität erfüllt.

Welches Kind, das die Dinge eben auch noch für Wesen hält und mit einer Puppe oder anderem Spielzeug plaudert, zweifelt daran, daß es von demselben verstanden wird? In diesem Stadium, wo die Seele in allem wohnt, was sich bewegt, macht der Naturmensch nicht den Unterschied — der durch nichts motivirt wäre — zwischen Thieren und Menschen und leblosen Objekten.

Digitized by Google

So lange die ganze Natur aus lauter Wesen zusammengesetzt ist, ist auch in Verwandlungen aller Art kein logischer Widerspruch enthalten; es werden nur Reihenvorstellungen gebildet; man beobachtet fortwährend, daß sich in allen Vorgängen großer und kleiner Art an dem Himmel und auf der Erde Veränderungen vollziehen, die sich von selbst abspielen, und hat noch nicht erkannt, daß jedem Wesen eine individuelle Entwickelung zukommt. Die Verwandlungen sind nur eine Vorstufe der Erkenntniß des Machens, und nun langen wir bei dem Wendepunkte an, wo die Einschränkung des Animismus beginnt.

Diese Einschränkung, das Auftreten des Nicht-Animismus, ist ohne Zweifel eine psychologische Folge der Arbeit des Menschen, der Erfindung der Werkzeuge. In der Natur wird nichts „gemacht"; alle ihre Wesen entstehen, und eine Erscheinung löst die andere in ewigem Wandel ab. Das Werkzeug ist das erste Gemachte, der erste Gegenstand; die Technik schafft eine vollkommen neue Kategorie, das Unbelebte; sie erzeugt auf einmal „Dinge", die sich nicht von innen heraus verändern, nicht wachsen. Erst wenn Holz und Knochen und Zähne als Werkzeuge verwendet werden, werden die Dinge, die sich nur mit unserem Zuthun verändern. Wir lernen jetzt tausend uns bisher unbekannte Eigenschaften kennen, unser geistiger Horizont erweitert sich, und aus dem Bewußtsein, daß wir formen können, entsteht das Herrschaftsgefühl, daß wir über den Sachen stehen! Und mit den Dingen, die mit Willen, zu einem bestimmten Zwecke gemacht werden, tritt die kausale Fragestellung in die Welt.

Auf der Grundlage des Anthropomorphismus ist jetzt von selbst der Völkergedanke der Welttechnik, der Schöpfung, gegeben. Das Vorhandene — die Menschen, Thiere, Pflanzen, Steine — sind nun erklärt, wenn sie nur „gemacht" worden sind, wie der Mensch seine Geräthe macht. Das Werkzeug selbst, durch welches er sich allein vom Thiere unterschieden weiß, gehört zur Definition des Menschen; wer da machte, hatte natürlich auch Werkzeuge, und daher ist es nicht zu verwundern, wenn die Schöpfungsmythen aller Völker nicht die Entstehung der Werkzeuge berichten, sondern die Entstehung der Welt mittelst der Werkzeuge, die schon vorausgelegt sind und nicht erklärt zu werden brauchen. Die Worte der Bibel: „Bereschith bârâ elohîm" (Im Anfang schuf Gott u. s. w.) lauten in der genaueren Uebersetzung: Im Anfang „schnitt" (oder „schnitze") Gott Himmel und Erde u. s. w. Unser philosophisch zugespitztes „Schaffen" ist dem einfachen Menschen nur ein Arbeiten, ein Machen mit Werkzeugen gewesen. So macht auch in der Indianersage der „Aelteste", der zuerst da war und im Himmel wohnte, die Männer, indem er Pfeile, die Frauen, indem er Mehlstampfer zurecht schnitzte; und es ist sehr wohl zu beachten, es ist ein direkter Beweis für die Richtigkeit dieses psychologischen Werthes der Werkzeuge: daß die ersten Menschen in den frühesten Sagen nicht als Söhne und Nachkommen, sondern als Kunstwerke des göttlichen Urhebers erschrienen.

Dieser mächtigste Werkmeister der Welt hat mit der Ethik zunächst noch nicht das geringste zu thun; aber der Beginn auch dieser höheren Abstraktion ist wieder in gleicher Weise bei allen Völkern dieser Stufe in der Auffassung des Todes gegeben. In Australien, Afrika und Amerika sind bei allen tiefstehenden Stämmen Tod und Krankheit das Werk geheimer Feinde, die gewöhnlich in einem fremden Dorfe wohnen. Man ist also schon auf dem Wege, sich die Vorstellung auszudenken, daß nicht alles zweckmäßige und nützliche Arbeit sei, daß es auch ein Zerstörendes giebt, und geht damit dem Erfassen des bösen Prinzips entgegen, durch welches dann das vorhandene andere als „gut" definirt wird. Wie das Entstehen zuerst nur als eine Verwandlung galt, so ist ursprünglich auch das Vergehen, das Sterben nichts anderes; von einer Vernichtung ist keine Rede. Verwandelt, oder auch in alter Gestalt, wird nach dem Tode ein neuer Aufenthaltsort bezogen, und man begegnet diesen Abgeschiedenen im Traum oder hört sie Nachts im Walde. Die Bororó sehen stolz in den farbenprächtigen Aras die Verkörperung ihrer Todten, während die gestorbenen Neger sich in schwarze Aasgeier verwandeln.

Also Gott und Unsterblichkeit sind bei den sozial noch unentwickelten Wilden noch frei von aller Beziehung zu Lohn und Strafe oder Erlösung, sind nur Versuche der Welterklärung. Nun aber wächst und verfeinert sich die Erkenntniß; bei längerer Beobachtung lernt man einsehen, daß die früheren Erklärungen unzureichend sind, und ist doch nicht im Stande, bessere zu geben; dieser Konflikt ist es, der die Poesie des Mythus erzeugt. Die Zweifel werden einfach bei Seite geschoben, indem man sagt: „Es war früher so."

Die seit Generationen bereits zu einem äußerlichen Christenthum bekehrten brasilianischen Indianer haben noch eine Menge ihrer alten Mythen bewahrt, die unseren Kindermärchen zum Verwechseln ähnlich sind. „Früher", so beginnt der Erzähler, „gab es eine Zeit, wo alle Dinge sprachen." Und daran glaubt er auch ebenso fest, wie das Kind glaubt, wenn die Mutter anfängt: „Es war einmal." Nur sind die Völkermärchen nicht willkürlich erfunden, wie wenigstens die modernen Kindermärchen, soweit sie nicht uralte Erinnerungen überliefern, sondern stellen wirklich den Rest der früheren Erkenntniß dar. Ihre erste Schöpfung entspricht dem Geplauder des Kindes mit der Puppe, mit der Unterhaltung der Mutter mit dem Kinde.

Auf eine ähnliche Weise mögen auch die Völkergedanken, welche in den ältesten Erfindungen auftreten, ihre Beziehung zur Religion gewonnen haben. Die Feuerentzündung war allmählich als eine Massenerfahrung gefunden worden, nicht der zweckbewußten Ueberlegung eines Einzelnen entsprungen, und damit war erstens von selbst ausgeschlossen, daß die Tradition berichtete, wie sie in den Besitz der Menschen gelangt war, und zweitens den späteren Geschlechtern, welche einen einzelnen Erfinder suchten, welche die Methoden bereits vervollkommnet hatten, unmöglich gemacht, sie zu verstehen. Da ist es kein Wunder, daß man in dem Konflikte des Erklären-Wollens und Nicht-Erklären-Könnens das Verdienst einem übermenschlichen Erfinder zuschrieb, und daß man diesen Glauben auch in besonderen Kultushandlungen pflegte, wie sie aus dem Alterthume bekannt sind. Nur blinde Wortgelehrsamkeit aber ist im Stande, nun den umgekehrten Weg einzuschlagen, und die Erfindung des Feuerreibens auf Kultushandlungen zurückzuführen, auf die Drehung von hölzernen Gebetmühlen, welche die Entdeckung herbeigeführt und später die Verehrung veranlaßt habe.

Von dem berühmten Grauen der Urmenschenseele vor dem Phänomen des lodernden Feuers habe ich, bei den Naturmenschen wenigstens, nicht die leiseste Spur entdecken können; sie fürchten sich nicht mehr vor dem nützlichen Elemente, als der Gelehrte vor der Studirlampe. Wenn der Kampfhund irgendwoher mit dem Winde bedrohlich an ihr Lager heranrückt, so zünden sie selber einfach an der entgegengesetzten Seite das umgebende Gras oder Gestrüpp an und begehen sich auf die schnell kahl gebrannte Fläche, wo sie in sicherem Schutze sich der Wärme erfreuen. Der Ursprung des Feuers ist in der Bakairi-Legende auch recht harmloser Art: der Fuchs, ein Kamphtier und der Großvater ihres Stammesheldens, hat es sich aus den Augen herausgeschlagen, und bei dem haben es sich die Enkel geholt.

Digitized by Google

So haben wir bei unserem Steinzeit-Indianer bereits eine reiche Mythologie mit poetischem, aber noch nicht mit ethischem Inhalt — diese, die Religion im höheren und edleren Sinne, gehört in die Kulturepoche, wenn sich mit dem Handel und der Viehzucht der Begriff des Eigenthums klar entwickelt, sich Staatswesen bilden, und aus der Volksmasse Individuen hervortreten. Der einfache Völkergedanke, der allenthalben gleich ist, macht dem unendlich variirbaren Kulturgedanken Platz; es erscheinen Priester und Propheten, und die individuelle Meinung verbreitet sich mit dem Worte oder mit dem Schwerte. Auch unser fortgeschrittenes Zeitalter zeigt jedoch noch eine in die Augen springende Analogie mit dem Gange des alten Völkergedankens: einst ließen die Werkzeuge, in denen sein Erschaffung der Welt zum ersten Male ein Neues entstanden war, den Menschen fragen: „Wie ist das alles gemacht, was mich umgiebt?“ der Animismus wurde mehr und mehr bedrängt und schließlich sogar eingeschränkt bis zu der Uebertreibung, daß man den Thieren die Seelen absprach und sie als Automaten ihr Leben abspielen ließ. Und heute?

An die Stelle der einfachen Werkzeuge sind in der physikalischen Beeinflussung unseres Kausalbedürfnisses nunmehr die höheren Abstraktionen der Technik, die naturwissenschaftlichen Apparate und die modernen echten Erfindungen getreten. Warum erfüllt uns das Gewitter nicht mehr mit heiligem Schauder? Weil wir den elektrischen Funken selbst erzeugen. Warum ist der Zauber der „Lebenskraft“ gebrochen? Weil wir selbst organische Verbindungen aus unorganischen zusammensetzen können. Wir wissen, oder lernen doch, wie es gemacht wird. Erst jetzt dürfen wir auch den Muth haben, begreifen zu wollen und zu fragen: Wie sind die Gebilde, die in ihrer scheinbaren Fertigkeit und abgeschlossenen Vollendung noch unseren Großvätern als Erzeugniß eines einzigen Schöpfungsaktes gelten mußten, wie sind die Arten, und wie ist der Mensch mit seiner Sprache entstanden?

Nur vor der Seele steht auch der Kulturträger der Gegenwart nicht viel klareren Geistes wie der Naturmensch vor der Natur; sie scheint ihm ein Spiel höherer Kräfte bleiben zu müssen, dessen einheitliches Erkennen an einem unausfüllbaren Dualismus scheitert.

Indem man sich die niedrigere Stufe der Erkenntniß bei dem Schingú-Indianer klar macht, kommt man sehr leicht zu einer falschen Vorstellung über die Kenntnisse desselben und deren Umfang. Wenn sie aber noch wenig Wissenschaft haben, so besitzen sie trotzdem ein erstaunliches Wissen. Sie, die so kindlich die Sterne deuten und für „gestern“ und „morgen“ dasselbe Wort haben, kennen alle auffallenden Konstellationen und wissen sehr genau, welche derselben in jeder Jahreszeit am Abend oder Morgen erscheinen und verschwinden. Die stete Aufmerksamkeit ist ihnen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie tadellos die Himmelserichtung einhalten, ohne kaum jemals einen Blick nach der wandernden Sonne zu werfen, daß sie an einem neuen Orte im Inneren einer Hütte fast ohne Ueberlegung den Stand der Sonne richtig angeben.

Während wir Kulturmenschen alle einseitig interessirt sind, den Himmel als Meteorologen, Astronomen, Künstler oder Bauern betrachten, und die Welt der Abstraktion haben, prägt sich dem Naturmenschen die ganze Umgebung unterschiedslos ein, und muß sich damit ja wohl im Völkergedanken wiederspiegeln. Er kennt alle Thiere und Pflanzen, und alle haben ihre Namen; sein Wortreichthum ist viel größer als der eines ungebildeten Europäers — aber er verfügt noch nicht wie dieser über höhere, übergeordnete Begriffe. In diesen Sprachen des tropischen Waldes giebt es nicht einmal ein Wort für „Palme“ oder „Papagei“: jede Art der Papageien oder Palmen hat ihren besonderen Namen. Sie haben nur das anschauliche Nebeneinander, nicht das begriffliche Uebereinander. Sie haben Zahlwörter nur für 1 und 2; addirend zählen sie: 1, 2, dann weiter 1—2, 2—2, 1—2—2 u. s. w., niemals, ohne an ihren Fingern und Zehen, an Händen und Füßen jede Zahl, auch die 1 und 2, zu markiren; so kommen sie mühsam bis 20. Sie „wortzählen“ also nach Zweiern (Dyaden), sie „anschauungszählen“ aber schon nach Fünfern (Pentaden) oder Zehnern (Dekaden). Gegenständlich kann man ihnen eine Summe bis zu 20 klar machen, aber mit Worten begreifen sie nur bis 2, und der Elementarsatz des Kopfrechnens: $2 \times 2 = 4$, muß ihrem Verstande noch unzugänglich bleiben.

Was sollten diese Menschen auch zählen? Sie, die keine Hausthiere, nicht einmal Hunde kennen, haben keine Heerden, deren Stückzahl dem Besitzer wichtig wäre; sie treiben keinen Handel und stehen im Tauschverkehr auf der niedersten aller Stufen, indem sie sich gegenseitig beschenken. Nur eine Kategorie giebt es für sie, wo die Zahl ein Interesse erhält, das ist die Familie, die Zahl der Kinder und Geschwister. Es scheint mir durchaus nicht unmöglich, daß dort alles Zählen ursprünglich eingelegt hat; denn nicht nur bedeutet in der Sprache dieser Stämme der abstehende Daumen „Vater“, sondern, was mich außerordentlich seltsam berührte: so oft ich einem neuen Opfer meiner Rechen-Examina mit meinen Fingergesten klar machen wollte, daß ich die Zahlwörter 1, 2, 3 u. s. w. in seiner Sprache zu wissen wünschte, so streckten die Gefragten allerdings die Hand empor und rechneten, aber der eine machte Halt bei 1, der andere bei 2 oder 3 oder 4, und ich entdeckte allmählich, daß sie mir immer die Anzahl ihrer Kinder oder Brüder mittheilten.

Diese niedrige, an der Anschauung haftende Zahlenerkenntniß, der die Elementarbegriffe der Sprache und der Kunst auf das genauste parallel gehen, ist ein klassisches Beispiel, um sich klar zu machen, welch gefährlichen Weg wir ohne die Ethnologie der Naturvölker wandeln, wenn wir die Urgeschichte des Geistes auf der Geschichte indogermanischer Vorstellungen aufbauen wollen. Das hypothetische Grundvolk, von dem sich die indogermanischen Stämme abgezweigt haben, das ein hochausgebildetes Zahlensystem besaß, stand wahrlich nicht mehr auf der Stufe eines echten Naturvolkes. Nahezu die sämmtlichen Wurzeln, auf welche die indogermanischen Sprachen zurückgeführt werden, sind als Verbalwurzeln bestimmt worden, und auf Grund dieser Thatsache wird auf einmal von fast allen indogermanischen Linguisten angenommen, daß die menschliche Sprache überhaupt aus Verbalwurzeln hervorgegangen sein müsse. Nun haben wir in Central-Brasilien echte Karibenstämme angetroffen und können durch eine große Anzahl lexikalischer und flexivischer Uebereinstimmungen mit den längst bekannten Karibensprachen des nördlichen Süd-Amerikas auf das evidenteste beweisen, daß diese sämmtlichen Idiome ebenso gut wie die indogermanischen auf eine alte Grundsprache zurückgehen. Diese Stämme sind auseinandergegangen, als die Sprache noch wenig entwickelt war; aber vergebens suchen wir die Gemeinsamkeit der Verbalwurzeln, die das erste Element der Sprache bilden sollen. Mit dieser einen kleinen Erfahrung bei einer anderen Gruppe des Menschengeschlechtes fällt die ganze Hypothese von einer Entstehung der Sprache aus Verbalwurzeln in sich zusammen. Bei diesem, wie an so manchem anderen Punkte droht unserer Urgeschichte durch einseitiges Vorgehen eine Spekulation auf indogermanischer Basis zu werden, und wir sind auf dem besten Wege, die Grammatik in der Hand, einen indogermanischen Menschenaffen zu konstruiren.

Digitized by Google

Nicht entschieden genug kann die Ethnologie die auf der Studierstube verfertigten Modelle bei Seite schieben; sie bedarf lebendiger Geschöpfe aus weiter Welt und ihrer Werke. Wohl ist für alle Zeit die Periode überwunden, wo ihre Sammlungen nur als Illustrationen galten zu Reiseabenteuern oder zu kuriosen Sitten und Gebräuchen; aber noch immer wird es vielen schwer, zu begreifen, daß die Arbeitserzeugnisse der schriftlosen Völker als die einzigen Urkunden für die allmähliche Entstehung höherer Abstraktionen — auch für unser eigenes Verständniß einen unermeßlichen Werth besitzen; noch immer wollen nicht alle einsehen, daß wir Kulturmenschen in keiner Weise umgehen können, auf die Frage, was wir selbst gewesen sind, die Antwort bei den Buschmännern, Papuas oder Botokuden zu holen.

Kürzere Mittheilungen.

Die sibirische Pacificbahn.

Die große sibirische Eisenbahn ist ein Gegenstand, der in der russischen Presse hellere und schärfere Gestalt anzunehmen beginnt, seitdem einige der mit den nöthigen Voruntersuchungen beauftragten Ingenieure nach St. Petersburg zurückgekehrt sind. Es hat sich herausgestellt, daß die Strecken von Omsk bis Irkutsk einerseits, und sodann die äußerste im Osten, die von Wladiwostok bis zur Station Busse am mittleren Ussuri andererseits, durchaus günstige Bedingungen für die Bauausführung darbieten. Auf beiden wird die künftige Bahn, indem sie reiche und fruchtbare Gegenden durchzieht, vorwiegend Flachlandscharakter tragen, ihre Steigungen werden nie über das Verhältniß von 1 : 6000 bis 8000, und ihre Krümmungsradien nie über (bezw. unter) das Maß von 250 Faden (zu 2,13 m) hinausgehen. Ebendenselben Charakter lassen die noch nicht völlig beendigten, jedoch dem Abschlusse sich näherenden Untersuchungen sowohl des westlichsten Abschnittes (von Slatoust bis Omsk), wie die des ostsibirischen von Irkutsk über Tschita bis Sretensk schon deutlich erkennen. So werden denn auch besonders schwierige oder großartige Bauten nicht vorkommen. Die längste Brücke, die über den Irtisch zu schlagende, wird im ganzen 640 m (300 Faden) lang werden, die übrigen Brücken und Viadukte übersteigen nicht das Maß von 213 bis 320 m (100 bis 150 Faden). Die Baukosten pro Werst werden sich im Durchschnitt nicht höher stellen, als sie durchschnittlich im europäischen Rußland zu sein pflegen. Dieser Punkt ist bei der kolossalen Länge der Bahn sehr wesentlich und kann doch nicht hindern, daß Rußland sich mit dem Bau derselben eine schwere finanzielle Last auf die Schultern lädt. Der so früh verstorbene russische Minister der Verkehrswege, General v. Bauker, wußte sehr wohl, wie viel bei diesem Riesenunternehmen, dessen Verwirklichung er mit Feuereifer in Angriff genommen hatte, gerade von der Geldfrage abhing; er hatte daher die das Terrain studirenden Ingenieure angewiesen, solche Anschläge zu machen, welche, ohne die Festigkeit des Baues und die mögliche Ausnutzung der Bahn zu beeinträchtigen, doch den geringsten Kostenaufwand erfordern würden; zu noch kurz vor seinem Tode hatte der Minister persönlich auf Grund aller bei ihm eingelaufenen Berichte und Vorschläge eine Berechnung angestellt, wonach sich die Werst der sibirischen Eisenbahn mit Schienen, beweglichem Materiale und einstweilig für den Betrieb ausreichenden Brücken mit 25 000 Rubeln sollte herstellen lassen. Ebenderselbe hat eine Kommission, die nicht nur aus Fachleuten, sondern auch aus anderen mit sibirischen Verhältnissen wohlvertrauten Männern besteht, eingesetzt, die über allerlei diesen Bahnbau betreffende Fragen zu entscheiden hat, u. a. über den genauen Verlauf der Linie. Diese ist nun — mit Verwerfung der vom Vice-Admiral Kopytof vorgeschlagenen, die von Orenburg über Semipalatinsk, Irkutsk, Abagaitui, durch die chinesische Mantschurei geradewegs nach Wladiwostok gehen sollte — so bestimmt worden, daß sie Slatoust zum Ausgangspunkte nimmt und sodann Kurgan, Omsk, Tomsk, Kansk und Irkutsk berührt, hierauf den Baikalsee südlich umkreist und über Possolskaja, Tschita und Sretensk weitergeht. Hier wird sie durch den Amur unterbrochen, der als Wasserweg die Verkehrslinie fortsetzt, bis in Jabarofka an der Mündung des Ussuri die Schienen von neuem einsetzen, die über Busse bis Wladiwostok hinführen werden. Die erwähnte Kommission hat ferner beantragt, daß man, von Slatoust aufangend, die Bahn keineswegs nunmehrbrochen und geradeaus forthauen soll, sondern daß man zu allererst kurze Bahnstrecken dort herstellen sollte, wo sich zwischen zwei Flußsystemen ein sogenannter Wolok oder Portage, eine Tragstelle, befindet, worauf dann allmählich die übrigen, natürlich viel längeren, Strecken hinzuzufügen wären.

Daß die Bahn eine hohe strategische und politische Bedeutung besitzt, daß sie namentlich Rußlands Stellung gegenüber China außerordentlich verstärken würde, liegt auf der Hand, und es ist wohl glaublich, daß, wie russische Zeitungsberichte zu erzählen wissen, in den Regierungskreisen Chinas große Erregung darüber herrscht. Um so eher, meinen wir, werden diese sich entschließen müssen, daß einzig richtige Gegenmittel gegen die von Rußland her drohende Gefahr aufzubieten, und dies ist kein anderes als der Bau großer Bahnen im eigenen Lande. So wird die sibirische Eisenbahn ein Bahnbrecher für den Eisenbahnbau in China werden und Umwälzungen im Zustande Asiens hervorrufen, die sehr bald auch in der übrigen Erdenwelt sich widerspiegeln werden. In diesem Sinne muß die ihrem Werden und Entstehen sich mühsam entgegenringende sibirische Eisenbahn als ein weltgeschichtliches Ereignis betrachtet werden, daß unserem so inhaltreichen 19. Jahrhundert einen höchst bedeutungsvollen Abschluß geben würde [1]).

F. M.

[1]) Vergl. hierzu „Dr. Emil Deckert, Asiatische Eisenbahnen", nebst beigegebener Karte. („Globus", Bd. 53, S. 304 ff. und S. 331 ff.)

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Eine Hauptstätte der chinesischen Salzgewinnung liegt in der tiefgelegenen Marschengegend an der Ostküste von Kiangsu. An 36 verschiedenen Punkten wird das Salz daselbst durch Verdampfung von Salzwasser in künstlich erhitzten Pfannen gewonnen, und zwar in einer braunweißen, besseren Qualität, die sich zu oberst ablagert, und in einer dunkelbraunen, geringeren Qualität („Volks-Salz"), die die untere Schicht bildet. Das Gewerbe steht unter der Aufsicht eines besonderen Mandarins von hohem Range, der in Yang-tschen residirt, und die Verführung des Salzes nach den anderen Gegenden des Reiches erfolgt in Dschunken. Die Salzhändler zeichnen sich im allgemeinen durch großen Reichthum aus.

Afrika.

— Ueber die neueren Expeditionen in Togo-Land verlautet, daß Dr. L. Wolf von seiner Station Bismarckburg aus seinen Einfluß auf die Häuptlinge der Umgebung in der kräftigsten Weise geltend macht, ohne irgend welche Gewaltmittel aufzubieten. Ende 1888 hat er auch eine Reise durch das Ubjuti-Land nach Salaga ausgeführt, von der er wohlbehalten nach der Station zurückkehrte. Gleichzeitig ist es auch dem Premierlieutenant Kling gelungen, von der Küste über Agbeada und To Kofse wieder nach Bismarckburg zu gelangen und dabei die praktikabelste Karawanenstraße zwischen Klein-Popo und der Station aufzufinden.

— Die Swaine'sche Expedition in das Innere von Britisch-Ostafrika (Vergl. „Globus", Bd. 55, S. 159), deren Führung später F. J. Jackson übernommen hat, hat ihr letztes Ziel — den Victoria Nyanza-See — zwar nicht erreicht, es ist derselben aber gelungen, eine Anzahl Punkte, die zur Anlage von Stationen geeignet sind, ausfindig zu machen, und sich nebenbei auch die Freundschaft der Nyoi Bevölkerung zu erwerben, durch die man hofft, den Einfällen der Masai mehr und mehr Schach bieten zu können. Es ist deßhalb beschlossen worden, Herrn Jackson mit einer zweiten Expedition zu betrauen, damit derselbe das begonnene weiter fort führen, und über den Naiwascha- und Baringo-See bis zum Victoria-Nyanza vordringen soll. — Eine andere von J. R. W. Pigott geführte Expedition, hat sich gegen den Tana-Fluß hin gewendet, und den Mount Kenia erreicht, um später am Baringo-See mit der Jackson'schen Karawane zusammenzustoßen und mit dieser gemeinsam zu operiren.

— Die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft ist in ihrem Gebiete eifrig am Werke, gute Kommunikationen herzustellen. Eine Straße von Mombas nach Mbungo (50 engl. Meilen) ist bereits vollendet, und man will derselben alsbald eine weitere Fortsetzung binnenwärts geben, um allmählich alle Stationen unter einander und mit der Küste in bequeme Verbindung zu setzen. Ebenso beschäftigt man sich mit den Vorarbeiten zum Baue einer ähnlichen Straße zwischen Mombas und Malindi, sowie mit denjenigen zum Baue einer kurzen Eisenbahn auf der Insel Mombas. Die Experimente mit der Einführung von Kameelen, welche man gemacht hat, sind nicht geglückt, dagegen bewähren sich die Esel und Maulthiere recht gut.

Ozeane und ozeanische Inseln.

— Auf den Falklandsinseln hat die Schafzucht eine merkwürdige Ausdehnung gewonnen. Die nicht weit von der Südspitze Südamerikas gelegene, wiederholt von europäischen Mächten in Besitz genommene und wieder aufgegebene Inselgruppe, heute in englischem Besitz befindlich, ist infolge ihres feuchten, kalten Klimas für den Ackerbau absolut ungeeignet, aber um so besser gedeihen die Schafe. Ihre Zahl beläuft sich bereits über eine halbe Million, sämmtlich von guter Rasse und mit ausgezeichneter Wolle. Der Export ist in den Händen einer englischen Aktiengesellschaft, erfolgt aber auf den Dampfern der deutschen Kosmos-Linie, deren Dampfer Port Stanley, den Haupthafen der Inseln, anlaufen.

Polarregionen.

— Der Grönlandreisende Fridtjof Nansen ist nach seinem unfreiwilligen Winteraufenthalte in dem Norden mit seinen Gefährten wohlbehalten in Kopenhagen und Christiania angelangt und hat in beiden Städten über seine Erlebnisse und Erfahrungen eingehendere Berichte erstattet (Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 256 und S. 336). Dem Vernehmen nach haben ihn seine norwegischen Landsleute dazu auserkoren, im Sommer 1890 eine andere Polarexpedition nach Franz-Josefs-Land zu führen. Auf seine Grönlandsforschungen kommen wir demnächst ausführlicher zurück.

Bücherschau.

— Sydow-Wagner's methodischer Schul-Atlas. Gotha 1889. Justus Perthes. — Man kann diesen Atlas nur mit Freude und Genugthuung betrachten, da jedes seiner Blätter einem zeigt, daß die Fortschritte der kartographischen Technik und der geographischen Wissenschaft der Schule heute in einem sehr hohen Maße dienstbar gemacht werden. Der treffliche Grundcharakter der Sydow'schen Atlanten leuchtet ja immer noch aus der Mehrzahl der Karten heraus, aber in vielfacher Beziehung hat sich an denselben ein Prozeß weiterer Läuterung und Durchreifung vollzogen, und außerdem sind ihnen zahlreiche wichtige Ergänzungen beigestellt worden. Unter diesen letzteren erscheinen uns ganz besonders meisterhaft die Populationskarten und die klimatischen Karten. Daß der Herausgeber es vorzüglich verstanden hat, den schulmethodischen Grundsätzen allenthalben gerecht zu werden, versteht sich von selbst. Die Hauptverkehrslinien hätten auf den zu ihrer Veranschaulichung bestimmten Blättern vielleicht etwas deutlicher markirt werden können.

Inhalt: Prof. Dr. Philipp Pautitschke: Kulturbilder aus den Somâl- und Gallaländern von Harar. I. (Mit drei Abbildungen.) — Emil Metzger: Herrscher und Beherrschte auf Java. (Mit zwei Abbildungen.) — Dr. Karl von den Steinen über „Erfahrungen zur Entwickelungsgeschichte der Völkergedanken". — Kürzere Mittheilungen: Die südliche Pacificbahn. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Ozeane und ozeanische Inseln. — Polarregionen. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 16. Juni 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Kulturbilder aus den Somâl- und Gallaländern von Harar.

Von Prof. Dr. Philipp Paulitschke.

II. Die von den Galla besetzten Landschaften.

(Mit drei Abbildungen.)

Die wirthschaftliche und commercielle Bedeutung der Somâl-Länder wurzelt zum größten Theile in der Fruchtbarkeit und Ertragsfähigkeit der südlich und westlich an dieselben grenzenden, von den Galla besetzten Gebiete. Der centrale Theil der Somâl-Länder, vornehmlich die Ogadên genannten Territorien mögen allein hiervon ausgenommen sein, weil deren Bewohnerschaft Produkte aus dem Thierreiche — aber fast ausschließlich nur diese — an die Küste sendet und auf den Markt von Aden wirft. Die Galla-Gebiete treten nur als Produzent ergänzend auf und liefern Produkte des Bodenbaues neben solchen der Viehzucht in reicher Menge. Würden von der englischen oder französischen Regierung über die Provenienz der Handelsprodukte an der Somâl- und Danâkil-Küste statistische Aufzeichnungen gemacht (es werden thatsächlich nur die Export- und Importverhältnisse summarisch ausgewiesen), so würde die Individualität der von den Somâl und Danâkil einerseits und von den Galla andererseits bewohnten Landstriche in einem bemerkenswerthen Lichte erscheinen. Das Somâl- und Danâkil-Land ist Weideland par excellence, das Galla-Land wohlangebautes Ackerland, auf welchem nur dort die Viehzucht überwiegt, wo Gebirge dem Landbau eine Grenze setzen. Auf dem größten Theile des letzteren wird Landbau mit Viehzucht in außerordentlich harmonischer Vereinigung betrieben. Ein Zweig ergänzt den anderen mit Vielseitigkeit und läßt Lücken nur selten fühlen.

Die von Galla besetzten Gebiete erstrecken sich ungefähr vom neunten bis zum dritten Grade nördl. Br. (im Osten des Kenia bis zum fünften Grade südl. Br.) und von $30^1/_2°$ bis $40^1/_2°$ östl. L. von Greenwich. Die östliche Grenzmark ist eine viel umstrittene. An derselben finden unablässig Kämpfe mit den Somâl statt, welche Völkerschaft mit Ungestüm nach dem Süden drängt und den Tana schon lange überschritten hat. Fast kein Vierteljahr vergeht, wo nicht an der Küste oder in Zanzibar von großen Raubzügen und von Mord und Plünderung, welche die Somâl verübt haben, Kunde verbreitet wäre. Ganz besonders heftig fühlbar waren die Angriffe der Somâl im Winter 1887, ohne daß eine andere Ursache als die Vermuthung eines Durra-Mißwachses im Somâl-Lande für dieses erneuerte heftige Südwärtsstürmen des Volksstammes gefunden werden konnte.

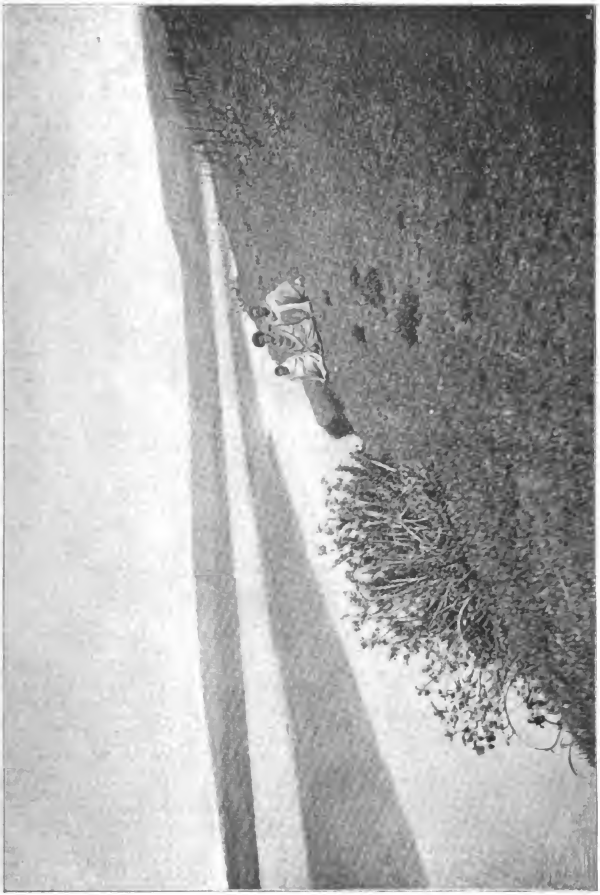
Auch nördlich von Harar haben die Galla in jüngerer Zeit den Somâl gegenüber Gebietsverluste aufzuweisen, die sich indessen nur so weit erstrecken können, als ebenes, ehemals von Galla bewohntes Land reicht, das die Somâl nunmehr für die Weide ihrer Heerden in Anspruch nehmen. Der Gebirgswall setzt der Ausbreitung der nomadischen Somâl ein natürliches Ziel.

An der Südgrenze sind die mit den Nilvölkern sprachlich innig verwandten Massai keilförmig in das Galla-Gebiet eingedrungen, oder wie wir richtiger sagen sollten: die

Digitized by Google

Landschaftsbild aus dem Role-Galla-Gebiete, zugleich den Typus einer natürlichen Kella darstellend.

Digitized by Google



Der See Haramâja im Galla-Gebiete.

Digitized by Google

Galla haben wahrscheinlich auf ihrem Zuge nach Norden die bis an die indische Küste ausgebreiteten Nilvölker hier nicht zu durchbrechen vermocht. Im Westen reicht das Galla-Gebiet bis beinahe an den Nil. Sowohl der äußere physische Typus des Volkes von Uganda z. B., ebenso jener der Massai und ihrer Verwandten, als auch viele Züge aus dem nationalen Leben der genannten Völkerschaften lassen den Einfluß gallanischen Blutes deutlich erkennen, und ich stehe nicht an, diese Völkerschaften geradezu als „gallaartige" zu bezeichnen. Eine größere Fülle ethnologischen Materiales, das zu dem Zwecke der Konstatirung des ehemaligen Galla-Einflusses beschafft werden wird, dürfte die sehr nahe Verwandtschaft der Massai und Waboni mit den Galla zweifellos darthun.

Das von Galla bewohnte Gebiet ist, soweit es von Forschungsreisenden erschlossen werden konnte, eine große Hochebene, Gebirgsmassen sind über dieselbe nur dort gebreitet, wo der Stock der Abessynischen Alpen nach dem Süden sich verzweigt. Hier sind es dann breite, fruchtbare Thäler, wo das Volk dicht angesiedelt ist. Der Wobi, Dschub, der Omo, der Hawasch, der Sobat und der Abâj sind die Hauptströme, die das ungeheure Gebiet der Galla mit ihren zahlreichen Nebenflüssen bewässern. Krystallinisches Gestein auf der Höhe wechselt mit Kalk-Gebilden in den Thälern und auf den Ebenen.

Der zerfallene Granit bildet ausgezeichneten Humus-Boden und ist in vielen Gegenden von röthlicher Farbe, von der auch ab und zu die Gewässer der Flüsse gefärbt erscheinen.

Westlich und nordwestlich von der Stadt Harar befindet sich am Fuße einer höheren Gebirgskette eine Reihe kleiner Seen mit salzig-bitterem Wasser und ohne Fische. Der bedeutendste darunter ist der Haramâja (S. Abbildung 2), dessen Spiegel 2252 m über demjenigen des Golfes von Aden, und dessen Längsachse etwa 1½ Stunde betragen mag, während seine Breitenachse ¾ Stunde mißt. Es ist ein einfacher Stauungssee mit reizlosen Ufern und dunkelblauem Wasser, welch letzteres von den Regengüssen der nassen Jahreszeit sowie von unterirdischen Quellen (hôra) herrührt. Den Erzählungen der Oromo nach ist seine Tiefe sehr bedeutend. Der Boden rings um ihn her ist vulkanischer Natur.

Die einzelnen Stämme der Galla sind nun derartig über das mächtige Gebiet ausgebreitet, das je ein Stamm oder ein Reich — monarchische, mitunter sehr kleine Staaten sind namentlich in dem centralen, an Schoa grenzenden Theile des Galla-Landes sehr zahlreich — eine Landschaft bewohnt, die von den angrenzenden Gebieten nach allen Seiten hin durch einen 1 bis 1½ Stunden breiten völlig wüsten Strich — eine sogenannte „udomâ" — getrennt ist. In dieser udomâ wohnen weder Menschen, noch werden je Heerden nach derselben getrieben oder Ackerbau daselbst in Angriff genommen.

Das bewohnte Land ist ferner seiner ganzen Umfassung nach von einer Dornenhecke oder einem aus Stachelpflanzen gebildeten Verhaue von bedeutender Höhe umgeben, dessen Zustand sehr gut erhalten und wohl gepflegt wird. Nur an bestimmten Stellen, namentlich an der Einmündung von Wegen, befinden sich Einlässe — „kollâ" genannt —, wirklichen Thoren gleichend, welche häufig einige Kilometer weit nach links und rechts von wohlgezimmerten Bretterwänden eingefaßt sind.

Der Eintritt durch die Kellâ, an der sich neben dem eigentlichen Thorwächter in der Regel einige Leute aufhalten, die unter dem Volke und unter den Nachbarn ausgedehnte Personenkenntnisse haben, wird streng gehütet, und meist wird der Einlaß nur dann gewährt, wenn man ein Erkennungs- oder Legitimationszeichen vom Häuptlinge bringt. Karawanen lagern oft vor den Thoren und bitten oder feilschen, vermitteln wohl auch um den Einlaß. Oft läßt sich eine solche Kellâ aus dichter Euphorbien-Vegetation herstellen (S. Abbildung 1), die dann ein schönes, natürliches Thor bietet. Solche Kellâs scheinen bei den Galla auch dort vorhanden zu sein, wo, wie an der Peripherie bei den Somâl eine so strenge Abgeschlossenheit des Gebietes nicht durchführbar ist. Sie sind dann oft nur Wahrzeichen der Gegend und ohne praktische Bedeutung.

Im gebirgigen Terrain sind die menschlichen Ansiedelungen im Galla-Lande derart an einander gereiht, daß die einzelnen Behausungen — manná, dem innerafrikanischen Tokûl ganz ähnlich — oft wie Bienenstöcke oder Vogelnester an den Felsen hängen, und nur auf Saumpfaden und unter Beschwerden erreichbar sind. In der Ebene dagegen (diese ist oft von gräßlicher Eintönigkeit) reiht sich ein großes Dorf an das andere, dessen Bestandtheile oder einzelne Wirthschaftsstände mit Dornenzäunen umgeben sind. (S. Abbildung 3). Schöne Gruppen von Musa Ensete und Musa paradisiaca beschatten solche Hausgruppen und geben der Behausung ein wohlgefälliges Relief. Zur Zeit des Durra-Hochstandes bietet z. B. die Hochebene ein wogendes Aehren- und Rispenmeer, das diese Kommunikationswege serpentinenartig durchziehen. Die Durra erreicht, ausgereift, über Mannshöhe und bietet ein vortreffliches Deckungsobjekt in den Zeiten feindlicher Einfälle.

Nähert man sich einer Ansiedelung, so ergeht man sich, bevor man die Wohnräume für Menschen und Vieh betritt, vorweg in einer kleinen Pflanzung — dem Grabeosschmuck der Abgeschiedenen der Familie. Eine hohe, wohlgefügte Palissadenreihe bezeichnet die Stallung der Rinder. Eine große Kuppe von dürren Dornensträuchern dient als Ersatz für die Thorflügel zu den Wohnräumen, denn am Abend wird damit der Einlaß in der Hede sorgsam verrammt, um zeitig in der Frühe entfernt und zu der kegelförmigen Kuppe aufgethürmt zu werden. Bohrlöcher in der Höhe der Mannâ führen zu den Durra-Vorräthen der Familie.

Nach der Ernte bedecken die Ebene des Galla-Landes mächtige zuckerhnttartige Bildungen. Die Galla lassen nämlich den größten Theil der Feldfrüchte draußen am Felde lagern, schütten sie kegelförmig auf und bedecken sie mit dem langen Durra-Stroh. Wächter sorgen dann für die Wahrung der Eigenthumsrechte. Die Durra-Rispe bleibt in diesen an die Verwahrung der Zuckerrübe auf unseren Feldern gemahnenden Banten frisch und schmackhaft, während sie in der Nähe der Wohnungen infolge der ungünstigen Einflüsse, die die Handhabung des Wasservorraths und die röhrenartig verlaufenden Aborte in der Nähe der Mannâ üben, leicht verderben und schimmelig werden kann.

Das Dach der Mannâ ist mit Knochenresten und oft mit vielen trommelartigen Bienenkörben bedeckt. Nicht selten hat die Mannâ das Aussehen eines großartigen Bienenkorbes, so dicht ist sie mit kleinen Bienenkörben bedeckt.

Die Wasserzufuhr wird durch Zusammentragen des nöthigen Vorrathes aus Cisternen, die auf den Feldern errichtet werden, bewirkt. Der Galla verlegt seine Behausung fast nie unmittelbar an das Ufer eines Flusses oder Baches, sondern in der Regel weit ab von demselben, weil er die Wasserfluth in und nach der Regenperiode fürchten muß. Das Vieh wird zur Cisterne oder Quelle zur Tränke ausgetrieben. Das Ausdreschen der Durra geschieht gemeinsam von Seiten aller Dorfinsassen und wird von melodischen, weit schallenden Gesängen begleitet. In der Nähe der Mannâ werden nur die nöthigen groben Verrichtungen der Wirth-

Digitized by Google

Galla-Gehöft.

Digitized by Google

schaft vollzogen und es wird z. B. Vieh niemals in der Nähe des Gehöftes, sondern stets auf dem Felde oder im Walde geschlachtet.

Der Boden für Ackerbau und Weide ist wohlpareellirt und gut ausgenutzt, obgleich Umzäunungen desselben nur selten angetroffen werden. Flurwächter, die auf eigens erbauten, hochragenden Warten postirt sind, sorgen für die Sicherheit der Feldfrucht und befassen sich auch mit dem Verscheuchen der thierischen Feinde des Feldbaues, z. B. des Elephanten.

Herrscher und Beherrschte auf Java.

Von **Emil Metzger.**

(Fortsetzung. Mit zwei Abbildungen.)

Mit Ausnahme von ein paar größeren Orten, wo ein solcher unter Europäern wenigstens sich entwickeln kann, ist übrigens auch unter Europäern nur ausnahmsweise von einem engeren gesellschaftlichen Verkehr in europäischem Sinne die Rede. Die Zahl derselben ist in den meisten Orten nur klein, die amtliche oder dienstliche Stellung spielt eine große Rolle, und es hängt ganz vom Takt und der persönlichen Neigung der an der Spitze stehenden Persönlichkeit, namentlich aber von seiner Frau ab, ob der Ansenthalt an dem Orte Höllenqualen oder Himmelsluft bringen soll. Entweder lebt man unter einander wie in dem Schooße einer großen Familie oder aber steht man auf dem abgemessensten förmlichsten Fuße.

Ist ersteres der Fall, so wird doch der Zustand sehr leicht gestört; ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft dem gewohnten Kreise durch Tod oder Versetzung entrissen, ein fremdes Element in denselben eingeführet — und die Scene ist vollkommen verändert. Und wie leicht wird die Harmonie durch die Frauen unterbrochen! Wenn auch ein solches Verhältniß nicht offiziell anerkannt ist, wird doch die Stellung derselben ziemlich genau durch den Rang des Mannes bestimmt, und wehe demjenigen und derjenigen, die dies nicht anerkennen oder sich einen Eindruck auf die hergebrachte Ordnung erlauben wollten. Selbst wenn die Verhältnisse günstig sind und man sich gut mit einander schließt, um eine große Familie zu bilden, so müssen doch die Jüngeren, d. h. dem Range nach untergeordneten, den Älteren, höher stehenden Mitgliedern stillschweigend den entsprechenden Vorrang einräumen, um keinen Zwist hervorzurufen. Gewöhnlich bedarf man auch der höher gestellten eingeborenen Beamten zur Vergrößerung des Kreises, in dem ihnen jedoch im allgemeinen nur eine Statistenrolle zufällt. Zunächst macht man sie, bis zu einem gewissen Range hinunter, zu Mitgliedern der „Societät". Ein derartiges neutrales Gesellschaftslokal ist das erste, was an jedem Orte, an dem sich einige Europäer befinden, zu Stande kommt. Vielleicht glückt es mir durch Beschreibung des Typus einer solchen Einrichtung dem Leser einen tieferen Einblick in die Zustände zu geben. Natürlich ist dieselbe auf gemeinschaftliche, nicht allzu hohe Beiträge begründet und daher aus zwingenden Gründen, an kleinen Orten wenigstens, alles den beschränkten Mitteln entsprechend einfach eingerichtet.

Wir sehen ein kleines Gebäude vor uns, in dessen bis zu drei Seiten ganz offenem Vorraume sich der traditionelle runde Tisch befindet, dessen Bestimmung wir gleich kennen lernen werden; er ist von einer Anzahl Schaukelstühlen umgeben, die den größten Theil des Tages leer stehen; über denselben, vielleicht auch noch rechts und links, ist je eine Hängelampe angebracht. Aus diesem Vorraume gewähren zwei oder drei Thüren Zugang in das Allerheiligste, wo unter gewöhnlichen Verhältnissen ein Billard den größten Theil des Raumes einnimmt und an den Wänden kaum noch Platz für einige Spieltische und Stühle übrig bleibt. Hinter diesem Zimmer befinden sich die Räume für deren Verwalter — gewöhnlich ein Chinese — oder Eingeborene, in denen auch die der „Gesellschaft" gehörigen Vorräthe untergebracht werden. Im allgemeinen ist die Einrichtung überraschend einfach. Mit Kalk geweißte Mauern, ein Flur von rothen gebrannten Steinen, die da, wo die Verhältnisse größeren Luxus erlauben, durch Marmorplatten ersetzt sind, machen einen kalten Eindruck, um so läster, als die Einförmigkeit der Wände kaum unterbrochen wird.

Die Mitgliederliste, an deren Spitze der Name des Schutzherrn und die des Vorstandes prangen (letztere sind zuweilen zahlreicher als die der übrigen Mitglieder), möglicherweise ein Bild, welches S. Majestät den König der Niederlande vorstellen soll, vielleicht neben ihm Königin Sophie oder Königin Emma oder beide, machen den ganzen Wandschmuck aus.

Übrigens zeigt sich im allgemeinen dort so recht, was gemeinschaftliches Zusammenwirken vermag, und in den großen Orten erscheinen die Gesellschaftslokale in sehr geschmackvollem und reichem Gewande. Doch wie einfach sie auch seien, mancher hat in ihren Mauern genußreiche Stunden verlebt, und zu manchem glücklichen Familienleben ist dort der Grund gelegt worden. Es bedarf eben so geringen Beiwerkes, wenn man die feste Absicht hat, zufrieden und glücklich zu sein, und an dieser guten Absicht fehlt es in den Stunden, wo die Societät besucht wird, gewiß nur wenigen.

Ueberhaupt kann man sich nicht vorstellen, wie glücklich und zufrieden man selbst in abgelegenen Orten in Indien sein kann, wenn geeignete Elemente zusammentreffen und, um dies gleich hinzuzufügen, wie viele gute Eigenschaften dann zu Tage treten, wie überhaupt der Charakter der meisten Menschen sich in mancher Beziehung dort in einem so günstigen Lichte zeigt, wie man dies, so lange man es nicht selbst erfahren hat, kaum voraussetzen sollte.

Die dem Lebensalter und Range nach jüngeren Mitglieder stellen sich regelmäßig vormittags und gegen Abend in der Societät ein, um eine Erfrischung zu genießen, Zeitungen zu lesen und ein wenig zu politisiren. Der Kreis um den runden Tisch bildet sich; die Füße auf einen zu diesem Zweck an denselben angebrachten eisernen Ring gelegt, ruht man in der ungezwungendsten Haltung aus. Einzelne spielen vielleicht trotz der klimatischen Einflüsse eine Partie Billard. Selten nur verirrt sich eines der eingeborenen Mitglieder um diese Zeit in die Societät, es müßte denn sein, daß es von einem europäischen Mitgliede halb mit Gewalt mitgenommen würde. Zur Beförderung einer größeren Harmonie und eines innigeren Verkehres hält man meist ein- oder gar zweimal in der Woche einen sogenannten Gesellschaftsabend, bei dem sogar zuweilen das schöne Geschlecht erscheint; an allen anderen Abenden sind die dem geselligen Vergnügen gewidmeten Räume wüst und leer.

Die Herrenabende sind dem Billard und Kartenspiel, seltener der Unterhaltung, geweiht. Unter indischen Ver-

Digitized by Google

hältnissen läßt sich manches hierfür anführen; eine allgemeine Konversation (um mich des fremden Wortes zu bedienen), die über die Tagesereignisse hinausgeht, würde bei dem sehr verschiedenen Bildungsgrade der Theilnehmer bald stocken, sehr platt werden oder in Klatschereien ausarten und leicht zu Gruppenbildungen führen, die man im Interesse des Ganzen gerade verhüten möchte.

Hat an solchen Abenden die erste Person des Ortes, die gewöhnlich Schutzherr der Gesellschaft ist, ihr Erscheinen in Aussicht gestellt, oder erscheint sie regelmäßig, so begegnet man einer gewissen Feierlichkeit in Miene, Haltung und Gewand. An manchen Orten wird dunkler Anzug „de rigueur“, und häufig erscheinen auch die eingeborenen Beamten, um sich pflichtmäßig mit den übrigen, nach Rang und Würde geordnet, aufzustellen. Einige personae gratissimae, oder solche, welche es werden möchten, suchen etwas hervorzutreten, die Gleichgültigen oder Mißliebigen halten sich mehr zurück, alle harren aufmerksam des großen Augenblicks.

Vielleicht wagt es ein jugendliches Mitglied, die Bälle auf dem Billard mit der Hand hin und her zu jagen; Theilnehmer zu einer Partie wird er in dieser feierlichen Stunde der Spannung und Erwartung kaum finden, natürlich insofern nicht ein Ort die Scene der Handlung ist, wo der Leichtsinn — alias Fortschritt — schon überhand genommen hat.

Jetzt naht der erwartete hohe Gast; der Vorstand der Gesellschaft geht ihm entgegen, um ihn zu begrüßen und empfängt in anmuthig gebogener Haltung einen Händedruck, darauf begleitet er ihn in den inneren Raum. Alle neigen sich, einzelne Glücklichere werden durch einen mehr oder weniger abgemessenen oder freundlichen Gruß besonders ausgezeichnet, nachdem der Gallerie im allgemeinen durch eine feierliche Verbeugung der Dank für die bewiesene (allerdings als pflichtmäßig betrachtete) Ehre abgestattet ist, und dann nimmt der Gast Platz an dem für ihn bestimmten Spieltisch — man weiß schon vorher, ob er l'Hombre, Quadrille oder Whist — spielt, und bezeichnet, wenn dies nicht schon ein für allemal geschehen, seine Mitspieler, welche nun auch ihren Sitz einnehmen. Ein Augenblick allgemeiner Bewegung folgt, die Parteien, soweit sie nicht schon fest zu einander gehören, werden mit Hilfe der Mitglieder des Vorstandes gebildet; hier oder da tönt einem fremden Besucher die Frage „Whist oder l'Hombre?“ entgegen, und sobald er seine Entscheidung getroffen hat, nähert sich ihm ein anderer Herr, der ihm die Karten bietet, um seinen Platz durch das Loos zu bestimmen. An den Kartenspielen der Europäer betheiligen sich die Eingeborenen nur ausnahmsweise, manchmal tröstren sie mit einigen der europäischen Mitglieder in irgend einer Ecke ein kleines, bescheidenes Hazardspiel; doch in der Gegenwart der hohen Personen erwacht der richtige Animus nicht, und die Theilnehmer bleiben kalt. In der Societät hat der Eingeborene im allgemeinen keine Gelegenheit, seiner Spielwuth zu fröhnen, dazu ist schon nöthig, daß er nur mit Landsleuten, mit Mischlingen oder mit Europäern, die zu den dii minorum gentium gehören, zusammen sei und nicht von seinen Vorgesetzten beobachtet werden kann; ich werde weiter unten noch auf diesen Punkt zurückzukommen Gelegenheit haben.

Je nach der örtlichen Gewohnheit und der Neigung, welche für das edle Spiel besteht, hört man um 11 Uhr, um 12 Uhr oder gar noch später auf. Je nachdem das Glück die leitenden Persönlichkeiten begünstigt hat, herrscht eine mehr oder weniger heitere Stimmung, in der man entweder das Lokal verläßt oder sich an dem runden Tische zu einem Glas Grog vereinigt; gewöhnlich dauert es nicht mehr allzulange, bis die letzten Gäste die Societät verlassen, bald verlöschen die Lampen, und die Schritte der wenigen Nachzügler verhallen in der stillen, friedlichen Nacht.

Welche Aufregung aber herrscht nicht in so einem kleinen stillen Orte, wenn die frohe Nachricht sich verbreitet, daß der Vorstand einen Damenabend veranstalten will; wie auch das Programm sein möge, eins doch ist gewiß: man weiß, daß zum Schlusse wenigstens ein Tanzvergnügen stattfinden wird, und dies ist ein Genuß, dem trotz des Klimas viele Herzen lebhaftschlag entgegenschlagen. Eine Beschreibung der Vorbereitungen zu einer solchen Feierlichkeit glaube ich dem geneigten Leser ersparen zu können. Toilettennoth, Wagenmangel, der namentlich in dem Westmonsun das erwartete Vergnügen sehr bedrohen kann, und feierlichen Empfang der Gäste sind überwunden, europäische Schöne und Radhen-Ajus — die erste Gemahlin eines Häuptlings vom höheren Range —, soweit sie courfähig sind, haben von den durch farbige Bänder auf ihrem Frack ausgezeichneten Festordnern geführt, den ihnen zukommenden Platz erreicht, bei dessen Wahl die Rangordnung der betreffenden Männer noch strenger berücksichtigt wird, als bei der Aufstellung der letzteren selbst. Auf einem besonderen Ehren-Sopha, dem eine bevorzugte Stelle eingeräumt ist, nehmen die Gattin des höchstgestellten europäischen Beamten und die Radhen-Aju des Regenten Platz und halten Cour; rechts und links schließen die Reihen der übrigen an. Wenn eine kleine Garnison im Orte liegt, deren Kommandant vorherathet ist, wird die Sache schwieriger; man schafft dann gewöhnlich ein Riesensopha herbei, auf dem die drei im Range höchsten Damen zusammen Platz finden, was bisweilen einen malerischen Anblick bietet. Einige Erfrischungen werden angeboten, vielleicht musizirt man auch, doch langsam lichteihen die Minuten — welches auch das Programm des Abends sein mag — dahin, bis die Musik das Zeichen zum Tanz giebt, der vielleicht bis spät in die Nacht fortgesetzt wird. An der Polonaise betheiligen sich auch manchmal die Eingeborenen, zuweilen auch ihre Frauen, an den anderen Tänzen nehmen sie nur sehr ausnahmsweise theil, höchstens machen sie eine Quadrille mit. In ähnlicher Weise spielen sich die gewöhnlichen Empfangsabende bei den höher gestellten europäischen und eingeborenen Beamten ab, und namentlich den letzteren wird wohl manchmal ein Wink gegeben, um auch außer den gewöhnlichen Festlichkeiten einen außerordentlichen Ball zu veranstalten; dazu kommen noch häufig geschlossene Spielpartien, bei denen die Frauen zuweilen die Männer begleiten, um nicht gar zu einsam zu Hause zu sitzen, und die mehr formellen Besuche, die gewöhnlich schnell abgemacht werden.

Da wo ein recht patriarchalischer Ton herrscht, kommen die Frauen selbst der höheren europäischen Beamten auf einen gewissen vertraulichen Fuß mit den Frauen der höchsten Eingeborenen; man besucht sich im Laufe des Tages, man erweist sich gegenseitig kleine Dienste, man hat einander nöthig, und Frauen finden zu durch ihr Hauswesen und ihre häuslichen Sorgen — tüchtige Hausfrauen sind auch die der Eingeborenen gewöhnlich — so leicht Berührungspunkte, die sie veranlassen, manche Scheidewand einzureißen.

Zuweilen wird ein solcher Verkehr für europäische Frauen, besonders für solche, welche einer niedrigen Bildungsstufe angehören, dadurch nachtheilig, daß bei diesen Zusammenkünften häufig stark gespielt wird. Spielen ist ein Uebel, welches, mehr als Opiumgenuß, als ein Krebsschaden in der besseren eingeborenen Gesellschaft um sich frißt, und dem manche Laufbahn, manches häusliche Glück zum Opfer fällt. Es wirkt nicht blos als üble Gewohnheit, sondern wird zur wirklichen Leidenschaft, die auch das weibliche Geschlecht im höchsten Grade mit sich fortreißt und die davon Ergriffenen alles vergessen läßt. Selten nur werden europäische Karten dazu benutzt und europäische Spiele gespielt, beinahe immer sind es chinesische Spiele mit chinesischen Karten. Durch

Digitized by Google

das Geſagte ſoll aber durchaus nicht ausgedrückt werden, daß das Spiel nicht auch in den geringeren Klaſſen Verheerungen anrichtet, das Gegentheil iſt wahr, und nur zu oft ſieht man längs der Straße Kulis, welche, um einen Augenblick auszuruhen, ihre Laſt niedergelegt haben und ſich mit irgend einem Glücksſpiel um verhältnißmäßig hohen Einſatz beſchäftigen.

Die Schwächen der Eingeborenen, namentlich ihre Neigung zu prunken, und ihre grenzenloſe Gaſtfreiheit, werden durch Europäer manchmal ſehr in Anſpruch genommen. Wenn z. B. irgend eine Feſtlichkeit ſtattfindet, zu der die Bewohner der Umgegend nach dem Hauptorte kommen, nehmen manche, ſelbſt da wo ein Gaſthaus beſteht, ihre Zuflucht zu der Gaſtfreiheit des Regenten, des Patih oder eines anderen Häuptlings.

Bei Reiſen machen einzelne, darunter ſelbſt Beamte, wenn ſie auch die Koſten der Regierung in Rechnung bringen können, doch — und natürlich ohne Bezahlung — Gebrauch von den Pferden und Wagen der Häuptlinge; das

Typus eines javaniſchen Hauſes.

größte Uebel ſind in dieſer Hinſicht vielleicht die Auktionen, die bei verſetzten Beamten gehalten werden, und wobei es, namentlich wenn die Herren beliebt ſind, zu einer Gewohnheit geworden iſt, die Preiſe aufzutreiben, zu welchem Zwecke ſich die Einwohnerſchaft des ganzen Bezirkes zuſammenfindet (ja manchmal Gäſte von weit außerhalb der Grenzen deſſelben kommen), ſoweit ſie einigermaßen zur europäiſchen oder eingeborenen Geſellſchaft gehören. Eine ſolche Auktion wird zu einem allgemeinen Feſte, man bietet, man kauft ſchließlich zu enormen Preiſen Gegenſtände, die man durchaus nicht nöthig hat und — die man vier Monate ſpäter bezahlen muß, um dem Abreiſenden einen Beweis von Sympathie zu geben, häufig auch, wenn man weiß, daß er es nöthig hat, eine Unterſtützung zukommen zu laſſen, ohne ihn in Verlegenheit zu ſetzen. Doch ſo ſchön und edel dies auch ſein mag, die Folgen bleiben dieſelben. — Allerdings iſt es ſchwer, von ſolchen Verhältniſſen eine richtige Vorſtellung zu geben; ſie haben auch ihre gute Seite,

Digitized by Google

die man erst empfindet, wenn man in ihnen lebt. Wenn man eine derartige Bemerkung wie die vorhergehende, niedergeschrieben hat, fühlt man erst, wie schwer es wird, die Wirklichkeit dem Leser vorzuführen, und wie richtig es ist, daß nicht die nackten Thatsachen, sondern die dazu gehörigen Umstände erst eine Sache in richtiges Licht zu stellen im Stande sind.

Gegenüber Arbeitern und Dienern herrscht noch bei vielen europäischen Familien ein patriarchalisches Verhältniß, welches für beide Theile manche Vortheile mit sich bringt. Der Eingeborene der unteren Stände ist im allgemeinen ein guter, einfacher Mensch, wenn er nicht durch längeren Umgang mit fremden Rassen aus seinem Naturzustande gerissen ist; es ist, wenn man seine Vorurtheile schont, nicht schwer, seine Zuneigung in den Grenzen, in denen dieselbe überhaupt zu schenken geneigt ist, zu gewinnen. Nur darf man eben nicht von ihm erwarten oder gar fordern, uns das zu bieten, was wir unter gleichen Umständen von einem Europäer voraussetzen dürfen. Er ist eben für die meisten, oder beinahe für alle Europäer, was seinen Gedankengang und die demselben entspringenden Handlungen betrifft, ein sachein Räthsel, und ich glaube, daß die einander so widersprechenden Beurtheilungen, die über den Eingeborenen von Java gefällt worden sind und immer noch gefällt werden, hauptsächlich darauf zurückgeführt werden müssen, daß die einen sich ein Bild von ihm machen, wie sie selbst ihn zu sehen wünschten, und, da dieses Bild sich nicht verwirklicht, einen ungünstigen Eindruck empfangen, während andere ihn so zu nehmen suchen, wie er ist, und dann ihn in vortheilhafter Gestalt zu erblicken glauben. So sind manche Europäer trotz der bekannten Thatsache, daß namentlich Kindermädchen (Bâbus) mit leidenschaftlicher Liebe den von ihnen gepflegten Kindern anhängen, der Ansicht, daß Treue für den Eingeborenen ein leeres Wort, daß Dankbarkeit ihm fremd, daß er keiner edlen Regung fähig sei, weil eben ganz plötzlich Züge bei ihm beobachtet werden, die mit solchen Gefühlen nach unseren Begriffen gar nicht zu vereinigen sind. Doch halte ich diese Ansichten für unrichtig; die Erscheinungen, welche uns plötzlich bei ihm auffallen, welche die ganze Bestellung, die wir uns von ihm gemacht haben, umstoßen, sind nicht eine Folge davon, daß der Heuchler (für den man ihn hält) seine Maske fallen läßt, sondern nur ein Zeichen, daß sich eine Wirkung bemerkbar macht, deren Ursache wir nicht zu erkennen, und die wir darum nicht vorauszusehen im Stande waren.

Javanische Frauen.

Und daß dies der Fall sein muß, wird man leicht einsehen, wenn man sich erinnert, daß der Eingeborene von Java (wie so viele Natur- und wohl auch manche Kulturmenschen) allerlei Einflüssen bloß steht, die sich unserer Beurtheilung meist ganz entziehen. Ein böser Traum verkündet ihm vielleicht Unheil von der Hand desjenigen, dem er Jahre lang treu gedient hat, er verlangt plötzlich und ohne einen Grund anzugeben, seine Entlassung, und wenn man ihn drängt zu sagen, was ihn zu diesem Schritte veranlaßt hat, wird er sich schämen, die Wahrheit zu gestehen und in seiner Verlegenheit irgend einen unsinnigen Scheingrund nennen, nur um sich weiterem Forschen zu entziehen. Die ganze Welt, die ihn umgiebt, hat er mit Wesen anderer Art bevölkert; aufmerksam beobachtet er alle Vorgänge in der Natur, die für ihn ebenso viele Zeichen sind, welche ihm eine höhere Macht giebt; das Erscheinen oder der Schrei eines Vogels veranlaßt ihn möglicherweise seinen Weg nicht fortzusetzen und einen ihm gewordenen Auftrag nicht auszuführen. Den wahren Grund wird er aber nicht angeben, er wird lügen oder weglaufen und aus Furcht vor den Folgen nicht zu seinem Herrn zurückkehren.

Digitized by Google

Hierzu kommt noch ein wichtiger Umstand, den man wie es mir scheint, im allgemeinen nur zu sehr übersieht; meistens gewinnen wir unsere eigenen Lebensansichten in bestimmten Kreisen und legen die so gewonnenen Resultate als Maßstab für das Leben an — eine süße Selbsttäuschung, aus der wir leider nur zu häufig in recht rauher Weise geweckt werden. Wenn wir uns aber die Mühe geben, auch in weitere Kreise tiefer einzudringen, uns eingehender mit ihnen bekannt zu machen, werden wir bald erkennen, wie verschiedene Ansichten über Ehrenhaftigkeit, Anstand, Pflicht und Dankbarkeit und ähnliche Begriffe auch unter Europäern, selbst in bestimmten Gesellschaftsklassen, angetroffen werden. Darf man sich dann noch wundern, auch bei den Angehörigen einer fremden Rasse Erscheinungen zu begegnen, welche zu der persönlichen Auffassung des Beobachters nicht stimmen? Ferner ist noch zu berücksichtigen, daß der Fremde selten zu lebhafterem Verkehr mit den besseren Elementen gelangt; diejenigen Elemente, welche gewohnheitsmäßig mit ihm in Berührung kommen, haben schon zu viel von ihren guten Eigenschaften eingebüßt.

Wenn es auch denn hier zu besprechenden Thema vielleicht ferner zu liegen scheint, diesen Punkt eingehender zu behandeln, so ist es doch nötig, nach einige Worte beizufügen, um einen richtigen Maßstab für die Beurtheilung des Verhältnisses zwischen Europäern und Eingeborenen zu gewinnen.

Eckart, dessen Buch ich oben schon nannte, theilt einen Zug mit, der mir rührend vorkommt, und der jedenfalls sehr bezeichnend ist; ich beschränke mich auf die Mittheilung der nackten Thatsachen. Während vor einigen Jahren die Viehpest Java verheerte, wurden alle der Ansteckung verdächtigen Thiere getödtet; für den Verlust wurde den Besitzern Entschädigung gegeben. Als letztere (ein ansehnlicher Betrag) einem Eingeborenen ausbezahlt werden sollte, weigerte er sich hartnäckig, dieselbe anzunehmen, und als man ihn nach dem Grunde fragte, gab er an, es würde undankbar sein, Bezahlung für die Thiere anzunehmen, die während ihres Lebens so schwer für ihn gearbeitet hätten, daß ihr Werth schon mehr als bezahlt sei; wenn er jetzt das Geld empfange, würde er den Schein annehmen, das Gute, was sie ihm gethan, zu vergessen, und das wolle er nicht. Man konnte ihn nicht zu der Annahme des Geldes bewegen.

Aus meiner eigenen Erfahrung könnte ich viele Züge anführen, als Beweis, daß der Eingeborene sich empfangener Wohlthaten gern erinnert; eine einzige Erinnerung möge hier eine Stelle finden. Im Jahre 1860 war ich in Mitten-Java mit der Ausführung größerer Bauten beauftragt, wozu mir auch gegen tausend Zwangsarbeiter zur Verfügung gestellt waren; aus diesen hatte ich mir ein halbes Dutzend zu Meßgehilfen ausgesucht, welche infolgedessen leichtere Arbeit hatten und sogar eine kleine Zulage (wöchentlich etwa eine Mark) genossen. Die Zwangsarbeiter waren alle Maduresen, oder Sundanesen, da die Gewohnheit besteht, sie nach der Vertheilung nicht in ihrer engeren Heimath zu lassen. Acht Jahre später befand ich mich tief im Inneren von Bantam, der westlichsten Provinz von Java, mit Grabmessungsarbeiten beschäftigt, als mir gemeldet wurde, daß ein Eingeborener mich zu sehen wünsche. Ich ließ ihn eintreten, und sobald er mich angesehen, warf er sich vor mir nieder und bewies mir alle Ehre, die er nur einem eingeborenen Häuptlinge hatte beweisen können (was im allgemeinen Europäern gegenüber nicht zu geschehen pflegt), und war ganz glücklich, als ich in ihm meinen früheren Meßgehilfen erkannte und seinen Namen nannte. Er hatte den weiten mühsamen Weg aus seinem Dorfe schon zum vierten male zurückgelegt, weil er an die Möglichkeit dachte, mich zu treffen; sobald einer meiner Untergebenen dort ankam, hatte er sich eingestellt, in der Hoffnung, mich zu finden, da ich ja früher auch mit Messungen beauftragt gewesen war. Daß man mit dem Eingeborenen, wenn man ihn zu nehmen weiß, unverhältnißmäßig mehr leisten kann, als sonst der Fall ist, dafür habe ich auch manche Erfahrung, doch brauche ich nicht weiter darauf einzugehen; wer sich für diesen Punkt interessirt, mag in einer kürzlich erschienenen kleinen Schrift „K. F. Holle, Wat een Nederlander in Indio doen kan. Eene schets van Dr. C. W. Janssen. Met portret. H. de Bussy 1888“ nachlesen, welchen Einfluß auch ein Vollblut-Europäer auf den Eingeborenen erlangen kann; in unserer Zeit der kolonialen Bewegung verdient das Heft auch in weiteren Kreisen Beachtung. Doch um so mit ihm umgehen zu können, wie z. B. Holle es gethan und noch thut, muß man sich mit dem Eingeborenen befassen, und um dies wieder thun zu können, müssen, selbst wenn man die Gelegenheit hat, günstige, oder eigentlich vom europäischen Standpunkte betrachtet, ungünstige äußere Umstände mitwirken. Je weniger man Gelegenheit hat, mit Europäern zu verkehren, je weniger man durch das Lesen von Büchern und Zeitungen sich, wenigstens im Geiste, in die gewohnte Umgebung zu versetzen im Stande ist, je eher wird man dem Eingeborenen näher treten; ohne solche zwingende Umstände werden nur sehr wenige Personen sich dazu veranlaßt fühlen, oder ihr Studium des Eingeborenen weiter, auch nur über die erste Bekanntschaft hinaus, fortsetzen. Individuell hat der Europäer durch die Veränderung der Zustände, durch die Verstärkung des europäischen Elementes, durch die Leichtigkeit sich Litteratur zu verschaffen, sehr gewonnen; im Interesse des Verhältnisses zu den Eingeborenen, namentlich hinsichtlich der Kenntnisse ihres Charakters, ihrer Ansichten, ihrer Bedürfnisse, ist dieser Gewinn ein Verlust zu nennen.

Ich muß nun hier noch einen sehr heiklen Punkt berühren, der jedoch eine zu große Bedeutung besitzt, als daß ich ihn übergehen könnte, nämlich die vorübergehenden Verbindungen mit eingeborenen Frauen, und im Anschluß daran einige Worte über die Stellung, welche die Mischlinge einnehmen, beifügen. Bierwohl nämlich, es sei zu ihrer Ehre gesagt, die Gesetzgebung keinen Unterschied des ganzen und halben Blutes macht, und der Farbige, welcher durch einen europäischen Vater anerkannt wurde, alle Rechte des Weißen besitzt, welcher einem gesetzlichen Ehebette entsprossen ist, gestaltet sich in der Praxis die Sache etwas anders, und mit der Vergrößerung des Uebergewichtes, welches das europäische Element erlangt hat, haben sich auch die Gegensätze verschärft.

Es ist nicht leicht, diese für jede koloniale Niederlassung so höchst wichtige Frage mit ein paar Worten abzumachen, dazu ist einmal die Art der Verhältnisse; denen sie überhaupt ihr Entstehen verdankt, gar zu verschieden; ferner aber besteht ein großer Unterschied zwischen Mischlingen und Mischlingen, je nach den Umständen, unter denen sie geboren und erzogen sind; endlich muß ein Unterschied gemacht werden, ob sie aus direkter Rassenvermischung hervorgegangen sind, oder ob schon ihre Voreltern seit einer oder mehreren Generationen gemischter Rasse angehörten. Wenn auch über die Fortpflanzung der gemischten Rasse sorgfältige Aufzeichnungen fehlen, so ist es doch gewiß, daß schon im Anfange der niederländischen Herrschaft in Indien Rassenvermischung stattgefunden hat und als ein Uebel betrachtet worden ist. Früh schon ist man dem freien Verkehre der Geschlechter entgegengetreten; derselbe wurde mit strengen Strafen belegt, Ehebruch nach der merkwürdigen Resolution der Indischen Regierung vom 4. Juli 1622 (S. de Jonge IV, 247) mit dem Schwerte gestraft. In Wirklichkeit

Digitized by Google

scheinen solche drakonische Gesetze aber nicht gehandhabt worden zu sein; denn wir wissen, daß Coen's Nachfolger, Specx, wiewohl verheirathet, eine Tochter von halbem Blute besaß, die durch ihr tragisches Geschick bekannt geworden ist. Auch diese Tochter der freien Liebe, welche als Schützling im Hause Coen's lebte, wurde, noch sehr jung, das Opfer der brutalen Leidenschaft eines europäischen Offiziers (de Jonge V, p. 82 u. f.); letzterer büßte seine Handlung auf dem Schaffot, das Mädchen wurde öffentlich ausgepeitscht; die weiteren sehr ernsten Folgen dieses Vorganges gehören nicht weiter hierher. Specx selbst aber wurde trotz des Gesetzes 1629 General-Gouverneur. In richtiger Auffassung der Sachlage hatte schon Coen Scheinte gethan, um der Auswanderung europäischer Frauen nach den Kolonien Vorschub zu leisten, und als er bemerkte, daß er auf diesem Wege keine Erfolge erzielte (die sittliche Qualität der Frauen, welche die Herren XVII schickten, genügte ihm nicht; „von der Sorte", schrieb er einmal, „haben wir schon mehr als genug zu Batavia") schlug er sogar vor, Waisenkinder aus Amsterdam in heinahe heirathsfähigem Alter zu exportiren. Was er und seine Nachfolger auch thaten, alles war umsonst; die Zahl der in Europa geborenen Frauen blieb weit hinter der Zahl der ebendaher stammenden Männer zurück, und erst in den letzten 20 oder 30 Jahren vermehrte sich die Auswanderung sowohl von unverheiratheten Frauen und Mädchen (die jedoch, früher wenigstens, in Indien gewöhnlich bald in die Ehe traten) und von solchen Frauen, die meist kurz vor der Abreise vermählt ihrem Gatten nach Indien folgten. Trotzdem besteht immer noch ein großes Mißverhältniß zwischen in Europa geborenen Männern und Frauen, während auch die Zahl der in Indien geborenen Personen weiblichen Geschlechts, sofern sie zu den Europäern gerechnet werden, etwas geringer ist als die der Personen männlichen Geschlechts gleicher Abstammung.

Um seine langen Zahlenreihen zu geben, beschränke ich mich auf wenige, die letzten Jahre betreffenden Angaben. Man zählte in ganz Niederländisch-Indien (Armee und Flotte ausgenommen):

	Im Ganzen:		Davon in Nederl. Indien geboren:		Außerhalb Nederl. Indien geboren:	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen
1878	20610	17416	15563	15145	5047	2271
	38026		30708		7318	
1882	24173	19565	17625	16916	6548	2649
	43738		34541		9197	
1886	27779	23013	20301	19773	7478	3240
	50792		40074		10718	

Wie viele Mischlinge sich unter den in Indien geborenen Personen befinden, ist aus den von der Regierung den Kammern jährlich vorgelegten Listen nicht zu ersehen, wohl aber geben dieselben das Verhältniß der Farbigen zu den von europäischen Eltern abstammenden in Indien geborenen Soldaten an. Es dienten in der Armee:

In Indien Geborene:

		Farbige:	Kinder europäischer Eltern:
31. Dezember	1887	1232	257
„	1886	1097	251
„	1885	1028	240
„	1884	949	241
„	1883	965	245

Was unter Farbigen verstanden wird, ist nicht mitgetheilt; vermuthlich sind nur diejenigen Personen gemeint, deren Väter den Europäern, deren Mütter aber den Eingeborenen beigezählt werden; während man zu der zweiten Klasse wahrscheinlich diejenigen rechnet, deren Vater und Mutter zu den Europäern gehören, gleichgültig ob sie mehr oder weniger farbiges Blut besitzen; jedenfalls beweist obige Angabe, daß das europäische Vollblut-Element verhältnißmäßig nur schwach unter den in Indien geborenen Personen vertreten ist, selbst wenn unter „Kinder europäischer Eltern" nur Vollblut-Europäer (Kreolen) verstanden wären, was höchst wahrscheinlich nicht der Fall ist.

Aus dem obigen können wir schon den Schluß ziehen, daß die Mischung der Rassen sich immer noch aufs neue vollzieht, worauf übrigens auch die im Verhältnisse zur Gesammtzahl der europäischen Frauen große Zahl der Geburten deutlich hinweist. (Schluß folgt.)

Das Indianergebiet.

Von **Joh. Flemming.**

Die Vorstellung, die unsere Zeit an ein Indianergebiet knüpft — eine Strecke Landes, die man ausschließlich den eingeborenen Stämmen zum Besitze überläßt — verdankt ihr Entstehen dem Präsidenten Jefferson. Bereits 1803 schrieb derselbe mit Bezug auf die damals noch neue Erwerbung von Louisiana: „Der beste Gebrauch, den wir von dem Lande auf gerraume Zeit hinaus zu machen vermögen, wird hauptsächlich darin bestehen, daß wir den Indianern auf der Ostseite des Mississippi Wohnsitze in demselben geben, zum Austausch für ihr jetziges Gebiet, und daß wir dann in dem letzteren Landämter[1]) errichten. Auf diese Weise machen wir unsere Erwerbung nützlich und zu einem Mittel, die Ostseite zu bevölkern, anstatt den Strom der Einwanderung abzuleiten und zu zersplittern. Ist erst einmal diese Seite dicht bevölkert, so werden wir auch auf dem westlichen Ufer Staaten anlegen, von den Quellen nach der Mündung zu Reihe auf Reihe, indem wir im Maßstabe unserer Vermehrung als geschlossene Masse vorrücken." Wie man sieht, dachte Jefferson bei seinem Vorschlage nicht an eine endgültige Abmachung, er machte vielmehr die Dauer derselben von dem Zuge der Weißen westwärts abhängig. Man darf jedoch der Vermuthung Raum geben, daß er seine Prophezeiung von den Staaten jenseits des Mississippi, von der „Reihe auf Reihe" nicht so ernst gemeint hat, und daß er in Wirklichkeit glaubte, die „aussterbenden Stämme" — wie man sie schon damals nannte — würden nicht so leicht von der Civilisation erdrückt werden, wenn man sie auf die Wanderung in die ungeheure und unbegrenzte Wildniß von Louisiana senden könnte, in eine Wildniß, die entlegen und groß genug schien, da sie volle 1 160 000 Quadratmeilen umfaßte. Man muß auch überlegen, daß die öffentliche Meinung von 1803 keine Ahnung hatte von dem Werthe und der Größe, oder auch nur von den geographischen Grenzen der Jefferson'schen Erwerbung. Im allgemeinen war man nicht gut auf Louisiana zu sprechen, und die meisten hielten den Ankauf für völlig unnütz und werthlos. Der für das weite Gebiet

[1]) Den Landämtern — Land Offices — fällt die Verwaltung und der Verkauf der Staatsländereien zu.

Digitized by Google

gezahlte Preis war so gering, daß 1 Cent auf 100 Acres entfiel, und acht große und reiche Staaten hat man aus demselben herausgeschnitten. Mr. Jefferson selbst hatte keine Ahnung, was für ein Geschäft er abgeschlossen hatte, und das Volk versöhnte nur eine gewisse Furcht vor Spanien mit dem übrigen Handel, denn als solchen betrachtete man für den Staat die ganze Louisiana Angelegenheit. So gering schätzte man das Land, daß es nicht einmal Gegenstand der gewöhnlichen Neugierde wurde. Man wußte in der That von dem größten Theile derselben kaum so viel, als man gegenwärtig von Mexiko weiß; nirgends wurde auch das Verlangen laut, es zu erforschen und seine natürliche Beschaffenheit kennen zu lernen. Der Mississippi sogar war nordlich von St. Louis ein ungelöstes Räthsel, der Missouri, der Osage, der Arkansas, der Platte galten nur für Phantasiegebilde, die allein in den Erzählungen der Trapper eine Rolle spielten. Dunkle Gerüchte von den Rocky Mountains wurden für ebenso wesentlos betrachtet, wie die Rede eines Mannes, der im Schlafe spricht. Erst im Jahre 1805 wurde Lieutenant Pike ausgesandt, damit er vielleicht die Quellen des „Vaters der Gewässer" auffinde. Erst in den Jahren 1806 und 1807 wagten sich die ersten Amerikaner unter demselben unerschrockenen Offizier in das heutige Kansas, welches Pike zur Besiedelung und Kultur für gänzlich ungeeignet erklärte; nur dadurch könne es nützlich werden, daß es die Bevölkerung auf gewisse Grenzen beschränke. Und heute hat Kansas eine glückliche und wohlhabende Bevölkerung von über einer Million Seelen und produzirt in einem Jahre allein an Weizen so viel, um damit die von Jefferson für ganz Louisiana gezahlte Summe zu decken.

Es erscheint darum leicht begreiflich, daß der Vorschlag, diese ungeheure, entlegene und für Wüste geltende Besitzung als Wohnsitz für die Indianer auszunutzen, wenig Opposition fand. Die Verhandlungen aber, die zu diesem Zwecke mit den Indianern geführt wurden, nahmen nur wenig Fortgang, und erst gegen das Jahr 1830 begann man mit der Ausführung des Planes, nachdem der Kongreß das Gesetz genehmigt hatte, das seitdem immer als Leitfaden und Entschuldigung dienen mußte bei den Landabmachungen mit dem rothen Manne. Die Geschichte derselben ist bekannt und von bezeichnendem Zusammenhange. Die Ausführung von Jefferson's glücklichem Gedanken geschah selten genug in Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Humanität und Moral, aber die Prophezeiung Jeffersons von der „Reihe auf Reihe" von Staaten hat sich im vollsten Maße erfüllt, und was er, in tedmerischem Schwunge ausgesprochen, hat die Geschichte verwirklicht.

Das Gesetz von 1830 sollte ursprünglich nur auf die Versetzung der im Osten des Mississippi ansässigen Stämme nach einem bestimmten, entlegenen Theile Louisianas angewendet werden. Die Möglichkeit daß dadurch der Besitz von Stämmen gesichert werden könnte, die bereits westlich des Mississippi saßen, hielt man, wenn überhaupt daran gedacht wurde, keiner ernstlichen Beachtung werth. Aber der große Strom vermochte den Wandertrieb der weißen Rasse nicht lange zu hemmen. Pike's Ansicht von der Beschränkung der Bevölkerung auf gewisse Grenzen erwies sich bald als unrichtig und haltlos. Die Prärien zogen die rastlosen Argonauten, die ewig westwärts wandern, ehre an, statt sie abzuschrecken und zurückzustoßen. Die Civilisation beanspruchte mehr und mehr Raum, und die Versetzungstheorie der erlöschenden Landtitel der Eingeborenen wurde schrittweise erweitert, indem man gleichzeitig den Pfad derselben der untergehenden Sonne zu zu ebnen suchte. Mr. Jefferson's „Reihe auf Reihe" von neuen Staaten trieb die Indianer weiter Schritt für Schritt, bis wir jetzt endlich nach 50 Jahren finden, daß von dem Indianergebiete im eigentlichen Sinne nichts übrig geblieben ist als die Ecke, die ursprünglich im Jahre 1830 für die östlichen Stämme reservirt wurde. Hier hausen jetzt nicht nur die ausgerotteten Stämme, die ursprünglich hingelandt wurden, sondern auch die Stämme, aber wenigstens die unterworfenen und gedemüthigten Ueberreste derselben, die einst das ganze weite Gebiet von Louisiana beherrschten.

Dieser zusammengeschmudene Ueberrest von dem, was die eingeborene Rasse einst besessen, bekannt auf den Karten als Indianer-Territorium, ist 382 engl. Meilen lang und 208 Meilen breit und hält so gegen 70000 Quadratmeilen. Der Charakter des Landes ist angenehm und mannigfaltig, öfters aus Malerische streifend; dem allgemeinen Eindruck nach denkt man an eine Fortsetzung und Zusammenbrüderchen von Kansas und Texas, welche im Norden und Süden an dasselbe grenzen. Es ist reich an sogenannten Flüssen, aber mit Ausnahme des Arkansas und des Canadian haben dieselben kaum andere Wichtigkeit als die von bequemen Grenzlinien. Holz von guter Beschaffenheit, wie Eiche, Eiche, Fichte, Wallnuß, kanadische Pappel (Cottonwood, Populus monilifera) und Hickory (Carya alba) findet sich im Ueberfluße an den meisten Wasserlaufen. Auch Lager von Kohlen und von Kupfer-, Eisen- und Bleierzen sollen stellenweise vorkommen. Salz ist reichlich vorhanden, in Quellen wie auch als Ausschwitzungen auf den Ebenen, und die Südstaaten erlangten hier während des Bürgerkrieges große Mengen desselben. Das beste Land liegt in den Niederungen, und man kann behaupten, daß die Fähigkeit des Territoriums für Agrikultur auf diese Distrikte beschränkt ist. Der Boden des Hügel- und Berglandes ist hart, und die Ackerkrume ist hier nur dünn und gewöhnlich in Folge des Regenmangels ausgedörrt. Eine genaue und gründliche Aufnahme des Landes würde wahrscheinlich zeigen, daß dasselbe von Natur in drei nahezu gleiche Theile zerfällt: in einen von mehr als durchschnittlichem Werthe für den Ackerbau, in einen für den Ackerbau nicht ganz zuverlässigen, dafür aber für die Viehzucht wunderbar geeigneten, und in einen praktisch völlig werthlosen Theil. Das Klima ist prächtig und sowohl nördlichen wie südlichen Landesprodukten günstig. Das Gras bleibt in den Thälern den ganzen Winter hindurch grün, selten daß einmal Schnee fällt oder ernstlich kaltes Wetter eintritt, und der Frühling beginnt im Februar. Wilde Obstsorten, wie Pflaumen, Trauben und verschiedene Beeren gedeihen üppig, und die wilden Blumen gehören zu den schönsten, was das Pflanzenreich hervorbringt. Dem Anscheine nach sollte es sich in dem Lande sehr angenehm und gesund leben lassen, man behauptet aber, daß Leute, die nicht in demselben geboren sind, mehr oder weniger vom Fieber und der Lungenschwindsucht heimgesucht werden.

Die Ländereien des Territoriums sind den verschiedenen Stämmen in genau begrenzten Distrikten oder Reservationen zugetheilt. Jeder Stamm übt über seine eigene Besitzung eine Art Oberherrschaft, die nur an die Vertragsbedingungen mit den Vereinigten Staaten geknüpft oder von diesen abhängig ist. Alle Ländereien sind Gemeingut, und Ansprüche auf abgetrennte Grundstücke giebt es nicht, noch werden solche gesetzlich anerkannt. Es ist zwar einzelnen Individuen gestattet, sich niederzulassen und auf besonderen Grundstücken angesessen zu bleiben; ihre Nachkommen können sogar das Privilegium von ihnen erben, darauf zu wohnen, aber es bleibt immer nur ein Privilegium, das noch lange kein gesetzliches Besitzrecht verleiht. Das Privilegium erstreckt sich auch nicht auf Mitglieder eines anderen Stammes, noch auf Eindringlinge weißer Rasse; kein Stamm darf Gebiets-

Digitized by Google

theile eines anderen bebauen oder innehaben. Die fünf civilisirten Stämme, nämlich die Cherokesen, die Chickasaws, die Choctaws, die Creeks und die Seminolen — die „ersten Ansiedler“ im Lande — besitzen und beherrschen beinahe die Hälfte des Landes, das sind in runden Zahlen ausgedrückt über 20 Millionen Acres, darunter den Haupttheil derjenigen Gebiete, die sich am meisten für den Ackerbau eignen. Andere beträchtliche Landstriche befinden sich im Besitze der bedeutendsten wilden Stämme, der Arapahoes, der Cheyennes, der Comanchen, der Kiowas und der Osagen; diese Gebiete belaufen sich im ganzen auf 9½ Million Acres. Der Ueberrest, mit Ausschluß des noch unvertheilten Landes, ist in wenigen umfangreichen Parzellen den verschiedenen kleinen Stämmen zugewiesen, die von Zeit zu Zeit in das Territorium versetzt wurden.

Die folgende Tabelle zeigt den Umfang in engl. Quadratmeilen und Acres ausgedrückt, der Reservationen, die die verschiedenen Stämme in dem Territorium innehaben:

Stamm	Quadratmeilen	Acres
Cherokesen	7 861	5 031 351
Cheyennes und Arapahoes	6 715	4 297 771
Chickasaws	7 267	4 650 935
Choctaws	10 450	6 688 000
Creeks	5 024	3 215 495
Kaws	156,5	100 137
Kiowas und Comanches	4 639	2 968 893
Modocs	6	4 040
Osages	2 297	1 470 059
Ottawas	23,5	14 860
Pawnees	442	283 026
Peorias und Miamis	78,5	50 301
Poncas und Nez Percés	317	192 626
Pottawatomies	900	575 877
Quapaws	88,5	6 685
Sacs und Foxes	750	479 667
Seminolen	312,5	200 000
Senecas	81	51 958
Shawnees	21	13 048
Wichitas	1 162	743 610
Wyandottes	33,5	21 406
Stammländerein außerhalb der Reservationen	15 611	9 285 711
	64 236	41 100 915

Die fünf civilisirten Stämme gebieten viele Jahre nach ihrer Ansiedlung in dem Territorium und wurden mächtig und wohlhabend, obwohl vielfach durch innere Zwiste gehemmt. Als im Jahre 1861 der Bürgerkrieg begann, waren sie wirklich ein reiches und ansehnlich begütertes Volk. Sie erbauten auf großen Farmen Getreide, Hanf, Baumwolle und Tabak, besaßen bequeme und wohnliche Gebäude, und ihre Pferde- und Rindviehherden waren unglaublich zahlreich und gewinnbringend. Es war nichts Ungewöhnliches, daß ein einzelnes Individium Tausende von Rindern besaß, ja der Mann, welcher weniger als 500 bis 600 Rinder oder weniger als 200 bis 300 Pferde im Besitze hatte, galt für arm und mittellos. Sie handelten hauptsächlich mit New Orleans und anderen Städten des Südens, und Handelsverbindungen mit ihnen waren eifrig gesucht. Sie hielten viele Negersklaven, fuhren in kostbaren Equipagen, trugen reiche Kleidung und schmückten sich verschwenderisch mit Gold und edlen Steinen. Aber der Krieg beraubte sie aller ihrer beweglichen Habe und ließ ihnen nur die nackten Felder und Tristen. Ihre unglückliche geographische Lage und ihre zwischen dem Norden und Süden getheilten Sympathien setzten sie den Verwüstungen beider Heere aus. Schlimmer als all dieses war jedoch, daß ihre Verträge verwirkt waren, da die Mehrzahl von ihnen für die Konföderirten gekämpft, oder in anderer Weise der Rebellion Hilfe und Vorschub geleistet hatte. Aber gegen das Ende des Krieges zeigten sie sich besorgt, daß ihre früheren Beziehungen zur Regierung wieder hergestellt würden. Daher wurde sechs Monate nach Lee's Kapitulation eine Berathung mit ihnen gehalten und neue Verträge mit ihnen abgeschlossen, durch die sie ihre alte Stellung wieder einnahmen. Gleichzeitig schafften sie die Sklaverei ab — bevor noch irgend ein Südstaat die Emancipation angenommen —, proklamirten völlige Amnestie, und gaben ihre Zustimmung, daß andere Indianer auf Theilen ihres Landes angesiedelt würden. Ihr Geist war in der Zeit gebrochen und gedemüthigt, und sie waren gänzlich mittellos und sehr arm. Seitdem haben sie nur verhältnißmäßig unsichere und langsame Fortschritte gemacht. Ihre Ernten fallen leichter und ungewisser aus als früher; die Viehzucht ist kostspieliger geworden, da die Sklaven fehlen, und der Markt für das Vieh weniger flüte und einträglich. Sie erhalten sich jedoch noch sämmtlich selbst und ohne Staatsbeihilfe, und die fähigeren und sparsameren unter ihnen stehen sich ebenso gut wie im Durchschnitte die weißen Farmer in den Staaten. Sie sind auch intelligent und in der Mehrzahl recht fähige und gebildete Menschen. Ihre jährlichen Ausgaben für Schulzwecke erreichen die stattliche Summe von 800 000 Mark, das sind 13½ Mark auf den Kopf der Gesammtbevölkerung. Die fünf civilisirten Stämme zählen einschließlich 6000 freigelassene Negersklaven rund 60 000 Seelen. Die Gesammtbevölkerung des Territoriums beträgt nach den letzten verläßlichen Daten 78 403, die sich auf die einzelnen Stämme wie folgt vertheilt:

	68505		
Apachen	340	Nez Percés	322
Arapahoes	2314	Osagen	1950
Caddoes	553	Otoes	274
Cherokesen	20336	Ottawas	115
Cheyennes	4255	Pawnees	1251
Chickasaws	6000	Penetethkas	165
Choctaws	16000	Peorias	144
Comanchen	1407	Poncas	542
Creeks	15000	Pottawatomies	480
Delawaren	80	Quapaws	48
Iowas	86	Sacs und Foxes	90
Kaws	285	Senecas	322
Keechies	78	Seminolen	2700
Kiowas	1176	Shawnees	793
Kickapoos	418	Tocawonies	152
Kaskaskias	20	Wacoes	49
Miamis	60	Wichitas	214
Modocs	97	Wyandottes	287
	68505	Summa	78403

Unter dem Stamme der Sacs und Foxes sind einige Chippewaher vertheilrathet; die Ionias und Omahas haben sich mit demselben Stamm vereinigt. Unter den Pawnees leben einige Sioux und unter den Wichitas einige Utes.

Die „National“-Regierung der fünf civilisirten Stämme ist der Theorie nach republikanisch, wird aber durch Stammes- und örtliche traditionelle Bräuche modificirt. Jeder Stamm hat einen Häuptling und einen Vizehäuptling, die auf eine Zeitdauer von vier Jahren gewählt werden, und einen gesetzgebenden Körper, aus Senat (Oberhaus) und Council (Unterhaus) bestehend; derselbe wird alle zwei Jahre gewählt. Die Rechtsprechung ist nach dem Gerichtssysteme der Vereinigten Staaten gebildet. Die gesetzgebende Körperschaft tritt alljährlich einmal zusammen. Jedes Jahr findet auch eine allgemeine Versammlung statt, zu welcher jeder Stamm — die civilisirten wie die wilden — einen Delegirten und je

Digitized by Google

nach der Höhe der Bevölkerung Ergänzungsdelegirte entsendet; diese Versammlung berath jedoch nur, sie besitzt nicht die geringste Executivgewalt. Diese kleinen Staaten der Stämme, im Bereich der Jurisdiktion der Vereinigten Staaten und doch im gewissen Sinne ein politisch unabhängiges Ganzes, Oberhoheitsrechte ausübend, und dennoch an Verträge gebunden und den Bestimmungen derselben unterworfen, bilden mit ihrer Existenz vom staats- und völkerrechtlichen Standpunkte aus betrachtet eine Anomalie. Es steht ihnen kein Recht zu, selbständig Krieg zu erklären, oder eine Invasion abzuwehren, oder diplomatische Verbindungen anzuknüpfen, oder auch nur Land zu erwerben oder zu veräußern. Das Land gehört ihnen nur durch Duldung und in Gemeinschaft, und sie können keinen Acker in Erbpacht und als Lehen geben und nehmen, nicht einmal soweit sind sie frei in ihren Entschließungen, daß sie ohne Billigung der „United States" Besitzthumsrechte übertragen und austauschen könnten. Ihre Autorität erstreckt sich nur auf „die Person und das Eigenthum ihrer eigenen Bürger", und obwohl ihre Existenz auf der ursprünglichen Idee basirt, daß der weiße Mann ihre Grenzmarken nicht überschreiten darf, besitzen sie doch kein Recht, weiße Eindringlinge auszuweisen oder zu verhaften, sondern sie müssen die Vermittelung des „großen Vaters" in Washington anrufen. Kein von ihnen gebildeter Gerichtshof kann einen Fall entscheiden, bei dem ein Indianer die eine, und ein Weißer oder eine Gesellschaft von Weißen die andere Partei bildet. Man muß aber sagen, und selbst diejenigen, die den gegenwärtigen Stand der Dinge anfeinden, gestehen dies zu, daß diese Schattenregierungen, soweit ihre Gewalt reicht, thatkräftig, mildig und erfolgreich geführt werden. Sie haben auch ohne Zweifel materiell sehr viel zu dem inneren Frieden, zu der Wohlfahrt und dem Wohlbefinden der Stämme beigetragen.

Die Cherokesen, die zu Anfang dieses Jahrhunderts südlich von Ohio in 64 großen Städten oder Dörfern lebten, und jetzt auf dem linken Ufer des Arkansas, an der Grenze des gleichnamigen Staates sitzen, gelten für die fähigsten und am weitesten vorgeschrittenen aller Indianer, und sie sind auch sicher die gewandtesten, verschlagensten und strebsamsten. Man kann sie als den leitenden Stamm bezeichnen. Ihre Führer sind außerordentlich fähige Männer, und das Volk im allgemeinen zeichnet sich durch scharfen Verstand und schnelle Auffassungsgabe aus. Sie unterhalten bewundernswerthe Volksschulen, zwei Seminare und ein Waisenhaus. Sie besitzen auch ein gut redigirtes Wochenblatt, das hauptsächlich in ihrer eigenen Sprache gedruckt wird, und zwar nach einem Alphabete, welches dem Genie eines Cherokesen, Sequoyah mit Namen, seine Entstehung verdankt. Nach der Tradition, die die Indianer bewahren, soll Sequoyah von den Folgen seiner Erfindung so erschreckt gewesen sein — weil er fürchtete, daß die „böse Medizin" des Lesens die alten Sitten sammt seinem Volke vernichten werde — daß er in unheilbare Schwermuth verfiel; er wanderte nach Mexiko aus und starb dort im freiwilligen Exil am Heimweh und gebrochenen Herzen. Von 1828 an besaßen die Cherokesen bereits eine Zeitung; vielleicht, der „Cherokee Phönix" (Tsa-la-gi Tsu-lo-hi-sa-u-hi) erschien in Neu Echota bei H. Harris bis zum Jahre 1834. Von 1844 an erschien dann in Tahlequah, der Hauptstadt des Stammes, eine neue Zeitung: „Cherokee Advocate. Published weekly at Tahlequah, Cherokee Nation." Die verschiedenen Jahrgänge enthalten viele Dokumente, und sollen für das Studium der Sprache und der Sitte unschätzbar sein. An Bildung und Kultur stehen den Cherokesen die Choctaws und die Chickasaws am nächsten. Sie gehören der großen Appalachen-Familie an und saßen früher in Alabama am Mobile River, jetzt haben sie das Gebiet westlich von Arkansas zwischen dem Red River im Süden und dem Arkansas, Canadien und Washita im Norden inne. Die Choctaws wie die Chickasaws unterhalten gute Schulen, und bezüglich der Zahl ihrer Hochschulen oder Seminare übertreffen sie die anderen drei Stämme. Die Choctaws scheinen das Handeln und Geldverdienen besser zu verstehen als andere ihrer Brüder, obgleich die Chickasaws ebenfalls geschickte und gerichene Geschäftsleute sind. Die Creeks oder Muskogkees und die Seminolen oder Isty-semoles, die früher in Florida saßen und zu der großen Konföderation gehörten, haben noch nicht so große Fortschritte gemacht wie die drei vorigen Stämme, man hält sie für nicht so geweckt und thatkräftig wie die drei ersten Stämme, man sagt aber, daß sie jedes Jahr gewinnen. Ihre Schulen sind vortrefflich infolge der großen Pflege, die sie ihnen angedeihen lassen. Die Creeks haben sich erst kürzlich dadurch hervorgethan, daß sie 3000 Dollars zeichneten, um ein Seminar für die freigelassenen Sklaven des Stammes zu gründen.

(Schluß folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Zur Volksgeschichte der Juden.

Im vorigen Bande des „Globus" sind zweimal Hinweise auf Beziehungen der Israeliten zu den Völkern der kaspi-pontischen Länder gegeben worden, zunächst in dem Artikel „Zur Ethnologie der Juden", dann in der Arbeit von Alfred Christoph über die Stämme aus der „jüdöstlichsten Ecke des europäischen Rußlands" (Vergl. Bd. 55, S. 63 und S. 84 ff.). Die in der ersteren Notiz behauptete Abstammung der polnischen Juden von „bekräftigten Slaven" könnte ganz richtig sein; doch soll man dabei nicht übersehen, daß das Judenthum noch viel früher ein anderes Volk, nämlich die wahrscheinlich uralo-finnischen Chasaren großentheils in sich aufgenommen hat. Es dürfte nicht uninteressant sein, diesem Vorgange etwas eingehender nachzuspüren, zumal es an verläßlichem Quellenmateriale nicht gerade fehlt. Sehr wichtige Kunde geben uns z. B. die Araber, die schon vor der Zeit, als sich Rurik und seine normannischen Waräger in Rußland festsetzten, durch Krieg und Frieden mit den Chasaren am Don und der unteren Wolga vertraut geworden waren (Vergl. C. M. Frähn, Excerpta de Chazaris. St. Petersburg 1824). Zu ihrem Erstaunen sahen die Moslim bei dem eigenartigen Volke die drei monotheistischen Bekenntnisse und das Heidenthum friedlich neben einander verbreitet und von den Fürsten gleichmäßig geschützt. Der König und sein Hof und alle, die rein chasarischen Stammes, bekannten sich, wie Massudi (Les Prairies d'or. Texte et traduction par Barbier de Meynard et Pavet de Courtreille. 2ième vol. Paris, 1863) erzählt, zum Mosaismus, der seit den Tagen Harun al Raschid's die herrschende Religion unter den Chasaren geworden war. Bemerkenswerthe Aufschlüsse über dieses Ereigniß enthält ein Brief des chasarischen Königs Joseph —

Digitized by Google

um 960 — an den gelehrten spanischen Rabbi Chisdai bar Jizhak von Cordova. Nach diesem Briefe, den S. Gassel in seinem Buche über „Magyarische Alterthümer" (Berlin, 1848) vollständig mitgetheilt hat, soll ein König Bulan, der um 740 regierte, auf göttlichen Befehl das heidnische Wesen abgethan und sich sammt seinem Volke zur Thora bekehrt haben. Unter Bulan's Enkeln war einer namens Obadja, ein „gerechter und tüchtiger Mann, der die Herrschaft erneute, das Gesetz nach Gebrauch und Ueberlieferung befestigte, Synagogen baute und Lehrhäuser und eine Menge von den Weisen Israels um sich versammelte". Die Araber dagegen leiten den Hebräerglauben der Chasaren aus dem oströmischen Reiche her und behaupten, daß byzantinische Juden, die aus Konstantinopel vertrieben waren, sich zu den Chasaren geretiet und diese, ein noch „unbekümmertes und argloses" Volk, überredet hätten. Christenthum fand auch das Christenthum und der Islam, beide allerdings in beschränkterem Maße, unter den Chasaren Anhänger; aber die Oberherrscher oder Chakane selbst blieben stets der mosaischen Lehre getreu; ja die Araber versichern uns, daß ein Gesetz galt, nach welchem der Chakan immer jüdischen Glaubens sein mußte.

Wenn der persische Landergeograph Istachri (im „Buch der Länder", edit Mordtmann, Hamburg, 1845) recht hat, so besaßen die Chasaren dieselbe Sprache, wie die Bulgaren an der Wolga und Kama, was die ethnographische Stellung jenes Volkes noch schärfer bestimmen würde.

Das chasarische Reich saul übrigens am Beginn des elften Jahrhunderts durch die Siege des russischen Großfürsten Jaroslaw jäh in Trümmer, und die Chasaren verschwanden darauf schnell vom Schauplatze der Geschichte. Viele mögen, ob ihres alttestamentlichen Glaubens, sofort den Juden zugerechnet worden sein, und ihre Menge wird auf die Entwickelung des osteuropäischen Typus derselben schwerlich einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt haben. Andere Massen des zerstreuten Volkes wurden hierhin und dorthin in die weite Welt geworfen — tief nach Asien hinein — ehe sie eine neue Heimstätte gewannen, und durch diese Fremdlinge sind auch vielleicht jene so auffallend an den jüdischen Ritus erinnernden Bräuche fortgepflanzt worden, die sich noch heutzutage, wie Alfred Christoph berichtet („Globus", Bd. 55, Seite 107 und 108), unter den Kalmücken in der südsibirischen Ede europäischen Russlands wiederfinden.

H. Seidel.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Nach Oberst Nadarof ist der Spiegel des Khangka-Sees, im südlichen Ussuri-Lande, seit der Etablirung der russischen Herrschaft beträchtlich gefallen. Die Theorie von einer gegenwärtig herrschenden Periode der Austrocknung in Nordasien scheint dadurch eine neue Bestätigung zu erhalten. Die Ströme der Gegend gehören zwar zu den „jungen Flüssen" Oskar Peschel's, die ihr Bett noch nicht vollkommen ausgelegt haben, und jeder weitere Fortschritt, den sie in dieser Richtung machen, muß naturgemäß zu einer allmählichen Trockenlegung der von ihnen durchflossenen Seen führen, aber dies würde schwerlich in einem Zeitraume von 30 Jahren so deutlich sichtbar werden (Vergl. „Nature", Vol. 40, p. 165).

— Einer telegraphischen Nachricht aus China zufolge hat Archibald Little bestimmte Aussicht gewonnen, sein Experiment mit der Dampfschiffahrt auf dem oberen Jangtsekiang endlich anstellen zu dürfen. Freilich kommt die Erlaubniß aus Peking so spät im Jahre, daß die sofortige Ausführung kaum noch rathsam erscheint. Die Sommerregen haben im Jangtsekiang-Gebiete bereits eingesetzt, und die Ströme beginnen bedenklich zu steigen. Man könnte also immer noch daran zweifeln, daß es den Chinesen mit der Eröffnung der großen Schiffahrtsstraße diesmal Ernst sei (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 112 und Bd. 54, S. 45).

— Bezüglich des chinesischen Eisenbahnbaues ist es den Literaten Pekings immer wieder gelungen, dessen weitere Ausdehnung zu verhindern, und ist infolgedessen namentlich auch die von der Regierung bereits angeordnet gewesene Fortführung der Kaiping-Tientsin-Bahn bis Tung-schon unterblieben. Die Kaiping-Tientsin-Bahn hat nur eine Länge von 136 km (Vergl. „Globus", Bd. 55, S. 111).

— Die japanischen Inseln sind vor kurzem der Schauplatz einer neuen verheerenden Vulkaneruption gewesen, die bis zu einem gewissen Grade als ein Seitenstück zu der Bandaisan-Eruption vom vorigen Jahre gelten kann. Auf der Insel Oshima (Oshima-no-Indsu, Vries-Insel) an der Südostküste Nipons, vor dem Zugange zu der Bai von Tokio, bildete der 750 m hohe Mihara-jama oder Mihara-yama am 13. und 14. April d. J. einen neuen Kratereinkand, dem gewaltige Lavamassen entströmten. Etwa 300 Häuser der Umgebung sollen dadurch zerstört worden sein, und gegen 170 Menschen sollen dabei ihr Leben verloren haben. — Der genannte Vulkan soll der japanischen Tradition zufolge bereits im Jahre 684 n. Chr. in lebhafter Thätigkeit gestanden haben, und aus dem Jahre 1421 ist ein heftiger Ausbruch, der „das Meer in Wallung und zum Sieden brachte", bekannt. 1684 fand abermals ein Ausbruch statt, der sieben Jahre anhielt, und 1703 ein starkes Erdbeben mit großer Fluthwelle, wodurch ein Theil der Insel versank und der heutige Hafen entstand. Von 1777 bis 1792 hatte der Mihara-jasan mit geringen Unterbrechungen fortwährende Ausbrüche, die die ganze Insel mehrere Zoll hoch mit Asche bedeckten. Von 1792 bis 1837 trat vollständige Ruhe ein, während der Vulkan in den folgenden 20 Jahren wieder eine mehr oder weniger lebhafte Thätigkeit entfaltete. Danach folgte wieder eine längere Ruhepause, 1868 aber ein neuer viertägiger, und 1876 ein fast zweimonatlicher Ausbruch. Die bedeutendsten Ausbrüche waren neben dem diesjährigen die von 1781 und 1789. Während des letzteren wurde der Ort Simotaka vollständig zerstört und die Bevölkerung nebst ihren Häusern in der Asche begraben. Zur Zeit befinden sich sechs Dörfer auf der Insel, mit einer Bevölkerung von 5000 Personen (meist Fischer).

— Die Engländer arbeiten eifrig daran, die Grenze Indiens gegen Afghanistan zu sichern, und sich das letztere Land zugleich in einem höheren Grade für etwa nothwendige militärische Operationen zugänglich zu machen. Die neueste Errungenschaft, welche sie in dieser Hinsicht zu verzeichnen haben, ist die großartige Gebirgsstraße von Terajat nach Pischin, welch letztere Landschaft bekanntlich im Jahre 1887 Indien einverleibt worden ist. Da die Thäler in der Nachbarschaft der mit großen Kosten hergestellten Straße sehr fruchtbar sind, so hofft man, daß die dadurch gewährte

Digitized by Google

Verkehrserleichterung zahlreich zur Besiedelung derselben mit einer friedlichen und lebhaften Bevölkerung führen wird. Bisher waren sie nur der Tummelplatz arbeitsscheuer Nomaden.

Afrika.

— Aus Zanzibar wird unterm 12. Juni berichtet, daß daselbst eine neue Nachricht über Stanley eingetroffen ist. Der betreffende Brief ist mit dem 2. Dezember datirt — also ziemlich genau drei Monate später, als der letzte am unteren Kongo eingetroffene Brief Stanley's (Bergl. „Globus", Bd. 55, S. 266) — und er lautet dahin, daß der Reisende mit einer Anzahl kranker Begleiter in Ururi, an der Südostküste des Victoria-Nyanza-Sees eingetroffen ist, nachdem er vorher eine neue Zusammenkunft mit Emin-Pascha, der sich in Unyoro (Kaviromdo), an der Nordostküste des Sees, aufhielt, gehabt hat. Seine Karawane soll durch Krankheit und Hunger sowie durch Kämpfe mit den Eingeborenen sehr zusammengeschmolzen sein. Als der Brief aus Ururi abging, war Stanley im Begriffe, wieder zu Emin zurückzukehren. — Andere Briefe aus Ubschidschi, unter dem Datum des 10. März, reden von einer stattgehabten Zusammenkunft Stanley's mit Tippoo Tib, der vier Monate später in Zanzibar einzutreffen gedachte, sowie von Stanley's Absicht, zusammen mit Emin-Pascha durch Massai-Land nach Mombas zu ziehen.

— Dr. Hans Meyer beabsichtigt trotz der im vorigen Jahre mit dem Häuptlinge Simbodia und mit Bushiri gemachten Erfahrungen, demnächst wieder eine Reise nach Ostafrika zu unternehmen, und zwar will er sich bereits Anfang Juli nach Zanzibar einschiffen. Wenn er auch im allgemeinen den früheren Weg einzuschlagen gedenkt, indem er einen der Küsten-Häfen nördlich von Zanzibar aufsuchen und dann westwärts nach dem Innern vordringen will, so ist doch diesmal nicht der Kilimandscharo sein Hauptziel, sondern der nordwestlich davon gelegene Kenia. Die Erforschung dieses Berges erscheint um so lohnender, als er noch weniger bekannt ist als der Kilimandscharo, besonders bezüglich seiner Höhe. Als Hauptbegleiter will ihm der Alpenforscher und Alpensteiger Purtscheller dienen, und außerdem will sich der Expedition noch ein früherer Beamter der deutschen Plantagengesellschaft, Herr Hirsch, anschließen.

Allgemeines.

— In dem „Bulletin de la Société d'Anthropologie" (1888) tritt M. Lombard für die Theorie ein, daß das Menschengeschlecht nicht, wie man gemeinhin annimmt, in den Tropen, sondern in den Polarregionen seine Urheimath habe. Er stützt sich dabei in der Hauptsache auf die bekannten Saporta'schen Ausführungen über die Verbreitung der Pflanzen im Verlaufe der geologischen Zeiten, und behauptet, daß ganz analoge Verhältnisse und Gesetze auch bezüglich der Verbreitung der Thiere und der Menschen maßgebend gewesen seien.

— Die Reise des englischen Dampfschiffes „City of Paris" von New-York nach Queenstown hat im Mai d. J. nur die Zeit von 5 Tagen 22 Stunden 10 Minuten in Anspruch genommen. Es ist dies die schnellste Fahrt in östlicher Richtung, die zwischen Amerika und Europa jemals ausgeführt worden ist. — Die schnellste Fahrt in westlicher Richtung hat das neue Schiff „Augusta Victoria" von der Hamburger Packetfahrt-Gesellschaft ausgeführt, das den Weg von Queenstown nach New-York auf seiner ersten Reise in der Zeit von 6 Tagen 8 Stunden 30 Minuten zurücklegte.

Bücherschau.

— Hermann Wißmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. Berlin 1889. Walther & Apolant. — Hauptmann Wißmann ist durch die bedeutungsvolle ostafrikanische Mission, mit der er von der deutschen Reichsregierung betraut worden ist, so sehr zum Helden des Tages geworden, daß es zur Empfehlung seines uns in vierter Auflage vorliegenden Buches über seinen ersten Zug quer durch den afrikanischen Erdtheil nur weniger Worte bedarf. Die Darstellung berührt sehr angenehm durch ihre Knappheit und Präcision sowie durch ihre Freiheit von rhetorischer Ausschmückung, und dadurch steht das Buch des „deutschen Stanley" zugleich in einem gewissen vortheilhaften Gegensatze zu dem berühmten „Through the dark Continent" des englisch-amerikanischen Stanley, dem man ja das Journalistenhandwerk seines Verfassers an zahlreichen Orten anmerkt. Der Sache nach zeigt sich Hauptmann Wißmann in seinem Reiseberichte vor allen Dingen als ein ausgezeichneter Beobachter des afrikanischen Thier- und Menschenlebens, und mit ganz besonderem Vergnügen sieht man die darin enthaltenen Jagdschilderungen sowie die Charakteristiken der mehr oder minder temperirten Araberelemente, nebst dem von denselben betriebenen Elfenbein- und Sklavenhändler-Gewerbe. Die Lösung der Kulturfrage an die Hand zu nehmen, welche sich an das Schalten und Walten der afrikanischen Araber und Arabermischlinge knüpft, erscheint der Verfasser danach in der That besser als irgend ein Anderer berufen. — Der zweite Theil des Buches giebt den Bericht des todten Reisegefährten Wißmann's, Paul Pogges, auf Grund von dessen Tagebuchnotizen wieder, dem der Verfasser dadurch ein pietätvolles Denkmal setzt, und in dem Anhange ist eine Zusammenstellung der meteorologischen, astronomischen und hypsometrischen Beobachtungen enthalten, welche die beiden Reisenden angestellt haben, sowie werthvolle praktische Winke bezüglich des Reisens und des Aufenthaltes im tropischen Afrika. In letzterer Beziehung citiren wir an dieser Stelle nur die Sätze: „Ausschreitungen wirken schädlicher als in unserem Klima, und man ist in einem wilden Lande von selbst schon zu Unregelmäßigkeiten, ungewohnten Anstrengungen und Entbehrungen häufig gezwungen. Daß man jedoch vom Gebrauch von Spirituosen Abstand nehmen solle, wie mehrfach angenommen wird, ist nach meiner Ueberzeugung ein sehr falscher Standpunkt." „Ich bin der Hoffnung, daß es der medicinischen Wissenschaft gelingen wird, ein jedem Europäer in Afrika ohne Bedenken zu empfehlendes Prophylaktikum gegen Fieber und dessen Folgen herzustellen." „Die Behauptung, ein Europäer könne im Klima des äquatorialen Afrika nicht arbeiten, ist besonders für Centralafrika nicht anzunehmen. Beschäftigungslosigkeit und Mangel an Bewegung ist sehr schädlich, ebenso wie zu viel Schlaf. Von 5½ bis 8½ Uhr morgens und von 4 bis 6 Uhr abends kann jeder Europäer im Freien arbeiten, und an vielen bedeckten Tagen länger, und was an Arbeit unter Dach schädlich sein sollte, wüßte ich nicht." Im übrigen gedenken wir auf das Wißmann'sche Buch ausführlicher zurückzukommen, sobald es unser Raum gestattet.

Inhalt: Prof. Dr. Philipp Paulitschke: Kulturbilder aus den Somâl- und Gallâländern von Horar. II. (Mit drei Abbildungen.) — Emil Metzger: Herrscher und Beherrschte auf Java. (Fortsetzung. Mit zwei Abbildungen.) — Joh. Flemming: Das Indianergebiet. — Kürzere Mittheilungen: Zur Volksgeschichte der Juden. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Allgemeines. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 22. Juni 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Das Dachstein-Werk Simony's[1]).

Von Prof. Dr. Partsch.

(Mit einer Abbildung.)

In geistig regsamen Zeiten, deren wissenschaftliche Strömungen auch den zum Widerstand Geneigten in ihre Richtung hineinzuziehen, ist es keine gewöhnliche Erscheinung, daß ein unermüdlich thätiger Forscher in einem langen, arbeitsreichen Leben unbeirrt der einmal erwählten Bahn folgt, ohne sein klar begrenztes Ziel je aus dem Auge zu verlieren. Noch seltener ist es, daß solchen selbständigen Naturen jeder herbe Zug des Widerspruches fehlt, daß nur die Klarheit und Stärke ihrer besonderen Begabung und die nimmer erkaltende Begeisterung für eine große Aufgabe sie in treuer Liebe festhält der früh ergriffenen Arbeitsweise. Ein Denkmal solch eines selbständigen wissenschaftlichen Lebensganges baut sich jetzt auf in dem Dachstein-Werk Friedrich Simony's.

Mit so ehrfürchtiger, freudiger Stimmung, wie in das Haus einer goldenen Hochzeitsfeier, tritt man ein in das Studium dieses Buches. Bald sind es fünfzig Jahre, seit Simony seine Dachsteinforschungen begann und diesem Bergstock die beste Kraft seiner vielseitigen Beobachtungsgabe und seiner feinsinnigen Darstellungskunst weihte. Oft ist er in den Jahren seiner Jugendfrische emporgeklommen auf den herrlichsten der hohen Kalkgipfel Oesterreichs und hat viele Wochen, nicht nur zur Sommerszeit, sondern auch umgeben von dem Schnee des Hochwinters, in halb verschneiten Sennhütten oder in der dürftig geschlossenen Schutzhöhle des Wildkars messend, zeichnend, beobachtend zugebracht. Denn die moderne Art weitgehender Arbeitstheilung blieb Simony's Thätigkeit von jeher fremd. Alles selber sehen, selber darstellend verwerthen, um ein begrenztes Feld der Beobachtung wirklich bis an die Schranke des Erreichbaren zu beherrschen, das war für ihn das erste Gesetz wissenschaftlichen Wirkens. Bald trug er sein Barometer unermüdlich von Höhe zu Höhe, um mit peinlicher Genauigkeit das wechselvolle Relief weiter Bergeinöden bis in seine Einzelheiten aufzunehmen, bald lothete er auf sorgfältig erkorenen Durchschnittslinien die Tiefen der Seebecken aus und erspähte mit unsichtigen Vorkehrungen die Wärmestufen des Seewassers und den Wechsel in der Glätte seiner Oberfläche, in der Transparenz und Färbung seiner Tiefe, ebenso eifrig wie die gesammten meteorischen Vorgänge in den durchwanderten Schichten des Luftmeeres. Dann wieder stieg er als genauer Kenner der Flora des Gebirges durch alle Regionen seines Pflanzenkleides sammelnd und vergleichend empor oder spürte geduldig hämmernd nach versteinerungsreichen Lagen in den mächtigen, einförmigen Kalksteinmassiven. Im Studium der Dachstein-Gletscher, deren Veränderungen er von der Zeit ihres fürstlichen Anschwellens in den ersten vierziger Jahren bis zu ihrem argen Zusammenschwinden in dem letzten Jahrzehnt aufmerksam verfolgte, schärfte er seinen Blick für die Spuren der großen Vergletscherungen der diluvialen Epoche, denen er von den

[1]) Das Dachsteingebiet. Ein geographisches Charakterbild aus den österreichischen Nordalpen. Nach eigenen photographischen und Freihandaufnahmen illustrirt und beschrieben von Dr. Fr. Simony, k. k. Hofrath und em. Universitäts-Professor. Für Fachmänner und Freunde der Alpenkunde, mit Allerhöchster kaiserl. Subvention. Lieferung I. Wien und Olmütz 1889. Ed. Holzel. Preis des Heftes: 5 Gulden = 9 Mark.

Digitized by Google

höchſten Gebirgen Oberöſterreichs hinaus bis an den Rand des ebenen Vorlandes nachging. Selbſt die Beſiedelungsgeſchichte der Landſchaft ging bei ſeinen Studien nicht leer aus. Manch alten Kelten hat er aus dem unerſchöpflichen Schooße des Hallſtätter Grabfeldes heben helfen. Sein beſtes und eigenſtes aber bleibt noch hervorzuheben.

So mannigfach ſeine wiſſenſchaftlichen Intereſſen waren, ſo weit ihre einzelnen Fäden aus einander zu gehen ſchienen, ſie

Das Bett der Zunge des Gosauer Gletſchers.

fanden ſich doch im Schlußergebniß immer wieder bei einem Endziel zuſammen. Alle ſeine Studien traten in den Dienſt des Strebens, das Weſen der ganzen Landesnatur und das Wirken der für ihre Entwickelung entſcheidenden Vorgänge möglichſt ſcharf zu erfaſſen in den Formen der Landſchaft im großen, wie im einzelnen. Für dieſes Formenſtudium war Simony ungewöhnlich glücklich begabt, nicht nur mit einem feinen Beobachtungsſinn, ſondern auch mit der Fähigkeit getreueſter charakteriſtiſcher Wiedergabe in künſtleriſch vollendeter Zeichnung. Mit wahrer Meiſterſchaft hat

Digitized by Google

er in dem physiognomischen Atlas der österreichischen Alpenländer auf sechs Blättern die großartigsten Gegensätze landschaftlicher Formen, welche in den Thälern sich zusammenfinden, in unübertrefflich gewählten Bildreihen vereinigt. Es hält schwer zu sagen, welchem dieser herrlichen Blätter der Preis der Schönheit und des Werthes als geographisches Lehrmittel gebührt, ob dem lehrreichen Blick vom Hausruck auf die hinter einander in verschiedenem Gestein, verschiedenen Formen und ungleichem Pflanzenkleid sich aufbauenden Züge des Gebirgsraudes, ob der wilden Scenerie des Todten Gebirges, oder den Thälern der Venediger-Gruppe, ob der Farbengluth der Marmolada oder dem Ortler jenseits der breiten Sohle des Vintschgaus. Nur ein minder glückliches Bild fügte jener Reihe sich ein — die Idealdarstellung einer Gletscherlandschaft. Simony selber fühlte sich davon nicht voll befriedigt und ersetzte sie durch eine neue herrliche Schöpfung, die als großes Gemälde auf der Wiener Weltausstellung so allgemeine Bewunderung erregte, daß er — allerdings unter Verzicht auf die Farbengebung — sich zur Publikation entschließen mußte. Versenkt man sich in das Studium dieses lebensvollen Bildes, das in keiner geographischen Lehrsammlung fehlen sollte, so fällt es schwer zu begreifen, wie aus freier Komposition ein Gemälde von so überzeugender Naturwahrheit hervorgehen konnte. Es ist das glänzendste Beispiel künstlerischer Beherrschung eines wissenschaftlich in langer Beobachtung bewältigten Stoffes. Für Jeden, der in Simony's Spuren gewandert ist, hat es ein eigenes Interesse, in diesem Kunstwerk hie und da noch die lebensfrische Einzelbeobachtung durchschimmern zu sehen, welcher die Anregung zu manchen charakteristischen Zügen entsprang. Vor allem aus der Felsenwelt des Dachsteins klingt manches Motiv hinüber in die Formenharmonie dieser idealen Gletscherlandschaft.

Wenn auch Simony die ganze österreichische Alpenwelt und manches der Mittelgebirge beobachtend und zeichnend durchwanderte, hat doch sein Gebirgsstock ihn anhaltender gefesselt als die Dachstein-Gruppe. Hier findet sich in der That auf beschränktem Raume ein großer Wechsel von Oberflächenformen vereinigt — klotzige Massive und schartige Ketten, sanft gerundete Schieferberge und kühn aufragende einzelne Gipfel. Nicht geringer ist die morphologische Mannigfaltigkeit im einzelnen. Die verschiedenen Arten äußerer Einwirkung haben hier dem Gestein ihr Gepräge aufgedrückt. Die chemische Lösungskraft atmosphärischen Wassers bethätigte sich in der Ausbildung weiter Karrenfelder, die mechanische Erosion schuf tiefe Klammen und Thalzüge von wechselnder Breite und ungleicher Ausgestaltung der Gehänge, an denen oft Schutt-Terassen als Reste alter Thalböden sich erhalten haben; die Gletscher der Vorzeit hinterließen Rundhöcker, Schliffflächen, Moränen und erratische Blöcke in Fülle. Die heute noch ausharrenden Reste der Vergletscherung des Dachsteins bieten einen durch seine Frische besonders anregenden Stoff für lehrreiche Beobachtungen. Der Rückzug aller Gletscher entblößte ansehnliche Theile ihres Bettes und enthüllte die Wirkungen der Gletscherbewegung auf das unter ihr fortbewegte Gesteinsmaterial und den festen Untergrund. Je liebevoller die Forschung in alle die Formeneigenthümlichkeiten des Gebirges eindrang, desto reicher erwies sich das räumlich doch nicht allzu weite Arbeitsfeld. Zu Hunderten hänsten sich unter Simony's unermüdlicher Künstlerhand die Panoramen, Ansichten, Studienblätter, und als die Photographie hülfreich sich entwickelte, eine lange Reihe sorgfältiger Lichtbilder. Aber nicht etwa als das zufällige, aus der Materialiensammlung von selbst erwachsende Schlußergebniß dieser langjährigen eifrigen Arbeit ist das Unternehmen eines großen, mit reichstem Bilderschmuck ausgestatteten Werkes über das Dachstein-Gebiet zu betrachten, sondern als die planvoll allmählich gereifte Verwirklichung eines schon vor mehr als 40 Jahren klar vor der Seele des Meisters stehenden Gedankens. In dem ersten Jahrgange von Haidinger's Berichten über die „Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften zu Wien" findet sich ein aus dem April 1846 stammender Aufsatz des Herausgebers, welcher bereits den Plan des Simony'schen Dachsteinwerkes bis in tiefgehende Einzelheiten entwickelt. Damals zeichnete Simony schon an den lithographischen Platten, um in voller Treue, ohne die abstumpfende Vermittelung handwerksmäßiger Hilfe seine verständnißvollen Aufnahmen des Dachsteingebirges der Oeffentlichkeit vorzulegen. Manches davon ist dann wirklich erschienen, namentlich die herrliche Ansicht der Nordseite des Dachsteins von der Hüttenweide aus in einem glücklichen Farbendruck. Das meiste bestand bisher nur für das Auge seiner Freunde, denen er in den Versammlungen des Alpenvereins und in wissenschaftlichen Gesellschaften Einblick gab in die Schätze lebendiger Anschauungen, die er im Studium dieses Gebirges sich erworben hatte.

So muß es denn als ein unsschätzbares Glück bezeichnet werden, daß endlich jetzt die ehrenvolle Muße, in die Simony nach Ueberschreitung seines 70. Lebensjahres aus dem akademischen Lehramte sich zurückgezogen hat, ihm die Möglichkeit giebt, sich ganz dem würdigen Abschlusse des schönsten Werkes seines arbeitsreichen Lebens zu widmen. Mit der begeisterten Hingabe, die sein selbstloses ganzes wissenschaftliches Dasein auszeichnet, bringt Simony nun persönlich jedes ihm mögliche Opfer, um die Vollendung dieses Werkes zu sichern, und zum Glück wird auch von höherer Seite das aus reinster Vaterlandsliebe entsprungene Unternehmen mit verdienter Theilnahme gefördert. Nur so konnte ein umfangreiches Prachtwerk, zu dessen Vollendung Kunst und Wissenschaft so fest, wie kaum in einem zweiten Falle, Hand in Hand gehen, der weiten Oeffentlichkeit zugänglich gemacht werden, deren es würdig ist. Das Werk wird bestehen aus vier halbjährigen Lieferungen größten Quartformates, deren jede außer 10 bis 14 in den Text (drei bis vier Bogen) eingeschalteten Illustrationen 20 selbstständige, einen gesonderten Atlas abgebende Vollbilder enthalten soll, und zwar zwei Glanzlichtdrucke, zwei Photo-Lithographien in Doppelgröße und 12 Phototypien. Von der Ausführung der letzteren giebt die beigefügte Ansicht, welche erst für das nächste Heft des Werkes bestimmt ist und von Herrn Hofrath Prosessor Dr. Simony für diesen Aufsatz mit besonderer Liebenswürdigkeit zur Verfügung gestellt wurde, eine Probe, die wegen der Schwierigkeit einer ausdrucksvollen Darstellung des Moränenschuttes recht überzeugend die Leistungsfähigkeit dieses Verfahrens veranschaulicht. Das Bild stellt den durch den letzten Rückgang des Gosauer Gletschers bloßgelegten Theil seines Bettes dar, die stark konvergierenden Seitenmoränen, zwischen ihnen die Kalksteinunterlage, auf welcher der Gletscher sich fortbewegte. Auffallend treten in dem Gestein die Furchen der Karrenbildung hervor. Sie sind gefüllt mit Glacialschutt und zeigen unmittelbar die Frage an, ob die Karrenbildung im Zusammenhange steht mit der Vergletscherung, und wie solch ein eventueller Zusammenhang aufzufassen sei [1]). Den herrlichsten Schmuck des Werkes bilden aber

[1]) Daß der Autor für die weitaus größte Zahl der sowohl in den Atlas-Tafeln als auch in den Textbildern gebotenen Illustrationen die in der Wiener photographischen Kunstanstalt von Angerer und Göschl zu hoher Vollkommenheit gebrachte Phototypie mit Recht gewählt hat, kann aus dem beigegebenen Probeblatte sehr gut ersehen werden. Das Bild zeigt in treuester Weise, als dies selbst der beste Holzschnitt zu thun vermöchte, den Charakter des während der letzten um das Jahr 1848 begonnenen Rückzugsperiode erst eistrei gewor-

Digitized by Google

ohne Frage die Glanzlichtdrucke und die photolithographischen Reproduktionen der Handzeichnungen Simony's. Die vorliegende erste Lieferung, deren Text die Umgrenzung, die Gliederung und die Höhenverhältnisse des Dachsteingebietes behandelt, bringt zunächst die Nord- und Südansicht des Dachsteines, vom Sarstein und von den rechtsseitigen Höhen des Ennsthales. Es sind zwei meisterhafte Federzeichnungen, die den Gegensatz des Aufbaues beider Gebirgsseiten unmittelbar zur Geltung bringen. Unter den Lichtdrucken streitet eine wunderbar scharfe Ansicht des hohen und niederen Dachsteins vom Karfeisfeld aus um den Vorrang mit den schönsten Abschnitten der Gipfelaussicht gegen W und WN. Unter den Phototypien ragen etliche höchst wirkungsvolle Karren-Partien hervor, unter den Textbildern die überraschende nordwestliche Steilwand des Dachsteins, wie sie Dr. Oskar Simony, der Sohn des Verfassers, an einem stürmischen Maitage von der halsbrecherischen Höhe des Thorsteingipfels aus aufgenommen hat.

denen Bettes des genannten Gletschers. Tritt hier schon die Beschaffenheit der noch vor wenigen Decennien unter dem Eise gelegenen Grundmoräne dem Beschauer bis ins feinste Detail naturwahr vor Augen, so sind lässt noch instruktiver die in den zu Tage tretenden Partien des Felsgrundes ausgehöhlten Vertiefungen und Rinnen, in welchen zum Theil noch das Schleuerungsmaterial des Gletschers — zahlreiche größere und kleinere Geschiebe der Moräne — eingelagert sind, die zur Zeit intensivster Einschmelze der Gletscherbach in Bewegung setzt, fortführt und wieder durch neues Reibungsmaterial ersetzt. Es fällt nicht schwer, in diesen Aushöhlungen ein verjüngtes Bild jener Form von Karrenbildung wieder zu erkennen, welche die in der ersten Lieferung des besprochenen Werkes enthaltene Tafel VI (Karrenfeld in der Wiesalpe) zur Anschauung gebracht ist, und welche, verglichen mit den analogen Erscheinungen im Bette des Gosauer Gletschers, vom Autor hauptsächlich auf die ausbildende Thätigkeit rasch fließender, schuttbeladener Schmelzwässer einst hier lagernder Gletscher zurückgeführt wird.

Die schon der ersten Lieferung beigegebene Uebersicht der gesammten zur Veröffentlichung ausgewählten 130 Originalansichten giebt einen Einblick in die Fülle geographisch lehrreichen Anschauungsstoffes, den dies unvergleichlich dastehende Werk vereinen wird. Daß es für alle Zeit ein glänzendes Denkmal der Lebensarbeit Simony's bleiben wird, das steht über allem Zweifel. Zu wünschen bleibt nur, daß des Verfassers Hoffnung, das anregende Beispiel zur Schöpfung landschaftlicher Mustersammlungen für den geographischen Unterricht gegeben zu haben, sich erfülle. Der Grundgedanke, der Simony's litterarische und akademische Thätigkeit leitete: „Richtiges Sehen ist schon das halbe Verständniß", hat viel Zeitgemäßes für unsere Tage, in denen der Jugendunterricht mehr auf die Ueberträgung fremder Gedanken als auf das Wecken eigenen Beobachtungssinnes hinwirkt. Das Lehrbuch des unvergeßlichen Guthe enthielt in seiner ersten Auflage einige schulgeographische Betrachtungen, die später nicht wieder abgedruckt wurden. Guthe kam auf Grund seiner Erfahrungen zu dem Vorschlage, den geographischen Unterricht mit dem Unterrichte im Zeichnen in engere Beziehung zu bringen. Er meinte geradezu, ein echt wissenschaftlich gebildeter Lehrer der Zeichenkunst sei der wünschenswertheste Lehrer der Geographie. Dieses Ideal des geographischen Lehrers im Sinne Guthe's ist zu unseren Lebzeiten nur ein einzigesmal leidhaftig geworden, verkörpert in Friedrich Simony, der seine Schüler eifrigst anregte zu sicherem Auffassen der Naturformen in zeichnerischer Uebung. Daß Guthe's Gedanke je einer allgemeineren Verwirklichung fähig wäre, ist ernstlich zu bezweifeln. Aber daß dieser Gedanke aus dem Boden langjähriger, musterhafter Wirksamkeit bei einem bedeutenden Lehrer der Geographie aufsteigen konnte, das bleibt eine Thatsache, welche zu denken giebt.

Kulturbilder aus den Somâl- und Gallaländern von Harar.

Von Prof. Dr. **Philipp Paulitschke.**

III. Das Volk der Galla oder Orómo.

(Mit drei Abbildungen.)

Unter den Völkern Nordost-Afrikas nehmen die Galla oder Orómo bei weitem die hervorragendste Stellung ein, und zwar nicht nur ihrer Zahl nach (man schätzt die Galla-Bevölkerung auf sechs bis acht Millionen Seelen), sondern auch wegen der physischen und psychischen Eigenschaften der Individuen. Der Name „Hábaschi" — unter diesem sind die Orómo auch unter den Arabern geschätzt und bekannt, weil sie als Sklaven meist über Abbessinien und Schoa nach den Gestadeländern des Rothen Meeres verhandelt werden — bedeutet die Inkarnation alles Vorzüglichen, was in Bezug auf Schönheit des Körpers, Klugheit und Versatilität des Geistes überhaupt von Afrikanern verlangt werden kann, und er hat seinen guten Klang nicht nur in Jemen, sondern auch in Mekka, Aegypten, Syrien und Persien. Preist man die Geschicklichkeit oder Arbeitskraft eines Sklaven, so wird wohlgefällig hinzugefügt, er sei ein „Hábaschi", oder bewundert man die Schönheit von Kindern, so wird gleichsam mit auszeichnender Anerkennung hervorgehoben, eine „Hábaschi" sei deren Mutter. Schon in uralten Zeiten erkannte man die Vorzüge der Repräsentanten des Galla-Volkes, denn schon die arabischen Geographen berichten, man habe die „rothen Ost-Afrikaner" (unter diesen sind nur die Galla gemeint, die sich selbst wegen ihrer röthlichen Hautfarbe „dima", d. i. „die Rothen" nennen) von jeher bevorzugt. Bei den Islamiten fanden namentlich die üppigen, vollbrüstigen Galla-Mädchen vollen Anwerth, und bis auf den heutigen Tag ist die Sorge der arabischen und ägyptischen Haremsbesitzer darauf gerichtet, ihre Frauengemächer mit Repräsentantinnen des Galla-Volkes zu füllen.

In den Landschaften, wo sie heute wohnen, sind die Orómo vor nicht gar langer Zeit erst eingewandert. Ueber die Frage, woher sie stammen, und aus welcher Gegend sie in die heutigen Wohnsitze eingerückt sind, ist viel gestritten worden. Heinrich Barth läßt sie aus dem Innern Afrikas nach Abbessinien vorrücken, Cecchi und Massaja aus Arabien über das Rothe Meer wandern. Einheimische Sagen bezeichnen sie als Söhne der Abessinier, ja sogar ein Portugiese, einer aus der Schaar des Enkels des großen Afrika-Umseglers Da Gama, namens Sapera oder Sa-seira (Safera) soll ihr Stammvater gewesen sein. Diese Vermuthungen insgesammt, mit dem Bestreben des Volkes, seinen Ursprung er-

Digitized by Google

haben zu machen, sind unhaltbar oder unannehmbar. Ohne Zweifel hingen die Dróma mit den Hamiten am rechten Ufer des unteren Nil (Bedjas) zusammen und saßen an dem Gestade des Rothen Meeres und des Golfes von Aden. Hier haben einzelne Zweige derselben auch das Christenthum empfangen. Ich bin nun der Ansicht, daß durch die Immigration der Semiten in Abbessinien der Zusammenhang mit den Bedjas unterbrochen wurde, durch die Ausbreitung der neuen Bevölkerung in Habesch die Dróma südlich zu wandern gezwungen wurden, und die Bildung der Somál-Rasse vollends dem Zuge ihrer Bewegung die südliche Richtung gewiesen habe. Am Aequator der Ostküste Afrikas trafen die Galla mit den langsam abwärts ziehenden Bantus (Kaffern) zusammen und wurden genöthigt, eine binnenwärts gerichtete Wanderung anzutreten. Folge der Verwüstung und Entvölkerung Abessiniens durch Mohammed Granj fanden sie in Schoa und Habesch fattsam Platz sich niederzulassen, und rückten somit in die heutigen Bezirke in Süd-Abessinien ein. Aus Schoa wanderte dann ein großer Zweig — die sogenannte Barantuma-Sippe — nach den Bergen von Harar. Die Galla selbst bieten ihren Wanderschaftssagen Material genug zur Verfolgung des letzten Abschnittes dieser Wanderungen. Die Zeit von 1525 bis 1537 n. Ch. entspricht dem Seßhaftwerden des Volkes in den Hauptsitzen seiner heutigen Verbreitung.

Diejenigen Theile des Volkes, welche die Gebirgsstöcke, überhaupt bergige Landschaften besetzten, nannten sich „djarri badá“ („Leute der Berge“), wohingegen die in den Thalniederungen angesiedelten „djarri gamódji“ („Leute der Flußthäler“) hießen, ganz entsprechend den abessinischen Bezeichnungen der „kuolanjá“ („Bewohner der Kuola“) und „daganjá“ („Bewohner der Tega“). Nur sehr wenige Stämme rückten in ein Terrain vor, das ihnen den Betrieb des Ackerbaues verwehrte, und mußten Nomaden bleiben. Mit den Resten der auf dem neuerrungenen Gebiete aus früherer Zeit verblichenen Bevölkerung traten die Dróma in kein freundschaftliches Verhältniß. Die christlichen, vor Granj's Horden geflüchteten Abessinier waren entweder so stark, daß sie, wiewohl von Gallas rings umschlossen, kleine Staaten behaupten konnten, wie z. B. die Cafatsche, oder sie mußten zu Hörigen (Parias) herabsinken. Natürlich ergaben erfolgte Kreuzungen mit den vorgenannten Bevölkerungsresten, mannigfache Nuancen der Population, die heute auf der ethnologischen Karte von Abessinien, Schoa und der Galla-Gebiete ein wahres Chaos repräsentiren, das in linguistischer Beziehung schwer zu entwirren ist, wenngleich dem Sprachforscher von allem Anfange klar ist, daß nur zwei Grundidiome — das Hamitische und das Semitische — daselbst eine Rolle spielen. Viele Sprachen haben sich noch vor gar nicht langer Zeit auf dem geschilderten Terrain von einander abgezweigt, und sind erst im Begriffe, sich zu selbstständigen Idiomen auszugestalten.

Der Galla ist, wie schon erwähnt, Ackerbauer — vornehmlich Durra- und Kaffeebauer. Er obliegt seiner Beschäftigung mit Eifer und Umsicht. Doch läßt sich nicht verkennen, daß es ihm an praktischen Ackerwerkzeugen mangelt, deren Import aus Europa zu den Gallas eine große Zukunft hat. Der reiche Viehstand (Rinder und Pferde, dann Schafe, sind sehr zahlreich, dagegen das Kameel selten) erleichtert viele Zweige des Landbaues. Der gesammte Betrieb des Durrabaues geschieht ohne Fäcalien-Düngung des Bodens, die dem Dróma unbekannt ist. Es wird lediglich durch Veräschung von Pflanzentheilen der Dünger beschafft und der eigentliche Kuhmist bei ceremoniösen Anlässen verbrannt. Bei rationeller Düngung würde z. B. der Ackerboden der Galla auf den Hochflächen im Süden von Harar, davon bin ich überzeugt, geradezu tausendfältigen Ertrag liefern. Der Kaffeebau ist auf ziemlich hoher Stufe der Vervollkommnung, besonders bei den Itu-Galla, wo die Kaffeestaude im wilden Zustande ganze Wälder bildet. Aber die Einsammlung und Reinigung der Frucht läßt große Abfallsprozente zu. Allgemein zeigt sich bei dem Galla das Bestreben, über den Bedarf hinaus zu produziren. Das Resultat davon ist das massenhafte Abströmen der Bodenprodukte und solcher der Viehzucht nach dem Norden, wohin ja aller Verkehr der Galla-Länder gravitirt. Die Opulenz der materiellen Mittel gestattet auch eine größere Konsumtion derselben unter den Eingeborenen. Dieselben bieten denn auch, besonders in dem Alter, wo der Körper Embonpoint zu erhalten pflegt, den Anblick, wohlgenährter, kerngesunder Gestalten.

Die Hingabe an den Bodenbau und an die Viehzucht im Vereine mit den sehr befriedigenden Erträgen derselben übt in physischer, namentlich aber sozialer und politischer Beziehung einen günstigen Rückschlag. Die soziale Seite des Lebens ist unter den Dróma wohl ausgebildet und weist alle Licht und Schattenseiten blühender gegenseitiger Beziehungen auf. Moralität in europäischem Sinne ist geschätzt und wird von den Individuen gegenseitig verlangt. Dagegen herrscht auch Scham- und Liebloſigkeit, wo sich zu deren Bethätigung Gelegenheit bietet. Ein hoher Grad von Sinnlichkeit und Lascivität ist auch bei oberflächlicher Berührung mit dem Volke leicht erkennbar.

Als Politiker ist der Galla ein gemäßigter Republikaner. Selbst in monarchischen Staaten erträgt man die Herrschaft der Fürsten schwer und nicht ohne Murren. Loyalität existirt zwar, aber auch ein Trang, sich jeder hemmenden Fessel zu entziehen. Der Ausfluß thatsächlicher Macht eines wahrhaft Mächtigen befestigt die Individuen. Wir haben Galla-Chefs wiederholt verschieret, das Volk strebe nur Sicherheit des Eigenthums und ruhige Ernährungs- und Erwerbsverhältnisse an; es würde ruhig jedem Eroberer dienen, der mit Strenge Gerechtigkeit verbände und die Stabilität der Verhältnisse garantiren könnte. Es handelte sich damals darum, daß ägyptische Regime zu Harar durch ein anderes zu ersetzen. Gesträchtet ist unter den Galla nur König Menilek II. von Schoa, dem nunmehr der überwiegend größte Theil der Dróma gehorcht. Er ist es namentlich insolge seiner wilden Soldateska, welche die Galla-Stämme unter Ausübung furchtbarer Gräuel — Abhacken der Hände und Abschneiden der Rückenhaut bei den Widerspenstigen — unter das schoanische Joch zu bringen gewohnt ist. Der freiheitliche Sinn der Dróma erleidet entschieden Einbuße durch die Rettung des Volkes an Schoa, er sinkt in deterius, das zeigt sich schon an manchen Anzeichen. Ob auch sonstige ethische Qualitäten des Volkes darunter leiden werden, was ich sehr vermuthe, bleibt noch abzuwarten.

Eine wichtige Rolle in den Gestaltungsverhältnissen des Volkes spielt der durch die Verbreitung des Islám bewirkte Wechsel der Religion desselben. Die Propaganda für den Islám ist eine überaus feurige, ohne daß indeß die Lehre des Propheten den Wábi weit überschritten hätte. Es entsteht nun die Frage, welche Lehren in religiöser Beziehung König Menilek bei den Gallas seines Reiches fördern werde. Er ist zwar Christ, doch sehr lau und oberflächlich im Bezug auf die Erfüllung der Pflichten eines Christen. Da ein großer Theil der Wollo-Galla, der nördlichen Bewohner Schoas, dem Mohammedanismus anhängt, steht zu erwarten, Menilek werde dem Islam keine Hindernisse in den Weg legen. Der Fürst ist bei aller persönlichen Lauheit in religiösen Dingen viel toleranter, als der Negúsa Nagast Johannes es gewesen. Eine schoanische christ-

Digitized by Google

Galla-Jünglinge.

Digitized by Google

Galla-Mädchen.

Digitized by Google

liche Missionsthätigkeit wäre zwar ein ungeheures Uebel für die Galla, doch wäre davon vielleicht noch zu erwarten, daß an der Hand derselben die Galla, in deren heidnischem Glauben sich aus alten Zeiten christliche Züge genug erhalten haben (so z. B. der Kult der Engel, der Marien-Dienst, das Fest der Kreuz-Auffindung Masgâl ꝛc.), dem Christenthum eher gewonnen werden könnten, als dem Islam. Wenigstens wäre halbwegs der Boden für eine echte christliche Thätigkeit vorbereitet. Solche Fragen freilich sind in Bezug auf ein so bedeutendes Naturvolk, wie es die Oromo sind, zwar sehr wichtig und interessant, aber nach meiner Meinung jetzt noch nicht spruchreif.

Von sehr aktuellem Interesse aber ist die Frage der Einziehung der Galla in den Weltverkehr, bezw. in den Bereich europäischer Wettwirthschaft. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß es Deutschland gelingen wird, von Witu aus die südlichen Galla zu gewinnen und einen Verkehr mit den Oromo anzubahnen, wiewohl, ich mir nicht verhehle, daß englische Missionare unter den Barâretta-Galla bereits festen Fuß gefaßt haben und die englische Interessensphäre in Ost-Afrika der Heimath der Galla viel näher liegt, als die deutsche. Die italienische Machtsphäre wird wegen Massauas auf den Nordrand Abessiniens beschränkt bleiben müssen, selbst wenn Menilek — der schon lange der Mann der Zukunft im äthiopischen Reiche ist — Negûsa Nagast geworden ist. Frankreich scheint für die Galla-Gebiete wenig Interesse zu bekunden.

Einen interessanten Einblick in die eigenthümliche politische Reife der Oromo, wenn man so sagen darf, bietet die Betrachtung des politischen Lebens des Volkes. Es ist schon gesagt worden, daß dem Galla der gemäßigte Republikanismus die am meisten zusagende Staatsform ist. An der Spitze des Gada-Kalligiums steht der Abbâbokka („Vater des Scepters"). Dort, wo die politischen Formen am reinsten erhalten sind, und wo wahrhaft politisches Gefühl warm erhalten blieb — nicht selten übt der Islam unter den Galla, wie es mich bedünkt, in dieser Richtung destruktiven Einfluß — leitet der Völks die Versammlung der Aeltesten des Stammes, in welcher jeder erwachsene Mann Stimme hat, und in welcher Beschlüsse stets mit Stimmeneinhelligkeit gefaßt werden müssen, wenn sie Geltung haben sollen. Opponenten bringt man durch Bezahlung, Geschenke und Versprechungen zum Schweigen, freilich erst oft nach vielen nutzlosen Versuchen. Man versammelt sich gern an bestimmten Plätzen (tachafé), die schon den Urahnen zu Versammlungsorten gedient haben, stellt eine Opferschau aus den Eingeweiden der geschlachten Rinder an, und verleiht durch Eintauchen des Holzscepters (das ist eben der Völks, von welchem der Vorstehende den Namen führt) in das Blut des Opferthieres den Beschlüssen Gesetzeskraft. Die Priesterschaft, die bei diesen Ceremonien hervorragend betheiligt ist, hängt sich die Gedärme des geopferten Thieres um Hals und Hände und geht damit im Lande umher, um so auf die Bedeutung des bindenden Aktes demonstrativ hinzuweisen. Das geschnitzte Holzscepter bewahrt die Familie, aus der ein Völks hervorgegangen, wenn dieser sterben oder nicht mehr gewählt werden sollte, als kostbare, unveräußerliche Reliquie auf.

Im Kriege unterordnet man sich willig dem Völks und fügt sich in allen Punkten seinen Befehlen. Der Völks führt eben den Oberbefehl über die wehrfähige Mannschaft. Kurz nach meiner Abreise von Harar gerieth die Armee des Emirs Abdullâhi mit dem Stamme der Nônu-Galla in Kampf. In der Schlacht, die in der Nähe des Gâra Mulâta geliefert wurde, führte der noch ziemlich junge Völks der Nônu seine Stammesbrüder mit solcher Tapferkeit und Umsicht an, daß sie die Hadarîner, die mit Remington-Gewehren bewaffnet waren und nach englisch-ägyptischer Taktik vorgingen, nicht nur besiegten, zurückwarfen und bis vor die Thore von Harar verfolgten, sondern auch ihr Lager und die Kriegsvorräthe erbeuteten. Ich bin der Ansicht, daß zur Zeit des Durra-Hochstandes selbst europäische Krieger mit den Galla sich nicht leicht in einen Kampf einlassen könnten. Es wurde mir erzählt, das Erscheinen des Völks an der Spitze der Seinen fanatisire vollständig die Menge und reize sie zur Tollkühnheit hin, die sich in wiederholtem Massenansturm gegen den Feind, durch plötzliches Hervorbrechen aus den hochragenden Durrafeldern äußern und regelmäßig zum Nachtheile eines in dieser Art Angriff unbeabsichtigten Feindes ende. Gar oft hatten die ägyptischen Bakchibozuk, eine ausgezeichnete, abgehärtete und genügsame Reitertruppe, diese Angriffe zu erdulden gehabt und bei aller Tapferkeit regelmäßig den Kürzeren gezogen.

Ein höherer Kulturgrad des Volkes äußert sich gewiß auch in der Handhabung der Justiz. Geschriebene Gesetze giebt es bei den Galla nicht, nur gewisse typische Formen des Gewohnheitsrechtes. Ein Uralter der Oromo, mit Namen Makbili wird als Schöpfer des Galla-Rechtes betrachtet. Ueber schwere Verbrecher, die Mord oder Todtschlag verübt haben, richtet die Gadda. Mord kann durch Zahlung in Geld oder Rindern (50 bis 60 für einen Mann, 10 bis 20 für eine Frau) gesühnt werden, ward aber in früheren Zeiten nur durch die Todesstrafe (Hinabstürzen in einen Abgrund oder von einem Felsen) gesühnt. Für dieses Bußgeld hat die Familie des Uebelthäters einzustehen. Mörder hat man vor Zeiten auch der Familie des Ermordeten ausgeliefert, die ihn dann gewöhnlich durch Erdrosseln getödtet hat. Auch Verbannungsstrafen waren vormals beliebt. Der von einer solchen Betroffene war zumeist vogelfrei. Gelang es ihm, nach Ablauf seiner Verbannungszeit in die Heimath zurückzukommen, so konnte er sich durch ein Opfer reinigen. Diebstahl war und ist bei der ungemein gleichmäßigen Schichtung des Eigenthums unter den Galla eine Seltenheit. Stiehlt jemand aus Hunger, so wird er regelmäßig laufen gelassen. Das Eigenthum wird nicht so sehr vor den Dieben, als vor Rändern und feindlichem Stamme, Nahrungsmittel vor wilden Thieren verwahrt. Ueber Frauen wird nicht Gericht gehalten. Leichte Streitfälle entscheiden die Aeltesten der Gâda. Vor den Völks kommen nur sehr schwere Fälle. Selbstmord und Kindesmord sind außerordentlich selten.

Von größter Bedeutung für die Zukunft des Volkes ist die infolge des Vordringens des Islâm eingeleitete religiöse und soziale Metamorphose. In den monarchischen Staaten im Süden von Schoa existirt die Lehre des Propheten kaum länger als seit 50 bis 60 Jahren und beschränkt sich lediglich auf die Regenten-Familien oder hervorragende Größe. Wiewohl von Harar aus schon seit sehr alter Zeit eine außerordentlich feurige Propaganda für den Islam gemacht wurde, hat derselbe noch lange nicht den Wâbi überschritten. Gerade aber in den Wâbi-Gebieten giebt es unter den Oromo die meisten und ungestümsten islamitischen Missionäre. Die Feindseligkeit der Emire von Harar gegenüber den Galla des Südens erklärt das langsame Fortschreiten der Lehre des Propheten in diesen Gegenden. Französische Kapuziner, die sich von Gudru aus in den Gallaländern und in Harar für das Christenthum bemühten, ist der verdiente Erfolg nicht zu theil geworden. Merkwürdigerweise ist es gerade die Oromo-Frau, die doch vom Christenthum eine Erhebung und eine Verbesserung ihrer sozialen Lage zu erwarten hat, die die Missionare am lebhaftesten bestehdete, wohl aus dem

Digitized by Google

Galla-Hütte.

Digitized by Google

Grunde, weil der Missionar, der sich hier natürlich an das Beispiel und an den älteren Borgang der Islamiten halten muß, direkt mit dem Weibe nicht verkehren konnte. Mir haben Missionare zur Haxar erzählt, man habe, um dem Christenthum Eingang zu verschaffen, erwogen, ob man einige Sayungen, z. B. solche bezüglich der Verwandtenehe den gallanischen Verhältnissen in Ost-Afrika anpassen solle. Auch bezüglich anderer Punkte der christlichen Glaubenslehren hat man einzuführende Reformen oder Konzessionen in Rücksicht gezogen — ein ebenso kluges als zielbewußtes Verfahren. Die Missionare sammelten einschlägiges Material mit vielem Eifer. Ich weiß nicht, ob die Angelegenheit bei der Kurie schon spruchreif geworden ist. Schwedische protestantische Missionare hatten gleichfalls die Absicht, den Galla das Christenthum zu predigen.

Herrscher und Beherrschte auf Java.

Von Emil Metzger.

(Schluß.)

Die meisten Fälle, wo Rassenmischung im ersten Grade stattfindet, lassen sich auf längeres Zusammenleben von Europäern mit eingeborenen Frauen zurückführen; zu einem verschwindend kleinen Theile nur auf einen so flüchtigen Verkehr, wie er in Europa zu einem ansehnlichen Theile der unehelichen Geburten Veranlassung giebt. Die meisten eingeborenen Frauen wissen übrigens sehr gut die Folgen eines intimen Umgangs zu verhüten; wenn dies nicht der Fall wäre, würde die Zahl der Mischlinge eine bei weitem größere sein. Meistens hat eine solche Frau schon jahrelang als Haushälterin eines Europäers gelebt, sich genau mit ihm bekannt gemacht und sich Sicherheit verschafft, daß er die Vaterschaft nicht zu schande aufnehmen wird, ehe sie Lust hat, ihn mit einem Sprößlinge zu überraschen. Die verschwindend kleine Anzahl von Fällen, daß ein Europäer unter Beobachtung eines gewissen Ceremoniels nach einheimischem Brauche, welches die Heirath vertreten soll, sich den Besitz der ersehnten Schönen verschafft, brauchen wir überhaupt nicht zu berücksichtigen. Eine Heirath nach europäischem Gesetz folgt auch flüchtigen Verhältnissen manchmal später, sei es zur Legitimirung der Kinder (wozu sie übrigens gesetzlich nicht nöthig ist), sei es zur Verbesserung der Lage derselben.

Das Gesetz wendet gegen das Verhältniß eines Europäers, der mit einer Haushälterin lebt, nichts ein. Vom Standpunkte der Religion und Sittlichkeit wird es theoretisch zu verdammen sein, praktisch stellt die Sache sich aber etwas anders. Die Weise, wie ein solches Verhältniß durch das Publikum betrachtet wird, hängt im allgemeinen davon ab, ob die verheiratheten Europäer in der Minderzahl sind oder die Mehrzahl bilden. Im ersteren Falle war es früher wenigstens gesellschaftlich beinahe sanktionirt, und hieran schlossen sich, im Verhältniß zum Uebergewicht der europäischen Hausfrauen, die Absatzjungen: geduldet — scheinbar übersehen — ganz auf den Hintergrund gedrängt — woran sich endlich eine Achterklärung gegen den Uebertreter des Sittlichkeitsgesetzes als stärkster Ausdruck der beleidigten öffentlichen Moral reihte. Bei Beurtheilung solcher Verhältnisse muß man sich hüten, von der Annahme auszugehen, daß auch nur zu der Mehrzahl derselben die Sinnlichkeit des Mannes die Haupt-Veranlassung gegeben habe; ich möchte eher das Gegentheil behaupten und außerdem noch beifügen, daß die geschlechtliche Moral im engsten Sinne durch das Bestehen solcher Verhältnisse eher gehoben wird. Erfahrungsmäßig sehen im Innern des Landes die Häuptlinge es sehr viel lieber, daß unverheirathete leitende Persönlichkeiten, Beamte ꝛc. eine Haushälterin nehmen, als daß sie allein haushalten, wozu neben anderen Gründen der eine sehr viel beiträgt, daß sie in einer solchen wenigstens ein Gegengewicht gegen etwaige Don-Juan-Anfechtungen des Pfiendo-Gatten sehen, die im Stande sind, ihnen manche recht unangenehme Stunde zu bereiten. Derartige ganz ephemere Verbindungen wirken jedenfalls nach allen Richtungen hin noch verderblicher auf den Mann, der sich immer und immer wieder auf dieselben einläßt, als das Leben mit einer Haushälterin. Gewöhnlich ist es auch die einfache, dringende, bittere Nothwendigkeit, welche den unverheiratheten Europäer zwingt, eine solche zu nehmen, im Innern des Landes, in einem kleinen Orte lebend, wo er keine Gelegenheit hat, sich anderen anzuschließen oder im Gasthofe — wenn einer da ist — zu wohnen oder zu essen, weil seine Mittel es nicht erlauben, bleibt ihm kaum etwas anderes übrig, wenn er nicht bestohlen werden, nicht über zerrissene Wäsche oder schlende Knöpfe sich ärgern, nur einigermaßen regelmäßig leben, nicht ganz von seinen Bedienten abhängig sein will, namentlich wenn sein Beruf ihn zwingt, sich Tage, vielleicht Wochen lang von seinem Hause zu entfernen. Eine Haushälterin wird vielleicht auch ihren eigenen Vortheil suchen, im allgemeinen aber wird sie es sich zur Aufgabe machen, das Interesse ihres Herrn und Meisters gegen die zahlreichen anderen Bedienten einer indischen Haushaltung zu vertreten. Man darf übrigens den Zustand der fürchterlichen Vereinsamung, in einer dem Nenlinge fremden, ungewohnten Umgebung, in Verbindung mit allerlei störenden Einflüssen — während er, ganz losgelöst von der Civilisation, sich nicht im Besitze der Hilfsmittel zu ihrer Bekämpfung befindet, die ihm in größeren Orten zur Verfügung stehen — nicht gering anschlagen.

Es giebt Fälle, wo in solcher Vereinsamung selbst gebildete Europäer dem Blödsinn nahe gekommen sind, und bestimmungsmäßig muß ein Offizier, der sich als einziger Vertreter seines Ranges auf einem einsamen Posten befindet, nach bestimmter Frist abgelöst werden. Darf man sich also verwundern, wenn ein vielleicht Halbverzweifelter unter solchen Umständen sich wenigstens eine Art von Häuslichkeit zu gründen sucht[1])?

Uebrigens wenn, wie ich schon oben sagte, in den besseren Ständen wenigstens solches Zusammenleben mit Haushälterinnen weniger häufig ist, als früher wohl der Fall war, darf man darum ja noch nicht glauben, daß die Moral sich durchweg gehoben habe. Beiläufig gesagt, ist

[1]) Ich darf vielleicht auch daran erinnern, was Dr. M. Buchner über den Einfluß des „Ewig Weiblichen" sagt „Kamerun", S. 154.

Digitized by Google

Indiens guter Ruf schon so hoch gestiegen, daß mancher junge Mann, der dorthin bestimmt ist, schon in Europa eine Jungfrau findet, welche mit ihm die Lebensreise anzutreten geneigt ist und auch in Indien, selbst in kleineren Städten, hat die Zahl der unverheiratheten Europäerinnen sehr zugenommen, was die Folge hat, daß wir verhältnißmäßig auf eine größere Zahl verheiratheter Personen stoßen als früher der Fall war. Natürlich bietet es manche Schwierigkeiten, bis ein solches junges Paar, wenn beide Neulinge sind, sich im Innern des Landes zu Hause fühlt — im allgemeinen ist übrigens eine Frau viel geneigter, sich in die ihr fremde Lage zu fügen, als der Mann — doch sie sind eben zu zwei und dann trägt sich vieles leichter. Auch dies hat aber seine Schattenseiten; der Mann lernt weniger vom Leben der Eingeborenen kennen und beiden bleiben dieselben ferner; mancher alte Resident hat wohl schon darüber geklagt, das die jungen Beamten, welche schon eine Frau aus Europa mitbringen, für den Dienst halb verloren seien. Vielleicht etwas Uebertreibung, doch auch viel Wahrheit liegt darin.

Doch kehren wir zu den Mischlingen zurück.

Die zweite Abtheilung derselben besteht aus denjenigen, deren Eltern beide schon nicht mehr Vollblut-Eingeborene waren; dieselben bilden eigentlich, was man in Europa den kleinen Bürgerstand nennen würde, wenn auch einzelne den oberen Zehntausend angehören.

Der Beamtenstand, in dem bisher viele meist in subalterner Stellung ein Unterkommen fanden, verschließt sich ihnen mehr und mehr; wir brauchen sie übrigens hier nicht weiter zu berücksichtigen, da beinahe alles, was über die im eigentlichen Sinne des Wortes halbblütigen Mischlinge zu sagen ist, auch auf sie Anwendung findet.

Wenn auch vom Gesetz ohne Härte behandelt, kann man ihr Loos kein günstiges nennen. Viele von ihnen sind schon keine glücklichen Kinder, keine Kinder, deren Zukunft mit Sehnsucht erwartet würde; durch die Mutter verzärtelt, die in ihnen das Band sieht, welches den Vater für immer an sie binden soll, sind sie für diesen ein Stein des Anstoßes für die Zukunft, oder aber, wenn das Vaterherz in ihm die Oberhand gewinnt, ein Gegenstand des Kummers und der Sorge, denn er weiß nur zu gut, wie schwer es ihm werden wird, ihnen eine Laufbahn anzubahnen und sie für dieselbe vorzubereiten.

So wachsen sie meist als echte Wildlinge in der üppigen Natur ihrer Heimath auf, empfangen jedoch von frühester Jugend an Eindrücke, die für ihre Entwickelung schädlich sein müssen, was übrigens auch bei den in Indien geborenen Kindern von Vollblut-Europäern stattfindet; am meisten wird dies natürlich der Fall sein, wenn der Vater sich gar nicht um sie kümmert oder nur sie kümmern kann.

Hat er dagegen Lust und Mittel, für sie zu sorgen, kann er sie ihrer Erziehung wegen nach Europa schicken und kommen sie dort unter geeignete Aufsicht, so entwickeln sie sich in erfreulicher Weise, manche haben sowohl in der Armee als im Civildienst eine hohe Stellung erreicht und ausgezeichnetes geleistet, manche allerdings verdummeln in Europa und erreichen ihr Ziel — das Examen, welches es auch sein möge —, nicht. In vielen Fällen liegt die Schuld, wie ich glaube, nicht so sehr an ihnen selbst als vielmehr an unrichtiger Behandlung in den Schulen und Pressen, denen man sie anvertraut, manchmal auch an zu reichlichem Taschengeld.

So ein kleiner „Sinjo“, wie sie genannt werden, ist eben das Produkt einer anderen Zone, mit ganz anderen Fähigkeiten und Eigenschaften, als ein in Europa geborenes Kind von gleichem Alter. Gewöhnlich wird ihm von Vollblut-Europäern und von Vollblut-Eingeborenen allerlei Böses hinsichtlich seiner Charaktereigenschaften nachgesagt, eine Bestätigung des, ich glaube, schon von Livius gebrauchten Ausspruches: A proximis quisque minime vult auteiri; vielleicht wäre etwas mehr Gerechtigkeit, namentlich bei ersteren, am Orte; denn das der Eingeborene seinen halbblütigen Vetter nicht lieben kann, liegt auf der Hand. Letzterer tästet ihn zu sehr seine Ueberlegenheit fühlen, und dieser Druck ist doppelt schwer, da er ihm nicht nur durch die Blutmischung und seine Eigenschaften überlegen ist, sondern ihn auch durch und durch kennt. Gerade durch seine Kenntniß von Land und Volk übertrifft er den Europäer, wenn ihm auch manche Eigenschaften des letzteren, wie behauptet wird, fehlen. Fehlt ihm die Gelegenheit, Europa zu besuchen, so bringt er es mit seinen Kenntnissen gewöhnlich nicht über eine gewisse, mäßige Höhe; dies liegt aber wohl weniger an seinen geistigen Eigenschaften, als an der mangelnden Gelegenheit und an dem Umstande, daß er zu viel Freiheit genießt, zu früh Mann wird und daher nicht nur zeitig mit den Töchtern des Landes anknüpft, sondern sich auch in verhältnißmäßig jungen Jahren zu einem ganz passablen Stutzer entwickelt. Die Tropen laden eben zu heiterem Lebensgenusse ein; Arbeit ohne Ziel ist für die meisten, die dort wohnen, auf die Dauer ein Ding der Unmöglichkeit.

Bescheidener als die Europäer in ihren Ansprüchen, außerdem mit sehr entwickelter praktischer Kenntniß des Vorstehens und dadurch im Stande, den Werth des Guldens zu verdoppeln, begnügen sich die Mischlinge häufig mit einer verhältnißmäßig bescheidenen Stellung und, wenn sie auch an der Jagd nach dem Glück theilnehmen, thun sie es wenigstens nicht in der Weise, daß sie durch besondere Anstrengung des Geistes eine besondere Karriere zu machen suchen.

Dadurch liegt auf ihnen in den Augen der meisten Vollblut-Europäer ein Schein von geistiger Trägheit, der vielleicht noch mehr dadurch verstärkt wird, daß ihre Fähigkeiten sich meist einer ganz anderen Richtung zuwenden, als es bei ihrem weißen Bruder der Fall ist. Auch Aeußerlichkeiten entsremden das sogenannte „inländische Kind“, wie die offizielle nicht ganz kurze und etwas undeutliche Bezeichnung für die Angehörigen der Mischrasse lautet, seinem europäischen Verwandten. Der Mischling ist im allgemeinen einfach und mäßig im Essen und mehr noch im Trinken, in ersterem mehr der einheimischen Gewohnheit zugethan. Durch den Verkehr mit den Eingeborenen, an den in Indien geborene Personen von Jugend auf gewohnt sind, haben sie sich manche Gewohnheit derselben angeeignet, sie verstehen es, sich äußerlich zu beherrschen, sind sehr zurückhaltend, nicht gerade heraus, was sich manchmal bis zur Falschheit steigert. Dagegen sagen die Eingeborenen allerdings: „Falsch wie ein Christ“. Mit den Formen der Eingeborenen, namentlich der manchmal etwas weitschweifigen Höflichkeit derselben vertraut, suchen sie dieselben zuweilen auf das europäische Leben zu übertragen. Die Höflichkeit artet häufig in Schlichternheit aus, und die Uebertragung einheimischer Höflichkeitsformen in die europäische Gesellschaft macht zuweilen einen lächerlichen Eindruck.

Als vorzügliche Jäger übertreffen sie die meisten Europäer. Störend wirkt der Umstand, daß sie die holländische Sprache zuweilen etwas eigenthümlich behandeln, auf den Holländer; von frühester Jugend an mit den einheimischen Sprachen auf das genaueste bekannt, kann es nicht ausbleiben, daß sie vielleicht einen Ausdruck gebrauchen, der aus einer dieser Sprachen übersetzt ist, was manchmal zu einem qui pro quo Veranlassung giebt, oder aber, daß die Aussprache anders ist, als sie sein sollte, oder daß sie gar — was natürlich nur bei denen vorkommt, welche wenig Unter-

Digitized by Google

richt genossen haben — beinahe nur malayisch sprechen und bloß einzelne holländische Worte, besonders Titulaturen einmengen, um ihrer Rede, wie sie glauben, einen europäischen Anstrich zu geben, und, was die Hauptsache ist, den Eingeborenen dadurch zu imponiren. So geben sie manchem Europäer, der das Sprüchwort vom Splinter und Balken (namentlich hinsichtlich des Sprechens der einheimischen Sprachen) vergißt, Veranlassung zum Spott, was sie auf das empfindlichste verletzt, da sie ihren Stolz darein setzen, dem Europäer gleichzukommen oder gar ihn zu übertreffen, und überzeugt sind, daß es vollkommen in ihrer Macht liegt, dies erreichen zu können, wenn sie wollen, und ihnen Gelegenheit dazu gegeben würde. In mancher Beziehung haben sie meiner Ansicht nach hierin nicht Unrecht, obwohl sich viele unter ihnen, was ja leicht erklärlich ist, gerne einer gewissen Selbstüberhebung in dieser Hinsicht schuldig machen.

Man sieht, das die Vorbedingungen für ihren intimeren Umgang mit Vollblut-Europäern nicht gerade günstig sind, gleichwohl nehmen im öffiziellen europäischen Leben die Mischlinge den ihrer Stellung zukommenden Platz ein, sind unerundbische Tänzer und gesuchte Tänzerinnen, werden jedoch, sobald das rein europäische Element sich stark genug fühlt, mehr und mehr distanzirt, was natürlich mit der starken Zunahme desselben sich immer fühlbarer macht.

Der zuletzt erwähnte Umstand hat auf ihre soziale Stellung in anderer Beziehung einen sehr nachtheiligen Einfluß gehabt.

Früher beinahe ausschließlich im Besitz der Subalternstellen in den Büreaus und fast aller Aufseherstellen auf den Plantagen, sind sie zum großen Theil durch den starken Zufluß der aus Europa kommenden Personen aus denselben verdrängt worden, während, wie schon angedeutet, in rein gesellschaftlicher Beziehung ihre Stellung ebenfalls ungünstiger geworden ist. So schwindet, wenn sie nicht zu den Bemittelten gehören, die Aussicht, eine wenigstens auskömmliche Stellung zu erlangen und hiermit auch sich gesellschaftliche Gleichstellung zu erzwingen, immer mehr; einzelne mögen aus Noth zum Soldatenhandwerk greifen (d. h. ohne daß sie die nöthigen Kenntnisse haben und die Hoffnung besitzen, es zum Offizier zu bringen), unter solchen Verhältnissen ein traurige Loos und eine trostlose Aussicht. Ueberdies sind sie zu bescheiden und zu schlichtern, als daß sie sich unter den vollblut-europäischen Soldaten, die sie brutalisiren, wohl befinden könnten; man wird daher, wiewohl sie manche Eigenschaften besitzen, die dies sehr wünschenswerth machen würden, wohl nie dazu kommen, sie in größerer Anzahl den Fahnen zuzuführen, wenn man sich nicht entschließen kann, ebenso wie aus Anboinesen besondere Kompagnien und Korps zu bilden, was unter Umständen aber auch gefährlich werden könnte. Unter solchen Verhältnissen kann es nicht ausbleiben, daß namentlich unter dem Drucke der Steuerschraube sie zum Theil sehr weit heruntergedrückt werden, und die Lebensweise mancher unter ihnen sich kaum noch von der der Eingeborenen unterscheidet. Wenn dies der Fall ist, wird die folgende Generation schon ganz den letzteren gleich, mit der einzigen Ausnahme, daß sie, so lange es angeht, ihre wirklichen oder vermeintlichen Rassenrechte eifersüchtig hütet.

Am nachtheiligsten gestaltet es sich für die Frauen; um dies ganz erfassen zu können, muß man sich zunächst deutlich zu machen suchen, daß eine alte Jungfer dem Eingeborenen und dem in Indien geborenen Europäer, welcher Mischung sein Blut auch angehören möge, etwas Unmögliches zu sein scheint; eine in Indien geborene Frau würde kaum, wie vorsichtig ihr Benehmen auch sein möge, den Eindruck machen können, selbständig und unabhängig durch ihre Arbeit durchs Leben zu gehen; ihre Bestimmung, nach landesüblicher Auffassung, ist es eben in der einen oder anderen Weise einem Manne anzugehören. Das Lebensideal einer in Indien geborenen Frau der besseren Klasse ist daher eine Heirath mit einem Europäer, namentlich wenn er nicht in Indien geboren ist; die Aussicht auf dieses Ideal schwindet aber mit der Ausbreitung des europäischen Elementes immer mehr, während auch die Aussicht auf eine vortheilhafte Heirath mit einem Mischlinge, insofge des, wie wir gesehen haben, auf letzteren in sozialer Beziehung ruhenden und immer schwerer werdenden Druckes, sehr abnimmt; so müssen viele ihre Ansprüche weit herunterstimmen, oder sich entschließen, Haushälterinnen bei einem Europäer oder Mischlinge, vielleicht gar bei einem Chinesen, zu werden; zu ersterem lassen sie sich zuweilen nicht anschwer durch die Hoffnung bestimmen, daß ein derartiges Verhältniß noch durch eine Heirath einen befriedigenden Abschluß finden werde. Im ganzen also sehen wir, daß theils durch die Umstände, theils durch die Ungerechtigkeit der Gesellschaft, und auch — trog aller human klingenden Gesetze und Bestimmungen — durch manche Maßregel der Regierung eine zahlreiche Klasse, welche diese nicht verdient, immer mehr herabgedrückt wird; wenn die Rücksicht auf die Gebote der Humanität dazu nicht im Stande ist, sollte wenigstens die Berücksichtigung dessen, was der europäischen Oberherrschaft nützlich werden kann, die Regierung veranlassen, diese Frage sehr ernstlich ins Auge zu fassen.

Die Zustände unter den Eingeborenen sind ohnedies gespannt genug, so daß man sich hüten müßte, die schon seit Jahrzehnten bestehende Unzufriedenheit des farbigen Elementes noch weiter zu reizen, namentlich aber dasselbe so weit herunterzudrücken, daß es sich dem Eingeborenen gar zu sehr nähert. Ein inneres Gegengewicht gegen die bestehende Unzufriedenheit bildet eben noch das Gefühl, über dem Eingeborenen zu stehen, und der Wunsch als Europäer aufzutreten. Wird dieses Gefühl ganz unterdrückt, die Erfüllung dieses Wunsches vollständig zu einer Unmöglichkeit gemacht, so können die Folgen sehr ernste werden; fühlen doch die besser entwickelten Mischlinge die schreiende Ungerechtigkeit sehr wohl, mit der man ihre Rasse trog aller Humanität der Gesetzgebung thatsächlich behandelt. Alterdings lassen das ganze Regierungssystem und namentlich der Umstand, daß eine verhältnißmäßig sehr kleine Anzahl von Europäern, durch eine nur schwache Militärmacht unterstützt, über Millionen von Eingeborenen herrscht, es nicht ungefährlich erscheinen, die Maßregeln so zu nehmen, daß die Mischlinge auch thatsächlich in den Genuß vollkommen derselben Rechte wie die Europäer treten; dazu ist ihre Klasse zu zahlreich und dem Vollblut-Europäer hinsichtlich des Verkehres mit den Eingeborenen zu sehr überlegen. Dies ist wohl auch der Grund, weshalb man, trog aller öffiziellen Gleichstellung, von jeher Hausmittel zu finden verstanden hat, durch deren Anwendung es dem Mischlinge beinahe nur in Ausnahmefällen möglich war, die gleiche Stufe wie sein europäischer Vetter zu erreichen. Sobald man sie entbehren konnte, drängte man sie in den Hintergrund, indem man Examina von ihnen verlangte, welche die meisten nicht ablegen konnten, weil es schwer, ja beinahe unmöglich war, sich in Indien die erforderlichen Kenntnisse zu erwerben, und ihre Eltern die Mittel nicht besaßen, um sie nach Europa zu schicken, und sie dort studiren zu lassen, oder sich nicht auf so lange Zeit von ihnen trennen wollten, oder aber die Nothwendigkeit, das zu thun, zu spät erkannten. Gewiß hat hinsichtlich des Unrechtes die neue Aera große Verbesserungen gebracht, und Regierung und Privatpersonen haben in dieser Hinsicht einen löblichen Wetteifer entfaltet; ich will auch gar nicht in Abrede stellen, daß in mancher Hinsicht, was die geistige Entwickelung der Misch-

Digitized by Google

linge betrifft, ein entschiedener Fortschritt nachgewiesen werden kann. Doch in gewisser Beziehung ist dies um so schlimmer, weil sie, wie schon erwähnt, immer mehr durch Vollblut-Europäer in den Hintergrund gedrängt werden, die ihnen selbst beschränkte Stellung streitig machen und so diese Zurücksetzung immer schmerzlicher empfinden müssen, auf eine sie höhere Bildungsstufe sie gelangen, während bei der folgenden Generation schon wegen der immer verschiedener werdenden materiellen Mittel sich hierin ein Rückschlag fühlbar machen muß. Auch hier findet wir einen verhängnißvollen Ring: Je mehr auf der einen Seite der verstärkte Einfluß des europäischen Elementes die Mischlingsrasse emporhebt, desto schwerer wird es ihr durch die Mitbewerbung derselben ihre Stellung zu behaupten, und die Rasse als solche ist noch nicht im Stande, den Streit um das Dasein mit Erfolg aufzunehmen. Abhilfe scheint hier dringend geboten. Einmal scheint es eine Pflicht, nachdem man äußerlich die Mischlinge den Europäern gleich gestellt hat, ihnen auch die Mittel zu gewähren, sich neben denselben zu behaupten; trotzdem sie jetzt dem Europäer mehr als je entfremdet zu sein scheinen, würde es doch vielleicht noch glücken, durch geeignete Maßregeln ihr Vertrauen wieder zu gewinnen, und wenn dies geschehen, wären sie in verschiedener Hinsicht im stande, den Eingeborenen gegenüber unschätzbare Dienste zu leisten; eine Vernachlässigung ihrer Interessen könnte auf die Dauer sehr gefährliche Folgen haben.

Die Chinesen, deren Zahl nach den Angaben von 1886 im ganzen Archipel beinahe 400 000 beträgt, haben in verschiedener Hinsicht eine hohe soziale Bedeutung. Ein ansehnlicher Theil — mehr als ein Viertel der ganzen Zahl — treibt Landbau in den Plantagen von Ost-Sumatra und Bergbau auf Bauka, Billiton und Borneo. Die Angehörigen dieser Klasse bilden zum großen Theile eine vorübergehende Erscheinung im Archipel, und diejenigen von ihnen, welche in ihr Vaterland zurückkehren, werden durch Neulinge ersetzt. Wenn man diesen Theil abrechnet, bleiben noch genug übrig, welche meistens als haussirende oder seßhafte Händler ihr Brot gewinnen und zum Theil ein bedeutendes Vermögen zusammenbringen; in manchen Gegenden Indonesiens sind sie als Zwischenhändler kaum zu entbehren. Als Finanzpächter und als große Grundbesitzer besitzen sie einen großen Einfluß auf die eingeborene Bevölkerung und sind selbst zuweilen im stande, durch Ringe, welche sie bilden, den europäischen Herren Gesetze vorzuschreiben, obwohl letztere nicht gar sanft mit ihnen umgehen und sie durch allerlei Hausmittel zu veranlassen wissen, freiwillig gezwungen immer höhere Pachten zu zahlen und so der Staatskasse einen Theil dessen zurückerstatten, was sie den Eingeborenen abzunehmen verstehen.

Im allgemeinen ist der Chinese weder bei Hoch noch bei Niedrig, weder bei Europäern noch bei Eingeborenen beliebt, trotzdem daß es ihm unter solchen, die ihn näher kennen, nicht an Vertheidigern fehlt. Er steht im allgemeinen auch beinahe ganz vereinzelt und ist nur auf den Verkehr mit den Angehörigen seiner eigenen Rasse angewiesen. Die von der Regierung angestellten Beamten werden bei offiziellen Gelegenheiten natürlich eingeladen, diese sowie andere reiche Chinesen veranstalten zuweilen große Festlichkeiten auf europäischem Fuße, bei denen auch Europäer erscheinen; bei ihren Nationalfesten ist es in manchen Orten Gewohnheit geworden, daß auch das europäische Element Theil nimmt und ihnen Glück wünscht; namentlich spielen sie aber bei Auktionen fast immer eine ähnliche Rolle, wie sie, wie ich oben andeutete, zuweilen Europäern und eingeborenen Beamten zufällt, d. h. sie opfern einen ansehnlichen Obolus im Interesse eines Abreisenden und thun dies gern, wenn sie hoffen dürfen, sich dadurch bei dem Nachfolger zu empfehlen. Zuweilen aber, wenn sie mit demjenigen, dessen Besitz verkauft wird, unzufrieden sind, machen sie dies deutlich, indem sie sich nicht nur selbst spröde zeigen, sondern auch ihre Landsleute vom Bieten zurückhalten. So kam noch kürzlich der Fall vor, daß bei der im Hause eines Residenten, welcher einen angesehenen Chinesen die Strenge des Gesetzes — übrigens sehr verdienstmaßen — hatte fühlen lassen, abgehaltenen Auktion, die Söhne des heimischen Reiches sich der Betheiligung enthielten. Die Folge war, daß der Ertrag sehr viel geringer war — ich glaube um etwa 50 000 Mk. —, als der Voranschlag betragen hatte.

Daß unter solchen Verhältnissen den Reicheren unter ihnen ein gewisser Einfluß nicht abzusprechen ist, liegt auf der Hand, äußerlich aber ist derselbe nicht immer leicht zu erkennen.

Der weibliche Theil der chinesischen Bevölkerung gehört ohne Ausnahme gemischten Blute an; in den chinesischen Mischlingen ist aber die Rasse des Vaters beinahe ohne Ausnahme sehr stark ausgeprägt. Das Verhältniß der Frauen zu den Männern beträgt beinahe für ganz Niederländisch-Indien 1 : 2 (auf Java etwa 10 : 12, in anderen Besitzungen 1 : 4).

In den chinesischen Arbeiterkolonien namentlich ist die Zahl der Frauen sehr gering, was wegen der schwachen einheimischen Bevölkerung, die nur wenig Frauen an die Chinesen abgeben kann, sehr häufig zu großen Unzuträglichkeiten führt. Die Angehörigen anderer orientalischer Rassen — Araber namentlich — verschwinden schon ihrer kleinen Zahl wegen in der Menge, gesellschaftlich spielen sie keine andere Rolle, als die Eingeborenen, und man begegnet ihnen kaum, außer bei offiziellen Festlichkeiten.

Kürzere Mittheilungen.

Die durchbohrten Steine Kaliforniens.

Zu den häufigsten prähistorischen Artefakten, welche in Kalifornien gefunden werden, gehören durchbohrte Steine von der verschiedensten Gestalt und Größe, bald flach und kreisrund, bald von unregelmäßigem Umfang, cylindrisch, kegelförmig bis kugelig, und im Gewicht von einer Unze bis zu sieben Pfund schwankend. Auch in anderen Ländern finden sich ähnliche Steine, doch wohl nirgends so häufig, wie an der Westküste der Vereinigten Staaten. Ueber ihre Bedeutung hat man lange gestritten, bis Schumacher 1878 feststellte, daß sie von den Indianern zur Beschwerung der Stöcke gebraucht worden seien, mit denen sie die eßbaren Wurzeln auszugraben pflegten, und daß dieser Gebrauch erst in der allerneuesten Zeit aufgehört habe. Doch ließen sich nicht alle durchbohrten Steine auf diese Weise erklären. Manche mit ganz engen und oft unregelmäßigen Löchern hatten offenbar zur Beschwerung der Netze gedient. Für zahlreiche andere blieb aber die Bedeutung unklar. H. W. Henshow hat nun neuerdings die Frage einer gründlichen Bearbeitung unterzogen, deren Resultate das „Bureau of Ethnology“ in einer eigenen Broschüre („Perforated Stones from California“) veröffentlicht.

Digitized by Google

Durch Erkundigung bei alten Indianern in den Counties Santa Barbara und Ventura fand er, daß die betreffenden Steine noch zur Jugendzeit der Auskunftspersonen vielfach im Gebrauch gewesen waren, und zwar zu drei verschiedenen Zwecken: Zunächst und am häufigsten zur Beschwörung der Grabstücke, mit denen die von den Indianern „ei-hon" genannte zwiebelartige Wurzel ausgegraben wurde. Diese Stücke wurden aus einem nur in den Bergen wachsenden, sehr harten und festen Holze gemacht, das die Indianer „burteh" nannten; der Stein wurde über den Stock gesteckt und in der Mitte desselben entweder mit der linken Hand festgehalten oder durch eine Verbindung des Holzes oder ein umgelegtes Band befestigt. Sein Zweck war, dem Stocke eine größere Wucht beim Einstoßen zu verleihen; nicht alle Stämme haben sich die Erfindung angeeignet und nach der Einführung eiserner Instrumente und mit der zunehmenden Verbreitung der europäischen Cerealien kamen Grabstöcke und Gewichte so außer Gebrauch, daß die jüngere Generation sie überhaupt nicht mehr kennt. Die kleinen Steine, deren Bedeutung bisher ganz unklar war, wurden Henshow von den Indianern als Theile der Grabstöcke bezeichnet, mit denen die Kinder spielten und sich im Wurzelgraben übten. — Aehnliche Grabstöcke finden sich bekanntlich bei allen Völkern der Erde, bei denen Wurzeln einen wichtigen Bestandtheil der Nahrung ausmachen; bei den Hottentotten und Buschmännern werden sie sogar in derselben Weise mit Steinen beschwert, wie bei den kalifornischen Indianern.

Eine andere Serie durchbohrter Steine diente einem ganz verschiedenen Zwecke; sie wurden gebraucht bei dem „itaurusch" genannten Spiele. Dasselbe bestand darin, daß die durchbohrten Steinscheiben rasch über ein eigens dafür zubereitetes Stück Boden gerollt wurden, wobei die Spieler versuchten, sie mit einem hölzernen, sechs bis sieben Fuß langen und ganz spitzen Speer aufzuspießen. Es war das ein Lieblingsspiel der meisten Indianerstämme, bei dem oft große Summen Muschelgeld verwettet wurden; es verlangte große Gewandtheit und Sicherheit im Gebrauch des Wurfspeeres. Hie und da verwendet man statt der Steinscheiben auch Reifen aus Weidenholz, mit Hirschhaut umflochten; so besonders bei den Indianern von Los Angeles County, wo das Spiel „harariceur" hieß. Diese Steinscheiben sind natürlich möglichst kreisrund, flach und weit durchbohrt. Aehnliche, aber meist nur durchbohrte Steinscheiben benutzten die Indianer der Oststaaten, besonders Ohio's und Georgia's, für das Ghungke Spiel; hier genügte es, wenn der Spieler die Scheibe überhaupt so traf, daß sie umfiel. Aehnliche Spiele scheinen weitverbreitet gewesen zu sein; auch in Hissarlik hat Schliemann solche Scheiben gefunden, und schließlich sind die Car rousselle des vorigen Jahrhunderts nichts anderes, als eine weit ausgebildete Form desselben Spiels.

Ein dritter Zweck, zu welchem die perforirten Steine bis in die neueste Zeit dienten, war die Pfeilenfabrikation. Ein Stück des weichen Steatites wurde mit dem einen Ende in das Loch eines Steines gesteckt und so lange gedreht, bis die entsprechende Rundung hergestellt war. Solche Steine sind gewöhnlich mehr cylindrisch, aus einem grobkörnigen Sandstein hergestellt, und außen mit Abflachungen oder Vertiefungen versehen, in denen die Finger Halt fanden.

Dagegen hat sich in den Ueberlieferungen der kalifornischen Indianer nicht der geringste Anhalt dafür finden lassen, daß die durchbohrten Steine als Gewichte zur Beschwerung von Netzen gedient haben; in Santa Barbara stellten es die befragten Indianer geradezu in Abrede; man könne unburchbohrte Steine zum Beschweren der Netze ebensogut verwenden, und es sei niemand eingefallen, sie deshalb zu durchbohren. Auch als Spinnwirtel können die kalifornischen Steine nicht gedient haben, da kein dortiger Indianerstamm sich vor dem Erscheinen der Jesuiten bis zur Kenntniß der Spindel erhoben hatte. Auch die Erklärung der Steine als Waffen, zur Beschwerung der Kriegskeulen, hat nirgends eine Stütze gefunden. Verschiedene Indianerstämme — Sioux, Apachen, Shoshonen, auch Eskimos — haben allerdings Steinkeulen im Kampfe geführt, aber die bestanden entweder aus Steinen, die an einem Lederriemen befestigt waren, oder in einem mit einem solchen Riemen versehenen Ledersack steckten; durchbohrte Steine scheinen dazu wenigstens in Amerika nie gebraucht worden zu sein.

Von ganz besonderem Interesse sind vier durchbohrte Steine, welche 1885 in einer Höhle der San-Martin-Mountains in Los Angeles County gefunden wurden und noch an dem zugehörigen Stock befestigt waren; sie befinden sich heute im Peabody Museum. Die Steine sind flach, an den Kanten abgerundet, mit doppeltkegelförmiger Durchbohrung und mit Spuren von Bemalung; sie sind $4^1/_2$ bis $5^1/_2$" im Durchmesser groß; die Stiele aus zähem Holz sind 15 bis 18" lang, einfach geschält und ohne weitere Bearbeitung, nur der eine mit kurzen parallelen Einschnitten versehen; sie sind in den Löchern der Steine durch Asphalt befestigt, und zwar in schiefer Richtung. Als Waffen können diese Instrumente schon aus dem einfachen Grunde nicht gedient haben, weil ihre Stiele so schwach sind, daß sie beim ersten Schlage brechen mußten. Dr. Bowers wird also wohl recht haben, wenn er sie für Werkzeuge der Medizinmänner hält. Henshow schließt sich ihm darin nicht nur an, sondern macht, und zwar mit Recht, noch besonders darauf aufmerksam, daß vielleicht noch manches andere seltsame Geräth, dessen Zweck uns absolut unklar bleibt, zum Zauberapparate eines Medizinmannes gehört haben mag. Dr. W. Kobelt.

Die Fremden in Algerien.

Das bekannte französische Fremdengesetz vom 2. Oktober 1888 hat die Aufmerksamkeit der betheiligten Kreise auch auf die Fremden in Algier gelenkt und die Frage nahe gelegt, ob es sich empfehle, dieses Gesetz auch hier in Anwendung zu bringen. Bei dieser Gelegenheit wurden mancherlei Erörterungen und Untersuchungen über die verschiedensten Verhältnisse der Fremden angestellt, deren wichtigere Ergebnisse wir wegen des damit verknüpften sachlichen Interesses im Folgenden mittheilen wollen.

Die letzte Zählung der Bevölkerung Algeriens, welche im Jahre 1886 stattfand, ergab eine Gesammtanzahl von 3 752 296. Darunter befanden sich 262 222 Franzosen (einschließlich der naturalisirten algerischen Juden) und 227 552 Fremde, und zwar in den drei Departements vertheilt, daß Algier 106 313 Franzosen und 69 603 Fremde, Oran 80 746 Franzosen und 109 956 Fremde, Constantine endlich 75 163 Franzosen und 47 993 Fremde enthält. Diejenigen Ortschaften, in denen die Fremden eine ansehnliche Höhe erreicht haben, sind Oran mit 35 251, Algier mit 22 063, Bona mit 11 708, Sidi-Bel-Abbès mit 11 119, Philippeville mit 8796, St. Denis du Sig mit 6361 u. a. Alle diese Städte liegen an der Küste oder in deren Nähe. Die Orte des Tell oder des Innern haben wesentlich geringere Beträge an Fremden aufzuweisen, so Sour-Ghras mit 2474, Maison-Carrée mit 1710, El-Biar mit 1201, Fort de l'Eau mit 1005 u. s. w.

Was die Nationalität der Fremden anbelangt, so kommen in erster Linie die Spanier; ihnen folgen in größeren oder geringeren Abständen die Italiener, die Marokkaner, die Malteser, die Tuneier, die Deutschen und die Schweizer. Die Spanier, welche sich hauptsächlich im Departement Oran aufhalten, betreiben alle auf Ackerbau, Gewerbe und Handel bezüglichen Erwerbszweige; insbesondere beschäftigt die Anzhente

Digitized by Google

des Halfagrales (Esparto) eine große Zahl von ihnen. Im Departement Constantine überwiegen die Italiener; sie leben vorzugsweise vom Fischfang, stellen aber auch zahlreiche Erdarbeiter, Maurer und Bergleute. Da aber neuerdings den Fremden der Betrieb der Fischerei an der algerischen Küste untersagt ist, so dürfte in Zukunft die Einwanderung der Italiener eher ab- als zunehmen. Die Malteser, hauptsächlich im Departement Constantine vertreten, weniger im Departement Algier, widmen sich mit Vorliebe dem Handel und dem Gemüsebau. Die Marokkaner suchen gern bei Straßen- und Eisenbahnbauten Beschäftigung. Die Tunesier, denen man besonders häufig in den Departements Constantine und Algier begegnet, handeln gern mit Webwaaren. Viele von ihnen sind aber auch Fuhrleute und auf ihren kleinen Fuhrwerken befördern sie, auf weite Entfernungen hin hauptsächlich Datteln Beleidungsstoffe und Wolle.

Daß die Fremden in Algerien den Franzosen auf wirthschaftlichem Gebiete Abbruch thäten, kann man nicht behaupten. Viel richtiger ist es zu sagen, daß sie da ergänzend eintreten, wo die nationalfranzösische Bevölkerung nicht ausreicht; insbesondere gilt dies von den marokkanischen Erdarbeitern, den italienischen Bergleuten und Maurern und den spanischen und maltesischen Gartenbauern. Dazu kommt der Umstand, daß die Fremden europäischer Abkunft, haben sie sich einmal in die Verhältnisse Algeriens eingelebt, meist im Lande bleiben und dadurch nicht nur zur allmählichen Verstärkung des nichtislamitischen Elementes wesentlich beitragen, sondern auch vermöge ihres Fleißes und ihrer Rührigkeit den Wohlstand der Kolonie heben helfen.

Die Bedeutung der Fremden für die Kolonisation des Landes, die durch eine ausschließlich französische Einwanderung nicht genügend gefördert werden könnte, begegnet seitens der französischen Regierung auch einer sachgemäßen Anerkennung. Dieselbe findet ihren Ausdruck einerseits in der seit mehreren Jahren den Fremden gewährten Berechtigung, sich in den Gemeinderäthen vertreten zu lassen, andererseits in der seit längerer Zeit zugestandenen Vergünstigung, daß Fremde nach einem dreijährigen Aufenthalte in der Kolonie die Naturalisation als französische Bürger erlangen können. Innerhalb des dreiundzwanzigjährigen Zeitraumes von 1865 bis 1887 haben 11095 Nichtfranzosen die Naturalisation nachgesucht und zugestanden erhalten. Den verhältnißmäßig größten Betrag der neu geschaffenen französischen Bürger stellen die Deutschen mit 3538 Personen; dieselben sind jedenfalls meist Elsaß-Lothringer, „die", wie unsere Quelle sich ausdrückt, „sich nicht entschließen konnten, Deutsche, auch nur dem Namen nach, zu sein, vielmehr ihrer Gesinnung nach immer Franzosen geblieben sind". An diese Elsaß-Lothringer schließen sich 2948 Italiener und 1905 Spanier. Die Beträge der aus anderen Nationen Naturalisirten, die sich aus den meisten übrigen Staaten Europas, aus Nordafrika, aus Vorderasien, aus Mexiko, aus Nordamerika, in einem Falle auch aus Haiti rekrutiren, bleiben hinter den drei erstgenannten mehr oder weniger weit zurück.

Die Wichtigkeit der in Algier anwesenden Nichtfranzosen kommt aber dann erst in die richtige Beleuchtung, wenn man von der oben angegebenen Zahl der Franzosen (262222) den Betrag der zum französischen Bürgerrecht zugelassenen algerischen Juden (etwa 40000) abzieht und die Beschäftigungskreise der übrigen Nationalfranzosen ins Auge faßt. Von diesen entfallen auf die Armee 42000, auf die Beamten der Regierung, der Gemeinden und der Eisenbahnen, einschließlich der Pensionäre, 60000, auf die vom Staate unterstützten Einwanderer 30000 (die jährliche Unterstützungssumme beträgt 60 Millionen Francs), auf die Gastwirthe, Kaufmannsdiener, Bettler u. a. 15000, zusammen 147000 Köpfe. So sind es nicht einmal 80000 Personen, die man als freiwillig eingewanderte Kolonisten französischer Abstammung bezeichnen kann. Die produktive französische Bevölkerung Algeriens besteht also aus nicht mehr denn 20000 Familien, denen etwa 56000 solche nichtfranzösischer Herkunft gegenüberstehen. Bei einem derartigen Verhältniß könnte man geneigt sein, zu sagen, daß Algerien eine Kolonie von und für Nichtfranzosen ist. A. O.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— In einem Briefe an Professor Aschersan in Berlin (Vergl. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Bd. 16, S. 225 ff.) hat Professor G. Schweinfurth einen vorläufigen Bericht über seine arabische Reise erstattet. In Hodeida genoß der Reisende die Gastfreundschaft des italienischen Kaufherrn Perrera, und der Wali der Provinz sicherte ihm jeden Beistand zu. Dann begab er sich über Marawa nach dem Dschebel Bura und dem Dschebel Melhan. Das Klima erinnerte Ende Dezember stark an Europa, die Abende waren kalt, und nur ein paar Mittagsstunden ziemlich heiß. Die botanische Ausbeute war eine unerwartet reiche, besonders hinsichtlich der Succulenten. Durch zahlreiche Formen erinnerte die Flora des Gebirges an die Spätsommerflora der Alpen. In der unteren Region gab es auch Ueberfluß an kleinerem Wilde, namentlich aber an prächtigen Vögeln. — Die türkische Verwaltung zeigte sich allenthalben in dem vortheilhaftesten Lichte, es herrschte Sicherheit in dem Lande, es waren große Wegbauten ausgeführt, und die Beamten und Soldaten wirthschafteten tadellos. Auch die Bevölkerung zeigte sich ruhig und sympathisch, wenn auch sehr schmutzig. Von mohammedanischem Fanatismus war nichts zu merken, eher von einer großen Gleichgiltigkeit bezüglich der Religion. Moscheen und Kuppelgräber waren nirgends zu sehen, die Bethäuser erschienen dürftig, und unterwegs oder in den Städten betete niemand. Dagegen haben die Bewohner die Berggehänge in der umfassendsten Weise terrassirt und zu Kulturzwecken bearbeitet. Nur in der Tehama wären vielleicht durch große Bewässerungsanlagen noch ausgedehnte Strecken künstlich zu befruchten. Die Wohnplätze krönen die Bergkuppen vielfach in der Weise unserer mittelalterlichen Burgen. In Menacha gab es eine Kaserne, ein Hospital, ein Gefängniß und ein Kaimakams-Haus ganz von europäischem Style. In dieser Stadt verbrachte der Reisende einen Monat.

— Der neueste Handels- und Schiffahrtsbericht aus Singapore bezeugt immer wieder die stetig wachsende Bedeutung dieses Welthafens. Die Schiffahrtsbewegung desselben belief sich im Jahre 1888 auf rund 5½ Mill. Tonnen, d. h. auf nahezu ⅗ Mill. Tonnen mehr als im Vorjahre, und der Werth der Einfuhr steigerte sich von 92½ Mill. Dollars auf 108½ Mill., der Werth der Ausfuhr aber von 75½ Mill. auf 87½ Mill. In erster Linie richtete sich der Handel des Platzes auf China, Französisch-Hinterindien, und Niederländisch-Indien. Aus England kamen etwa 18 Proz. des Importes, während etwa

Digitized by Google

$22^1/_2$ Proz. des Exportes dahin gingen. Sehr stark war der chinesische Einwanderer-strom, der in den Hafen einmündete; 98 305 Söhne des himmlischen Reiches landeten daselbst, während 66 698 andere über Singapore nach Penang und anderen Häfen Malakkas, sowie nach Australien weiter gingen.

— Die Entwickelung des indischen Eisenbahnnetzes schreitet rüstig weiter fort, und im Jahre 1888 wurden 886 engl. Meilen neue Linien eröffnet. Insgesammt mißt es nunmehr 15 245 engl. Meilen. Die Hauptlinien, an deren Fertigstellung gearbeitet wurde, sind die Linien von Kalkutta nach Nagpur, und von Prome nach Mandalay.

Afrika.

— Die Fragen, welche sich an die südlichen Zuflüsse des Kongo knüpfen, sind durch die Dampferfahrt, welche A. Delcommune im letztvergangenen Winter unternommen hat, ihrer Lösung um einen bemerkenswerthen Schritt näher gekommen. Den Lomami verfolgte der Reisende 930 km weit aufwärts, bis zu einem Punkte, der nur drei Tagereisen von Njangwe entfernt sein soll, und er fand den Strom allenthalben vorzüglich schiffbar. Seine Ufer bedeckte dichte Urwaldvegetation, und Eingeborene — die sich zum Theil feindselig verhielten — zeigten sich nur sporadisch. — Ebenso untersuchte A. Delcommune auch den Lauf des Dschuma (Kuilu).

Südamerika.

— Der italienische Graf E. Stradelli hat in den Jahren 1887 und 1888 eine ausgedehnte Reise auf dem Orinoko und dem Rio Negro unternommen, um sich von dem letztgenannten Strome zu dem Rio Branco zu begeben. Die topographischen Aufnahmen, welche er dabei ausgeführt hat, ergeben gegen die früheren mancherlei Abweichungen, so daß das Kartenbild der Gegend vielleicht verschiedenen wesentlichen Korrecturen zu unterliegen haben wird. (Vergl. Geogr. Mittheilungen, Bd. 35, S. 152.)

— Aus Chile. Die chilenische Regierung hat beschlossen, das Centrum der Republik mit ihrer Kolonie in der Magellanstraße durch ein unterseeisches Kabel zu verbinden und fordert unter dem 22. April Unternehmer in Europa auf, Vorschläge zur Herstellung eines solchen einzureichen. Dasselbe soll von Puerto Montt (welches Städtchen den officiellen, sonst aber von niemand gebrauchten Namen Abispatti führt), ausgehen, und die Punkte Quincavi, Patena, Melinca, Puerto Otway und Muñoz Gomero berühren. — Patena und Muñoz Gomero sind Orte, die erst in diesem Jahre angelegt worden sind, ersterer an der Mündung des großen Flusses Palena, letzterer auf König Wilhelms-Land, etwa unter 52° 20 bis 25′ südl. Br., Melinca ist der Hafen der Insel Quaitecas; Quincavi ist ein Ort auf der Insel Chiloë. K. A. Ph.

Australien und Polynesien.

— Die Geographische Gesellschaft zu Sydney beauftragte Arthur J. Vogan mit der Leitung einer Expedition ins Innere des östlichen Australien, und dieser Herr trat im Mai dieses Jahres von Bourke (am Darling R., in 30° 5′ südl. L. und 145° 55′ östlich von Gr., und 810 km nordwestlich von Sydney) die Reise an. Letztere sollte nordwärts auf den in den Herbert R. mündenden Pitchiri oder Manners Creek (22° 15′ südl. Br. und 138° 26′ östl. L.) verlaufen. Nach sorgfältiger Erforschung dieses Gebietes auf seinen Bodenwerth wollte Herr Vogan entweder auf den Carpentaria-Golf oder auf Hughenden, einen Ort mit 575 Seelen in 23° 57′ südl. Br. und 144° 9′ östl. v. Gr. und derzeitige Endstation der von Townsville ausstrahlenden Nordbahn, reisen und im Oktober wieder in Sydney eintreffen.

— In dem Hunter-River-Distrikte von Neusüdwales, nahe bei der Stadt Maitland (nördlich von Sydney), ist ein großes Steinsalzlager entdeckt und von dem Landesgeologen, der es näher untersucht hat, als sehr abbauwürdig bezeichnet worden. Dasselbe liegt in der sogenannten Myall Range und deutete sich durch starke Salzquellen, der Kette entströmend, schon vor seiner Entdeckung an. Durch seine Lage nahe bei der Meeresküste und bei dem wichtigsten australischen Kohlendistrikte (von Newcastle) erscheint es doppelt wichtig.

Allgemeines.

— In den Tagen vom 17. bis 23. September d. J. wird in Heidelberg die 62. deutsche Naturforscherversammlung tagen, und unter dem Vorsitze der Herren Geh. Rath Hardeck (Karlsruhe) und Professor L. Neumann (Freiburg i. B.) hat sich wieder eine besondere Abtheilung derselben für Geographie konstituirt, die um baldige Anmeldung von Vorträgen ersucht.

Bücherschau.

— J. Rethwisch, die Deutschen im Auslande. Berlin 1889. — Ein lesenswerthes kleines Buch, das die Stärke und Schwäche des Deutschthums in seinem Kampfe ums Dasein mit den anderen Hauptnationen der Erde im allgemeinen treffend beleuchtet, und das auch bezüglich der Frage, wie die deutsche Art auf dem Boden des Auslandes besser zu erhalten sei als bisher, praktische Fingerzeige enthält.

— Boettger, Dr. O., Verzeichniß der von Herrn E. von Oertzen aus Griechenland und aus Kleinasien mitgebrachten Vertreter der Landschneckengattung Clausilia Drp. — Frankfurt, 1889. (Aus Abh. d. Senkenb. naturf. Gesellsch.) Der Autor faßt die Resultate seines eingehenden Studiums der geographischen Verbreitung der felsenbewohnenden Clausilien im griechischen Archipel und seinen Küstenländern dahin zusammen, daß die Fauna der nördlichen Sporaden nur aus Reliktenformen oder aus Ueberläufern aus Thessalien besteht, während die Euböas nur bei den Reptilien typisch mittelgriechisch ist. Die Cykladen haben nur wenige Arten von Westen, die meisten und weitest verbreiteten aus Osten erhalten. Kreta steht auch in seiner Clausilienfauna nahezu isolirt, hat von seiner Umgebung gar nichts oder überaus wenig angenommen, und Kolonien seiner niederen Thiermelt nur nach Osten, kaum nach Norden, nicht nach Westen oder Süden ausgeschickt. Die Beziehungen Kretas zu Kleinasien sind leicht zu erweisen, wenn auch nicht sehr beträchtlich, die Verwandtschaft mit den Cykladen ist sehr gering, der Austausch mit Morea war zu allen Zeiten gleich null. Ko.

Inhalt: Prof. Dr. Partsch: Das Dachstein-Riesen-Plateau und Simony's. (Mit einer Abbildung.) — Prof. Dr. Philipp Paulitschke: Kulturbilder aus den Somâl- und Gallaländern von Harar. III. (Mit drei Abbildungen.) — Emil Metzger: Herrscher und Beherrschte auf Java. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Dr. W. Kobell: Die durchbohrten Steine Kaliforniens. — Die Fremden in Algerien. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Südamerika. — Australien und Polynesien. — Allgemeines. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 30. Juni 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Portugiesisch-Oberguinea.

(Mit einer Karte und sechs Abbildungen.)

Der Traum französischer Kolonialschwärmer — es fehlt an solchen in unserem Nachbarlande jenseits der Vogesen natürlich ebensowenig wie bei uns —, Algerien und Senegambien und die kleinen französischen Gebiete an der Elfenbein- und Sklavenküste zu einem „nordwestafrikanischen Indien“ umzugestalten, das seinem englischen Vorbilde in Südasien so ähnlich gemacht werden soll als nur irgend möglich — dieser Traum stößt nicht nur auf bedenkliche Hindernisse seiner Verwirklichung in der Natur Nordwestafrikas und seiner Bewohner, sondern auch in der Thatsache, daß sich daselbst andere europäische Kulturnationen ebenfalls Interessen geschaffen und Gebiete angeeignet haben, die sie freiwillig schwerlich wieder preisgeben werden. Würden England und Deutschland nicht systematisch dahin wirken, daß das Sultanat Marokko als ein selbständiges Staatsgebilde erhalten bleibt, so würde Frankreich bei einem etwaigen Versuche, es seiner nordwestafrikanischen „Inde française“ einzuverleiben, ohne Zweifel in Spanien auf den heftigsten Widerstand stoßen, und eine blutige Auseinandersetzung mit dieser Macht könnte kaum ausbleiben. Die kolonialpolitischen Heißsporne in Madrid betrachten ja die spanischen Presidios an der nordmarokkanischen Küste lediglich als Unterpfänder dafür, daß der spanische politische Einfluß in Marokko in jedem Falle der herrschende sein und bleiben müsse, und daß Marokko bei seiner etwaigen Auflösung einzig und allein das Erbe Spaniens sein könne. Und während die französischen Annexions-Expeditionen des Obersten Galliéni von dem oberen Senegal zum oberen Niger vordrangen und an den Ufern des letztgenannten Stromes ihre Militärposten errichteten, so dehnten die Engländer nach einer anderen Kolonisationsmethode ihre Interessensphäre von Lagos und Benin über den ganzen Unterlauf des Niger aus, und an der Gambia-Mündung sowie in Sierra Leone und im Aschanti-Lande richteten sie sich nur immer fester ein, statt zu weichen. Außerdem erwarb Deutschland an der Sklavenküste in unmittelbarer Nachbarschaft des dortigen französischen Protektorates sein Togo-Land, und gleichzeitig war auch Portugal darauf bedacht, seine Besitzungen südlich von Senegambien mehr abzurunden und zu konsolidiren.

Die zuletzt erwähnte portugiesische Kolonialprovinz, von der man sonst nur wenig hört und liest, soll den Gegenstand der gegenwärtigen Darlegungen bilden.

Die Grenzlinien von Portugiesisch-Oberguinea — „Guinea Portuguesa“ — sind erst im Jahre 1887 gemäß einem französisch-portugiesischen Vertrage in bestimmter Weise gezogen worden, und zwar verläuft die Nordgrenze parallel mit dem Casamança, die Südgrenze aber parallel mit dem Rio Compony, in der Weise, daß beide Ströme ganz in das französische Gebiet fallen. In östlicher Richtung erstreckt sich die Kolonie bis zum 16° östl. L. von Paris.

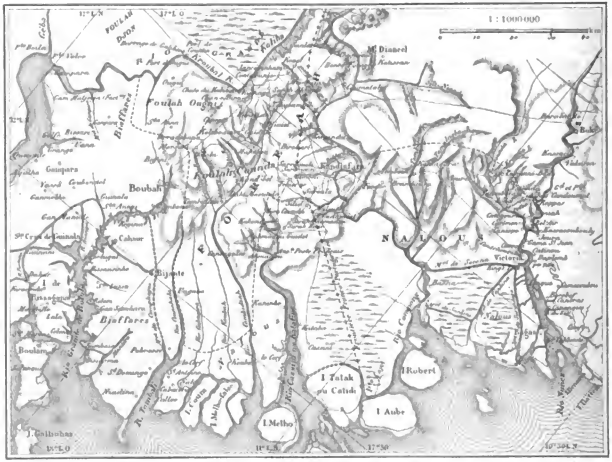
Bereits auf ihren ersten westafrikanischen Entdeckerfahrten, um die Mitte des 15. Jahrhunderts, erkannten die Portugiesen die hohe Wichtigkeit dieser Position, und sie setzten sich daher ohne weiteres daselbst fest. Nicht nur erschien ihnen ja das flache Küstenland überschwänglich fruchtbar und den Anpflanzungsversuchen von allerlei tropischen Gewächsen den reichsten Lohn verheißend, sondern die großen Ströme, die dasselbe durchflossen — der Rio Casa-

Digitized by Google

manca, der Rio Domingo, der Rio Geba, der Rio Grande, der Rio Compomy, der Rio Nunez und der Rio Pongo — gewährten auch zugleich verhältnißmäßig gute Zugänge zu dem Binnenlande, und die zahlreichen größeren und kleineren Inseln, welche die zeitweise sehr wild bewegte See von dem Kontinente losgerissen hat [1]) — Jatte, Bissis, Bissão, Bolama, Galinhas, Cagnabac, Orange, Formosa, Ponta, Corbelha, Caracke ꝛc. — boten einer seefluchtigen europäischen Nation zugleich eine bequeme und sichere Operationsbasis. Zusammen mit den Kapverden, die sich die Portugiesen bekanntlich ebenfalls aneigneten, beherrschten die genannten Inseln, die von Anfang an den wesentlichsten Bestandtheil von Portugiesisch-Oberguinea bildeten, die westliche Umfahrt Afrikas gerade so wirksam, wie Kapstadt die südliche und Mozambique die östliche, und dadurch, daß Portugal alle drei Punkte besetzte, hielt es gewissermaßen den Erdtheil der Schwarzen vollkommen in seiner Hand, und zugleich sicherte es sich dadurch seinen Seeweg nach Indien.

Freilich ging ihm die wichtigste der drei afrikanischen Positionen — Kapstadt — bald wieder verloren, dadurch daß die Holländer sich ihrer bemächtigten, und damit büßten auch die beiden anderen, und insbesondere die westliche, viel von ihrer Bedeutung ein. Und außerdem sank ja die Weltherrschermacht Portugals in Indien und Ostasien vor derjenigen Hollands und Englands bereits zu Anfang des 17. Jahrhunderts zu einem bloßen Schatten herab.

Auch im übrigen mußte das Unglück Portugals im Kampfe mit Spanien, Holland und England natürlich auf die Ent-



Das Land zwischen dem Rio Nunez und dem Rio Grande.

wickelung seiner westafrikanischen Besitzungen hemmend einwirken, und an Portugiesisch-Oberguinea ist dies sichtbar genug. Waren doch die natürlichen Schwierigkeiten der Kultivation daselbst auch sehr große, sowohl was die

[1]) Dr. G. Doetter (Ueber die Kapverden nach dem Rio Grande, S. 216 f.) beschreibt die physikalische Geographie der Gegend wie folgt: „Alle Flüsse dieser Gegend, vom Calamanca bis zum Pongo, bieten eine Eigenthümlichkeit, welche sonst nur selten beobachtet wird: während der Lauf derselben ein kurzer ist — der Rio Grande soll 600 km, der Calamanca 250 km Länge haben — erweitern sich die nicht sehr tiefen und breiten Flüsse schon in beträchtlicher Entfernung von ihrer Mündung trichterförmig und erzeugen eine Brackwasserstrecke, welche gegenüber dem reinen Süßwasserlauf ganz unverhältnißmäßig groß ist."

„Die Wirkung der Gezeiten macht sich daher auf eine Entfernung fühlbar, die bei den meisten den vierten, ja sogar den dritten Theil ihres Gesammtlaufes beträgt; so leben wir dem Ströme von geringerer Bedeutung, deren unterer Theil ganz unverhältnißmäßig breit ist und deren Mündung sich allmählich zur Bucht erweitert. Während ihr oberster Theil sehr reißend und schmal ist, zeigt der untere eine kaum bemerkbare Strömung; langsam und träge fließen zwischen den wenig erhöhten Ufern die Gewässer dem Meere zu, allmählich und unmerklich sich mit dessen Fluthen mengend.

Wer von Westen kommend, gegen Bolama oder die Mündung des Rio Grande oder gegen Bissão zum Geba-Ausfluß fährt, wird schwer den Punkt bestimmen können, welcher die Grenze zwischen dem Meere und den mit Salzwasser gemengten Fluthen der Ströme bildet. Die schmalen Landstriche zwischen diesen Flüssen sind von Kanälen förmlich durchschnitten, welche eine große Anzahl von Inseln, die nur wenige Meter über dem Meere sich erheben, erzeugten. Man hat es also nicht mit einem Delta zu

Geeignetheit des Klimas für europäische Ansiedler betrifft, als auch was den Widerstand angeht, den die Eingeborenen dem Vordringen in das Innere entgegensetzten. Das junge Schwemmland, das die oben genannten Inseln ebenso wie die Ufer der dahinter mündenden Ströme zusammensetzt, und auf dem sich weite Sümpfe ausdehnen, haucht namentlich in der Regenzeit (Mai bis Oktober) böse Fieberdünste aus, und auf den Inseln ebenso wie in dem Inneren, wo der Boden allmählich zu dem Plateau von Futa-Dschallon aufsteigt, stieß man allenthalben auf wilde afrikanische Barbarei. Nur ein Wirthschaftszweig blühte unter diesen Umständen im 17. und 18. Jahrhunderte hoch auf — der Sklavenhandel nach Brasilien, Westindien und Nordamerika. Die Menschenjagden, die die portugiesischen Händler und ihre Verbündeten von ihren Faktoreien auf Bissão und Bolama und an den Mündungen des Rio S. Domingo, des Rio Geba und des Rio Grande unternahmen, trugen aber ein Wesentliches dazu bei, die Zustände in der Bevölkerung noch mehr zu verwirren und zu verwildern, und dadurch die ohnedies vorhandenen Schwierigkeiten nur noch zu steigern.

Außerhalb der Faktoreien blieb der portugiesische Besitztitel daher selbst auf den Inseln in der Hauptsache ein nomineller, und hinsichtlich der Bodenbewirthschaftung machte nur der Erdnußbau und die Kultur gewisser Früchte — der Banane, der Orange ꝛc. — einige Fortschritte.

Nach dem Aufhören des Sklavenhandels gewährte Portugiesisch-Oberguinea auf diese Weise kein sehr tröstliches Bild. Es hatte nur einen geringfügigen Eigenhandel, und es diente in einem viel geringeren Maße als die Kapverden als eine Etape an der Schiffahrtsstraße nach der Kongomündung und nach Angola.

Heute scheint es aber, als ob Portugal gemeint sei, so wie anderweit auch in Oberguinea, seine kolonisatorische Kraft zusammenzuraffen, und an der Hebung und Entwickelung seiner dortigen Besitzung mit Ernst und Energie zu arbeiten. Daß es damit aber unter Umständen mancherlei erreichen kann, und daß die „Guinea Portugueza“ dadurch möglicherweise allmählich wieder eine höhere Bedeutung erlangen wird, läßt sich nicht bezweifeln. Gerade seine Auseinandersetzung mit Frankreich, dessen Interessen in Senegambien

Der Rio Grande.

mit den seinigen bis zu einem gewissen Grade parallel gehen — mindestens bezüglich der Bezähmung der eingeborenen Bevölkerung — kann ihm dabei sehr förderlich sein. Portugal hat seinem Grenznachbar dadurch, daß es auf den Casamança und auf den Rio Nunez und Rio Pongo verzichtete, allerdings gewisse Opfer gebracht, aber sein Besitz ist ein geschlossener und abgerundeter geworden, und es liegt gegenwärtig im französischen Interesse, seine Kulturbestrebungen zu unterstützen. Den maßvolleren und weiteren französischen Kolonialpolitikern — die den Traum von einer nordwestafrikanischen „Inde française“ nicht hegen — dürfte es ja ohnehin klar sein, daß das portugiesische Oberguinea durchaus nicht in erster Linie ein Stein des Anstoßes für die kolonialpolitischen Bestrebungen Frankreichs in Afrika sein muß.

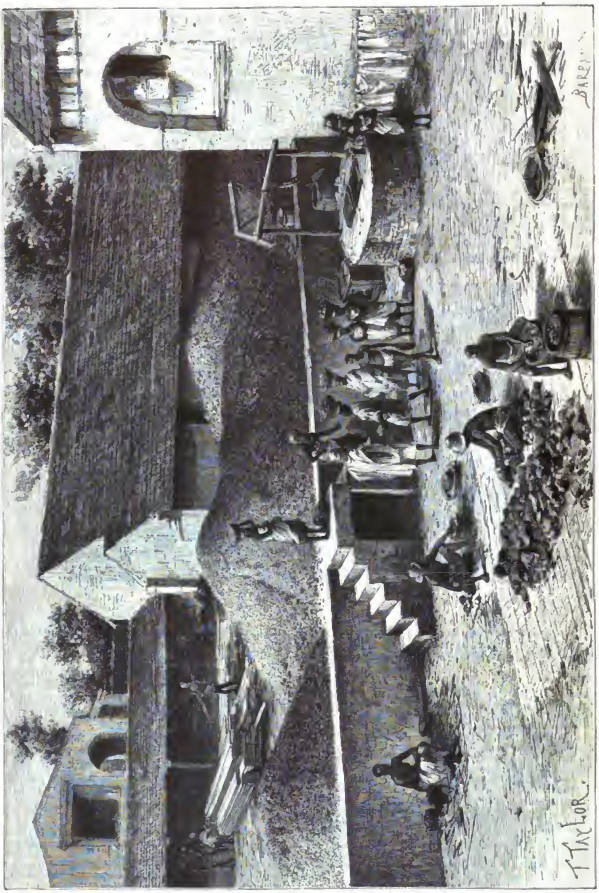
Den Mittelpunkt von Portugiesisch-Oberguinea bildet seit Anfang der siebziger Jahre die Insel Bolama (Bulam), mit dem gleichnamigen Hauptorte, der besonders zur Fluth-

thun, sondern mit einer eigenthümlichen Formation von Inseln und Halbinseln, aus angeschwemmten Massen bestehend, welche durch die Wirkung der anschwemmenden Flüsse (die durch die Mangroveformation ganz besonders unterstützt wird) hervorgebracht wurde, andererseits durch die Gewalt der Meeresströmungen, ferner durch die Einwirkung der Brandung, Fluth und infolge der durch dieselben erzeugten Verlegung der Flußmündung modificirt wurde.

Dem Festlande ist eine große Anzahl von flachen Inseln vorgelagert, die zum Theil wie Bissão, Jalte, Bolama und wie die südlichen am Gassinnuß vom Kontinente nur durch einen schmalen, sehr seichten Meeresarm getrennt werden, welcher während der Ebbe fast trocken gelegt ist, so daß man manche dieser Bildungen kaum als Inseln betrachten kann. Auch zwischen den weiter entfernt vom Kontinente liegenden westlichen Bijagos-Inseln: Orango, Mayo, Corbetya ꝛc. und dem Festlande finden wir durch zahlreiche unterseeische Eilande eine Verbindung. Die Seekarte zeigt nämlich zwischen der Ausmündung des Geba und des Gassini-Flusses eine große Anzahl

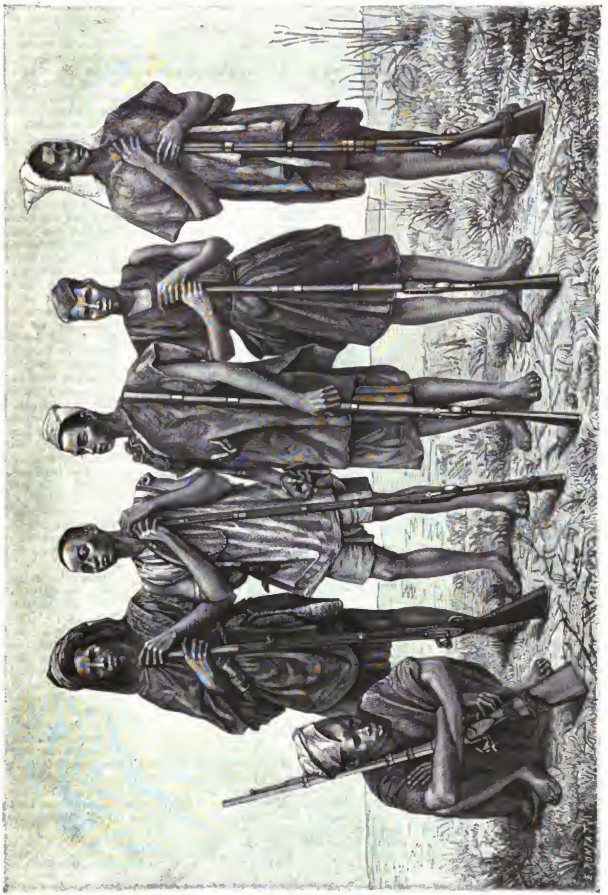
von Bänken, welche bei der Ebbezeit nur 1/2 bis 1 1/2 Faden unter dem Meeresspiegel bleiben. Solche Bildungen finden sich namentlich zwischen der Insel Formosa und der Insel der Galinhas und westlich von Bolama zwischen Formosa und Corbelha, zwischen Ponta und Naoun, und auch zwischen Ilna und Corbelha.“

Digitized by Google



Eine Faktorei in Bolama.

Digitized by Google



Träger- und Fährermann aus Bolama.

Digitized by Google

zeit für mäßig große Seeſchiffe bequem nahbar iſt. Hier hat der portugieſiſche Gouverneur ſeinen Sitz, hier iſt der größere Theil der portugieſiſchen Kolonialtruppe (insgeſammt 400 Mann, vorwiegend Eingeborene) ſtationirt, und hier haben auch die hauptſächlichſten Handelshäuſer von Portugieſiſch-Oberguinea (Blanchard & Co., Paſtré & Co., Maurel & Prom ꝛc.) ihre Hauptniederlagen (S. Abbildung 2). Die Inſel iſt ebenſo wie die anderen Glieder des Archipels mit einer üppigen Waldvegetation von Palmen, Baobabs, Orangenbäumen ꝛc. bedeckt. Die Stadt zählt etwa 1000 Einwohner, die Bevölkerung der ganzen Inſel aber mag ſich auf ziemlich 4000 belaufen. Es ſind theils mohammedaniſche Mandingas, theils chriſtliche oder heidniſche Mandjags (Mulatten) — hohe, hagere Geſtalten von ſchwarzbrauner Hautfarbe und wolligem Haar, von denen ſich die letzteren bisher am freundlichſten und willigſten gegenüber den Europäern bewieſen haben. (S. Abbildung 3). Weiße — Beamte, Kaufleute und Deportirte — leben nur etwa 50 in Bolama.

Eine viel ältere und für den Verkehr mit dem Feſtlande ſowie mit Europa eigentlich auch günſtiger gelegene Station iſt Biſſão, auf der gleichnamigen großen Inſel. Dieſelbe gilt aber für weniger geſund als Bolama, und ſie hat durch die Konkurrenz des letzteren Platzes viel verloren. Gegenwärtig hat ſie nur noch etwa 500 Einwohner und eine militäriſche Beſatzung von 50 Mann. Die Eingeborenen ſind hier ſogenannte Papels, ein Negerſtamm, der den Balantos und Flups auf dem benachbarten Feſtlande nahe verwandt iſt, und der bislang in ziemlich vollkommener Unabhängigkeit ſowie auf tiefer Kulturſtufe verharrt.

Der Ortsvorſteher von Daubum.

Die bedeutendſte portugieſiſche Niederlaſſung auf dem Feſtlande iſt Cachéo, an dem Aeſtuarium des Rio Cachéo, der bis Farim hinauf gut ſchiffbar iſt. Der Ort hat 1800 Einwohner, darunter eine verhältnißmäßig große Zahl von Weißen und Mulatten (Mandjags). Die undurchdringlichen Waldungen, welche ſich an den Ufern des genannten Stromes ausbreiten, liefern namentlich das ſogenannte Rothwaſſer- oder Mancone-Holz (von Erythrophlaeum Afzelii), das ſich durch große Dauerhaftigkeit auszeichnet. Die Eingeborenen ſind an der Mündung des Rio Cachéo Papels und Flups, weiter aufwärts aber Balantos und Mandingas. Die Flups und Balantos ſind ſehr kriegeriſch und wild, und die kleinen Völkerſchaften, in die ſie zerfallen, leben unter ſich ſowie auch mit ihren Nachbarn in beinahe beſtändiger Fehde. Die Mandingas ſtehen bezüglich der Kulturfähigkeit ungleich höher als ſie, das große Reich, das ſie im Mittelalter bildeten, iſt aber durch das Andrängen der Fulahs, von denen wir noch zu reden haben, untergegangen und zerſplittert. Als Schmiede, Lederarbeiter, Holz- und Elfenbeinſchnitzer ꝛc. haben die Mandingas ſehr Anerkennenswerthes geleiſtet.

Am Rio Geba liegt reichlich 100 km von der Küſte entfernt der Poſten Geba, mit 800 Bewohnern, der einen verhältnißmäßig beträchtlichen Handel in Elfenbein, Wachs, Erdnüſſen und Gold vermittelt. Der genannte Strom hat ſich durch die neueren Unterſuchungen nur als ein Nebenfluß des Rio Grande (von den Eingeborenen erſt Kndal, dann Kokiba, dann Kokoli, dann Koli genannt) erwieſen. Dieſer letztere durchfließt Portugieſiſch-Oberguinea in ſeiner ganzen Längserſtreckung, und ſeine Quellen liegen auf dem Plateau von Fula-Dſchallon. In ſeinem Unterlaufe hemmt aber ein Waſſerfall die Schifffahrt auf ihm, abgeſehen davon, daß auch eine gefährliche Fluthwelle (Bore) vom Meere her in ihn eindringt. Von thatſächlichem portugieſiſchen Einfluſſe war in dieſem Stromgebiete infolgedeſſen wenig die Rede, und die eigentlichen Herren der Gegend waren daſelbſt die Fulahs, die von der Höhe des Plateaus herabſtiegen und die Mandingas, die Biaſſaren, die Kalus und andere Stämme in die ſumpfige Niederung hinabdrängten, oder ſie unterwarfen und ſich mit ihnen vermiſchten. Es iſt dies bekanntlich eine Raſſe, die ſich in ihrer Geſichtsbildung und Hautfarbe viel eher zu den Berbern und Abeſſiniern als zu den Negern ſtellt, und deren Frauen man vielfach europäiſchen Typus zugeſchrieben hat [S. Abbildung 6] [1].

[1] Robert Hartmann („Die Völker Afrikas“, S. 39) ſagt zu ihrer ethnologiſchen Charakteriſtik: „Die Fulan oder Fulbe, Einheit Pullo, die Felata der Oſtſudanieſen, die Peuhls oder Pouls im Gumbo-Franzöſiſch der Senegalkolonie, ſcheinen aus Fulakoro im weſtlichen Afrika zu ſtammen. Zu Ende des

Fanatische Anhänger des Islam, suchten sie die Lehre des Propheten mit viel Erfolg durch das Schwert weiter zu verbreiten, und ihre Kämpfe mit den Mandingas und Biaffaren sowie ihr Christenhaß trugen auch ganz wesentlich mit dazu bei, den Europäern das Vordringen zu verwehren. In der Hauptsache nähren sie sich von Viehzucht, in geringerem Maße von Ackerbau, und in ihrer Kultur sind sie den Negern weit überlegen. Einen einheitlichen Staat bilden sie aber in der hier in Frage stehenden Gegend nicht, sondern sie stehen unter einer großen Zahl einzelner „Almamis“, die man als eine Art von kleinen Priesterkönigen bezeichnen kann. Im Portugiesisch-Oberguinea hat man es auch vorwiegend mit sogenannten „schwarzen Fulahs“ zu thun, die mit den echten Fulahs oder Futa-Fulahs ethnologisch nicht verwandt, denselben aber in anderer Hinsicht besonders im Glauben und in der politischen Verfassung bis zu einem gewissen Grade assimilirt sind. Von solchen schwarzen Fulahs ist auch Dandum, am oberen Rio Grande, bewohnt, so daß man sich nicht wundern darf, wenn dieser Ort aus keinen stattlicheren Hütten besteht als die Mandinga-Dörfer (S. Abbildung 7). Die echten Fulahs des Futa-Dschallon und der Haussa-Staaten pflegen in viel besseren Häusern zu wohnen, in Dandum darf man aber eben nur einige Vornehmere, wie z. B. den Ortsvorsteher (S. Abbildung 5) als echte Fulahs betrachten. Uebrigens bilden auch die schwarzen Fulahs zum Theil selbständige kleine Staaten, die eine andere Oberherrlichkeit nicht, oder doch nur dem Namen nach anerkennen. Das gilt innerhalb des portugiesischen Gebietes namentlich von dem Königreiche Forrah, im Süden des Rio Grande.

Junges Fulah-Mädchen.

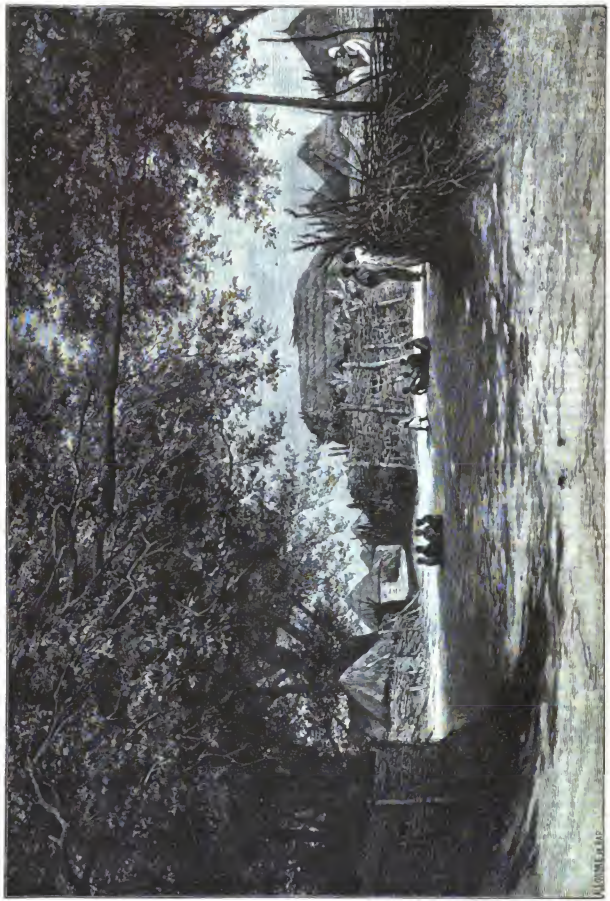
Der Rio Grande de Bolola wurde früher fälschlich als ein Mündungsarm des Rio Grande angesehen, und zum Theil war dieser Irrthum auch der Beweggrund, aus dem der portugiesische Regierungssitz von Bissáo nach Bolama verlegt wurde. In Wirklichkeit ist er nur ein ganz kurzer Strom, mit einem sehr breiten und langen Aestuarium[1]. An ihm liegt Buba, die letzte portugiesische Station, deren wir zu gedenken haben.

Dieselbe beherbergt außer einer portugiesischen Garnison von 50 Mann, die auch hier zum größten Theile aus Farbigen besteht, nur etwa 600 Seelen. Einst durch Erdnußbau in höherer Blüthe stehend, und als die gesundeste Station des gesamuten portugiesischen Oberguinea geltend, ist sie heute in sichtbarem Verfall begriffen. Einmal

vorigen Jahrhunderts eroberten sie das den Mandinkas gehörende Fuladjalon, gründeten 1802 unter ihrem islamitisch begeisterten Fürsten Dantodio das Reich Sokolo und dehnten sich von da ab weiter, immer weiter nach den Inneren des Festlandes aus. Manche ihrer Gemeinden haben sich bis in die Haussaländer und nach Barrua eingeschmuggelt. Hagere Leute von schlankem Gliederbau, von wenig krausem Haar, etwas Bartwuchs, und von röthlich-brauner, öfters aber auch dunklerer Färbung, eine Sprache redend, welche nicht geringe Anklänge an die berberinische hat, scheinen die Fulan mit den Berabra, den Bedja, vielleicht auch mit den Monbuttu zu einer größeren Familie, einer nubisch-berberischen zu gehören.“ Auch Paul Topinard („L'Anthropologie“, 2ème éd., p. 499 ff.) stellt sie mit den Barabras ꝛc. zu einer rothhäutigen Völkergruppe zusammen. Sich besonders auf Heinrich Barths gründliche Forschungen stützend, sagt er von ihnen: „Connus sous le nom de Peuls au Sénégal, appelés Foulahs par les Mandingues, Fellani par les Nègres du Haoussa, Fellatas par les Cauori du Burnou, et Foullan par les Arabes, ils seraient venus de l'Orient, d'après le docteur Barth, à une époque très-reculée. Cependant ils n'apparaissent dans l'histoire que vers le dixième siècle. A cette époque, ils constituaient déjà l'élément „pâle“ prédominant dans le royaume de Ghanata, au sud-ouest de Tombouctou. En 1500, ils étaient puissants dans l'ouest et le midi du royaume de Sonrhai, à l'est de Tombouctou. En 1600, ils apparaissent dans le Haoussa; en 1700, dans le Baghirmi. Ils sont pasteurs et nomades et vont s'infiltrant et propageant l'islamisme sans former de nationalités distinctes. Ce n'est qu'en 1803 qu'un de leurs chefs, Othman dan Fodie, au retour d'un pèlerinage à la Mecque, les réunit en faisceau, et par la voie des armes imposa sa domination à la plus grande partie du Soudan.“ Im Inneren von Afrika haben die Fulahs heute namentlich die Throne der großen Haussa-Staaten Gandu, Sokoto und Adamaua inne.

[1] Vergl. den Bericht H. Brosselard's in „Tour du Monde“, vol. 52, p. 129 ff. — Dieser Reisende, der bei der oben erwähnten französisch-portugiesischen Grenz-Auseinandersetzung als Kommissar der französischen Regierung diente, nennt ihn „une sorte de fiord très decoupé par de nombreuses criques“ (p. 131). — Siehe außerdem die beigegebene Karte auf S. 50.

Digitized by Google



Tanbum.

Digitized by Google

war eben die Gestaltung des Wasserstraßen-Netzes der Gegend der weiteren Ausbreitung ihres Handels nicht sehr günstig, und besonders die französischen Stationen am Rio Company und am Rio Nunez konnten ihm in dieser Beziehung leicht den Rang ablaufen, und sodann tobten gerade hier in den letzten Jahrzehnten die Kämpfe, welche die Futa-Fulahs durch ihr aggressives Streben hervorriefen, am heftigsten. Buba fällt noch in das Gebiet der Biaffaren oder Biassfaden, hart vor seinen Thoren beginnt aber das Reich der Fulah-Kundas, die den Futa-Fulahs verbündet sind, und durch deren Andrängen wird die portugiesische Station beständig bedroht. Hat sich die Station selbst nun auch durch ihre feste Wasserlage und durch ihre Kanonen und Mitrailleusen bisher gegen jeden Ansturm zu behaupten vermocht, so hat sich doch der größte Theil der Erdnußfelder in ihrer Umgebung dadurch, daß ihre Bebauer von Feinden umschwärmt waren, mehr und mehr wieder in eine Wildniß verwandelt.

Die erste Aufgabe, welche die portugiesische Regierung zu verfolgen hat, wenn sie ihren Antheil an Übergunea in höheren Aufschwung bringen will, ist also an diesem Punkte klar genug vorgezeichnet: sie hat dahin zu trachten, daß Friede in dem Lande hergestellt wird, und sie hat sich zu diesem Zwecke vor allen Dingen in der einen oder anderen Weise mit den Futa-Fulahs abzufinden. An dieser Aufgabe begegnet sich aber die portugiesische Kolonialpolitik mit der französischen, und statt sich wechselseitig mit Argwohn und Eifersucht zu betrachten und einander entgegenzuwirken, haben die beiden europäischen Mächte allen Grund dabei freundschaftlich zusammen zu gehen und einander so viel als möglich zu fördern und zu unterstützen. Es wäre das aber an anderen Punkten des „schwarzen Erdtheiles", wo andere europäische Mächte das schwere Werk der afrikanischen Kultivation in Angriff genommen haben, bekanntlich auch von nöthen.

Dr. Nansen's Grönland-Expedition.

Von **Heinrich Martens.**

Es ist allgemein bekannt, daß es dem Norweger Dr. Fridthjof Nansen im vorigen Jahre gelungen ist, das Problem der Durchquerung Grönlands zu lösen, eine Aufgabe, deren Lösung Forscher der verschiedensten Nationen im Laufe der Zeiten vergeblich versucht haben. Im Sommer vorigen Jahres wurde die Nansen'sche Expedition von dem norwegischen Dampfer „Jason" nach der Ostküste Grönlands überführt. Nansen's norwegische Gefährten waren: der frühere Schiffskapitän Sverdrup, der Premierlieutenant Dietrichson, der Bauer Christianson und die beiden Lappländer Ravna und Balto. Die drei erstgenannten hatten sich freiwillig als Theilnehmer gemeldet, und Nansen hatte sie aus einer größeren Anzahl Norweger, die sich ihm zur Verfügung gestellt, ausgewählt. Die beiden Lappländer waren von Nansen speziell zur Theilnahme aufgefordert. Jeder dieser Theilnehmer hatte seine besondere und nothwendige Aufgabe auszuführen. Dr. Nansen selbst, der Gelehrte, hat das Ganze entworfen und geordnet. In Sverdrup und Dietrichson fand Nansen Assistenten, die im Besitze theoretischer und praktischer Eigenschaften waren, welche zum Erfolge der Expedition unerläßlich. In den drei anderen hatte er Gefährten, die durch ihre praktische Erfahrung und mechanischen Fertigkeiten in kritischen Augenblicken den Erfolg der Expedition zu sichern vermochten. Alle waren natürlich Männer mit kräftigem Körper, und jeder Einzelne in seiner Art ein besonderes Talent. Durch dieses Zusammenwirken körperlicher und geistiger Tüchtigkeit ist das großartige und ehrenvolle Resultat der Expedition jedenfalls in erster Linie erzielt. Ueber den wissenschaftlichen Charakter und die Bedeutung der Expedition hat Dr. Nansen sich selbst in der in Godthaab erscheinenden grönländischen Jahrezeit („Atnagagdliutit") wie folgt geäußert:

„Das Innere Grönlands war zu allen Zeiten mit einem geheimnißvollen Schleier umhüllt, und die Europäer sowohl wie die Grönländer haben je in ihrer Weise Vermuthungen darüber angestellt, was das Innere des Landes berge. Während die Grönländer es mit ewigem Schnee bedeckten und mit übernatürlichen Wesen bevölkerten, haben verschiedene Europäer sich fruchtbare Oasen hinter den ewigen Eisfeldern gedacht. Dänen, Engländer, Schweden und Amerikaner haben diesen Schleier zu lüften versucht, wenn aber auch vieles durch ihre beharrlichen Untersuchungen gewonnen wurde, blieb doch die Frage unbeantwortet, so lange man nicht quer durch das Land von der einen Küste zur anderen gedrungen war. Seit langem habe ich Lust gehabt, dieses Innere zu durchdringen, um zu sehen, was sich in demselben verberge. Ich war überzeugt, daß der Versuch, wenn er gelingen sollte, von Schneeschuhläufern unternommen werden mußte, und da man von diesen die besten unter Normegern und Lappländern antreffen dürfte, war der Versuch von diesen zu machen."

In der That hat die kleine Nansen'sche Schaar mit um so größerer Energie gekämpft, je geringer ihre Mittel waren. Gleich vom Anfange an, als Nansen und seine Gefährten im Juli an der von Eis eingeschlossenen Ostküste den „Jason" verließen, um in zwei Booten ans Land zu kommen, hatten sie die schwersten Hindernisse zu überwinden — nämlich die Strömungen und Eismassen des grönländischen Polarstromes. Die Eisfahrt Nansen's in der Dannarksstraße erinnert lebhaft an die Vorgänge der Hansa-Expedition in demselben Fahrwasser und der Polarcis-Expedition in der Baffins-Bai. Die erstere deutsche Expedition der Schoonerbrigg „Hansa", Kapitän Hagemann, bre Transportschiffes, und des eigentlichen Expeditionsdampfers „Germania", Kapitän Koldewey, fror im Herbst 1869 unterm 73½ Grad nördl. Br. an der Ostküste Grönlands ein, trieb mit dem Eise südwärts und sank am 22. Oktober, nachdem die Mannschaft Proviant, Kohlen und Boote aufs Eis gebracht hatte. Letztere überwinterte in einem auf dem Eise aus Kohlen erbauten Hause, während sie fortwährend süd- und westwärts trieb. Erst am 7. Mai 1870 kamen die Schiffbrüchigen unter 61° 12' nördl. Br. in offenes Fahrwasser, worauf sie das Eis verließen und mit ihren Booten am 13. Juni die Herrnhuter Missionsstation Friedrichsthal an der Südküste Grönlands erreichten. Schlimmer erging es denjenigen Theile der Mannschaft des nordamerikanischen Expeditionsschiffes „Polaris", welches während einer Eispressung im Smith-Sund unterm 77. Grade nördl. Br. am 15. Oktober 1873 auf einer Eisfläche forttrieb, und mit dieser, äußerst knapp mit Proviant versehen, den ganzen Winter hindurch südwärts trieb; die Eisscholle schmolz immer mehr zusammen, bis sie schließ-

Digitized by Google

lich nur einen kleinen Fleck im einsamen Ozean bildete. Da tauchte am 29. April 1874 unterm 53. Grade 35′ nördl. Br., nur wenige Grade nördlich von Neu-Foundland, der Dampfer „Tigreß“ aus dem Nebel hervor und nahm die halb verhungerten und erfrorenen Schiffbrüchigen auf. Die Nansen'sche Expedition führte den ersten ernsten Kampf, den sie mit den Schwierigkeiten und dem zähen Widerstande zu bestehen hatte, welche die arktische Natur jedem bereitet, der ihre imponirende Ruhe zu stören sucht, zu einem glücklichen Ende. Auch die weiteren Kämpfe mit den grönländischen Naturhindernissen bestand die Expedition glücklich, wie die Leser aus dem nachstehenden Eigenbericht Nansen's ersehen mögen, der im norwegischen „Morgenblad“ veröffentlicht und uns von letzterem freundlichst zur Verfügung gestellt worden ist.

Am 17. Juli 1888, Abends 7 Uhr, verließen wir mit den besten Hoffnungen auf eine einigermaßen leichte und schnelle Landung den norwegischen Robbenfänger „Jason“. Nach unserem Dafürhalten hatten wir einen Eisgürtel von etwa $21/_2$ Meilen zu passiren, um ans Land zu gelangen; das Eis war, wenigstens anfangs, ziemlich offen und leicht passirbar, in der Nähe des Landes schien es jedoch dichter zu werden, jedoch nicht vollständig unpassirbar; für mich hatte besonders der Umstand die Aussichten gestärkt, daß ich vom Ausguck des Großmastes des Schiffes offenes Wasser zwischen dem Eise und dem Lande bemerkt hatte. Für ein Fahrzeug wie „Jason“ wäre es allerdings eine leichte Sache gewesen, sich einen Weg durch das Eis zu bahnen, da ich aber glaubte, daß wir uns mit Leichtigkeit selbst durchhelfen könnten, und da die Strom- und Tiefenverhältnisse in diesem Fahrwasser noch unbekannt waren und das Schiff vielleicht unnützen Gefahren ausgesetzt werden konnte, ersuchte ich den Kapitän nicht darum, sondern dankte ihm, daß er uns so weit gebracht, sagte ihm und der Mannschaft des „Jason“ Lebewohl, und dann begaben wir uns in unsere beiden Boote. Ein speziell zu unseren Zwecken eingerichteter Boot hatten wir aus Christiania mitgebracht; da aber dieses durch die ziemlich umfangreiche Ausrüstung der Expedition schwer belastet worden wäre, wurde uns durch die Güte des Kapitäns außerdem eins von des „Jason“ kleinsten Faugbooten überlassen. Ausrüstung und Mannschaft wurde in diese beiden Boote, drei Mann in jedes Boot gebracht. Ich selbst übernahm die Führung des vom „Jason“ empfangenen Bootes, während das eigene Boot der Expedition mit Sverdrup als Führer nachfolgte. Unter Kanonensalut und kräftigem Hurrah vom „Jason“ verließen wir diese unsere letzte Verbindung mit der civilisirten Welt, und steuerten unsere Boote ins Eis hinein, welches uns jedoch nicht so billigen Kaufes davonkommen ließ, als wir erwartet hatten. Vom „Jason“ wurde ein Boot mit 12 Mann ausgesandt, um uns, wenn möglich, den Weg bahnen zu helfen und die Boote durch das erste Eis zu ziehen. Wir sahen jedoch bald, daß das Boot uns von nur geringem Nutzen sein konnte, da wir uns ebenso schnell durch das Eis hindurch arbeiteten als das Jason-Boot; ich sandte dieses daher mit bestem Dank für den guten Willen wieder an Bord.

Anfangs ging es recht rasch vorwärts; das Eis war so weit offen, daß wir meistens zwischen den Schollen rudern konnten; wo dies nicht möglich war, mußten Brechstangen und Aexte den Weg bahnen, und nur an wenigen Stellen waren wir genöthigt, die Boote übers Eis zu ziehen. Allerdings gab es an manchen Stellen starke Strömungen, wo wir alle Kräfte anwenden mußten, zu verhindern, daß unsere Boote nicht zerdrückt wurden; dadurch aber, daß wir dieselben rasch auf die Schollen zogen, wenn diese aneinander prallten, halfen wir uns gut durch. Auf diese Weise kamen wir dem Lande stetig näher, und wir glaubten schon sicher zu sein, es im Laufe des nächsten Vormittags zu erreichen; wir waren in der Mitte des Eises, und ich glaubte vom Boote aus das offene Wasser unter Land sehen zu können. Inzwischen begann jedoch das Eis dichter zu werden, immer häufiger mußten die Boote auf die Schollen gezogen werden, um Durchzugungen zu entgehen. Es war dies kein ganz leichtes Manöver mit den schwer beladenen Booten, und als wir einmal das eine Boot wieder von einer Eisscholle ins Wasser setzten, durchschnitt eine scharfe Eiskante die eine Seite desselben, so daß es nicht mehr wasserdicht war. Es blieb nichts anderes übrig, als das Boot wieder aufs Eis zu bringen, es zu entladen und zu repariren; dies nahm mehrere Stunden in Anspruch und damit war unser Schicksal entschieden. Mit reißender Schnelligkeit trieb der Strom uns westwärts in einen breiteren Eisgürtel, wo derselbe sich drehte und uns vom Lande schneller direkt wegführte, als wir uns im Eise vorwärts arbeiten konnten. Wenn wir nicht durch das beschädigte Boot aufgehalten worden wären, dann hätten wir wahrscheinlich das ruhige Wasser unter Land erreicht; der Zeitpunkt, in dem es sich gerade hierum handelte, war nun verpaßt. Als wir wieder weiter gehen konnten, war es zu spät, das Eis war so dicht, daß wir nicht zwischen den Schollen rudern konnten, auch konnten wir die Boote nicht übers Eis ziehen, da die Schollen zu klein waren. Um das Unglück voll zu machen, stellten sich Regengüsse ein. So war vorläufig nichts anderes zu thun, als das Zelt aufzurichten, in die Schlafsäcke zu kriechen und den Schlaf zu nehmen, der nach 15stündiger angestrengter Arbeit im Eise willkommen war. Während man schlief, mußte stets jemand wachen, um für den Fall, daß das Eis sich wieder öffnen sollte, zu wecken, so daß wir weiter kommen konnten. Das Eis öffnete sich jedoch nicht, und der Regen hielt an, wir konnten mehr schlafen als uns lieb war, denn wir waren bereits in der unrichtigen Strömung. Die Schnelligkeit des Stromes, in welchen wir hier gerathen waren, war bedeutend größer, als jemand zuvor gedacht hatte; daß es Strömungen gab, wußte ich wohl, und hatte auch damit gerechnet; hätte ich aber eine Ahnung von der wirklichen Stärke gehabt, dann wäre ich sicher etwas anders zu Werke gegangen. Ich wäre dann bedeutend weiter östlich ins Eis gegangen, gerade vor Kap Dan und indem wir uns quer durch die Richtung des Stromes gearbeitet hätten, wären wir wahrscheinlich durch den Eisgürtel nach der Innenseite desselben gelangt, bevor wir vom Strom hinaus, an der Mündung des Sermilik-Fjords vorbei und in den breiteren Eisgürtel auf der Westseite des letzteren getrieben worden wären, wo der Strom anhielt und sich südwärts wandte. Wir hätten dann, wie erwartet, am 18. Juli in guter Ordnung das Land erreicht und unsere Landungsstätte nach Belieben wählen können. Jetzt sahen wir nur, wie gut wir es hätten haben können, wir sahen das offene Wasser auf der Binnenseite des Eises, die Steine am Strande brinnen. Eine Stunde oder zwei in gutem Fahrwasser und wir wären dort gewesen. Aber das Schicksal wollte es nun einmal, daß wir an südlicheren Ufern ans Land gehen sollten.

Erst nach etwa eintägigem Aufenthalte im Zelte, wo wir Mühe hatten, das Wasser fern zu halten, welches sich über uns ergoß, öffnete sich das Eis wieder so weit, daß wir mit frischem Muthe und frischen Kräften dem Lande entgegenarbeiten konnten. Durch eine Lichtung im Nebel sahen wir Land am Sermilik Fjord; wir hatten uns weit von demselben entfernt, vielleicht vier Meilen, aber wir blickten doch getröstet vorwärts; erreichten wir nicht das Land bei Inigsalik, westlich vom Sermilik-Fjord, dann konnten wir es südlich bei Pikinatlet erreichen, und das konnte ebenso gut sein, es galt nur unverdrossen quer durch den Strom zu gehen,

Digitized by Google

dann mußte man ans Land kommen. Und unverdrossen arbeiteten wir, und vorwärts kamen wir. Wo wir nicht länger rudern konnten, mußten Haken und Beile uns den Weg bahnen, und wo auch diese nicht halfen, wurden die Boote über die Schollen gezogen. Aber wie oft wurden wir in unseren Hoffnungen getäuscht? Jedesmal wenn wir uns dem Lande so weit genähert hatten, daß wir begannen, die Hoffnung auf einen baldigen Sieg zu hegen, kamen wir in eine neue Stromschnelle, welche uns mit solcher Schnelligkeit ins Meer trieb, daß wir unmöglich einhalten konnten, und welche uns direkt in die Brandung bis zur äußeren Eiskante hinaus führte.

Wir waren nicht lange im Treibeise gewesen, bis wir die Wirkung dieser Strömungen fühlen sollten.

Am Abend des 19. Juli war ich lange wach, nachdem die anderen schlafen gegangen waren, ich wollte einige Skizzen vom Lande und Eise im Norden nehmen, die dachförmige Landschaft am Sermilik-Fjord zeichnete gerade jetzt ihre scharfen Linien gegen den Abendhimmel ab, während das Binnenlandeis, den Horizont weit westwärts begrenzend, mild in dem goldenen Hintergrunde mit seinen milden Linien verschwand. Während ich saß und zeichnete und sehnsuchtsvolle Blicke ins Binnenlandeis hineinwarf, wo wir ja hätten sein sollen, fiel es mir auf, in welchem hohen Grade der Seegang im Eise zunahm. Vermuthend, daß es wohl ein Sturm sei, der draußen zu erwarten, ging ich schlafen. Am Morgen des 20. Juli erwachte ich dadurch, daß die Scholle, auf der wir wohnten, mehrere gewaltige Stöße erhielt; der Seegang war bedeutend gewachsen. Wir kamen hinaus und entdeckten, daß die Scholle während der Nacht nicht weit vom Zelte querüber zerrissen war. Wir konnten auch das offene Meer an der Außenseite des Eises sehen. Der Seegang wuchs beständig, er brach mit immer größerer Gewalt über die Scholle herein, auf der wir uns aufhielten; das schlimmste aber war, daß wir uns dem offenen Meere mit unheilverkündender Schnelligkeit näherten. Was war hier zu thun? Kamen wir in die Brandung bei draußen, dann konnte unser Schicksal zweifelhaft sein. Landwärts arbeiten? Wir versuchten es, entdeckten aber bald, daß die Schnelligkeit, mit der wir hinaus trieben, zu stark für uns war. Hier blieb nur Hissig, uns eine gute starke Scholle zu erwählen und dann unser Schicksal abzuwarten. Die Scholle, auf der wir uns bisher aufgehalten hatten, war durch wiederholte Spaltungen so klein geworden, daß sie nicht länger haltbar war. Dicht vor uns lag indessen eine dicke und starke Scholle, auf diese flüchten wir uns und richten uns auf derselben so gut wie möglich ein.

Inzwischen trägt sie uns der Brandung näher und näher, das Getöse nimmt zu, die Wogen wälzen sich gegen uns und brechen von allen Seiten über die Scholle herein. Die Situation beginnt kritisch zu werden. Die armen Lappen sind bei schlechtem Humor, vormittags sind sie verschwunden, werden aber am Boden des einen Bootes wiedergefunden, wo der eine liegend dem anderen laut aus dem Neuen Testamente vorliest, sie haben das Leben aufgegeben und bereiten sich zum Tode vor.

Vom höchsten Punkte unserer Scholle konnten wir mit Deutlichkeit sehen, wie die Eisschollen draußen zermalmt und von der Brandung überspült wurden, so daß sich kaum ein lebendes Wesen auf denselben zu halten vermocht hätte. Es war unumgänglich, wir mußten hinaus; unsere Scholle war jedoch stark, hoffentlich hielt sie eine Weile, und wir verlassen sie nicht, bevor wir müssen; aber wenn es sein muß, und wir uns nicht länger halten können, dann müssen wir versuchen, die Boote in die Brandung hinauszusetzen. Es wird ein nasses Vergnügen werden und der Ausgang ist kein so ganz sicherer; aber es ist unsere letzte Rettung. Eins der beladenen Boote durch die gewaltigen Sturzseen und das sich daher wälzende Treibeis ins Wasser zu bringen, wird vielleicht möglich sein, da ja beide Bootsbesatzungen, alle sechs Mann, dabei mitwirken können; aber schlimmer wird es für die Zurückbleibenden sein, das andere Boot auszusetzen. Proviant, Munition und die übrige Ausrüstung wird auf die beiden Boote derart vertheilt, daß wir uns, wenn eines untergeht, doch in dem anderen bergen können. Das Leben werden wir auf diese Weise allerdings retten, aber die Ausdauer der Expedition wird zweifelhaft werden.

Bald haben wir nicht mehr als 1000 Ellen übrig, keiner von uns zweifelt, daß wir uns binnen wenigen Stunden entweder auf dem offenen Meere wiegen und auf dem Wege längs des Eises südwärts befinden, oder auf dem Wege nach dem Meeresgrunde. — Armer Nanna, mit ihm gehts am schlimmsten, ihm sind das Meer und dessen Launen noch etwas Ungewohntes, er schleicht stillschweigend umher, starrt besorgt in die Brandung hinaus, während die Gedanken ganz sicher im Zelte und bei den Rentierherden auf den Bergen Finmarkens sind, wo jetzt alles Sommer und Sonne ist; „er hätte sie niemals verlassen sollen"! Aber auch hier scheint die Sonne mild und friedlich wie immer; der Abend ist herrlich, roth sinkt die Sonne, den westlichen Himmel in Brand setzend, und dem Eise, dem Meere und der donnernden Brandung einen glühenden Abschiedsgruß sendend, bevor sie hinter dem Rande des Binnenlandeises verschwindet; kein Wind regt sich, die Meeresfläche wälzt sich uns golden glänzend unter dem Abendhimmel entgegen. Es erscheint wunderlich, daß der Untergang bei einem derartigen Wetter sollte kommen können. — Nun wohl, man könnte jedenfalls keine schönere Abschiedsstunde wünschen.

Aber hier ist keine Zeit zu verlieren, die Schollen donnern, brechen und zermalmen rings um uns, unsere eigene Scholle ist auch zerbrochen. — Sollen wir binnen kurzem in die See, dann gilt es mit so frischen Kräften wie möglich daran zu gehen, wir wissen nicht, wie lange wir Verwendung für dieselbe bekommen können. Alle Mann werden daher zum Schlafen ins Zelt beordert, das noch nicht in die Boote gepackt ist; nur ein Mann, Sverdrup, bleibt wach, um im entscheidenen Augenblicke zu wecken. Nach zwei Stunden sollte er abgelöst werden. Trotz der Brandung Toben schläft man schnell ein, selbst die besorgten Lappen bekommen den Aufschein nach einen guten, gesunden Schlaf, der jüngste, Balto, der sich in das eine Boot gelegt hatte, weil er das Zelt vermuthlich nicht sicher genug hielt, schlief so fest, das er nicht einmal erwachte, als die See später im Begriffe war, das Boot von der Scholle zu spülen; Sverdrup mußte es halten, damit es nicht fortgerissen wurde. Nach kurzem Schlafe erwachte ich und hörte, daß die See an der Außenwand des Zeltes brauste, ich erwartete, daß Sverdrup uns wecken oder das Zelt fortgeholt werden würde; aber keins von Beiden geschah, und ich schlief wieder ein.

Erst gegen Morgen erwachte ich und fuhr erstaunt auf. Die Brandung vernahm man nur gleich einem fernen Donner; und dem Zelte kommend, sah ich, daß wir vom offenen Meere weit entfernt waren; aber wie sah unsere Eisscholle aus, große und kleine Eisstücke waren hinauf gewälzt worden und lagen aufgethürmt auf allen Seiten, nur den Fled, auf welchem das Zelt stand, hatte die See nicht erreicht. Sverdrup erzählte, daß es eine zeitlang schlimm ausgesehen habe, wir hätten uns in der äußersten Brandung befunden und an der Seite ein großes massives „Eiskreuz" gehabt, das sich jeden Augenblick über und zu wälzen und die Scholle zu zertrümmern drohte. Er sei

Digitized by Google

wiederholt an die Thür des Zeltes getreten, um zu wecken, aber immer wieder umgekehrt, um noch eine See abzuwarten. — Gerade im entscheidenden Augenblicke habe unsere Eisscholle den Kurs verändert, er habe fast seinen eigenen Augen nicht getraut, als er gesehen, wie dieselbe mit verhältnißmäßig großer Schnelligkeit ins Eis gesteuert sei und sich mehr und mehr vom offenen Meere entfernt habe. Eine neue Stromrichtung hatte uns wieder ins Eis versetzt. Für diesmal brauchten wir somit die Seetüchtigkeit unserer Boote nicht zu erproben; aber es schien doch, daß das Eis eine hervorragende Gutmüthigkeit hatte, sich unserer zu entledigen und uns in die See zu bringen, denn sobald wir begannen, uns dem Lande zu nähern, wurden wir wieder in die See und gegen die Brandung getrieben. Außerdem war das Eis während der ganzen Zeit dicht, was uns in hohem Grade zurückhielt, wenn wir vordringen wollten, da die Boote meistens gezogen werden mußten; der Hauptgrund war wahrscheinlich, daß die See stets von außen (von Nordost) gegen das Eis stand; hierdurch wurde dieses dicht zusammengehalten, und die Schollen konnten sich nicht von einander trennen, was sonst zu geschehen pflegt. Wir trösteten uns indessen damit, daß wir bis dahin stets unglücklich gewesen waren, und Strömungen getroffen hatten, welche uns hinausführten, wir mußten also doch einmal Glück haben, und eine Strömung finden, die uns hinein, ans Land, trieb; und so geschah auch. Am Morgen des 29. Juli, als der Nebel sich lichtete, fanden wir, daß wir dem Lande bei Amoritof merklich näher gekommen waren, und daß das Eis auf der Innenseite vor uns auffallend offen war. Wir kamen in die Boote und bald hatten wir die Eisschollen hinter uns; das Gefühl, als wir die Boote an den Eisschollen vorbei steuerten und gen Norden wendeten, läßt sich kaum mit Worten beschreiben.

So waren wir denn unter Land, aber noch waren wir nicht mit dem Treibeise fertig.

Amoritof liegt unterm 61½ Grade nördl. Br., Inigsalik, die Stätte, an welcher wir zu landen gedachten, als wir „Jason“ verließen, unterm 65½ Grade nördl. Br., wir waren also 60 Meilen südlicher ans Land gekommen. Hier im Süden auf dem Binnenlandseise einzudringen, wenn wir nach Christianshaab wollten, konnte sich nicht lohnen, über Land auf dieser südlichen Breite nach der Westküste zu gehen, mochte gut genug sein, sagte mir aber nicht zu. Es blieb nur übrig, nördlich längs der Küste vorzudringen. Allerdings waren wir weit ins Jahr gekommen, von dem kurzen grönländischen Sommer war nur wenig übrig, aber zu spät war es noch nicht, es galt nur die Zeit auszunutzen. Nach dem Norden arbeiteten wir uns dann so rasch wie möglich, aber zu leicht sollte es uns nicht werden, das Treibeis lag fast überall dicht am Lande, Brechstangen und Beile mußten uns fortwährend durch die dichtgeflochtenen Eismassen den Weg bahnen, zum Schlafen und Speisen blieb wenig Zeit, zum Kochen von Speisen oder Getränke gar keine. An gutem Trinkwasser fehlte es nicht, und Dank unserer Stavanger's hermetischen Fabrik hatten wir nicht zu wenige hermetische Sachen, welche zu schwer waren, um für die Reise auf dem Binnenlandseise verwendet zu werden, welche aber jetzt und auf dem Treibeise uns wohl zu statten kamen, und welche uns erlaubten, mit unserem getrockneten Proviante zu sparen. Sodann war hier längs der Küste ja auch Wild genug, welches uns, als wir endlich Zeit zum Kochen bekamen, eine prächtige Abwechselung brachte.

Nachdem wir uns zwei Tage nordwärts gearbeitet hatten, und als wir gerade den von den Bewohnern der Ostküste so sehr gefürchteten Guisortof passirt, trafen wir zu unserer Verwunderung ein Heidenlager von mindestens 70 Menschen an. Dies war uns auffällig, da nach der Erfahrung der dänischen Koneboots-Expedition dieser Theil der Küste nicht bewohnt sein sollte. Es zeigte sich auch, daß es Heiden waren, die auf der Reise begriffen, eine Partie von zwei Konebooten, welche wahrscheinlich südlich nach den dänischen Kolonien auf der Westseite des Kap Farwel reisen, und eine andere Partie, ebenfalls von zwei Konebooten, welche deutlich von dort kamen und nordwärts reisten. Ich freute mich über diese Begegnung mit den Heiden, indem ich glaubte, daß wir großen Vortheil davon haben könnten, ihnen nach dem Norden zu folgen, da sie selbstverständlich mit den Strom- und Eisverhältnissen sehr bekannt sein mußten. Hierin wurden wir indessen getäuscht; auftatt voran zu gehen, wie wir erwartet hatten, ließen sie uns vorangehen und den Weg durch das dichte Eis bahnen, sie selbst folgten in unserem Kielwasser, fortwährend Rufe der Verwunderung darüber ausstoßend, daß wir mit unseren starken Holzbooten durch die Eisschollen zu kommen vermochten; oft ereignete es sich jedoch, daß sie mit ihren langen Fellbooten sitzen blieben, wo wir hindurch gekommen waren. Als es abends, nachdem wir einen Tag mit einander zusammengereist, etwas regnete, und auch die Strom- und Eisverhältnisse ungünstiger wurden, gingen die Heiden ans Land und suchten uns ebenfalls dazu zu bewegen; uns fehlte jedoch dazu die Zeit, und wir zogen allein weiter. Mehrere Tage später, und bedeutend nördlicher, bei Atorninarunit (63° 18′ n. Br.) trafen wir abermals mit Heiden zusammen; diese flüchteten jedoch, als sie uns sahen, ins Gebirge, mit allem, was sie an Kostbarkeiten hatten; vermuthlich haben sie uns für die eine oder andere Art übernatürliche Wesen gehalten; endlich brachten wir sie indeß durch allerlei wunderliche Zeichen dahin, daß sie sich uns näherten, und zum Schluß wurden wir sehr gute Freunde.

Erst ein Stück nördlich von Kap Mössing, unterm 63° 45′ n. Br., wurden wir des Treibeises einigermaßen ledig, und bekamen verhältnißmäßig offenes Wasser. Zwei Tage später erreichten wir Umivik, welches ich zum Ausgangspunkte für unsere Eiswanderung bestimmt hatte.

Am 10. August abends erreichten wir Land innerhalb Umwik. Das Binnenlandseis senkt sich ziemlich gleichmäßig nach der Meeresfläche hin, was darauf hindeutete, daß unser Aufstieg einigermaßen leicht von statten gehen werde. Damit war unsere Bootfahrt beendet; 12 Tage hatten wir gebraucht, um nordwärts zu kommen; 12 Tage hatten wir im Eise getrieben, es waren also 24 Tage verflossen, seitdem wir „Jason“ verließen. Bis Mitte September war indessen noch eine lange Zeit, und bis dahin konnten wir erwarten, in Christianshaab Fahrzeuge zu finden, mit denen wir noch im Herbst nach der Heimath gelangen konnten.

Am folgenden Tage unternahmen Sverdrup und ich eine Rekognoscirungs-Tour auf dem Binnenlandseise, während Lieutenant Dietrichson eine Karte von der Gegend um unser Zelt aufnahm, und die Anderen Schlitten, Schneeschuhe u.s.w. für die Tour ordneten und in Stand setzen. Nach etwa eintägiger Wanderung, und nachdem wir einige Meilen und in einer Höhe von 3000 Fuß in die Eisregion hinein gewesen waren, kehrten Sverdrup und ich wohlvergnügt mit den Resultaten unserer Expedition zurück. Wir fanden zu Anfang allerdings schwere Spalten im Eise, und dieses war an manchen Stellen nicht ohne Gefahr zu passiren, aber weiter hinein war es ganz vortrefflich, und mit einiger Vorsicht sollte es schon gehen. Einige Tage wurde nun mit der Reparatur unserer Ausrüstung, insbesondere unseres Fußzeuges, verbracht.

Endlich am 15. August abends zogen wir von dannen, nachdem die Boote ans Land und mit dem Boden nach oben an eine sichere Stelle gebracht, wo sie der Witterung nicht

Digitized by Google

zu sehr ausgesetzt waren. Unter denselben wurde unser Depot angebracht, welches im wesentlichen nur aus Munition zu unseren beiden Gewehren bestand, die wir für den Fall gebrauchten, daß unvorhergesehene Hindernisse uns zwingen sollten, nach der Ostküste zurückzukehren. Alsdann wurde in eine kleine Blechbüchse ein kurzer Bericht über unsere Reise, und darüber wie die Aussichten sich für die Reise nach der Westküste stellten, gelegt. In diesem Berichte äußerte ich unter anderen, komisch genug, den Wunsch, daß wir „nur Kälte genug bekommen möchten, damit die Schneeschuhfahrten gute würden". Wir bekamen mehr Kälte als wir wünschten. All dieses liegt vermuthlich noch auf derselben Stelle, falls nicht die Ostgrönländer es bei irgend einer Gelegenheit gefunden und sich in den Besitz der Sachen gesetzt haben.

Unsere gesammte Bagage war auf fünf Schlitten gepackt, dessen vorderster und schwerster Sverdrup und ich zogen, während die übrigen vier Theilnehmer je den übrigen zogen. Der Proviant bestand aus getrocknetem Ochsenfleisch, getrockneten Plattfischen, Meat-Biscuits, Hartbrot, Hafer-Cakes, Leberpasteten, Erbsenwurst, Butter, etwas norwegischem und Schweizerkäse, Fleischschokolade, gewöhnlicher Chokolade, etwas Thee und Kaffeeextract, Zucker, kondensirter Milch, einigen Dosen Hermetik und sonstigen Kleinigkeiten; von Tabak war so viel mitgenommen, daß jedem Manne jeden Sonntag eine Pfeife zugetheilt werden konnte, Branntwein zum Trinken gab' es nicht. Zum Schneeschmelzen und Kochen waren Spiritus und Kochapparat mitgenommen. Außerdem bestand die Ausrüstung aus Schlittschuhen, Schneeschuhen, Schneeschuhstäben, Eisbeilen, Alpentauen, zwei Gewehren, etwas Munition, Aexten, Messern, Instrumenten, einem Sextanten mit künstlichem Horizont, einem Teodolith, Barometer, Thermometer, Kompassen, zwei Fernröhren, einem Photographieapparat u. s. w., sowie aus einem Zelte, zwei Schlafsäcken aus Rentierfellen (drei Mann in jeden Sack!), etwas Reserveekleidung und Fußzeug. Die Schlitten, welche von einem Manne gezogen wurden, waren je mit einem Gewicht von über 200 Pfund belastet.

Da es in der ersten Zeit am Tage ziemlich warm war, gingen wir nachts; der Schnee war dann gefroren und die Fahrt ging somit besser von statten. Das erste Stück, welches wir zu passiren hatten, war voller Spalten („Mutaker-Strömden"); es war hier große Vorsicht nöthig, um nicht mit dem Schlitten und allem hinabzustürzen. Kein Unfall kam aber vor, und zwei Tage ging es ganz gut vorwärts trotz der nicht unbedeutenden Steigung. Alsdann trat aber ein so starkes und anhaltendes Regenwetter mit Wind ein, daß wir drei Tage im Zelte zubringen mußten, ohne uns rühren zu können. Nach dem dritten Tage wurde das Wetter wieder gut. In gleichen Tagemärschen ging es nun vorwärts, und schon am zweiten Tage war kein Wasser mehr auf dem Eise zu finden; unser Trinkwasser mußten wir von jetzt ab aus Schnee schmelzen, theils auf dem Kochapparat, theils in Blechflaschen, die unter der Kleidung auf der Brust getragen wurden. Wir hatten noch starke Steigung und konnten daher nicht erwarten, besonders rasch mit unseren schwer beladenen Schlitten vorwärts zu kommen; aber der Schnee war, obgleich ziemlich uneben, doch fest und glatt, so daß es über Erwarten rasch mit den Schlitten darüber hinging. (Schluß folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Süd-Indien.

Einem Vortrage, den Dr. Joh. Walther über seine im Jahre 1888 unternommene Reise nach Süd-Indien und Ceylon hielt, entnehmen wir die folgenden Ausführungen. Das in Frage stehende Gebiet ist geologisch-geographisch von dem höchsten Interesse durch seine Verwitterungserscheinungen und durch die Massigkeit seiner jungen Alluvialbildungen, in welcher Beziehung es zu dem von Dr. Walther früher untersuchten Wüstengebiete der Sinai-Halbinsel in dem denkbar vollkommensten Gegensatze steht. Eine hervorragende Rolle spielt dabei der dichte tropische Pflanzenteppich, der die Landschaft überzieht. Der Granit ist durch die vor sich gehenden chemischen Prozesse bis zu einer Tiefe von 20 m so weich, daß er sich mit dem Messer schneiden läßt, blauschwarzer Basalt verwandelt sich in rothen Laterit, und in einem gewaltigen Maßstabe wird der gelockerte Boden von den Höhen hinabgeschwemmt in die Niederungen, um daselbst das anstehende Gestein völlig zu begraben. Bis zu einem gewissen Grade besitzen die in solcher Weise gebildeten Schichten in ihrer physikalischen Struktur ein Ursprungszeugniß, was sich auch auf die Beurtheilung der älteren Formationen übertragen läßt. — Das Plateau von Dekkan ist eine große geologische Merkwürdigkeit dadurch, daß es eine rein vulkanische Bildung ist, während die Felsbänke doch vollkommen horizontal über einander lagern, und äußerlich den Charakter einer Ablagerung in dem Wasser tragen. Im Süden schließt sich daran das Kreidegebiet von Trichinopoli, das sich Dr. Walther zum Gegenstande spezialerer Studien auserseben hatte. Der Laterit schien in der Gegend überall aus Basalt oder Gneiß entstanden zu sein, während er sich auf Kalk nicht an ursprünglicher, sondern an zweiter Lagerstätte befindet. An der Küste fand der Reisende ein junges Korallenriff fast vollständig in Marmor metamorphosirt, was darauf hindeutet, daß auch diese Prozesse in den Tropen mit ganz besonderer Energie vor sich gehen. Die Adamsbrücke zwischen Indien und Ceylon ist ein Sandsteingebilde, das seinen Ursprung dem Wechsel der Monsune zu verdanken scheint, und das durch das Spiel der Brandung im Laufe der Jahrhunderte wiederholt zerbrochen und wieder aufgebaut worden ist. In der augenblicklich vorhandenen Brücke lassen sich deutlich die Bruchstücke einer älteren Vorgängerin wahrnehmen, und während dieselbe im 15. Jahrhundert vollkommen intakt war, so schlagen heute die Brandungswellen durch ihre Lücken hindurch oder über sie hinweg, was auf eine neue Zertrümmerung schließen läßt. Durch die thiergeographischen Untersuchungen auf Ceylon erhält diese Annahme eine weitere Stütze. — Die Tamilen-Bevölkerung Süd-Indiens zeigte sich dem Reisenden allgemein sehr freundlich und entgegenkommend, und viel zuvorkommender als die verschlossene Hindu-Bevölkerung. Die Männer gehen wenig bekleidet einher, mit einem Tuch um die Hüften und einem anderen auf dem Kopfe als Turban. Die Frauen tragen ein fenerrothes Stück Kattun um die Lenden, sowie um die rechte Brust und die linke Kopfhälfte geschlungen. Die Kinder haben ein Kettchen um den Leib, an welchem bei den Mädchen ein herzförmiges Schildchen hängt. Von der Kultur der Tamilen zeugen ihre Arbeiten in Eisen, Silber ꝛc., die sich durch schöne Farben und reiche Phantasie auszeichnen. — Den Reisenden begleitete ein junger Brahmine, der sich als

Digitized by Google

sehr unterrichtet erwies und ihm interessante Aufschlüsse über die modernen Verhältnisse in Indien gab. Nach der Aussage Hellwald's habe es in der Bevölkerung nur noch zwei Kasten: die der Brahminen und Sudra Handwerker und die kastenlosen Unreinwohner, die Paria, die der Krieger und Kaufleute seien ausgestorben. Daß das Kastenwesen nachtheilig auf das Volk wirke, konnte Dr. Walther nicht finden, und das neue Kastenwesen, das die Engländer eingeführt haben, dünkte ihm schroffer, als das alte der Indier; der eingeborene Offizier, selbst wenn er General ist, darf beispielsweise das Kasino der Engländer nicht betreten — Was den Glauben der Indier anlangt, so bezeichnete ihn der erwähnte junge Brahmine als vollkommen naturwissenschaftlich; sie besäßen eine Stufenleiter in ihren religiösen Anschauungen, welche der Entwicklungstheorie Darwin's entspreche, und daß die Seele des Menschen nach dem Tode in ein Thier wandere, sei nicht der Glaube des modernen Brahminen. — Da Dr. Walther in dem Tirrikte von Trichinopoli nur einen einzigen Engländer (einen sogenannten „Collector“) an der Verwaltungsmaschine thätig fand, so gemahnte ihn das riesige Reich an einen Riesenbauten, der sich von einem Knaben regieren läßt, den er zermalmen könnte, wenn er seine Kräfte zu gebrauchen verstünde.

Ueber Religion und Leben der Kaffern.

In der deutschen „Nachtigal-Gesellschaft für vaterländische Afrikaforschung“ verbreitete sich Missions-Superintendent Kropf unlängst in einem Vortrage über „Religion, Regierung und Gerichtsverfahren der Kaffern“. Der Vortragende hat 42 Jahre unter diesem merkwürdigen Volke gelebt, hat es in seiner ganzen ursprünglichen Wildheit kennen gelernt und seine Fortentwickelung unter dem Einflusse der Mission und Kultur von Stufe zu Stufe belebend und rathend begleitet. Als er 1845 ins Land kam und sich unter den Ama-Xosa-Kaffern niederließ, war ihnen, wie allen verwandten Stämmen, der Gebrauch einer Schrift völlig fremd; Geschichte und Gesetz wurden einzig durch mündliche Ueberlieferung — allerdings mit seltener Treue — von Geschlecht zu Geschlecht weitergeführt, und noch heute weiß der Kaffer die großen Häuptlinge und Könige seines Volkes bis ins 17. Jahrhundert zurückzuverfolgen und von ihren Thaten zu erzählen. In jüngster Zeit sind aber die Beispiele nicht mehr selten, daß Kaffern lesen und schreiben können; gegenwärtig besteht sogar in Kaffraria eine in englischer Sprache erscheinende und von einem Kaffer geleitete „Kaffer-Zeitung“, und außerdem übermittelte Herr Superintendent Kropf auch die Version einer Rede, die am 25. December 1885 der getaufte Kaffer Bovula zu Tsumi gegen den Branntweinteufel gehalten hat. Das kleine rhetorische Meisterwerk ist betitelt: „König Tod und seine Diener“ und erinnert in Anlage und Aufbau fast die an Geisterscene aus Lessing's verlorenem Faust. Vor den Thron des Todes werden berufen die grimmen Feinde der Menschheit, und so erscheinen nach Bovula's Rede das Fieber, der Sturm, die Hungersnoth, das Unglück und der Krieg bei dem Herrscher, um den Lohn ihrer Werke zu empfangen. Schon sollte der „Krieg“ den Preis erhalten, als ein heiseres, hohles Lachen gehört wurde, und herein trat ein Mensch in Lumpen gekleidet, unsauber, wie wenn er eben erst von einem Schmutzhaufen aufgestanden wäre, seine Augen stierten roth aus seinem Gesicht, seine zitternde Hand bot ein Glas. Wie ein reißendes, unreines Thier, das die Menschheit in Schmach bringt, stand er da vor dem Könige, seine Kniee bebten, und mit rauher Stimme sagte er: „Warte noch etwas, Herr König, hier steht der Mann von der Flasche, ein Nachkomme des reißenden Thieres, des Zauberers Tigermilch, des schwankenden Baumes, des überleichenden Athems. Ich kann dir beweisen, daß ich mehr erschlagen habe, als alle, die vor mir deine Krone beanspruchten.“ Und nun entrollt der Branntwein das Gemälde seiner Thaten, zeigt, wie er Kinder, Frauen und Männer würgt, Kriege entzündet[1]), Kälte vernichtet, Leib und Seele zu Schanden macht und ganze Geschlechter in das Reich des Todes sendet. Tatsächlich wird ihm der Siegespreis zuerkannt, und jubelnd schreit das höllische Herr: Es lebe der Branntwein! —

Den Kaffern ist offenbar eine große natürliche Beredtsamkeit eigen, wofür ihre sorgfältigen, langathmigen Gerichtsverhandlungen das beste Zeugniß ablegen. Demnächst wird auch Superintendent Kropf, der in kurzem wieder nach Südafrika zurückgeht, seinen leichtanglegen Kaffern die Bibel in einer von ihm besorgten Uebersetzung vorlegen können, was sicher zur Hebung der geistigen Fähigkeiten des gut veranlagten Volkes viel beitragen wird. Der Ausbreitung des Christenthums stand anfänglich der kraffe Aberglauben und die Geisterfurcht des Volkes, zusammen mit der Eifersucht der sogenannten Medizinmänner, hindernd im Wege. Zum Glück treibt der Kaffer keine eigentliche Abgötterei, sondern sein Kultus beschränkt sich auf einen mit allerlei Opfern verknüpften Geister- oder Ahnendienst. Das Dasein eines höchsten Wesens ist bekannt, auch ein Name dafür gebräuchlich, den man aber nur bei zwei Gelegenheiten ausspricht, nämlich beim Niesen und beim Schwören. Daneben werden die Kräfte der Natur, die man sich gern personificirt denkt, als erhabene, meist feindliche Gewalten verehrt. Hautübel z. B. führt man stets auf den Haß unversöhnter oder gekränkter Bäsewichten zurück. Der heidnische Kaffer wirft deshalb, ehe er einen Fluß durchschreitet, einen Stein hinein und spricht dazu: „Fluß, friß mich nicht!“ Darnach legt er Binsen um den Hals seines Hundes[2]) und sagt: „Fluß, friß meinen Hund nicht!“ Wenn es blitzt, ruft der Kaffer: „Der Himmelsvogel hat sein Fett gelassen“, und schlägt es ein, so daß Vieh getödtet wird und Hütten verbrennen, so tröstet man den Geschädigten mit den Worten: „Der große Herr dort oben hat dich angebetet; sei zufrieden, daß er dir nicht mehr genommen hat.“ Sehr gern redet der Kaffer in Gleichnissen; den Geizhals z. B. bezeichnet er als einen Mann, der „seinen Hund an einen Dornbaum bindet“. Vom Geheimnißkrämer und Heimlichthuer heißt es: „Er zieht dem Floh das Fell ab.“

Der Hauptling oder König gilt dem Kaffer als das vornehmste und höchste lebende Wesen, dem er blindlings gehorcht, und dessen Urtheilsspruch er sich ohne Murren unterwirft. Daneben genießen die Geister der Vorfahren, insbesondere des verstorbenen Vaters und Großvaters, eifrige Verehrung; sie wünschen häufig durch Opfer begütigt zu werden und geben diesem Wunsche durch Krankheiten, die sie dem säumigen Enkel zuschicken, das nöthige Gewicht. Gepflegt wird natürlich immer Vieh, Ziegen, Kälber, Rinder, je nach der Art und Größe des Opfers; doch kommen auch noch andere, oft furchtbare Opfer vor, die Menschenblut und Menschenleben erheischen und gelegentlich zu unerhörten Greueln ausarten. So berichtete Superintendent Kropf von dem entsetzlichen Todtenopfer, das unter seinen Augen von einem Kaffernkönige der verstorbenen Mutter zu Ehren dargebracht wurde. Zuerst stachen sich des Königs Krieger unter einander mit ihren Speeren tiefe Wunden, und wer matt wurde und zum Flusse ging, um zu trinken, den tödtete man, weil er seiner Trauer nicht hinreichenden Ausdruck gegeben hatte. Dann wurden alle Milchkühe niedergestochen, damit der Kälber

[1]) Der Kaffernkrieg im Jahre 1878 war durch ein von Unsegnern veranstaltetes wüstes Trinkgelage entstanden, und darauf spielt der Redner hier an.

[2]) Die Kaffern lieben ihre Hunde sehr.

Digitized by Google

Klagegeschrei durch das ganze Lande töne und die Erde roth sei von Opferblut; die Aecker sollten auf Jahresfrist nicht bebaut werden, und keine schwangere Frau am Leben bleiben. Als das Volk endlich jammerte ob der schrecklichen Last, ließ der König den Ackerbau wieder zu, aber seine zweite Forderung fand statt!

Gegen Zauberer oder der Zauberei verdächtigte Personen schreitet der Kaffer gern mit Todesstrafe ein; das Vieh des Gerichteten fällt dann dem Häuptlinge zu, ebenso die etwaige Strafzahlung in Vieh, zu welcher ein Zauberer oder sonst eines Vergehens schuldiger Mann verurtheilt wird. Vor Zauberei und Hexenkünsten sucht man sich durch Amulette zu schützen, auch findet man sogenannte Jagd-Amulette aus Löwen- und Leopardenkrallen viel in Gebrauch, weil sie Unverletzlichkeit bewirken sollen. In gleicher Absicht müssen schon Kinder die Galle erbeuteter Thiere trinken — namentlich von großem Wilde — da nach Ansicht der Kaffern die Galle der Sitz des Muthes ist. Die Medizinmänner erfreuen sich trotz ihres meist zweideutigen Benehmens allerorts der höchsten Achtung; ihr Hokuspokus, ihr Hantiren mit den berüchtigten Zauberwürfeln aus den Knochen von zehn verschiedenen Thieren wird stets als göttliches Thun betrachtet, und noch heutigen Tages können volkreiche Stämme durch die bloße Nachricht von der Ausserstehung eines neuen Propheten in derartige Erregung fallen, daß sie alle Vorsicht vergessen und die wahnsinnigsten Dinge begehen, getragen von der Zuversicht auf die übernatürliche Macht ihres erhofften Befreiers. Nur so erklärt sich der Einfluß, den ein Neele um 1819, ein Mlandjeni 1851 und endlich ein Mchlakala 1856 über das Kaffervolk ausgeübt hat. Die höchste richterliche Entscheidung liegt aber nicht bei den Medizinmännern, sondern wird durch den König oder den Häuptling oder dessen Aelteste und Räthe nach einem ziemlich genauen Verfahren herbeigeführt. Als Gesetz gelten dabei die Rechtssprüche früherer Herrscher; und an diesem ungeschriebenen Codex, der sich lediglich durch Tradition erhält, darf nichts geändert werden. Einzig bei den Zulu-Kaffern sind Gesetzesänderungen statthaft; doch müssen sie an einem bestimmten Tage des Jahres im Monat Januar, und unter strenger Beobachtung der herkömmlichen Bräuche vollzogen werden. Mit dieser Treue für das Alte und Ueberlieferte verbindet der Kaffer zugleich eine unerschütterliche Treue für seinen Herrn, seinen Häuptling oder König, und dieser schöne Zug muß bei der sonstigen Wildheit und Grausamkeit des Volkes um so mehr betont werden. Superintendent Kropf theilte einige rührende Beispiele solcher Kaffernstreue mit, die sich, das wollen wir zum Schluß noch hervorheben, nicht bloß auf die Stammesbrüder erstreckte, sondern auch von Kaffern gegen Weiße bewiesen wurde, die gut und gerecht zu den schwarzen Afrikanern gewesen waren H. S.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg“ enthalten im zweiten Hefte ihres tausenden Jahrganges (1887 bis 1888) eine hoch interessante Abhandlung C. A. L. v. Binzer's über die Ueberschwemmungen an der Unterelbe im Frühjahr 1888. Auf Grund eingehender Untersuchungen an Ort und Stelle erläutert der Verfasser die Verhältnisse, welche die Katastrophe hervorriefen, und zugleich leitet er daraus die Mittel ab, durch die einer Wiederholung derselben wenigstens bis zu einem gewissen Grade vorgebeugt werden kann. Daß letzteres jemals vollständig geschehen könne, glaubt er nicht. Es handelt sich bei derartigen Ereignissen ja um nichts geringeres als um „eine Wiedereroberung des uralten Strombettes der Elbe durch das Wasser, welches man im Laufe von Jahrhunderten in ein verhältnißmäßig schmales Bett eingezogt hat“. Allerdings vereinigte sich im Jahre 1888 eine seltene Fülle ungünstiger Umstände, aber die Wasser des Stromes derart im Zaume zu halten, daß sie nicht ab und zu wieder in das ursprüngliche Gebiet eindringen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Zur Sicherung der Uferanwohner sollte eine Erhöhung der Wohnplätze mit dem Deichschutze Hand in Hand gehen.

Asien.

— Der Schah von Persien, welcher bekanntlich Verfasser verschiedener Reiseberichte ist, hat kürzlich einen Bericht über seine Reise in der Provinz Khorassan veröffentlichen lassen, der geographisch sehr interessant sein soll, der aber freilich durch das Idiom, in dem er erschienen ist, nur wenigen Auserwählten zugänglich sein wird. Vielleicht steht zu erwarten, daß irgend ein Kenner der persischen Sprache bald einen Auszug daraus in eine europäische Hauptsprache überträgt.

— Der Amerikaner H. Carrington Bolton hat vor kurzem dem Dschebel Nagus bei Tor, auf der Sinai-Halbinsel, einen Besuch abgestattet, und dabei dem eigenthümlichen musikalischen Phänomen, das sich an den Berg knüpft, und von dem er seinen Namen („Glockenberg“) trägt, seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Der tiefe Orgel- oder Glockenton, den der Berg von sich giebt, rührt demnach von den bewegten Massen gelben Sandes her, die auf seiner Nordwestseite lagern, und derselbe kann unter Umständen so stark werden, daß er wie ferner Donner klingt. Sowohl der Wind als auch die Fußtritte der Menschen können die Erscheinung hervorrufen. — Bei den sogenannten Ramadan am Wadi Werdan ist sie übrigens auch beobachtet worden, wenn auch nicht so schön, und bei dem Rigli Ravan in Afghanistan (nördlich von Kabul) hat sie offenbar dieselbe Ursache. Die Beduinen der Sinai-Halbinsel führen den geheimnißvollen Ton auf ein unter dem Dschebel Nagus begrabenes Kloster zurück.

— Vor der Pariser Geographischen Gesellschaft erstattete vor kurzem Marquis de Moreé Bericht über die Mission, welche er 1888 im Auftrage der französischen Regierung zur Erforschung der Verkehrswege aus Tongking nach China ausgeführt hat. Der Reisende begab sich mit seinen Begleitern zunächst auf der Mandarinenstraße von Ha-noi nach Lang-son, zog dann entlang der tongkinesisch-chinesischen Grenze durch das Mnong-Land zum Sing-li-long (Kantonfluß), der an der Stelle, wo er aus Tongking in das chinesische Gebiet hinüber tritt, bereits für ziemlich große Fahrzeuge schiffbar ist. Jenseits dieses Flusses wurde auch ein Paß aufgefunden, der den Uebergang in das Thal des Cao-bang — eines anderen Tributäres des Kantonflusses — gestattet. Hierauf ging die Reise zurück nach Lang-son und der Grenze entlang bis an das Meer bei Tien-yen. Auf Grund der angestellten Beobachtungen erklärt Marquis de Mores Tongking für den „Schlüssel Chinas“. (Vergl. Compte rendu, 1889, p. 278 f.)

Digitized by Google

Nordamerika.

— In der Juni-Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde hielt unser Mitarbeiter, Dr. Franz Boas aus New-York, einen Vortrag über Britisch-Kolumbien und seine Bewohner. Die geographischen und geologischen, sowie die floristischen und fauunistischen Verhältnisse dieses Landes barren merkwürdigerweise auch noch der Fertigstellung der kanadischen Pacificbahn noch sehr der genaueren Durchforschung, und die englischen Gelehrten haben bisher ein eingehenderes Interesse für dasselbe nicht bewiesen. Zum Theil liegt dies wohl daran, daß der größte Theil des Gebietes ein nur auf wenigen schwierigen Pfaden zugängliches Plateauland ist. Zur ethnologischen Erforschung Britisch-Kolumbias konnte Dr. Boas selbst manchertei beitragen. Da wir demnächst eine Folge von Reiseskizzen aus seiner eigenen Feder im „Globus“ zu veröffentlichen gedenken, so unterlassen wir es aber, an dieser Stelle des Näheren darauf einzugehen.

— Chicago ist im Begriffe, New-York den ersten Rang unter den Städten der Union streitig zu machen, und steht jedenfalls in Bezug auf riesenschnelles Wachsthum zu einer Großstadt ersten Ranges unerreicht da. Vor 45 Jahren hatte es kaum 10000 Einwohner, gegenwärtig dagegen rund 850000. Die wirthschaftsgeographisch zu Chicago gehörigen, aber noch nicht inkorporirten Gemeinden Hyde Park, Lake Jefferson und Lake View hatten im Jahre 1888 183000 Einwohner, jetzt aber wahrscheinlich schon 200000. Die eigentliche Stadt bedeckt 37 englische Quadratmeilen (95,8 qkm), d. h. etwa um die Hälfte mehr als Berlin. 66 Eisenbahnlinien haben ihre Ausgangs- und Endpunkte in Chicago; mehrere davon benutzen natürlich innerhalb der Stadt dieselben Geleise. Die Länge der Straßenbahngeleise beträgt 182 km; die Länge der Straßen 1027 km; 494 km davon sind gepflastert. Die Länge der Abzugskanäle beträgt 659,6 km, die der Wasserleitungsröhren 1027 km, der Tunnel zur Heranziehung reinen Wassers aus dem See 14,5 km. Ueber den Chicagofluß führen innerhalb der Stadt 33 Brücken, und über Eisenbahngeleise gehen 28 Viadukte. Die öffentlichen Parks der Stadt bedecken 319 ha. Die Zahl der Straßenlaternen ist 21546; die der Polizisten 1145, die der Feuerwehrleute 582. Für den gewaltigen Handelsverkehr sprechen am besten die Bankausgleiche (clearings), die jetzt wöchentlich 62 bis 65 Millionen Dollars, oder jährlich rund 3300 Millionen Dollars betragen.

Südamerika.

— Ueber die letzte Reise Henri Coudreau's im oberen Guyana (1887 bis 1889) entnehmen wir dem „Compte rendu“ der Pariser Geographischen Gesellschaft (1889, p. 259) folgende Angaben: Der Reisende legte im ganzen einen Weg von 4000 km zurück, wovon 2600 auf Flüssen und 1400 im Gebirge. Der Maroni, der Oyapock und der Maruini wurden von ihm bis zu ihrer Quelle erforscht und aufgenommen, und 150 Barggipfel gemessen. 210 Tage waren in dem Tumac-Humac-Gebirge zu Fuß zu durchwandern, sei es auf schmalen Indianerpfaden, sei es, sich selbst einen Weg durch den Urwald bahnend. Für die Nahrung hatte einzig und allein die Jagd zu sorgen, und ein Herr Laveau sowie zwei oder drei Indianer bildeten die ganze Bedeckung. — Das Klima der Gegend erklärt der Reisende für gesund (mit 22° C. mittlerer Jahrestemperatur), und die Kautschuk- und Kakaowaldungen versprechen noch keiner Meinung noch eine reiche wirthschaftliche Ausbeute. Von den daselbst hausenden Indianerstämmen — gegen 20 an der Zahl — sind die meisten sehbast, friedlich, intelligent, fleißig und ackerbautreibend. Herr Coudreau studirte nicht blos ihre Sitten und Sprachen, sondern er brachte auch eine interessante ethnologische Sammlung von ihnen mit, die augenblicklich eine Abtheilung der Pariser Weltausstellung bildet.

Bücherschau.

— L. Lewin: Ueber Areca Catechu, Chavica Betle und das Betelkauen. (Mit zwei lithographirten Tafeln.) Stuttgart 1889. F. Enke. 100 S. — Der durch seine Untersuchungen über die Kawa bekannte Verfasser widmet in diesem Buche dem merkwürdigen Genußmittel, das nach seiner Schätzung mindestens 200 Millionen Menschen in einem sich über 100 Längengrade und 20 Breitengrade erstreckenden Gebiete vom Königin Charlotte-Archipel bis westlich zum Indus unentbehrlich geworden ist, und nachweisbar eine Geschichte von über 2000 Jahren besitzt, eine ungemein dankenswerthe monographische Darstellung. Die Literatur der Erd- und Völkerkunde ist ebenso wie die pharmakologische in voller Gründlichkeit zu Rathe gezogen und mit den Ergebnissen eigener Experimente in Verbindung gesetzt worden. Alle nur denkbaren Gesichtspunkte, geographische, ethnologische, botanische, medizinische und kommerzielle, werden mit solch eingehender und Liebe zum Gegenstande bekundender Würdigung behandelt, daß auch der nicht beteiligte Leser unwillkürlich eine Art Begeisterung und Leidenschaft für das indische Narkoticum empfindet. Nach dieser freiwilligen Erklärung des Referenten wird der Verfasser demselben kein Uebelwollen unterlegen, wenn er Einspruch erhebt oder ängstliche Reserve empfiehlt gegenüber demjenigen Satze, der für seinen geographischen Standpunkt der bedeutungsvollste sein muß. Es ist von der Uebereinstimmung in der Verwendung der Areca und der Coca die Rede, die beide als Wegzuß benutzt werden. So viele „Cocabäs“, so viele Leguäs, so viele Mundvoll Betel, so viele Meilen. „Ich werde an anderer Stelle eingehender auf den Werth hinweisen, den nicht nur diese Uebereinstimmung, sondern auch andere haben. Ich sehe darin einen der schwerwiegendsten Beweise für einen Verkehr Indiens und Amerikas viele Jahrhunderte vor der Entdeckung des letzteren. Denn nur die Nachahmung von einer Seite kann beispielsweise den Gebrauch des gelöschten oder ungelöschten Kalkes bei diesem Genusse geschaffen haben.“ Jener Vergleich mit der Distanzmessung ist charakteristisch und erwähnenswerth; wenn aus ihm jedoch unmittelbare Beziehungen zwischen den entlegensten Völkerschaften abgeleitet werden sollen, so dürfen auch unsere deutschen Bauern nicht vergessen werden, die „noch zwei Pfeifen Tabak“ als Maß der Entfernung angeben. Auch den Gebrauch, Kalk zu kauen, braucht sich der Bolivianer nicht in Asien zu holen. „Nur die Nachahmung“ kann diese Uebereinstimmung schaffen? Warum in aller Welt dieses „nur“? Es wäre so recht schön und wichtig, wenn dergleichen Analogien mehr als subjektive Beweiskraft innewohnte, und rasch wäre die Arbeit der Ethnologie gethan; nur einen Gang hätten wir durch das Museum zu machen, und die Entfernung der Länder schrumpfte auf die der Schränke zusammen. v. d. St.

Inhalt: Portugiesisch-Oberguinea. (Mit einer Karte und sechs Abbildungen.) — Heinrich Mariens: Dr. Nansen's Grönland-Expedition. — Kürzere Mittheilungen: Süd-Indien. — Ueber Religion und Leben der Kaffern. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Nordamerika. — Südamerika. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 8. Juli 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Emil Deckert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Kulturbilder aus den Somâl- und Gallaländern von Harar.

Von Prof. Dr. **Philipp Paulitschke.**

IV. Die Stadt Harar und deren Umgebung als Handelsgebiet. (Schlußaufsatz.)

(Mit zwei Abbildungen.)

An dem für Naturvölker strategisch bestgewählten Punkte im Gebiete der Ala-Galla liegt eine Veste, die in ihrer Art als Bauwerk sowohl, wie auch nach ihrer historischen Bedeutung als ein Unicum in ganz Ost-Afrika bezeichnet werden muß, — Harar, einst ein mächtiges Bollwerk äthiopischer Macht, später eine Hochburg des Islâm, seit 500 Jahren eins der ersten Handelsemporien Afrikas. Nur Kano im westlichen Sudân kann dieser Stadt an die Seite gesetzt werden, und in ihrer räumlichen Größe und Schönheit wird sie nur von Kairo übertroffen. Dieser Umstand soll nachdrücklich betont werden, weil man — obgleich es mir zur Beurtheilung der Lage, Bauart und Größe Harars ein ausgezeichnetes, nahezu meterlanges photographisches Panorama anzufertigen gelungen ist, das freilich in seiner Totalität und dem ursprünglichen Maßstab nicht vervielfältigt worden — noch immer geneigt ist, die Bedeutung der Stadt schon als Bauwerk zu unterschätzen. In Italien, wohin ich an die Società geografica Italiana ein Originalbild meiner Aufnahme Harars gesendet hatte, gab es nur einen Ausdruck des höchsten Erstaunens über die Existenz einer so großartigen aus Steingebäuden aufgeführten Stadt in Ostafrika. Einen wesentlichen Unterschied von den abessinischen Städten der Gegenwart weist Harar dadurch auf, daß es von einem hohen, sehr gut erhaltenen Mauerwerk umschlungen ist, dessen Ursprung noch in altäthiopische Zeit zu reichen scheint. Die Stadt mag schon existirt haben, als das Christenthum in Aethiopien eingeführt wurde; es beweist dies ihr von griechischen Sendboten herrührender Name, der Aragè, das ist „das Land (die Stadt) am Arar (Erer)“ lautet.

Der gesammte Gebäudekomplex der Stadt, besteht aus viereckigen, fensterlosen Steinhäusern (4500 an der Zahl) und aus runden Galla-Mannas, die terrassenförmig über einander errichtet sind. Mittelalterliches, fünf Meter hohes, von kleinen Thürmchen gekröntes Mauerwerk umschließt die Häuser- und Hüttenmasse. An vielen Stellen enthält es kleine Breschen zum Ablaufe des Wassers zur Zeit der Regen, die aber, um das nächtliche Eindringen der Hyänen und sonstiger Raubthiere in die Stadt zu verhindern, an vielen Stellen mit Dorngestrüpp sorgfältig verrammt sind. Ein Gewirr von Gassen und Gäßchen durchzieht die Bautenmassen, die hie und da von breiten Aesten uralter Sykomoren überschattet wird. Von dem höchstgelegenen Punkte der Calotte, der eine schöne Fernsicht auf die Umgebung gewährt, laufen breitere Radialgassen nach den fünf Thoreinlässen hinab, die eigentlich den Namen von Gassen nicht verdienen, denn sie sind nichts weiter als von den in der Regenzeit abstürzenden Wassermassen erodirte, von ungeheuren Granitblöcken bedeckte, häuserfreie Streifen. Auch die Umfassung der Mauern wird an der äußersten Peripherie von concentrisch aufgereihten Gassen begleitet. Die Thore führen heute arabische Namen, doch sind auch die alten äthiopischen Bezeichnungen derselben, so Argobâri, Schukutâl bâri, Bassadimo bâri, Qadro bâri,

Digitized by Google

Harari-Frauen.

Digitized by Google

Asmadim bâri u. a., im Volke noch bekannt und gebraucht.

Die Häuser und Hütten sind von niedrigen Dornzäunen, die kleine Höfe einschließen, umgeben, und das Leben in denselben concentrirt sich auf die inneren, der Gasse abgekehrten Räume — namentlich auf die Höfe — darum sind auch die Straßen der Stadt jederzeit öd, wie ausgestorben, und man gewahrt auf denselben nichts von orientalischem Straßenleben. An einzelnen Punkten ragten, als ich die Stadt besuchte, cigarrenförmige Minarets gen Himmel, die nunmehr nach dem Einrücken der christlichen Schoaner in Harar, sämmtlich abgetragen werden sollen. Das schönste derselben ist bereits von der ehemaligen Dschâma Na'âf beseitigt worden, wie denn die letzteren überhaupt abgebrochen und durch einen absyssinischen Holzbau, der zu Kultuszwecken, aber auch als Waarendepositorium dienen soll, ersetzt wurde. Alle Moscheen und Bethäuser sind schmucklos, der letzte Emir von Harar hat in überschwänglicher Frömmigkeit sogar die ehemaligen Reiterkasernen zu Moscheen einrichten lassen, damit trug der Fürst übrigens einem Bedürfnisse Rechnung, denn in keiner Stadt Afrikas giebt es wohl so viele und so feurige Bekenner des Propheten und Missionare für die Verbreitung seiner Lehre als in Harar. Das Rufen und Heulen der Muezzinin während der Nacht ist denn in der Stadt auch so groß, daß der Fremde glaubt — sei er auch an orientalisches Leben gewöhnt, wie ich es war — die ganze Stadt befinde sich in Aufruhr. Man hat keine Vorstellung von dem Fanatismus der Hararíner Mohammedaner und der äußerst lebhaften Art und Weise, wie sie denselben Ausdruck geben. Die Schoaner haben freilich in neuerer Zeit den furor religiosus einigermaßen eingedämmt.

Die heutigen Bewohner der Stadt stammen aus der Verbindung von Arabern mit Abessyniern her. In ihrem ganzen physischen Habitus scheinen sie indessen mehr von dem Wesen des Abessyniers, denn von jenem des Arabers zu besitzen. Dies gilt namentlich von den Frauen (S. Abbildung 1), die in Harar das männliche Geschlecht numerisch weit übertreffen, so daß man — es ist dies ganz auffällig — z. B. bei einem Rundgange durch die Stadt nur Frauen gewahren kann. Sie machen ohne Zweifel $^2/_3$ der Bevölkerung Harars aus. Die heranwachsende Generation unter den Bewohnern zeichnet sich durch lichtere Hautfarbe aus, denn die ägyptischen Soldaten haben während der zehnjährigen Dauer der Occupation das Blut der Hararí stark mit dem ihrigen versetzt, was um so leichter möglich war, als dort die Lazheit der Sitten auf Seite der Frauen eine sehr große ist. Das weibliche Geschlecht geht unverschleiert umher und darf sich sehr frei bewegen. Während der Ausa z. B. — eines Hararíner nationalen Festes — durchziehen 400 bis 500 Mädchen in großen Gruppen den Tag über die Stadt und halten jeden passirenden Jüngling unter Gesängen an, eine kleine Gabe sich erbittend. Hat ein Mann keine Spende gegeben, so singt man im Chorus ein Spottlied auf ihn. Am Abend giebt man sich argen Ausschweifungen hin, nachdem man auch in der Frühe eine gemeinsame Mahlzeit eingenommen, bei der es lebhaft hergiug. In der Gemüthsart der Hararí spielt Indolenz, Intoleranz und geistige Trägheit eine hohe Rolle. Die Araber nennen Stadt und Land von Harar mit Vorliebe „die Esel-Kolonie", um die Dummheit und Trägheit des Volkes so recht zu charakterisiren.

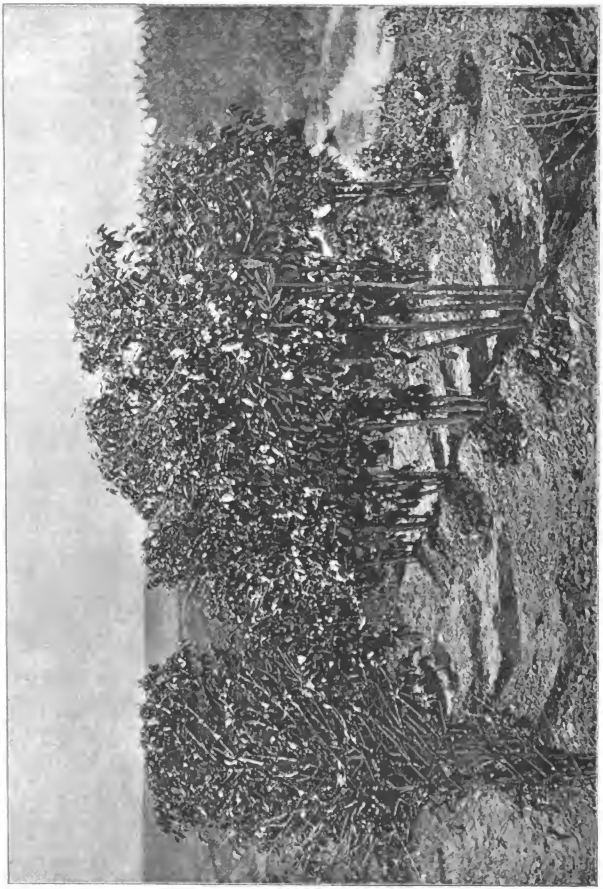
Industrielles Leben pulsirt in Harar nicht stark, wiewohl dies einst anders gewesen ist. Seit der indische und amerikanische Baumwollenwaarenhandel beherrscht, ist die Baumwollenproduktion des Landes, das sich für diesen Zweig außerordentlich eignet, lahmgelegt. Dasselbe gilt von der britischen Eisenindustrie. In Ostafrika giebt es ja keinen Streifen Landes mehr, der nicht Baumwoll- und Eisenwaaren von England erhielte. Die Eisengewinnung wird daher gar nicht mehr betrieben, und Baumwollspinnerei ist, so möcht ich nennen, nur mehr Liebhaberei oder Zeitvertreib in Harar. Erstere liefert indessen nur untergeordnete Produkte, während die Baumwollgewebe von Harar sehr dauerhaft und gesucht sind. Eigenthümlich ist es, daß in Harar die Buchbinderei, hervorgerufen und zur Blüthe gebracht durch den Handel mit Koran-Exemplaren, einige Bedeutung hat. Holzschnitzerei und Korbflechterei liefern gute Produkte.

Der Harari ist heute vorwiegend Kaffeebauer, richtiger Kaffeehändler und Kaufmann. Die herrlichen Kaffeegärten, welche noch zur Zeit meiner Anwesenheit in Harar die Stadt umkränzten, sind von den Heerschaaren König Menilek's von Schoa vernichtet worden. Ihr Material verbrauchten die Soldaten zur Feuerung; allein in einer Gegend Afrikas, wo die Kaffeestaude wild ganze Waldungen bildet, veredelt man sehr schnell den Strauch, und so bedecken sich die Fluren von Harar wiederum mit den werthvollen Gärten (S. Abbildung 2), obgleich die Bestände natürlich noch nicht jenen großen Ertrag liefern können, wie zuvor. Gleichwohl hat der Kaffeebau an den feuchtwarmen Abhängen des Harar umsäumenden Gebirge bei dem reichlichen Vorhandensein von Wasser eine große Zukunft.

Dem Handel mit Kaffee, Thierhäuten, Baumwollenzeug und Durra ist der größte Theil der Bevölkerungsarbeit von Harar auf das eifrigste zugethan. Fast man die heutigen Verhältnisse des Handelsplatzes ins Auge — und, das ist in der Stadt mit ihrer nächsten Nachbarschaft par excellence —, so muß man gestehen, daß die commerzielle Lage des Platzes eben nicht die beste sei. Naturgemäß sprechen wir dabei von der Möglichkeit für Europäer, mit Harar Handel zu treiben, die ja, wenn sie stabil sein, und sich behaupten wollen, von verschiedenen, zufälligen Fluctuationen des Marktes unabhängig sein müssen. Der eingeborene Händler ist ganz und gar vom Gedeihen und Mißwachs der Frucht in der nächsten Nähe der Stadt abhängig. Der europäische Kaufmann muß hier vor allen Dingen bedenken, daß Harar, ungeachtet es die Schoaner im Besitze halten, und die Engländer sich in Zeila festgesetzt haben, in vollständiger Despotie verharrt, welcher gegenüber das Eigenthum immer zweifelhaft bleibt, wenn nicht an seiner Sicherheit leidet. Ohne das beschiedene Kapital von 1000 bis 2000 Mark kann an commercielle Spekulation in Harar gar nicht gedacht werden. Waare wie Geld gehören von dem Augenblicke an, wo man Harar betreten, so zu sagen nur halb dem Eigenthümer, denn der schoanische Gouverneur nimmt das Recht für sich in Anspruch, zu sequestriren, was er eben davon brauchen kann. Eine Reklamation ist in solchen Fällen ganz vergeblich, denn die Regierung selbst giebt die Anstöße zu solchen Sequestrationen.

Wer sich von Zeila nach Harar begiebt, muß — so schreibt mein Freund Robecchi, der daselbe besuchte — gehe es gut oder schlecht, eine Karawane für sich auf die Beine bringen. Ein Einwohner von Zeila namens Mohammed Sultan el-Kar ist in der Regel der Repräsentant der Europäer, die Harar besuchen wollen, und besorgt alles nöthige, so daß man ihm sein Vertrauen schenken kann. Er genießt namentlich das Vertrauen der italienischen Händler, während die Griechen zumeist an ihre in Zeila ansässigen Landsleute sich wenden. Eine größere Waarenmasse erfordert von Aden nach Zeila befördert $^1/_3$ Prozent für Spesen und eben so viel Geldeswerth für Versicherung. Eine Kamelslast Waare kostet an Spesen von Zeila nach Harar ungefähr 15 Maria-Theresienthaler. Sie beträgt dabei kaum mehr als 200 kg. Gut ist es, sich in Zeila mit einem guten Reitthiere (Maul-

Digitized by Google



Kaffeegarten von Harar.

Digitized by Google

thiere) zu versehen. Karawanen legen den Weg nach Harar von Zeila aus in 10 bis 14 Tagen zurück. Dies hängt von dem Vorhandensein von Wasser an der Route ab, sowie von eventuellen Konflikten der Somâl unter einander und von dem sogenannten Abbân oder Karawanengeleiter, dem man eben völlig überantwortet ist und dessen höherer oder geringerer Grad von Pflichttreue und Rechtschaffenheit in kürzerer oder längerer Zeit über verschiedene Schwierigkeiten hinweghilft. Meine und Dr. v. Harkegger's Karawane war 19 Tage unterwegs, allerdings in einer gefahrvollen Zeit mitten in der Evacuation.

Bei der Ankunft in Harar wird die Waare einer Karawane ad valorem geschätzt, und es sind an Zollabgaben 10 Prozent des Werthes in Geld oder Waaren zu entrichten. Willkürlichkeiten aller Art kommen hierbei vor. Ganz besonders beliebt ist das Verfahren, den Werth der ankommenden Waare an den Thoren der Stadt nach den höchsten Preisen des Platzes zu taxiren. Wer nicht Maria-Theresienthaler zur Bezahlung dieser Verpflichtungen zur Hand hat, der erleidet weiteren und zwar namhaften Schaden. Kaffee ist das vornehmste Marktprodukt Harars, und nach dem Preise dieses richten sich alle anderen Preise der Waaren. Die Faranle ($371/2$ engl. Pfund oder circa 18 kg) kostet jetzt sechs Maria-Theresiathaler, was ziemlich viel genannt werden muß. Das lucrativste Geschäft kann aber einstweilen gegenwärtig mit Thierhäuten gemacht werden. Allmonatlich werden auf dem Marktplatze von Harar ungefähr 6000 Stück Ochsenfelle erhandelt, ferner etwa 15 000 Ziegenfelle. Pro Stück zahlt man von ersteren zwei Piaster, von letzteren $1/2$ Piaster. Ein Ziegenfell kostet in Harar vier bis fünf Piaster. Ochsenhäute werden nach Gewicht verkauft, das englische Pfund im Mittel zu einen Piaster. Auf Kaffee also und auf Häute kann heute kommerzielle Spekulation sich erstrecken, denn der Handel mit Gummi, Elfenbein, Zibet, Myrrhen, Weihrauch, Tabak, Honig, Durra ꝛc. ist noch nicht organisirt oder gehoben; dies sei besonders betont, denn es fehlt nicht an handelsfähigen Quantitäten derselben, sondern die Galla vernachlässigen diese Handelszweige lediglich darum, weil sie bereits durch Jahre — die Durra ausgenommen — augenblicklich, d. i. zur Zeit, wenn viel auf den Markt geworfen wurde, Abnehmer fanden. Allein wirdsen sich Spezialisten auf diese Artikel verlegen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß ein bedeutender Exportgeschäft mit der Zeit darin gemacht werden könnte.

Grundbesitz zu erwerben ist in Harar nicht schwer, ebenso leicht Plazmiethe und Miethe von Arbeitskräften. Darum hat man besonders in Italien selbst an die Bildung von Ackerbaukolonien gedacht, die das herrliche Klima außerordentlich begünstigen würde. Gegenwärtig befindet sich aber das Land in einer landwirthschaftlichen und in einer kommerziellen Krise. Es war nämlich in den letzten Jahren ein Ernteausfall an Durra und Dreiele, und ebenso wird der Kaffeemarkt von den Im-Galla schon längere Zeit flau besucht. An Geld würde es nicht mangeln, wohl aber an Waarenumsatz und an der Möglichkeit Geschäfte zu machen. Man sucht zum Theil die Ursache in dem mangelhaften Schutz, den die Schoaner dem Platze verleihen, so daß Galla-Ueberfälle wieder zu befürchten wären. Seitdem nämlich Menilek II., König von Schoa, alle Absichten auf den abessynischen Thron dokumentirt, scheint er die östliche Peripherie seines Reiches zu vernachlässigen; wahrscheinlich muß er dies auch, denn seine Streitkräfte sind im Augenblicke für seine großen Ziele noch ziemlich beschränkt. So unterhält er in Harar, wo Aegypten 7000 bis 8000 Mann liegen hatte — die eben hinreichten — nur 1000 Mann Garnison, welche mit neuen Remington-Gewehren bewaffnet sind. Die Krieger ziehen aber, anstatt sich auf die Bewachung der Thore der Stadt zu beschränken, bentemachlend in der Umgebung umher, so daß außerhalb der Mauern Harars die größte Unsicherheit des Lebens und Eigenthums herrscht, und seit der Abreise des Dedschatschmatsch Macoueu, des Statthalters des Königs, nach Schoa, die Verhältnisse noch schlimmer zu werden drohen. Die einzige Karawanenstraße nach Zeila ist noch unverlegt, nach allen anderen Seiten, selbst nach Schoa, sind aber die Wege gesperrt und nur unter Entsaltung einer ansehnlichen Macht passirbar. Nicht einmal Kuriere der Eingeborenen wagen es zu cirkuliren.

Nach meiner Ansicht wäre es hoch an der Zeit, in diesem herrlichen Erdenwinkel den Hebel vernünftiger Kolonisation anzulegen. Hier läßt sich Handels- und Pflanzungskolonisation treiben in so innigem Verein, wie in keinem anderen Theile Afrikas. Daß England die Sache nicht in Angriff nimmt, darf nicht wunder nehmen. Die Engländer haben durch Occupation Zeilas und Berberas den Haupttertrag des Handels von Harar sich dienstbar zu machen gewußt, so weit er eben mühelos an der Küste in der Form von Einhohung von Dogana-Steuern in die Hand genommen werden kann. Sagt doch ein arabisches Sprichwort in Ost-Afrika: „Wer Zeila hält, hat den Bart von Harar in der Hand.“ Die Briten haben ganz im Sinne desselben gehandelt. Ich habe in Italien die Bildung von Privat-, Handels- und Ackerbau-Unternehmungen unter staatlicher Garantie angeregt, weil mir dieses System in Harar die Zukunft für sich zu haben scheint. Denn nach Harar kann Italien den Strom seiner großen Auswanderung ableiten, während selbst auf dem Plateau von Eogos die Voraussetzungen für eine Ackerbau-Kolonisation durch Italiener noch nicht vorhanden zu sein scheinen und die Zugängslichkeit dieselbe bleibt, wie jene Harars. Der Handel Abessyniens ist aber ganz beschränkt, zu unbedeutend, während jener von Harar, wohin alle Galla-Länder mit einer Population von vielen Millionen mit ihrem Handel gravitiren und in Zukunft noch in höherem Maße gravitiren müssen.

Unter diesen Verhältnissen gewinnen die Hafenplätze am Golf von Aden eine große Bedeutung, so Tadschura, Sagallo und Zeila. Menilek hat mit richtigem Blicke, als er Harar in Besitz genommen, die Erwerbung eines Hafens — Anhädös am Golf von Tadschura — angestrebt, zu einer Zeit, als ihn das Geschick von der äthiopischen Kaiserkrone noch fern hielt. Er gedachte selbst den Handel der Galla-Länder auszubeuten, eine Flotte zu schaffen und mit Europa direkt in Verkehr zu treten. Das Erbe dieser Ideen ist jetzt Italien oder Frankreich zugefallen, da Deutschland weithin Terrain für seine kolonialen Unternehmungen gefunden hat. In den Bereich der drei Interessensphären, der britischen, französischen und italienischen, wovon die beiden ersten durch Vertrag abgegrenzt und bestimmt worden sind, fällt die Hebung des Reichthums, eines der schönsten und ergiebigsten Theile Afrikas, der Somâl- und Galla-Länder von Harar.

Digitized by Google

J. Chaffanjon's Reisen im Gebiete des Orinoko und Caura.

I.

(Mit vier Abbildungen.)

Die Reisen, welche J. Chaffanjon in den Jahren 1884 bis 1887 im Gebiete des Orinoko und des Caura unternommen hat, sind in geographischer und ethnologischer sowie in naturwissenschaftlicher Beziehung so ergebnißreich und interessant gewesen, daß wir nach unseren vorläufigen kürzeren Berichten (Vergl. „Globus", Bd. 51, S. 176 und 368 und Bd. 53, S. 175) ausführlicher auf dieselben zurückkommen.

Die Regenzeit (Mai bis Oktober), welche gerade herrschte, als der Reisende in Venezuela ankam, benutzte er zur Einziehung von allerlei Informationen, und er genoß dabei das weitgehendste Entgegenkommen seitens der staatlichen Behörden, insbesondere aber seitens des damaligen Präsidenten Crespo. Die Gastfreundschaft der Venezuelaner erschien ihm auf diese Weise von dem ersten Augenblicke an in dem glänzendsten Lichte.

Im Delta des Orinoko wurde nur dem Stamme der Guaranno-Indianer, die der unglückliche Ereaux eingehend beschrieben hat, ein flüchtiger Besuch abgestattet, dann ging die Fahrt direkt nach Ciudad Bolivar, das etwa 400 km von der Mündung des Stromes entfernt ist. Hier wurden noch einige letzte Vorbereitungen zur Expedition getroffen, und am 29. Januar 1885 erfolgte der Aufbruch. Das Boot trug den Reisenden und seine Begleiter zunächst nach der Insel Orocopiche, die als der Gemüsegarten von Ciudad Bolivar bezeichnet werden kann, im Winter aber von ihren Bewohnern verlassen wird, weil sie dann unter Wasser steht. Am rechten Ufer des Orinoko erheben sich hier die „Cerros" von Orocopiche, am linken aber die „Mesas" von Soledad, und durch diese Felsen wird der Strom erheblich eingeengt. Seine Breite beträgt hier nur 900 m, während sie westlich von der Insel auf 3000 m gemessen wurde. Am Fuße der Felsen von Orocopiche lag einst eine größere Ortschaft, von der heute aber nur noch wenige Spuren zu sehen sind.

Weiter wurde die Insel Bernavelle erreicht, die früher ebenfalls stark bevölkert gewesen sein soll, während gegenwärtig ein einziger elender Rancho auf ihr steht, dessen Bewohner — ein Zambo mit seinem aus der oberen Orinokogegend entführten indianischen Weibe und seinem kleinen hübschen Töchterchen — auch etwas Gemüse bauen, das sie nach Ciudad Bolivar zu Markte bringen. Hinter dieser Insel gerieth das Boot in eine sehr starke Strömung, die es sicher in große Gefahr gebracht hätte, wenn es von weniger guter Bauart gewesen wäre.

An der Mündung des „Canio" Bari stieß man wieder auf eine einzelne Hütte, in der ein Mischlings-Ehepaar hauste (S. Abbildung 2). Der Mann begleitete die Reisenden nach einer Uferlagune, bei der nach Indianerart von dem Gehöfte eines Baumes aus ein prächtiger Hirsch erlegt wurde, dessen Keulen einen willkommenen Braten lieferten. An der Mündung des Canio Lima fand man eine Caribenfamilie, die mit einem Ochsenwagen auf ein Boot von Ciudad Bolivar wartete, das Lebensmittel von dort herbei bringen sollte. Diese Leute waren noch ziemlich civilisirt, trugen Kreuze und Denkmünzen um den Hals, gingen aber im übrigen bis auf den „Guayuco" nackt, und erst als sie die Fremden kommen sahen, hüllte sich der Mann in seinen Schurz, die Frau aber in ihr ärmelloses Hemd. Da der Wind in den ersten Tagen nur ganz schwach in das Segel blies, die Strömung aber stark war, so kam man nur sehr langsam vorwärts, und in der Nacht wurde man von zahllosen Moskitos unsichwärmt und dermaßen gepeinigt, daß das Gesicht und die Hände am Morgen wie Feuer brannten. Endlich erreichte man Almacen, ein Dörfchen, das am rechten Stromufer liegt, nicht mehr als 7 Hütten und 25 Einwohner zählt, und Viehzucht, Fischerei und Jagd betreibt. In einer kleinen Bucht zwischen ein paar kleinen Felseninseln mitten in dem Strome wurde hier das Lager aufgeschlagen und ausnahmsweise einmal eine Nacht verbracht, die frei von der Moskitoplage war.

Bei der Insel Guamita wurden die Cerros Mapares besttiegen, und man sah daselbst eine große Zahl von Copaiba-Bäumen (Copaifera officinalis), die den bekannten Balsam liefern. Von einem einzelnen Baume gewinnt man zwei bis drei Flaschen, zu neun Litern, von denen jede mit sechs bis acht Piastern (20 bis 25 Mark) bezahlt wird. Bei den genannten Bergen mündet der Rio Mapares.

Westlich von der Insel stieß man abermals auf eine Indianerhütte, und hier beobachtete man das erste Beispiel von Polygamie, die zwar in Venezuela gesetzlich nicht erlaubt ist, trotzdem aber hie und da selbst in civilisirten Dörfern geübt wird. Der Reisende hatte hier einen Malaria-Anfall, der glücklicherweise rasch vorüber ging.

An der Mündung des Canio Abreo ging man wieder an das Land, durchquerte ein kleines Gehölz, und befand sich alsbald an dem Rande einer ungeheuren offenen Grasebene, in der man nur zerstreute Gruppen einer Fächerpalme, die Moriche genannt wird, erblickt (S. Abbildung 3). Hier umspielte eine Affengesellschaft den Reisenden und seine Begleiter so dreist, daß einer derselben mit leichter Mühe erlegt und für die Sammlung präparirt werden konnte. Noch dreister waren die Kaimans, die den Abreo in großen Schaaren bevölkerten, und auch von ihnen mußten daher mehrere ihr Leben lassen, darunter einer in der gewaltigen Länge von $5^1/_2$ m. Das Fleisch des Affen diente zur Mahlzeit, und demjenigen der jungen Thiere gewann der Reisende bald großen Geschmack ab. Das Fleisch der enthäuteten Kaimans verzehrten dagegen gierig die schwarzen Geier (Xamuros, Urubus).

Am Abreo wurden auch die Mesas von Guassaraya besucht — ausgedehnte dürre Hochflächen, die ausschließlich mit Steinelchen-Gestrüpp (chaparros) bewachsen sind.

Am 10. Februar war man am Rio Borbon angekommen, und in der Stromschnelle, die hier durch mehrere Felseninseln hervorgerufen wird, galt es wieder sehr geschickt zu segeln und zu rudern, um nicht Schiffbruch zu erleiden. Dann kam man an den Rio Aro, dessen rechtes Ufer hoch und felsig, dessen linkes aber niedrig und sumpfig ist. Auf den Sandbänken vor seiner Mündung trieben unzählige kleine Sturmvögel (Gabiotas, Procellaria puffinus) ihr Wesen, daselbst ihre Eier ablegend, und der Sonne das Geschäft des Ausbrütens überlassend. Bei der wildreichen Insel Cusiya erbeutete man mehrere Iguane (Baumeidechsen), die auch einen ganz guten Braten lieferten.

Digitized by Google

An der Mündung des ſchmalen, aber tiefen Rio Pao, der aus ſeinem ſchlammigen Waſſer mächtige Alluvionen ablagert, lag wieder eine Ortſchaft, Pao genannt, die ungefähr 50 Häuſer und 160 Einwohner zählt, und bei der ſowohl Acker- und Gartenbau als auch Viehzucht getrieben wird. Die Häuſer ſind, ebenſo wie in Chaparro und Cachipo, aus Gyps gebaut, da ſich am rechten Flußufer eine ausgedehnte Fundſtätte dieſes Geſteins befindet. Die Inſel Guaſimale, unmittelbar vor dem Orte, iſt mit dichtem Walde bedeckt, der von Jaguaren wimmelt.

Las Bonitas.

Nicht viel weiter ſtromaufwärts liegt auf einem vorſpringenden Felſen und an zwei ſehr ſicheren Buchten das hübſche Dörfchen Moitaco, mit 60 Häuſern und 235 Einwohnern. Einſt war daſſelbe als Mittelpunkt der ſpaniſchen Miſſionsthätigkeit und als Handelsplatz in Holz, Drogen und Gold von viel höherer Bedeutung, heute dagegen iſt die

Rancho bei Bari.

Viehzucht das einzige nennenswerthe Gewerbe, welches daſelbſt getrieben wird. In Moitaco liegt der Begleiter Crevaux', F. Burban, begraben, deſſen Andenken die Reiſenden dadurch ehrten, daß ſie an dem Kirchhofskreuze eine Krone aus Blumen niederlegten. Die Grabſtätte ſelbſt vermochten ſie nicht ausfindig zu machen.

Von dem genannten Orte aus unternahm J. Chaffanjon auch einen Ausflug in das nahe Gebirge von Torno, in dem ein Indianerſtamm hauſte, der aus dem Süden gekommen ſein ſollte. Der Weg ging zuerſt durch endloſen „Chaparral" (niederes Geſtrüpp), dann durch höheren Waldwuchs, der von zahlreichen Heerden-Pfaden durchkreuzt

Digitized by Google

war. Das Dorf Kamurika, welches man schließlich erreichte, und welches mitten im Gebirge lag, schien gänzlich menschenleer, denn alle Einwohner hatten sich beim Herannahen der Fremden versteckt oder geflüchtet. Endlich zeigte sich aber ein einzelner Indianer, bekleidet von seinem Schurz; es war der Häuptling. Derselbe hieß die Reisenden, deren Führer er kannte, in seine Hütte eintreten, und nun wurde auch bald das Dorf lebendig; die Männer ließen sich einer nach dem andern die Hand schütteln, und nur die Weiber wollten sich nicht hervorwagen. Die Mehrzahl der Indianer gehörte dem Stamme der Quiriquitipas; es waren kleine, gedrungene, aber wohlgestaltete Menschen, mit feinem, schwarzem Haar, angenehmen Gesichtern, vorstehenden Jochbögen und leicht kupferfarbiger Haut. Die Frauen, besonders aber die jungen Mädchen von zwölf bis fünfzehn Jahren, konnte man sehr graziös nennen; sie trugen als

Moriche-palmen-Gruppe in den Llanos.

Zeichen ihrer Civilisation ein Hemd und zahlreiche Kreuzchen, Reliquien und Denkmünzen. Die Häuser sind rechteckig und sorgfältig gebaut, mit einem festen Dach aus Moriche-palmenstroh, und die innere Ausstattung derselben besteht aus Hängematten, Körben (canastos) zur Aufbewahrung der Sachen, und aus einer Bank. Das Küchengeräth ist europäischen Ursprungs, und nur der Dreifuß zum Braten des Fleisches und der Fische (die sogenannte troja) erinnert an die früheren Zeiten, wo die Leute von der Kultur der Weißen noch nicht berührt waren. Als Waffen dienen ihnen aber noch allgemein Pfeile und Bogen, und nur der Häuptling besaß eine alte Flinte ohne Munition.

Von Moitaco weiter reisend, gelangte man nach dem kleinen Dorfe Santa Cruz und der dabei gelegenen Stromsinsel, und man beobachtete dort eine große Wolke von Heuschrecken (langostas), wie sie über dem Wasser dahin zog. Ein Schwarm von Wasserschwalben war ihr dicht auf den Fersen, und nach den zahllosen Thieren, welche in das Wasser

Digitized by Google

Der Orinoko bei Caicara.

Digitized by Google

fielen, schnappten gierig die Fische. Die Ausläufer des Gebirges von Torno treten daselbst dicht an den Strom, und sind mit einem dichten Wuchse hoher Bäume bestanden, dem die Bewohner von Moitaco und Santa Cruz sowie auch diejenigen von Piedra ihre Kanus entnehmen.

Bei der großen Insel Guanares — auf der einst eine spanische Mission blühte, umgeben von Kaffee-, Kakao- und Orangenpflanzungen, von denen noch Ueberreste vorhanden sind — macht der Orinoko, der bis dahin westöstlich floß, eine scharfe Biegung, so daß die Reisenden ihn nunmehr auf einer längeren Strecke von Süd nach Nord zu verfolgen haben. Nur mühsam, und zum Theil am Seile gezogen, kommt das Boot hier gegen Wind und Strom vorwärts bis zu der Insel Matapalo und der Boca del Infierno („dem Höllenschlund"), wo die Ausläufer des Gebirges von Toruo, die den Strom noch immer begleiten, eine schwierig zu überschreitende Schnelle bilden. Hier gilt es wieder harte Anstrengung seitens der Ruderer, endlich ist der „Raudal" aber überwunden, und das Dörfchen Piedra, am rechten Stromufer, erreicht. Auf der Insel von Boca del Infierno werden dann die daselbst vorhandenen Felseninschriften kopirt.

Oberhalb Mapire, das 60 Häuser und 400 Einwohner zählt, und Pferde- und Eselzucht treibt, fließt der Strom zwischen mächtigen Felswänden — der „Piedra brava" — dahin und nicht weit oberhalb tritt zwischen gefährlichen Klippen in einer Breite von 650 Metern der Rio Caura in ihn hinein. Auf der Insel Tigritta harren hier aus allen Gegenden herbeigekommene Fischer des Aufstieges der Morocotes-Fische, die einen wichtigen venezuelanischen Konsumartikel bilden, und in getrocknetem Zustande bis nach Caracas versandt werden.

Westlich von der Insel Tucuragua hat der Orinoko wieder eine gewaltige Breite und ohne weitere Zwischenfälle gelangt man nun auf seinem Rücken nach Bonitas — der alten Mission Altagracia, und dem Militärgouverneursitze des Caura-Distriktes (S. Abbildung 1). Der Ort treibt Ackerbau und Viehzucht. Von einer kleinen Schaar sogenannter „Toninas" (einer Cetaceen-Art), die sich hier in dem Wasser tummeln, gelingt es leider keine zu fangen.

Weiter geht es an der Mündung des Rio Cuchivero vorüber, und nahe bei der Mündung des Rio Manapire, wird das Zelt gegenüber der Insel Taruma auf einem weißen Granitfelsen aufgeschlagen. Hier trifft einen der Neger beim Schwimmen in dem Wasser der Schlag eines elektrischen Aales (Gymnotus electricus), was kein geringes Entsetzen bei ihm hervorruft.

Am 11. März, also nach nahezu $1^1/_2$ monatlicher Bootfahrt, befindet sich die Expedition endlich in Caicara (S. Abbildung 5), wo sie von dem Gouverneur der Provinz, General Gonzales Gil, sowie von dem General Cublion auf das freundlichste empfangen wird. Die Stadt besteht aus 140 Steinhäusern, die theils mit Palmstroh, theils mit Ziegeln (aus Soledad) gedeckt sind, und ihre Einwohnerzahl beläuft sich auf 500. Auf dem Berge dabei gewahrt man die Ruinen eines alten Kastells, das die Spanier in den Zeiten der Indianerkriege erbaut haben.

In Caicara wurde die Orinoko-Fahrt vorläufig abgebrochen, und zusammen mit den beiden venezuelanischen Offizieren, die sich dem Reisenden vollkommen zur Verfügung stellten, unternahm J. Chaffanjon von dieser Stadt aus eine Reise nach dem Caura und zu den an diesem Nebenflusse des Orinoko hausenden Indianerstämmen.

Dr. Ranfen's Grönland-Expedition.

Von **Heinrich Martens.**

(Schluß.)

Nachdem wir auf die angegebene Weise einige Tage gegen Christianshaab vorgerückt waren, wurde die Fahrt schwieriger, der Schnee wurde lockerer und es war schwer, die Schlitten auf demselben vorwärts zu bringen, und gleichzeitig bekamen wir einen starken und andauernden Schneesturm direkt gegen uns. Ich hoffte auf eine Aenderung zum besseren, aber es wurde mit jedem Tage schlechter; nur langsam ging es vorwärts, und ich sah ein, daß wir, wenn es auf diese Weise fort ginge, Christianshaab nicht bis Mitte September würden erreichen können. Wir konnten somit keine Hoffnung haben, in diesem Jahre von dort nach Hause zu kommen, die Hoffnung war aber vielleicht größer, falls wir uns einer der südlichen Kolonien zuwendeten. Wissenschaftlich betrachtet würde dies auch größeres Interesse haben, da Freiherr Nordenskjöld schon ein gutes Stück auf dem Binnenlandeise südlich von Christianshaab zurückgelegt hatte, während das Binnenlandeis hinter den südlichen Kolonien, wie Godthaab, noch eine vollständige terra incognita war. Ein drittes bestimmendes Moment war es auch, daß der Herbst sich zu nähern begann; die Herbstmonate sind aber auf dem Eise gewiß nicht milde. Es durfte daher das Vernünftigste sein, die Westküste so bald wie möglich zu erreichen zu suchen.

Am 27. August, als wir auf etwa 64°50′ nördl. Br. und etwa 10 Meilen von der Küste entfernt waren, entschloß ich mich daher, die Richtung nach Godthaab anstatt nach Christianshaab einzuschlagen. Der Weg nach letzterem Platze ist allerdings kürzer, aber der Abstieg vom Binnenlandeise wäre doch bedeutend schwieriger gewesen, obgleich es auch schwieriger und weiter war vom Binnenlandeise nach bewohnten Stätten bei Godthaab zu gelangen, als nach Christianshaab; konnten wir indeß nicht über Land nach Godthaab kommen, so konnten wir sicher das südlich vom Amerakik-Fjord belegene Ikarlaf erreichen, und sollten beide Wege sich unpassirbar erweisen, dann gab es einen durchaus sicheren Ausweg — den Seeweg, und wir konnten Boote haben. Wir setzten also den Kurs gegen den Amerakik-Fjord, südlich von Godthaab.

Durch diese Kursveränderung bekamen wir den Wind so weit seitwärts, daß wir Segel auf die Schlitten setzen und den Wind beim Ziehen helfen lassen konnten. Zwei Schlitten wurden zusammengeschnürt und auf diesen der aus Segeltuch bestehende Zeltteppich als Segel angebracht, während zwei wasserdichte Theerflächer als Segel für die anderen drei Schlitten dienten; wir selbst gingen den Schlitten voran und zogen. Auf diese Weise brachten wir uns drei Tage vorwärts, dann trat Windstille ein, so daß wir die Segel nicht mehr verwenden konnten. Der Schnee war inzwischen so locker und tief geworden, daß wir die

Digitized by Google

Schneeschuhe und Schlittschuhe in Gebrauch nahmen. Nachdem andauernder Wind mit Schneetreiben eingetreten war, hatten wir die denkbar schlechteste Bahn, und da sich obendrein noch strenge Kälte einstellte, glich der zu Eiskörnchen gefrorene Schnee einer Sandwüste, auf der wir Schlitten zogen. Dieses hinderte selbstverständlich unser Fortkommen im höchsten Grade.

Die Oberfläche des Binnenlandeises war inzwischen so eben, wie der Fußboden eines Zimmers geworden, Spalten trafen wir nicht an, wir fanden solche nur während der ersten Tage in der Nähe der Küste. Noch immer ging es aufwärts, und erst zu Anfang des September hörte die Steigung auf. Wir befanden uns alsdann in einer Höhe von 8000 bis 9000 Fuß. Hier fanden wir eine ausgeprägte Hochebene, welche einem gefrorenen Meere ohne sonderliche Senkungen nach irgend einer Seite hin glich, das sich in fast unmerklichen Wellen westwärts senkte. Länger als zwei Wochen reisten wir über dieses Plateau, bevor wir eine merkbare Neigung nach der Westküste zu bemerkten. Das Plateau mag höchstens etwa 9000 Fuß über dem Meere gewesen sein[1]), nördlich von uns stieg es jedoch, und es schien, als ob es doch noch bedeutend höher war. Die Kälte war hier aber nicht unbedeutend, leider kann ich die Temperatur aber nicht genau angeben, da sie unter die fant, die mit unseren Thermometern, Dunkelüber- wie Spiritus-Thermometer, gemessen werden konnte. Ich nehme an, daß sie mehrere Nächte nicht weit von — 50°C. war. Eines Nachts versuchte ich das Minimumthermometer unter mein Kopfkissen im Zelte zu legen. Als ich jedoch am Morgen nach der Temperatur sah, fand ich, daß der kleine Stab, welcher das Minimum angiebt, so niedrig stand, wie er kommen konnte, nämlich — 35°C., daß aber der Spiritus unter — 40°C. gesunken und weit unten in der Kugel war. Es war dies in einem kleinen Zelte, wo sechs Menschen lagen, und wo wir Thee und Chokolade kochten. Bis auf weiteres gab ich daher jeden Versuch auf, die Temperatur zur Nachtzeit zu messen.

Als wir uns der Westküste näherten und abermals eine Temperatur von — 20°C. erhielten, fanden wir, daß es wieder Sommer und mild geworden war. Als Kuriosum mag angeführt werden, daß wir eines Tages eine Temperatur von + 31°C. in der Sonne, aber — 11°C. im Schatten hatten. Es ist dies im wesentlichen auf die dünne Luft in dieser Höhe zurückzuführen. Die Sonne hatte eine sehr starke Wirkung am Tage, und Schneebrillen mußten stets verwendet werden; ein Fall von Schneeblindheit kam aber nicht vor.

Am 7. September hatten wir starken Schneesturm. Glücklicherweise war aber die Kälte an dem Tage nicht so schlimm. Nachts wehte es so stark, daß der Wind uns fast das Zelt über unseren Köpfen weggerissen hätte. Nur mit Hülfe von Schneeschuhen, Schneeschuhstäben, Verschnürungen ꝛc. brachten wir es zum Stehen. Am nächsten Tage war ein solcher Sturm und solches Schneetreiben, daß wir nicht daran denken konnten, die Stätte zu verlassen; wir mußten im Zelte bleiben, während dieses im Schnee begraben wurde. Als der Sturm sich dann am nächsten Tage legte, mußten wir uns durch den Schnee graben, um hinaus zu kommen; vom Zelte ragte nur die Spitze über den Schnee hinaus. Das Zelt sowohl wie die Schlitten mußten herausgegraben werden, als wir weiter wollten. — Während der ganzen Zeit hatten wir viel Unglück mit dem Winde gehabt. Endlich am 19. September waren wir glücklicher und bekamen einen ziemlich starken Ostwind. Die Schlitten wurden nun zusammengeschnürt, die Segel aufgesetzt, und mit guter Fahrt gings von dannen der Westküste entgegen. Wir brauchten nicht zu ziehen, sondern hatten genug zu thun, um auf unseren Schneeschuhen zu stehen und uns an den Schlitten festzuhalten, während ein oder zwei Mann vorn auf den Schlitten standen, um zu steuern. Es ging jetzt ziemlich stark abwärts nach der Westküste, und dies trug dazu bei, die Fahrt noch zu beschleunigen. Wir segelten an diesem Tage weit; auch sahen wir die ersten Berge an der Westküste.

Es war nachmittags, das Schneetreiben war just etwas geringer, als ich Balto rufen hörte: Land! Ich sah hinaus, und durch den Schnee konnte ich in der That eine Bergspitze bemerken. Die Freude war natürlich groß. Der Wind wurde aber stärker, das Schneetreiben nahm, zu und bald war das Land unseren Blicken wieder entzogen; aber mit sausendster Fahrt dem je ging es nun dem verzanderten Lande entgegen, nach dem wir uns so lange gesehnt hatten.

Es begann gegen Abend schon stark zu dunkeln, als ich plötzlich durch den Schnee einen dunklen Fleck auf dem Eise gerade vor uns bemerkte; ich erkannte nicht, was es war; ohne aber eine Gefahr zu ahnen, ließ ich vorwärts sausen. Plötzlich auf wenige Schritte Entfernung entdeckte ich, daß es ein breiter Spalt im Eise war. Im Nu wurden die Schlitten herumgedreht und die Segel gestrichen. Es war hohe Zeit, denn wir waren schon an der Kante des Spaltes — ein paar Sekunden mehr und wir sammt den Schlitten wären von dem bodenlosen Schlund verschlungen worden.

Dies war also der erste Spalt an der Westküste, wahrscheinlich aber nicht der einzige; wir mußten also mit größerer Vorsicht vorwärts gehen. Ich lief deshalb auf Schneeschuhen voran, um die Beschaffenheit des Eises zu untersuchen, während die Schlitten segelnd nachkamen. Auf diese Weise ging es bis in die Nacht hinein rasch vorwärts; der Mond ging auf und mit Hilfe des Mondscheins konnte ich sehen, wie die gefährlichsten Stellen zu umgehen waren. Trotzdem wären Sverdrup und Christianson mit den Schlitten fast in eine Spalte gefallen, die Schneebrücke brach und stürzte hinter ihnen ein, gerade als sie hinüber gesegelt waren. Später in der Nacht wurden die Spalten so groß und gefährlich, daß wir nicht weiter segeln konnten, und das Zelt aufschlagen mußten. Dies war aber bei dem starken Winde und auf dem glatten, harten Eise keine leichte Sache. Schließlich gelang es doch, frohen Sinnes trocken wir in unsere Säcke, und ich bin überzeugt, daß alle in der Nacht gut geschlafen haben.

Am folgenden Tage hatten wir eine sehr schlimme Eistour, das Eis war voller Spalten und dazu äußerst uneben; es ging also nur langsam vorwärts. Ich beförderte, daß wir stark nördlich gekommen waren, und als wir uns dem Lande näherten, zeigte es sich, daß dem wirklich so war, wir waren in die Nähe des Godthaabsfords, nach Kangersunet, gekommen, wo sich ein mächtiger Gletscher in den Fjord hineinstreckt. Hier war das Eis kreuz und quer so voller großer Spalten, daß es nicht möglich war, dasselbe zu passiren; wir mußten also weiter südlich suchen, Land zu erreichen. Auch hier trafen wir viel zerrissenes und unebenes Eis an, aber es war doch passirbar.

Endlich am 24. September erreichten wir bei einem kleinen Binnensee südlich von Kangersunet Land. Jetzt konnten wir die Schlitten nicht mehr gebrauchen; vorläufig ließen wir sie daher sammt einem Theil der Bagage zurück, nahmen soviel Proviant, wie wir tragen konnten, sowie das Zelt, die Schlafsäcke ꝛc. auf den Rücken, und zogen das Thal hinab längs des Flusses Kukarik nach Ameragdla, dem innersten Arme des Amerdlik-Fjords, den wir am 26. September erreichten.

[1]) Das nothwendige meteorologische Material zum Vergleiche liegt noch nicht vor, so daß die Höhen nicht genau angegeben werden können.

Digitized by Google

Damit hatten wir also das so viel besprochene Binnenlandeis passirt, und wir standen am Ziele unserer Reise, der Westküste Grönlands. Die von uns über das Eis zurückgelegte Strecke betrug etwa 65 Meilen. Uns blieb nun nur noch eins übrig, nämlich zu Menschen zu kommen; aber dies mußte rasch geschehen, da unser Proviant in einiger Hinsicht knapp zu werden begann; besonders fühlbar wurde der Mangel an Fettstoffen. Tiefer Mangel ging so weit, daß einer der Theilnehmer, während wir noch auf dem Binnenlandeise waren, mich allen Ernstes fragte, ob ich glaube, daß es schaden werde, wenn er das gekochte Leinöl trinke, welches wir zum Schmieren der Schuhe benutzten. An getrocknetem Fleisch hatten wir dagegen noch Ueberfluß. Wie waren uns freilich bald klar, daß es keine leichte Sache sein werde, Godthaab über Land zu erreichen, — nach Uarsak würde sich schon eher kommen lassen —, aber schneller ging es jedenfalls, ein Boot zu bauen und den Seeweg zu machen.

Am nächsten Tage gingen also Sverdrup, Balto und ich an die Herstellung des Bootes, während die drei anderen zurückkehrten, um den Rest der Bagage zu holen. Das Boot wurde aus Segeltuch hergestellt, welches den Boden des Zeltes bildete, sowie aus einem Stück Segeltuch, das wir zur Reserve mitgenommen hatten. Zu den Spanten (Rippen) sowie zum Kiel ꝛc. wurden Weidenzweige genommen, die wir in dem nächsten Busche schnitten, sowie Schneeschuhstäbe und eine Bambusstange, welche als Mast auf den Schlitten benutzt worden war, wenn wir segelten. Mein ursprünglicher Gedanke war, ausschließlich Bambusstangen zu benutzen, von denen wir mehrere hatten, sowie das Material der Schlitten; da das Boot aber zu viel zu tragen hatte, mußte es unterbleiben, und um nicht auf die noch nicht herbeigeholten Sachen zu warten, nahmen wir Weidenzweige. Abends war das Boot fertig. Am nächsten Morgen kehrte auch Balto mit den anderen zurück, während Sverdrup und ich uns vier Ruder herstellten. Diese wurden aus gespaltenen Weidenzweigen gemacht, zwischen deren ausgespreizten Armen Segeltuch gespannt wurde; am Ende wurden sie zum Bambusstabe geschnürt. Zur Mittagszeit waren wir fertig, und zu zweien (Nansen und Sverdrup) traten wir die Fahrt nach Godthaab an.

Wegen des tiefen Schlammes und seichten Wassers konnten wir anfangs das Boot gar nicht benutzen, sondern mußten durch den Schlamm waten, während unser Boot getragen wurde; erst am nächsten Mittag erreichten wir offenes Wasser. Wir steuerten nun aus dem Umeralik-Fjord heraus, aber der Wind war mehrere Tage ungünstig; er stand in den Fjord hinein, und mit dem Boote war schwer gegen Wind und See zu rudern, weil es kurz und breit war; so mußte es infolge der viereckigen Form des Zeltbodens gemacht werden; die Grönländer nennen es sehr bezeichnend: ein halbes Boot. Endlich am 2. Oktober bekamen wir günstigeren Wind, und am nächsten Tage, am 3. Oktober, erreichten wir den herrnhutischen Missionsplatz Neu-Herrnhut, wo wir landeten, und von wo wir uns, nachdem wir die deutschen Missionare besucht hatten, über Land nach dem nördlich belegenen Godthaab begaben.

Hier war es schon bekannt, daß wir kommen würden, und groß war unsere Verwunderung, als wir mit einem donnernden Kanonensalut empfangen wurden und die ganze Bevölkerung auf den Beinen sahen. Ein eigenthümliches Gefühl war es für uns, die wir in letzterer Zeit nicht durch menschlichen Umgang verwöhnt worden waren, so viele Menschen zu sehen. Ein herrlicher Anblick war es, die langen Reihen von Grönländern und Grönländerinnen in ihren malerischen Trachten an beiden Seiten des Kolonieweges zu sehen, und freundschaftliche Neugierde leuchtete uns aus diesen vielen strahlenden Gesichtern entgegen.

So waren wir beide denn in sicherem Hafen. Daß die dänische Gastfreiheit nicht ihren alten Ruf verleugnete, und daß von den Europäern der Kolonie alles gethan wurde, um die beiden Reisenden zu erquicken, braucht kaum hinzugefügt zu werden; aber drinnen im Umeralik-Fjord hatten wir noch vier Genossen, die mit Sehnsucht der Erlösung harrten. Dieselbe sollte nicht so schnell wie gewünscht kommen. Gerade als wir anlamen, brach nämlich ein Südsturm los, der mehrere Tage anhielt, so daß die beiden Boote, welche sie holen sollten, nicht ausgehen konnten. Da man befürchtete, daß unsere Genossen Mangel leiden würden, war der Prediger des Platzes so freundlich, am 5. Oktober zwei Kajakleute zu besorgen, die mit einem Theil Proviant entsandt wurden. Inzwischen war der nach Umanak, nördlich von Umeralik, verreiste Verwalter der Kolonie von unserer Ankunft unterrichtet worden, sowie davon, daß sich noch vier Mann am Umeralik-Fjord befanden. Von dort wurden dann von dem Kolonieverwalter, sowie von dem Missionar des Platzes ebenfalls zwei Kajaks mit Proviant abgesandt. Einer der Kajakleute schoß außerdem am Tage nach seiner Ankunft bei unseren Gefährten einen großen Rentthier-Bock. Es gab somit einen „Schmaus" sondergleichen; besonders sollen die Gesichter unserer beiden Lappländer köstlich anzuschauen gewesen sein, als sie das Rentthierfleisch erblickten. Am 12. Oktober kamen dann alle nach Godthaab, und die Tour durch Grönland war damit beendet.

Meine erste Frage, als wir anlamen, galt der Schiffsgelegenheit nach Europa; die Antwort ging dahin, daß jetzt keine Schiffe in Grönland seien, ausgenommen vielleicht der Dampfer „Fox", welcher von Ivigtut in Südgrönland etwa Mitte Oktober abgehen solle. Ob man das Schiff mit einer Post erreichen könne, sei äußerst zweifelhaft. Obgleich ich selber nichts dagegen hatte, in Grönland zu überwintern, hielt ich es doch für meine Pflicht, insbesondere der anderen Theilnehmer wegen, mein äußerstes zu thun, um mit dieser letzten schwachen Möglichkeit nach Hause zu kommen. Eine Kajakexpost wurde daher sofort abgesandt; aber meine Hoffnung, daß dieselbe rechtzeitig an Ort und Stelle sein werde, war nur gering; es war anhaltender Südsturm, wie lange derselbe anhalten werde, wußte Niemand, und gegen ihn konnte ein Kajakmann schwer ankämpfen. Gegen Ende Oktober kam eine Kajakexpost vom Süden, die mir die Nachricht brachte, daß meine Post „Fox" im letzten Augenblick erreicht habe, daß der Dampfer aber abgehen mußte, ohne uns holen zu können. Unser nächster Gedanke war nun, eine Yacht zu chartern, welche in Godthaab lag, und mit derselben nach Neu-Lundland zu segeln, da jedoch der Verwalter der Kolonie uns die Yacht nicht ohne Erlaubniß des Besitzers, des Direktorates für den königlichen grönländischen Handel, überlassen konnte, mußte der Plan aufgegeben werden, und wir waren genöthigt, uns auf den Winteraufenthalt in Godthaab einzurichten.

Christiansen, Balto und Ravna wohnten für sich und hielten sich einen eigenen Hausstand, während die drei anderen von uns beim Verwalter der Kolonie wohnten, wo wir es selbstverständlich ausgezeichnet hatten.

Der Winter verlief so angenehm wie nur möglich, und ich glaube, daß er mehreren von uns zu rasch verlief. Wer kann sich anders als wohl befinden unter den liebenswürdigen Naturkindern Grönlands. Für sie existirt die große Welt nicht; sie kennen keine Schnsucht, aus Leben stellen sie geringe Ansprüche, die in der Regel leicht befriedigt werden können, wirkliche Armuth ist ihnen ziemlich fremd, sie hungern zuweilen, haben aber in der Regel Speise im Ueberfluß, sie gehen auf die Jagd, fangen ihre Seehunde, essen, leben und sind glücklich. Wir verkehrten sehr viel

Digitized by Google

mit ihnen, theilten ihre Lebensweise, wohnten in ihren Häusern und fühlten uns von Tag zu Tag mehr zu ihnen hingezogen; man wird unwillkürlich von ihrer Heiterkeit und Natürlichkeit angezogen. An Zerstreuungen war kein Mangel, Jagden gab es genug, Seehundsjagd, Schneehuhnjagd und Rentierjagd, es war auch Ueberfluß an Schnee zum Schneeschuhlaufen; aber am interessantesten war doch das Kajakenboot, das elegante grönländische Fahrzeug, welches als Einzelmannsboot unübertroffen dasteht; Kajaken besorgten wir uns alle, ausgenommen der alte Navna, und wir haben und in denselben nach besten Kräften getummelt, ohne daß jemand umgekommen ist. Zum ersten mal, wenn man in ein Kajak kommt, hat man meistens genug zu thun, das schmale schlanke Fahrzeug auf dem richtigen Kiel zu halten, eine unberechnete Bewegung, ein falscher Ruderschlag, und man „hat es zum Hut". Ich habe gesehen, daß Leute mit demselben kaum einen Ruderschlag vom Strande entfernt kopfüber gingen. Ist man aber erst Herr des Kajaks geworden, dann kann man es gegen Sturm und See rudern und braucht fast kein Wetter zu fürchten. Im Sturm ist es gerade am vortrefflichsten. Einem Pfeile gleich durchschneidet es die Sturzwellen, welche über einen hereinbrechen, man wird begraben, die See rollt über einen dahin, und einem Wasservogel gleich, schießt man wieder empor. Die Bekleidung anschließt Handgelenk und Gesicht, nicht ein Tropfen Wasser dringt ein, man sitzt so trocken, wie in einem Zimmer. Werden die Wogen allzu groß, dann kann es wohl vorkommen, daß man kentert, aber kann man seine Ruder gebrauchen, dann erhebt man sich eben so trocken wieder als zuvor. Ja, es kommt sogar vor, daß Eskimos, die sehen, daß ihnen eine Woge zu groß wird, absichtlich kentern und die See über sich hinweg rollen lassen und sich wieder erheben, wenn sie vorüber ist. Ja, es ist ein herrliches Leben, und will man den Eskimo in seinem Elemente kennen lernen, dann muß man ihm ins Kajak folgen. Das Kajakrudern ist ein gefährlicher Sport, und es kommt vor, daß sogar der Eskimo sein Leben darin zusetzt, in Godthaab und den nächsten Distrikten kamen diesen Winter sechs um, aber dies trägt kaum dazu bei, den Sport weniger interessant zu machen.

Wir reisten in der Umgegend Godthaabs sehr viel umher, theils im Boot, theils im Kajak, und besuchten alle Wohnplätze, ich selber schweifte viel im Kajak umher und wohnte zuweilen mehrere Wochen im Hause der Eskimos, wo eine Gastfreiheit herrscht, die wohl alles übertrifft, was wir in Europa kennen. Zweimal waren wir im Amerdlik-Fjord, und einmal im Dezember lagen wir draußen in einem Zelte ein paar Wochen auf der Schneehuhn- und Rentierjagd. Zum zweiten male waren wir Ende März unserer drei dort, um auf dem Binnenlandeis vorzudringen. Trotzdem dazu geeignete Lebensmittel nicht aufzutreiben waren, und trotzdem es noch zu zeitig war, wollte ich doch gern hinaus, um zu untersuchen, wie das Binnenlandeis im Frühjahr zu besahren sei. Bevor wir uns auf dieses Eis selbst begaben, wollte ich aber ein paar Rentiere zwecks Vermehrung unseres Proviant schießen. Wir wurden indessen mehrere Tage durch Unwetter, Sturm, Schneetreiben mit Thauwetter zurückgehalten, so daß die Schneeschuhfahrt vollständig unmöglich wurde. Da man uns in den Kolonien gesagt hatte, daß das Schiff etwa zum 1. April erwartet werden konnte, mußten wir also schließlich unverrichteter Sache zurückkehren.

Als kein Schiff kam, wollte ich noch einmal versuchen, ob ich nicht auf einer anderen Seite in kürzerer Zeit ins Gebiet des Binnenlandeises eindringen konnte. Ich ging deshalb im Kajak bis zum Ende des festen Fjordeises in den Godthaabfjord hinein, etwa 15 Meilen von Godthaab. Von dort ging ich mit zwei Grönländern aus dem nächsten Wohnplatz, dem acht Meilen von Godthaab entfernt belegenen Kornuk, auf Schneeschuhen übers Eis in den Ujaratkuok-Fjord, einen Arm des Godthaabfjords, hinein. Hier schießt das Binnenland- (Gletscher-) Eis ins Thal hinab, und von hier aus hoffte ich in verhältnißmäßig kurzer Zeit auf die Gletscher zu gelangen. An der Spitze des Fjords angelangt, ergab es sich jedoch, daß der Strom aus den Gletschern das Thal gefüllt und das Eis weit in den Fjord hinaus aufgebrochen hatte, so daß dort offenes Wasser bis zum Lande war; die Thalseiten waren zu jäh, um dort auf Umwegen hinabkommen zu können, und über Land auf anderen Stellen zum Binnenlandeise zu gelangen, erforderte zu viele Tage, denn das Schiff war jeden Augenblick zu erwarten. Auch dieses mal mußte ich also gegen meinen guten Willen zurück, jedoch mit besseren Resultaten als des erste mal. Ich hatte gesehen, daß das Binnenlandeis nicht so schneebedeckt war, als ich zuvor angenommen hatte. Am 14. April kehrte ich nach Godthaab zurück und am nächsten Tage kam der Dampfer „Hvidtbjörnen". Ich glaube, die Freude über die Ausssicht, bald nach Hause zu kommen, wurde bei mehreren von uns durch die Wehmuth darüber geschmälert, Grönland und dessen Bewohner verlassen zu müssen. Charakteristisch für das Verhältniß, in welchem die Grönländer und wir zu einander standen, ist eine Aeußerung, die einer derselben einst Tages mir gegenüber that, als ich ihn und seinen Bruder besuchte, mit denen ich viel zusammen gewesen war. Er sagte: „Wir befanden uns so gut, wir lebten wie Brüder zusammen; jetzt aber reiset du in die unbekannte Gegend zurück, du wirst uns vielleicht unter den vielen Menschen bald vergessen, aber wir werden dich niemals vergessen!"

Ich glaube an dem Tage, als wir abreisten, glänzten Thränen in den Augen mancher mit Rentierfellen bekleideten Schönheit, denn jetzt war keine Aussicht mehr auf so manchen lustigen Tanz. Ein Gewehrsalut von drei heimkehrenden Kajaken, die zu unseren besten Freunden gehörten, war der letzte Gruß, den Godthaab uns sandte.

Das Schiff sollte die Post aus Nordgrönland holen, aber ganz außergewöhnliche Eisverhältnisse verzögerten unsere Fahrt; es schien, als ob das Unglück uns mit dem Eise folgte. Am 4. Mai verließen wir endlich die letzte Station in Grönland — Sullertoppen (den Zuckerhut).

Das war die erste Expedition über Grönlands Binnenlandeis. Daselbe ist nun von Küste zu Küste an einer Stelle untersucht, aber Grönland ist groß, es bleibt noch vieles übrig und das Binnenlandeis ist von großer wissenschaftlicher Bedeutung; die Expedition wird daher sicher nicht die letzte bleiben. Künftige Expeditionen werden auch mit viel geringerer Mühe und größerem Ausbeute ausgeführt werden können.

Am 21. Mai des Jahres traf die Nansen'sche Expedition mit dem dänischen Postdampfer „Hvidtbjörnen" in Kopenhagen ein, wo ihr ein glänzender Empfang bereitet wurde. Ein gleiches ist natürlich in Norwegen, in der Heimath der Expeditionsmitglieder geschehen, insbesondere in Christiania, wo denselben großartige Ovationen bereitet wurden. Dr. Nansen hat seine Heimath inzwischen schon wieder verlassen und sich nach England begeben, um dort Vorlesungen über seine Expedition zu halten. Die Frage ist nun zunächst, welche Impulse die Erfolge der Expedition des Dr. Nansen hinsichtlich zukünftiger geographischer und geologischer Forschungen im hohen Norden gegeben haben. In dieser Beziehung hat Nansen es in Kopenhagen und Christiania nicht an Andeutungen fehlen lassen, und in seinem vorstehenden Berichte giebt er ja selbst deutlich zu verstehen, daß er seine Grönlandsreise nicht mit der ersten abgeschlossen zu haben glaubt.

Digitized by Google

Nansen erklärte in seinem Vortrage in der Dänischen Geographischen Gesellschaft, daß er sich Fahrzeuge mit Segel zu bedienen gedenke, die derart eingerichtet sind, daß sie nicht nur zur See, sondern auch auf dem Eise und Schnee verwendet werden können. Ferner hält er Schlitten mit Rentthieren behufs Transport, für das geeignetste Beförderungsmittel, wenn es gilt, auf dem Binnenlandeise vorzudringen. Nansen's Ansicht ist jedenfalls, daß die norwegische Grönlandsforschung auf den Rand des Binnenlandeises im nördlichen Ost-Grönland zu concentriren ist. Während man nämlich Karten über den Rand des Binnenlandeises Westgrönlands vom Norden bis zum Süden hat, und überall fand, daß das Binnenlandeis im ganzen Innern Grönlands als ein großer Gletscher auftritt, der seine Arme nach West-Grönland ausstreckt, und während man annehmen konnte, daß etwas ähnliches bezüglich des südlichen Theiles von Ost-Grönland gilt, weiß man nicht, ob das Binnenlandeis sich wirklich bis zum nördlichen Ost-Grönland erstreckt. Man ist in Unkenntniß darüber, ob das Binnenlandeis hier vielleicht, wie einige annehmen, in seiner Ausdehnung nach Osten von einer hohen Gebirgskette längs der Küste — welche gleichsam eine Rückenlehne für das gen Westen gleitende Binnenlandeis bildet — zurück gehalten wird. Die Entscheidung über die Berechtigung dieser Hypothese ist unzweifelhaft der wichtigste Fortschritt, den unser Wissen über das Binnenlandeis Grönlands bis auf weiteres machen kann. Obgleich Nansen möglicherweise dazu gelangt, die Anwendung von Rentthieren auf dem Binnenlandeise zu erproben, gedenkt er doch nicht weit auf demselben ins nördliche Ost-Grönland vorzudringen, sondern sich zunächst darauf zu beschränken, ausfindig zu machen, wo der Rand des Eises in diesem Theile des Landes liegt. Wünschen wir dem tapfern norwegischen Forscher die Verwirklichung dieser stillen Pläne.

Kürzere Mittheilungen.

Die Resultate der nordamerikanischen Mound-Forschungen.

Die unter der Leitung von Cyrus Thomas stehende Kommission, welcher die Erforschung der Grabhügel östlich der Festengebirge von dem „Bureau of Ethnology“ übertragen war, hat dem Bureau einen eingehenden Bericht erstattet, welcher in zwei Quartbänden und mit mindestens 600 Abbildungen ausgestattet, in einiger Zeit erscheinen soll. Da man aber in Amerika nicht weiß, wie lange Regierungspublikationen auf das Erscheinen warten müssen, können wir der Leitung des Bureaus nur sehr dankbar dafür sein, daß sie die wichtigsten Resultate in einer von Cyrus Thomas verfaßten Broschüre (Work in Mound Exploration of the Bureau of Ethnology, Washington 1887) jetzt schon dem Publikum zugänglich gemacht hat. Wir geben nachstehend einen gedrängten Auszug aus dem reichen Inhalte des nur einen Bogen starken Schriftchens.

Die Rücksichten auf die zur Verfügung stehenden Mittel ließen für die Arbeiten der Kommission nur einen Arbeitsplan ausführbar erscheinen, nämlich den, zunächst die Hauptobjekte aller bekannten Mound-Typen an möglichst vielen verschiedenen Orten möglichst gründlich zu untersuchen; eine Erforschung und Kartirung aller vorhandenen Denkmäler überstieg die verfügbaren Kräfte bei weitem. Dabei galt es möglichst viel Objekte mit ganz sicheren Angaben über Fundort und Lagerungsverhältnisse zusammenzubringen, als Grundlage für spätere monographische Studien, und es mußte das möglichst bald geschehen, um den unzähligen nur auf Zusammenbringen von Fundstücken ausgehenden Privatsammlern zuvorzukommen. Die Hauptfrage, auf welche sich die Untersuchungen zu beziehen hatten, waren die nach dem Verhältniß der Mound-Builders zu den Indianern, und diese hat jetzt schon eine vollkommene und endgültige Lösung erfahren.

Da die Kommission, welche 1882 mit der Untersuchung der Mounds beauftragt wurde, nie mehr als fünf Mitglieder zählte, mußten die zu untersuchenden Lokalitäten mit der größten Umsicht ausgewählt werden. Es wurden deshalb von vornherein drei Linien bestimmt, welche die Vereinigten Staaten von Nord nach Süd durchschneiden, und denen die Untersuchungen folgen sollten. Die eine derselben folgte dem Mississippithale von Wisconsin bis zur Mündung, die zweite erstreckte sich von Ohio durch Kentucky nach Mississippi, die dritte zog durch Ost-Tennessee, das westliche Nord-Carolina, Georgia und Alabama nach Florida. Im Sommer wurde im Norden gearbeitet, im Winter im Süden, und so konnte innerhalb fünf Jahre ein guter Theil besonders der ersten und dritten Linie durchgearbeitet werden. Die Aufnahmen sind mit minutiöser Genauigkeit und größter Sorgfalt gemacht worden, alle Gegenstände wurden sorgsam verpackt, dem „Bureau of Ethnology“ überliefert, dort sorgsamst katalogisirt, etiketirt und numerirt und dem Nationalmuseum erst dann übergeben, wenn sie auch die Nummern der Smithsonian Institution erhalten haben und mit diesem in einen in duplo geführten Katalog eingetragen sind. Auf diese Weise ist es möglich, jeden der 38000 bis jetzt eingelieferten Gegenstände alsbald im Nationalmuseum aufzufinden und umgekehrt von jedem solchen Gegenstande alsbald den genauen Fundbericht zu erhalten.

Die Gebiete, welche seither besonders gründlich untersucht worden sind, waren das südwestliche Wisconsin nebst dem angrenzenden Theile von Minnesota, der westliche Theil des südlichen Illinois, das südöstliche Missouri, das östliche Arkansas, einige Punkte im nördlichen und westlichen Mississippi, das Kanawha-Thal in Westvirginien, Ost-Tennessee, das westliche Nordkarolina, das nördliche Georgia, und einige Punkte in Nord-Florida. Einzelne Punkte wurden außerdem untersucht in New-York, Ohio, Kentucky, Alabama, dem westlichen Tennessee und dem südwestlichen Georgia. Ueber 2000 Mounds, zu mehreren Hundert Gruppen gehörig und alle bis jetzt bekannt gewordenen Typen einschließend, wurde vermessen und sorgsam geöffnet, außerdem zahlreiche Gräber und auch einige Werkstellplätze (Caches) und Ablagerungen in Höhlen.

Leider findet sich unter sämmtlichen 38000 Funden keine Spur einer Inschrift, welche Sprachforschern einen Anhalt bieten könnte. Dafür wurden einige unerwartete und überraschende Entdeckungen gemacht. In einem Hügel in Wisconsin fanden sich silberne Kreuze, Broschen und Armringe, wovon einer mit dem Stempel „Montreal“. Hier konnte es sich freilich möglicherweise um ein später in dem Mound angelegtes Grab handeln, aber in einem anderen Hügel in demselben Staate, welcher den Mittelpunkt einer ausgedehnten Gruppe von „Effigy Mounds“ bildete, lag auf dem Boden mitten unter dem Aufwurf — ein zweifelloser Feuersteinfeuerstein. In einem sechs Fuß hohen, offenbar noch unberührten Grabhügel in Tennessee lag ein altmodisches Küchenmesser (Case-knife) mit Horngriff, und zwar ganz unten am Boden. In mehreren

Digitized by Google

an weit von einander entfernten Punkten gelegenen Hügeln fanden sich Schlittenschellen von der früher als „hawk-bells“ bekannten Form. Im nördlichen Mississippi, im früheren Chickasaw, fand sich eine Silberplatte mit dem spanischen Wappen und die Eisenstheile eines Sattels. In Nordcarolina hielt in einem Grabhügel das Haupt-Skelett eine eiserne Axte und eine Messerklinge in der Hand, aber um dasselbe herum lagen gravirte Muscheln und polirte Steincelte. Messingkessel mit eisernen Henkeln, Messingdraht, Glasperlen, hölzerne Löffel u. dgl. wurden mehrfach in Hügeln gefunden, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die meisten derselben dem Todten beim Begräbniß mit in den Hügel gegeben wurden.

Angesichts dieser Thatsachen kann kein Zweifel über die Errichter der Mounds mehr sein. Cyrus Thomas faßt die Resultate seiner Forschungen in folgenden Sätzen zusammen:

1) Die Mound-Builders des Gebietes östlich der Felsengebirge bestanden aus einer Anzahl von Stämmen, welche dieselben Beziehungen zu einander zeigen und auf derselben Kulturstufe standen, wie die Indianer zur Zeit der Entdeckung Nordamerikas.

2) Die archäologischen Distrikte, welche sich aus der Untersuchung der Mounds ergeben, stimmen in einem gewissen Grade mit der Vertheilung der Indianerstämme und der größeren Völkergruppen zur Zeit der Entdeckung.

3) Die Untersuchung hat nirgends einen Anhalt dafür ergeben, daß die Mound-Builders einer höher civilisirten Rasse angehörten oder einen höheren Kulturgrad erreicht hatten, als die Indianer.

4) Jeder Stamm hatte verschiedene Bestattungsweisen; die Verschiedenheit hing vielleicht mit der sozialen und verwandtschaftlichen Stellung und der Beschäftigung des Begrabenen zusammen.

5) Der Gebrauch, vor dem Begräbnisse das Fleisch von den Knochen zu entfernen, herrschte im Norden entschieden vor, war aber auch im Süden nicht ungewöhnlich. Steinkisten, welche die Ueberreste eines Erwachsenen enthalten, sind häufig nur zwei Fuß lang und einen Fuß breit und tief.

6) Eine Ceremonie, bei welcher Feuer eine Rolle spielte, hat offenbar häufig auf den Mounds stattgefunden; die Leichenverbrennung scheint aber öfter zufällig als absichtlich gewesen zu sein.

7) Die großen, oben abgeflachten Mounds im Süden trugen zweifellos die Berathungshallen oder die Wohnungen der Häuptlinge und einflußreicher Leute.

8) Im Flachland am unteren Mississippi wurden flache Hügel aufgeworfen, um die Häuser, die auf Pfählen gestanden zu haben scheinen, darauf zu errichten. Starb der Besitzer, so wurde er in dem Hausflur begraben, dann das Haus angezündet, und über der noch dampfenden Asche der Hügel aufgeschüttet.

9) Die entdeckten Verbindungsglieder zwischen den Mound-Builders und den Indianern sind so zahlreich und sicher, daß kein Zweifel mehr darüber bestehen kann, daß beide dasselbe Volk sind.

10) Die Angaben der ältesten Entdecker und Erforscher werden durch die Untersuchungen, besonders in den Südstaaten, in allen Einzelheiten bestätigt.

11) Es sind Anhaltspunkte genug dafür da, daß bestimmte Eigenthümlichkeiten der Mounds bestimmten Stämmen eigenthümlich sind, und daß somit ihre geographische Vertheilung es möglich macht, die Wanderungen mancher Stämme bis zu einem gewissen Grade zu verfolgen. Den Cherokesen sind nicht nur die meisten Hügel im östlichen Tennessee und im westlichen Nordcarolina zuzuschreiben, sondern auch die meisten alten Werke an Kanawha-Thal; auch die Tallegwi, die Erbauer der wichtigsten Hügel in Ohio, waren Cherokesen. Den Shawanees gehören die schachtelförmigen Steingräber an, die man südlich von Ohio in Kentucky, Tennessee und dem nördlichen Georgia findet, wahrscheinlich auch einige in der Nähe von Cincinnati. Die Delawaren haben ihre Spuren hinterlassen im gleichnamigen Thale und in einem großen Theile von Ohio. Die Mounds im nördlichen Mississippi gehören den Chickasaw an, die im südlichen Georgia den Uchee, die der Golfstaaten meistens den Muskokee. Die merkwürdigsten Effigy-Mounds in Wisconsin sind von den Winnebagos erbaut, die Hügel in New-York fast alle von den Irokesen.

12) Die Resultate der Ausgrabungen widersprechen ganz entschieden der Theorie, daß die Mound-Builders Mayas oder Mexikaner gewesen und später von den Indianern nach Süden getrieben worden seien. Ebensowenig gehörten sie zu den Pueblo-Indianern. Ein genaues Studium der Pfeifen insbesondere widerspricht aufs entschiedenste jeder Wanderung von Norden nach Süden.

13) Ein guter Theil der Mounds gehört allerdings der präcolumbischen Zeit an, aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß eine große Anzahl, und darunter sehr bedeutende Werke, erst errichtet wurden, nachdem die Indianer schon mit Weißen in Berührung gekommen waren.

Man sieht, die Ergebnisse der Forschungen sind wichtig genug, um uns mit einiger Ungeduld dem Erscheinen des „Reports“ entgegensehen zu lassen. Dr. W. Kobelt.

Die Handelswege Persiens.

In seiner Eigenschaft als langjähriger Resident in Persien war General Sir H. Marbody Smith in der Lage, sich ein gründliches Urtheil zu bilden über die Hilfsquellen Persiens sowie über die Entwickelung und Benutzung dieser Hilfsquellen zur Förderung des Handels mit dem Auslande. Sein Vortrag vor der Londoner Handelskammer verdient daher allgemeinere Beachtung.

Am wichtigsten zu diesem Zwecke ist selbstredend die Verbesserung der inländischen Verkehrsmittel. Mehr als dreiviertel der ganzen Fläche Persiens bildet bekanntlich ein hohes Plateau, das sich in einer Höhe von etwa 4000 bis 5000 Fuß über dem Meeresspiegel befindet. Um diese Höhe zu erreichen, bedarf es eines langen, schwierigen Aufstiegs, aber einmal oben, kann man ohne viele Schwierigkeiten von einem Theile des Landes zum anderen gelangen. Das Klima ist ein äußerst trockenes und die Temperatur im allgemeinen eine sehr hohe. Fuhrwerke sind fast unbekannt und der ganze Verkehr wird durch Lastthiere vermittelt.

Die Wege, welche Persien mit der übrigen Welt verbinden, lassen sich in zwei Gruppen eintheilen — die, welche nach dem Schwarzen und Kaspischen Meere im Norden, und die, welche nach dem Persischen Golfe im Süden führen.

Seit der Vollendung der Eisenbahn zwischen Batum am Schwarzen und Baku am Kaspischen Meere, hat sich die russische Einfuhr nach den persischen Provinzen in der Nähe des Kaspischen See's sehr vermehrt, während der Zufuhr anderer europäischen Waaren aus demselben Grunde sehr abgenommen hat. Der britische Handel ist in vielen Gegenden Nordpersiens so gut wie ausgestorben, und in anderen behauptet er noch mühsam seinen Platz. Nach Erwähnung der Verkehrswege nach dem Persischen Golfe und derjenigen, welche von Buschir und Bender Abbos aus nach dem Inneren Persiens führen, beschrieb General Smith den Lauf des Karun und machte darauf aufmerksam, daß Schuster, wo der Karun aufhört, schiffbar zu sein, den inneren Theilen Persiens näher gelegen ist als Buschir, nämlich um 170 engl. Meilen Flußlauf und um 150 Meilen Seeweg zwischen Buschir und der Mündung des Schat-el-Arab. Mit anderen Worten, die Karun-Route hat vor der Buschir-Route den

Digitized by Google

Vorzug, daß sie statt einen 320 Meilen langen, beschwerlichen Landweg, einen eben so langen, aber viel bequemeren Wasserweg bietet. Von Teheran nach Trebizond und Buschir, den zwei Häfen, auf welche der britische Handel angewiesen ist, ist die Entfernung in runden Ziffern 1000 resp. 800 Meilen, während sie von Schuster nach Burudschird und Kum nur 400 Meilen beträgt.

Die Eröffnung des Karun, falls dieser Fluß auf der ganzen Strecke zwischen Mahammerah und Schuster schiffbar gemacht wird, muß es dem europäischen Handel ermöglichen, viel weiter nach dem Norden vorzudringen und sich auf viel größere Flächen auszudehnen, als es bisher der Fall war. Die Schwellen des Karun bei Ahwas sind bekanntlich ohne wesentliche technische Schwierigkeiten und ohne große Kosten zu überwinden, und ist dieses Hinderniß einmal beseitigt, wird der Karun bis nach Schuster hinauf das ganze Jahr hindurch schiffbar. Bis die Arbeit seitens der persischen Regierung aber ausgeführt wird, wäre es wünschenswerth, die jetzige Schiffbarkeit des Stromes so weit als möglich auszunützen und sie durch die Einführung regelmäßig fahrender Dampfer oder einheimischer Boote oberhalb der Schnellen zu ergänzen. Zu diesem Zwecke sollte seitens der indischen oder der britischen Reichsregierung den Karun-Dampfern, ähnlich wie den Postdampfern auf dem Persischen Golfe und auf dem Tigris-Flusse, eine hinreichende Subvention gewährt werden.

Ein weiterer Schritt in dieser Richtung wäre die Herstellung einer wirklich guten Landstraße für Maulthiere zwischen Schuster und Burudschird und die erneute Einführung der „chapar“ oder Pferdepost auf der Strecke von Schuster und Diesful nach Burudschird, Sultanabad und Kum, wo sie sich mit der jetzigen Poststraße von Teheran berühren würde. Endlich sollte der Telegraphendienst zwischen Hamadan, Diesful und Mohammerah, der vor einigen Jahren eingerichtet war, aber schon in Verfall gerathen ist, wieder hergestellt werden.

Mit der Einrichtung eines regelmäßigen Post- und Telegraphenverkehrs entlang dem Karun und von dort nach allen Theilen Persiens, und mit der Einsetzung gutgewählter Agenten an den Hauptmarktcentren des Landes, müßte, nach der Ansicht des General Smith, ein Handel mit Groß-Britannien sich einstellen, der, sobald die Schnellen bei Ahwas einmal überwunden sind, einer ungeheuren Entwickelung fähig wäre.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde erstattete der zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit nach Deutschland zurückgekehrte Hauptmann Kund am 6. Juli d. J. einen kurzen Bericht über seine letzte Reise in dem Inneren von Kamerun. Im allgemeinen wieder denselben Weg einschlagend, wie das erste mal, stieß der Reisende mit seinen Begleitern — dem Lieutenant Tappenbeck und dem mittlerweile verstorbenen Dr. Weißenborn — diesmal bei der Bevölkerung nicht auf den geringsten Widerstand, sondern er fand die Stimmung derselben zum Vortheile der Expedition völlig verändert — eine Erfahrung, die andere Reisende in Afrika bekanntlich auch gemacht haben. Geographisch fand man begreiflicherweise nicht viel neues, dagegen gewann man sehr interessante Aufschlüsse über die ethnologischen Verhältnisse des südlichen Kamerun, und außerdem gelang es auch, auf dem Plateau eine aussichtsvolle Station, Jerundo, zu begründen, als deren Vorstand Lieutenant Tappenbeck im Inneren zurückgelassen wurde. — Es müssen in der Gegend, die bart an der Verbreitungsgrenze der Bantu-Bevölkerung liegt, sehr mannigfaltige ethnologische Ineinanderschiebungen stattgefunden haben. Im Urwaldgürtel, der hinter dem schmalen Küstenstreifen liegt (Vergl. „Globus“, Band 54, S. 316 ff.), stießen die Reisenden auf ein kleines, wenn auch nicht gerade zwerghaftes Volk von gelber Hautfarbe (die Mabeli), das in zerstreuten Horden jagend umherstreift und sich nur temporäre Schutzhütten errichtet, und von dem der erste Expedition jede Spur entgangen war. Auf dem Plateau traf man auf eine friedliche und freundliche, aus großen, starken und schönen Menschen bestehende Bevölkerung mit wohlgeordneten sozialen Verhältnissen. Ganz abgeschieden von den bereits sehr verderbten Bewohnern der Küstenstrecke und von den verkommenen Waldleuten, haben sich diese Hochlandstämme nach die natürlichen guten Eigenschaften ihrer Rasse bewahrt, und bei ihnen bietet sich demgemäß der geeignete Boden für die wissenschaftliche und wirthschaftliche Erschließung des Inneren von Kamerun.

— Nach Ueberwindung zahlreicher Schwierigkeiten — zu denen in letzter Stunde noch die kam, daß ihm die Engländer unter Berufung auf die afrikanische Blockade sein Transportschiff „Mecca“ mit dem darauf befindlichen Waffen- und Munitionsbedarf wegnahmen — ist Dr. Karl Peters mit seiner „Emin-Pascha-Expedition“ in Kwiho gelandet, und von da aus ohne weiteren Verzug in das Innere von Ostafrika abmarschirt. Sein nächstes Ziel scheint der Baringo-See zu sein, und es ist wahl möglich, daß er versuchen wird, zum Theil auf dem Wasserwege des Tana-Flusses dahin zu gelangen. Daß der Reisende Emin selbst erreichen werde, kann nach den Berichten Stanley's zweifelhaft erscheinen; die deutsche Emin-Pascha-Expedition hat ja aber bekanntlich aller Wahrscheinlichkeit nach von Anfang an auch Nebenziele im Auge gehabt, und es bleibt abzuwarten, ob die zähe Energie des Dr. Peters nicht in Bezug auf sie doch noch einige Erfolge erzielen wird.

Bücherschau.

— C. Frenzel und G. Wende, Deutschlands Kolonien. Zweite Auflage. Hannover 1889. — Eine populäre Beschreibung der einzelnen deutschen Schutzgebiete, die ihren Zweck, ein größeres Publikum über alle schwebenden Kolonialfragen zu orientiren, nicht verfehlen wird. Die Darstellung ist einfach und praktisch, zugleich aber erfüllt von Begeisterung für die gute Sache. Die beigegebenen Illustrationen sind nicht alle von höchster Qualität, verunschönen aber das im Texte Vorgetragene im allgemeinen zur Genüge.

Inhalt: Prof. Dr. Philipp Paulitschke: Kulturbilder aus den Somâl- und Gallaländern von Harar. IV. (Schluß-Aufsatz. Mit zwei Abbildungen.) — J. Chaffanjon's Reisen im Gebiete des Orinoko und Caura. I. (Mit vier Abbildungen.) — Heinrich Martens: Dr. Rausen's Grönland-Expedition. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Dr. W. Kabelt: Die Resultate der nordamerikanischen Mound-Forschungen. — Die Handelswege Persiens. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 14. Juli 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Musik und Tanz der Papuas.

Von Dr. O. Schellong.

(Mit Beigabe von 18 Melodien.)

Es dürfte wohl kaum ein Volk der Erde geben, das nicht — es möge im übrigen auf noch so niedriger Bildungsstufe stehen — doch schon die ersten Anfänge der Musik ausgebildet hätte. Die Musik ist bei den Papuas, wie überall, wo nicht eine Jahrhunderte alte Kultur sie zu einem Läuterungs- und Erziehungsmittel edelster Art, zu einer Quelle reinsten Genusses gemacht hat, zunächst nur die Begleiterin wichtiger gemeinsamer Handlungen, vor allem Begleiterin des Tanzes. Wenn ich daher den freundlichen Leser in die Geheimnisse papuanischer Musik einzuführen unternehme, so kann ich dies nicht thun, ohne gleichzeitig den Tanz der Papuas zu behandeln.

Bei einem Volke, welches keine Schriftsprache, also eine korrekt ausgebildete Sprache überhaupt nicht besitzt, wird man von vornherein darauf rechnen können, daß auch die musikalische Ausbildung eine mehr oder weniger mangelhafte und unvollkommene sein wird. Den Papuas fehlt nicht gerade das, was man unter „musikalischem Gehör“ versteht — die Fähigkeit, verschiedene Töne und Tonlagen als verschieden herauszuerkennen —, die überwiegende Anzahl aller Papuas, welche ich darauf untersuchte, war im Stande, einen vorgesungenen Ton richtig wiederzugeben. Ebensowenig geht ihnen der Sinn für musikalischen Rhythmus ab; sie tanzen nach ihrer Musik mit bewundernswerther Exactheit. Dasjenige, was ihre Musik von der unserigen unterscheidet, ist eine gewisse Inkonsequenz in der Aufeinanderfolge und Verbindung der einzelnen Töne, welche so gewöhnlich ist, daß es uns schwer fällt, selbst bei gutem musikalischen Verständniß eine Eingeborenen-Melodie aufzufassen und niederzuschreiben. Die musikalischen Proben, welche ich weiter unten gebe, erforderten trotz ihrer Einfachheit viele Stunden mühevoller Arbeit; ich habe mir ein und dieselbe Melodie immer wieder und wieder vorsingen lassen müssen, bis es mir gelang, dieselbe zunächst in Bruchstücken meinem Gehör einzuprägen; und es waren dann noch eben so viele Korrekturen erforderlich, bis ich es unternehmen konnte, die Melodie so niederzuschreiben, wie sie von der Mehrzahl wirklich gesungen wurde. Es hängt hierbei auch viel vom Zufall ab; denn die Einen singen reiner als die Anderen. Am brauchbarsten in dieser Beziehung erschienen mir immer die kleinen Jungen mit ihren oftmals sehr wohlklingenden, glockenhellen Stimmen.

I. Gesang ohne Tanz.

Die einfachste Art der Musik ist ein sangliches Sichergehenlassen ohne Wort und ohne bestimmt ausgeprägten Rhythmus. Die Abende werden mir unvergeßlich bleiben, wo bei vollem, bleichen Mondeslicht die dunkelbraunen Gestalten unserer neupommerschen Arbeiter um ein nur matt glimmendes Feuer gestreckt lagen und mit leiser Fistelstimme ihre langgezogenen, schwermüthigen Weisen vor sich hinsummten, die so sehr harmonirten mit der Träumerei und dem duftigen Hauche einer tropischen Nacht; nur wenige Töne, welche in verschiedenen Modulationen an einander gereiht wurden und ohne Aufhören wieder von vorn anfingen, bald nur von einem Einzigen gesungen und fast verstummend, bald wiederum aus vielen Stimmen mächtiger und mächtiger anschwellend, wie der Traum einer Orgel.

Digitized by Google

Aber unsere neupommerschen Landsleute sind nicht immer melancholisch, und es klingt schon viel lustiger ihr Liedchen, welches ich in Nr. 15 der Melodien wiederzugeben versucht habe. Tomeruli soll ein Mann sein und „Marotteina“ eine Frau, und um diese beiden dreht sich ihr ganzer Gesang; sie pflegen dabei den Takt zu schlagen, durch Aneinanderklopfen zweier Hölzchen oder durch Trommeln mit den Fingerspitzen oder wie es sich gerade macht. Auch der in Nr. 16 wiedergegebenen Melodie liegt ein merkwürdig einfacher Text zu Grunde: ännäpeijon, name belong woman; warrewarrelur, name belong canaccer, lautet die wörtliche Uebersetzung meines Gewährsmannes. Diese Melodie kommt einem Motiv am nächsten; sie singen es, wenn sie durch den Wald gehen, wie einen Ruf mit sehr lauter Stimme; und ich habe öfters gehört, wie ihnen Andere aus der Ferne in derselben Weise geantwortet haben.

Auch die Papuas der Gegend von Finschhafen kennen den Gesang als solchen, ohne daß er in Verbindung mit dem Tanz auftritt. Das Lied Nr. 14 in seiner ruhigen getragenen Weise kommt unserem Begriff von „melodisch“ sehr nahe. Es wurde von einem sangeskundigen Tami-Manne angestimmt, als wir im Kanu mit geschwellten Segeln über das heitere, blaue Meer hinwegglitten. Nr. 17 ist eine Todtenklage. Abend für Abend, wenn die Sonne schon lange im Westen verschwunden war, und die Stille der Natur mit dem vielstimmigen Chor kleiner Cikaden oder mit den vereinzelten Lockrufen einiger Nachtvögel die Sinne gefangen nahm, hörte man aus dem entfernten Dorfe den Grabesgesang zu Ehren des verstorbenen Häuptlings; die Weisen sind ernst, getragen, melodisch, und wirken in ihrer Einfachheit, so wie sie aus dem nächtlichen Dunkel des Urwaldes herausschallen, fast ergreifend. Auffallend ist auch hierbei die Einfachheit des Textes, die Behandlung des einen Wortes ägönänë. Was dieses Wort bedeutet, ist schwer zu erfahren; ich bekam als Antwort: Ssäling tassum agonane; Jabim tassum nelaü: das soll heißen: Ssaling (eine Landschaft) nennt agonane, was Jabim (eine andere Landschaft) nelaü nennt; was aber nelaü bedeutete, wurde mir ebensalls nicht klar. Unsere Sprachkenntniß ist leider hierfür noch nicht ausgebildet genug. Einer anderen Todtenklage lag überhaupt keine eigentliche Melodie zu Grunde; sie wurde mit eigenthümlich klagendem Tonfalle gesprochen: inogö inogö inogingomäkitüäging; inogö inogö. Alle solche Gesänge zu Ehren eines Verstorbenen werden als tanlböä bezeichnet.

Eine andere Melodie (Nr. 12) gehört ebensalls der Gegend von Finschhafen an; dieselbe bezieht sich auf das Beschneidungsfest (barlum). Wie an anderer Stelle („Internat. Archiv für Ethnographie“) näher ausgeführt wurde, beschäftigte die Idee des barlum lange Zeit die Köpfe von Alt und Jung. Ich verdanke die Melodie einer Fahrt über das Meer, auf welcher mich zwei halbermachsene papuanische Jungen begleiteten; wenn sie sich nach den vielen neuen Eindrücken des Tages in ihrer Wollbecke zum Schlafe niederlegten, dann starrten sie noch lange in die weiße, scharf begrenzte Mondesschel und alles, was ihr jugendliches Herz bewegte, machte sich dann wohl Luft in dieser schwermüthig ernsten Melodie.

Nr. 11 ist ein papuanischer „Tusch“; ich hörte denselben zuerst, ebensalls bei Gelegenheit des Barlum-Festes von Butaua-Leuten anstimmen, deren Spezialität er zu sein schien.

II. Musik-Instrumente.

Bevor ich zu der Beschreibung der papuanischen Tänze übergehe, dürfte es zweckmäßig sein, etwas über die Art der gebräuchlichsten Musikinstrumente vorauszubemerken. Vielleicht das primitivste derselben ist ein etwa fußlanges Stück dicken Bambusrohres, mit längsvertaufendem, fingerbreitem Spalt; indem man mit einem Hölzchen dagegen klopft, wird ein wenig ansprechender, dumpfer Ton erzeugt. Diese kleinen Bambustrommeln (davon ein Exemplar im Berliner Museum für Völkerkunde) tauchen nur um die Zeit des Barlum-Festes auf und sind dann die steten Begleiterinnen der Frauen, wenn sie ihr Weg durch den Wald in die Nähe der Hütten der Sangus führt (S. auch darüber Näheres in meiner Barlum-Arbeit, „Intern. Archiv für Ethnographie“); indem sie die Trommel schlagen, geben sie den Sangus das Signal, sich fern zu halten, damit die als unheilvoll geltichtete Begegnung vermieden werde. — Aus demselben Grunde greifen die Sangus um diese Zeit zur Flöte; und jede Frau zieht sich eilig in das Dickicht zurück, sobald der Ton einer Flöte ihr Ohr berührt. Die Flöte ist für die Frau ein verbotener Gegenstand; und der Aberglaube besagt darüber, daß jedes weibliche Wesen, welches ein Flöte zu Gesicht bekomme, des Todes sei. Das Flötenspiel wird deshalb auch auf diejenige kurze Zeit beschränkt, während welcher die Männer unter sich in strengster Abgeschiedenheit von den Frauen leben. Von den beiden verschiedenen im Gebrauch befindlichen Flöten ist die eine (augagoeng) nach dem Prinzip unserer Schalmeien construirt, mit nur einem Schallloch; die andere (ding), die männliche Flöte im Gegensatz zu der vorigen, welche als weibliche bezeichnet wird, besteht aus einem tubus, in welchen schräg von oben hineingeblasen wird, und aus einem darin befindlichen Stempel. Je nachdem durch Hin- und Herziehen des Stempels der tubus verlängert oder verkürzt wird, entstehen höhere oder tiefere Töne; das Bewegen des Stempels geschieht sehr schnell und ruckweise, so daß der damit erzielte Laut mit dem „Juchzer“ die größte Aehnlichkeit hat. Als Material zur Herstellung beider Arten von Flöten dient das gewöhnliche dünne Bambusrohr.

Aus demselben Material werden von den Papuas der Finschhafener Gegend auch die Maultrommeln (kalingnang) gefertigt. In einem zugespitzten, etwa fingerbreiten Stücke Bambusrohr schwingt ein durch Längsspaltung hergestelltes Zünglein. Die Schwingungen des letzteren werden dadurch bewirkt, daß ein an dem Ende des Instrumentes befestigter Bindfaden ruckweise an- und abgespannt wird, während das spitze Ende des Instrumentes zwischen den Zähnen festgeklemmt ist. Durch Verstellungen von Zunge, Lippen und Gaumen können damit die verschiedensten Töne erzeugt werden.

Wiederum ausschließlich beim Barlum-Feste findet ein Instrument Verwendung, welches man wegen seines eigenartigen Tones am besten als Waldteufel bezeichnen könnte. Dasselbe ist ebenso wie die Flöten für die Frauen ein verbotener Gegenstand. Man findet dieses Instrument, merkwürdigerweise in demselben mystischen Nimbus, auch in der Astrolabe-Bay und in der Hastfeldhafener Gegend vor: Ein etwa fußlanges, lanzettenförmiges, flaches Hölzchen schwingt an einer Schnur um einen drei bis vier Meter hohen Bambusstock in langen Kreisen und sich selbst um seine Längsachse drehend; dadurch, daß man den elastischen Bambusstock bald schneller, bald langsamer herumschwingt, werden höhere oder tiefere Töne hervorgebracht.

Als Trompete ist an der ganzen Küste von Kaiser-Wilhelmsland die große Triton-Schnecke (Tritonium variegatum) in Gebrauch: Man bläst in eine ausgeschlagene rundliche Oeffnung seitwärts hinein und erzeugt dadurch einen Ton, der hinsichtlich seiner Klangfarbe dem eines Nebelhornes oder einer tiefgestimmten Dampfpfeife gleicht.

Das bekannteste und beliebteste Instrument ist eine hohle, zwei bis drei Fuß lange, hölzerne, sanduhrförmige Trommel, deren einen Ende mit der Haut einer Leguan-Art geschlossen ist, während das andere, offene Ende als Schallloch dient. Solche Trommeln (im Finschhafen öng, in Hatzfeldthafen

Digitized by Google

ákk) habe ich auch in Neu-Lauenburg angetroffen, dagegen nicht in der Astrolabe-Bay. In der Mitte der Trommel befindet sich ein Griff, in welchem dieselbe gehalten und während des Tanzes in sehr effektvoller Weise geschwungen wird. Dem Trommelfell sind gewöhnlich kleine rundliche Knöpfchen von Harz aufgeklebt, welche dazu dienen mögen, den Ton abzustimmen; vielleicht sind sie auch nur zum Schutze der Leguanhaut angebracht[1]). In den Tanzpausen sieht man die Tänzer mit ihren Trommeln an das Feuer treten und die Leguanhaut anwärmen, damit sie sich fester um das Holz zieht.

Große hölzerne Pauken kommen in der Astrolabe-Bay, von Hasselthafen bis Dallmannshafen, sowie auch in Neu-Pommern, Neu-Lauenburg und Neu-Mecklenburg (Nusa) vor. Dieses Instrument, ein mächtiger, ausgehöhlter Klotz, dessen Höhlung in einen schmalen Spalt nach außen mündet, giebt einen dumpfen, sehr weit hörbaren Ton. Es scheint, als ob die Bewohner mancher Gegenden vermittelst dieser Pauke einen gut ausgebildeten Fernsprechverkehr unterhalten. Wenn man in der Nähe der Küste vor Anker liegt, kann man beim frühesten Morgengrauen hören, wie diese Paukensignale in ganz bestimmter Reihenfolge von Ort zu Ort weitergegeben werden, und man wünschte sich nur den Schlüssel, um diese merkwürdigen Unterhaltungen belauschen zu können.

Panflöten aus den hohlen, verschieden langen Stäbchen des Bambusrohres gefertigt, sind im ganzen Bismarck-Archipel in Gebrauch; die vollkommenste, welche ich angetroffen habe, hatte 13 Stimmen.

Ein sehr eigenartiges Musikinstrument an der Nordspitze von Neu-Mecklenburg heißt gulle-hängenggegg: es ist ein Klotz mit einer oberen, geglätteten, polirten Fläche, die durch drei Spalte unterbrochen wird, welche ihrerseits wiederum mit in der Tiefe des Holzes befindlichen Hohlräumen in Verbindung stehen; man streicht mit den leicht befeuchteten Händen über die geglättete Fläche schnell hin und her, wobei im wesentlichen drei höchst eigenartige, unheimlich düster klingende Töne erzeugt werden. Dem Instrument wird eine mystische Bedeutung zugeschrieben; es soll bei den Kannibalen-Festen eine Rolle spielen.

III. Musik und Tanz.

Die Papuas haben entschiedene Freude am Tanz. Ich habe mich oftmals über den Tanzeseifer gewundert, welchen unsere Finschhafener Fremde an den Tag legten, wenn sie rund zwölf Stunden vor Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang den Vergnügungen des Tanzes oblagen, fast ohne Pause und ohne sich irgend welche Erfrischungen zu gönnen. Tänzer sind fast ausschließlich die Männer; dieselben lieben den Tanz theils um seiner selbst willen, theils in dem Wunsche, den Frauen zu gefallen. Denn diese sehen mit sichtlichem Interesse den gewandten Tanzbewegungen der Männer zu.

Die Tänze der Eingeborenen der Nordküste von Neu-Britannien, der Lauenburg-Gruppe und der Südwestküste von Neu-Mecklenburg lassen sich unter einem Gesichtspunkte abhandeln; sie werden ssing-ssings genannt und sind im allgemeinen so einfach, wie ihr Name. Die Melodien sind eintönig, der Rhythmus gleichförmig und ermüdend ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ die Tanzbewegungen wenig anmuthig und ohne Abwechselung, fast nur ein immerwährender Laufschritt „auf der Stelle", die Tanzestouren von nicht endenwollender Länge. Doch haben einzelne Gegenden innerhalb dieses gemeinsamen Grundtypus doch einige kleine Specialitäten herausgebildet:

Die Neu-Pommern treten in langer Reihe an, paarweise geordnet, hinter einander, beginnen und schließen den Tanz mit einem urkräftig ausgestoßenen hé. Die Tänzer halten grüne Büschel oder Zweige in den Händen, sind um Hals und Nacken mit einem breiten Blattkranz geschmückt, der wie ein weiter Kragen über Schultern, Brust und Rücken herabfällt; manche haben grüne Zweige auch in die Armringe gesteckt, oder sich um die Hüften einen Blattschurz gefertigt. Nebenbei excelliren die Tänzer in allen möglichen bunten, weißen und rothen, oftmals sehr komischen Bemalungen, meist im Gesicht, aber auch an anderen Körpertheilen; so ist ein langer Kreidestrich über Bauch und Nabel beliebt, desgleichen weiße Uebertünchungen der Waden, so daß sie von weitem aussehen, als ob sie mit Strümpfen bekleidet wären. Die Tänzer singen in einem Athemzuge, sehr schnell, gehen bisweilen in Fistelstöne über, überschlagen auch öfters, wie um Athem zu holen, ein Paar Takte, um ganz prompt inmitten der Melodie wieder einzusetzen. Die Begleitung des Gesanges kann gar nicht einfacher gedacht werden; da sitzen zwei oder drei Männer und schlagen im höchsten Falle auf einer ordentlichen Trommel herum, bisweilen aber nur auf einer Blechdose (natürlich nicht mehr originell!), einem Stück Holz oder irgend etwas beliebigem anderen, was tüchtigen Lärm macht.

Die Tänzer halten je einen Arm — der rechts aufgestellte den rechten, der links stehende den linken — frei vom Körper gestreckt und schwingen ihre grünen Blattbüschel unter lebhaften und von allen gleichmäßig ausgeführten Gesticulationen. Was der rechte Tänzer mit seinem rechten Beine macht, führt der links stehende Tänzer mit seinem linken Beine aus. So hüpfen sie unaufhörlich auf der Stelle, stürzen dann alle ein Paar Schritte nach vorn, bücken sich auf einmal alle zur Erde, laufen ebenso schnell wieder zurück, um ohne Ende weiterzuhüpfen. Der Tonfall ist immer der gleiche ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ Tomeroli moroitoina, dazwischen bisweilen ⏑ ⏑, gewissermaßen als Uebergang zu einer weiteren Sylbe; dieses Lied hat nur noch das Wort kamadariri. So singen sie eine halbe Stunde fort, ganz ohne Unterbrechung, bis dann schließlich plötzlich mit einem hé die Sache ihr Ende erreicht.

Die Neu-Mecklenburger gruppiren sich zu je vier und vier Tänzern hinter einander und hocken, so aufgereiht, zunächst hin. Nun beginnen sie zu singen, und wie zur feierlichen Einleitung erheben und senken sich wechselweise und langsam mit nach vorn übergebeugtem Kopf und Rumpf die Tänzer eins und drei und zwei und vier. Die Arme halten sie dabei ausgestreckt über dem Kopfe und geflitzlichen lebhaft und graziös mit grünen Büscheln. In derselben Weise wird auch der Tanz beschlossen. Die Tanzbewegungen sind mit denjenigen der Neu-Pommern nahezu identisch. Eine kleine Abwechselung besteht darin, daß, wie bei unsern modernen Contretänzen, ein vorderes Paar sich rückwärts an das Ende des Zuges begiebt, sich sodann kreuzt und wiederum an die Spitze heranspringt.

Der Anblick auf dieser ssing-ssings wirkt auf die Dauer ermüdend; es lassen sich dieselben auch nicht im entferntesten in Vergleich stellen mit den vollendeten Tänzen der Eingeborenen Finschhafens, zu deren Beschreibung ich nun übergehe.

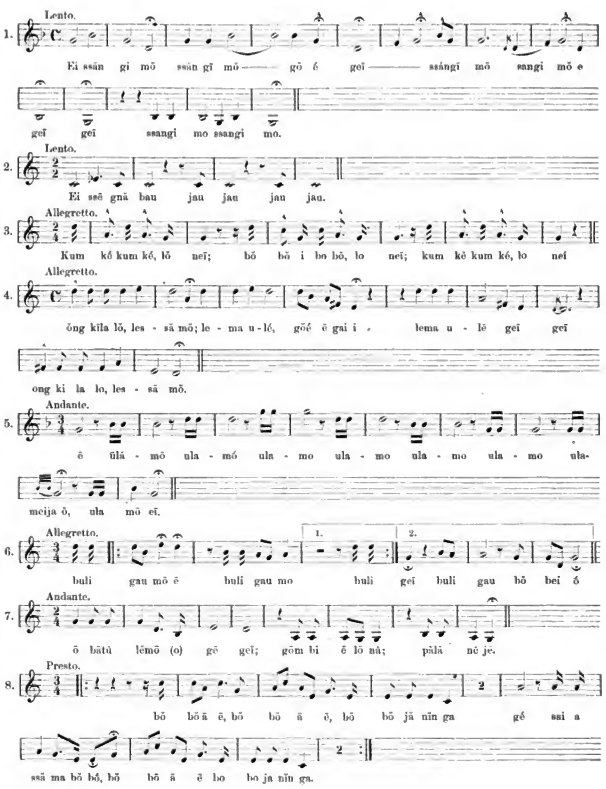
Gesang und Tanz der Papuas der Finschhafener Gegend haben einen hohen Grad von Ausbildung erlangt. An Stelle reiner Naturgesänge sind hier bereits Melodien getreten, welche bewußtermaßen nach bestimmten Rhythmen geordnet werden, und eine förmliche Schule darstellen, zu vergleichen in gewissem Sinne mit den Meistersingerschulen des Mittelalters. Die Aehnlichkeit mit diesen mittelalterlichen Institutten tritt unter anderen darin hervor, daß eine bestimmte Sangesart nur einer bestimmten Rangklasse der Häuptlinge, den abumtau's, zugestanden wird. Diese

[1]) Bei den katambongs, den Trommeln der Dajacken in Borneo, werden ähnliche Klümpchen aus Wachs zur Modulation des Tones gebraucht.

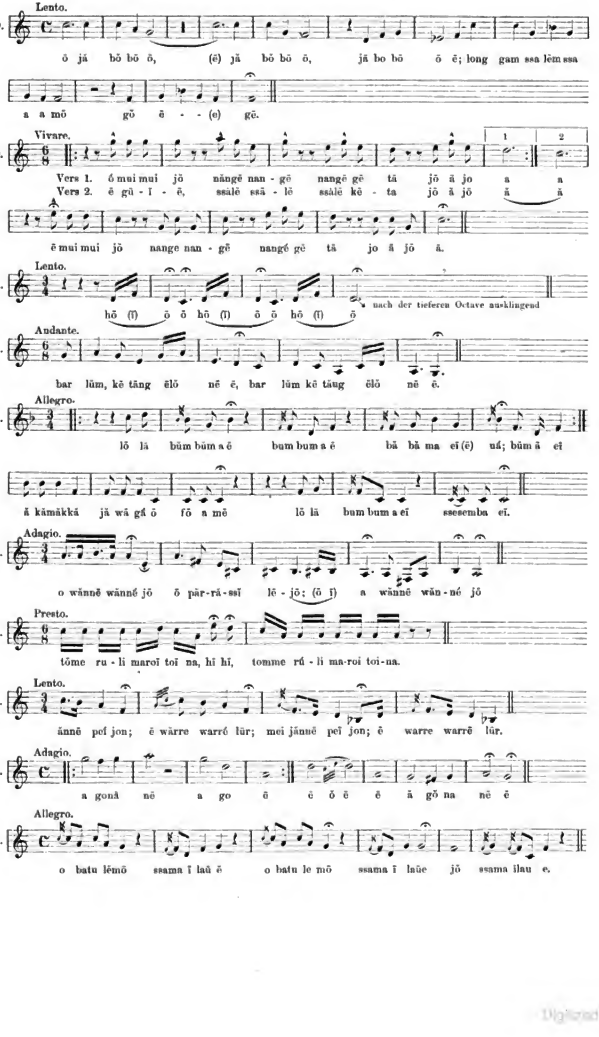
Digitized by Google

Papuanische Melodien.

Gesammelt und aufgezeichnet von Dr. **O. Schellong.**



Digitized by Google



Digitized by Google

Sangesart wird als tassummiti bezeichnet. Ich hatte dieses Wort öfters bei Gelegenheit der Barsum-Feierlichkeiten mit Bezug auf die seltsamen nächtlichen Gesänge, die wie gewaltige Zugen unheimlich im düsterern Walde widerhallten, gebrauchen hören. Da es mir nicht möglich gewesen war, diese Melodien festzuhalten, so suchte ich dieselben nachträglich von einem meiner braunen Freunde in Erfahrung zu bringen, welcher mir sonst jede beliebige Auskunft ertheilte. Er sang mir auch diesmal eine ganze Anzahl anderer Melodien vor, weigerte sich aber ganz entschieden zu tassum miti, indem er zu seiner Entschuldigung anführte abumtau miti, gnapali ssaun bumbimgeng, d. i. nur die Häuptlinge dürfen mit, die Niedrigen machen nur bumbum. Ob dieses letztere Wort, welches den gewöhnlichen mit Gesang verbundenen Tanz bezeichnet, papuanischen Ursprunges ist, oder ob unsere freundlichen Eingeborenen dasselbe sich sofort zu eigen machten, nachdem es vielleicht von und zuerst gebraucht wurde, vermag man heutzutage nicht mehr zu entscheiden, jedenfalls fand sich dieses Wort im zweiten Monat des Bestehens der Kolonie, als ich dort anlangte, bereits in fester Bedeutung vor[1]).

Außer dem tassummiti, dem Gesange der Häuptlinge, wurden mir als besondere Gesangsarten noch die folgenden bezeichnet: tanibon, die schon erwähnte Todtenklage (cf. Nr. 17); ssabi, Gesänge, welche eine besondere Art des festlichen Tanzes begleiten (cf. Nr. 13); gnaaualing, wörtlich: Mann (im) Wald, Gesänge, welche unmittelbar vor Beginn des Tanzes gesungen werden, wenn sich die Männer (gewissermaßen im Walde im Gegensatz zu dem freien Tanzplatz) sammeln; der Rythmus ist ♩ ♪ ♩ ♪ ♩ (Nr. 18); nangssenägissun sind die Gesänge, welche den Tanz einleiten; es sind getragene feierliche Weisen, von langsamen würdigen Schritten begleitet, in welchen sich der Zug der Männer nach dem Tanzplatze fortbewegt; die bekannteste und für meinen Geschmack am meisten harmonische Melodie ist das ei ssangi mo etc. (cf. Nr. 1 und 5); nängebum und gnänü (oder asia) sind die eigentlichen Tanzgesänge, nach welchen flott getanzt wird. Zum nängebum gehörig bezeichnete man mir die Melodien 9 und 10; als gnänü (heißt wörtlich „Kern") bezw. asia die Melodien 7, 8, 3, 4, 6.

In Bezug auf alle gehörten und notirten Gesänge bemerke ich, daß mir die Bedeutung des Textes vollständig räthselhaft blieb. Die meisten Lieder weisen Worte auf, welche ich in der Umgangssprache niemals wiedersand. Unter den Europäern, welche diese Gesänge stets mit Interesse und Bewunderung hörten, tauchte zwar alle Augenblicke ein findiger Kopf auf, der diese Texte mit Zuhülfenahme irgend einer Nachbarsprache entziffern zu können glaubte; ich habe mich aber niemals von der Richtigkeit solcher Erklärungen überzeugen können, und bin der Ansicht, daß die Sprache der Umgebung Finschhafens zunächst noch viel gründlicher erfaßt werden muß, bis es möglich sein wird, an die Deutung der Liedertexte heranzugehen.

Die Tänze der Papuanen Finschhafens unterscheiden sich von den oben beschriebenen sehr einfachen Tänzen der Neu-Pommern und Neu-Mecklenburger sehr vortheilhaft durch eine eigenartige vollendete Grazie und Gewandtheit, und liefern einen weiteren Beweis für die Thatsache, daß der Sinn für Schönheit auch bei einer Rasse vorhanden sein kann, welche wir sonst als eine der tiefstehendsten zu betrachten gewohnt sind.

Es ist nun freilich außerordentlich schwierig, eine Schilderung dieser Tänze zu entwerfen, welche bei dem Leser auch nur annähernd das Bild hervorzurufen vermöchte, welches der Wirklichkeit entspräche. Gehört doch in den Rahmen eines solchen Bildes die ganze eigenartige Scenerie eines Eingeborenendorfes mit Mondschein und Fackelbeleuchtung, gliternden Palmen, rauschendem Urwald, schrillenden Cicaden und anderem, was man mehr empfindet als wahrnimmt.

Da ist ein geebneter sauberer Platz, ringsum begrenzt von den bescheidenen Holzhäusern des Dorfes; zahlreiche Gäste aus Nachbardörfern sitzen im weiten Kreise herum; die Frauen halten ihre kleinen Säuglinge im Arme oder haben sie auch in langen, über dem Rücken hängenden Tragbeuteln untergebracht; in einem Winkel des Dorfes sind eine Reihe von Kochtöpfen aufgestellt, in welchen das Mahl bereitet wird; kleine Knaben und Mädchen tragen geschäftig das Brennholz herbei; ältere, nicht mehr tanzfähige Männer und Frauen schwingen Fackeln aus Palmblättern, welche bald auflodernd, bald nur schwach glimmend die braunen, seltsam geschmückten Gestalten der Tänzer bald in grellerem Lichte, bald in matter Beleuchtung erscheinen lassen; oder es beglänzt auch nur der Mond in ruhiger Klarheit das phantastische Bild.

Die Tänzer haben festlichen Schmuck angelegt; den Kopf der Männer zieren weiße Kakabusfedern, welche an besonderem Gestelle zu einem fußhohen, haubenartigen Aufsatze befestigt sind (ein solcher befindet sich im Museum für Völkerkunde in Berlin); in den Armringen stecken frische Farren und Gräser; auch die Hüften erhalten einen Ausputz von Blättern und Zweigen, welche nach hinten wie ein Vogelschwanz herausragen, während der Schmuck des Kopfes und der Schultern an Kamm und Flügel eines Hahnes oder Kakadus erinnert. Die Frauen und Mädchen haben ihre wippenden Tournüren (auch solche im Berliner Museum für Völkerkunde) angelegt oder ihre Faserschürze mit kunstvoll gehäkelten und schön gemusterten Borstenschürzen (abaning und assili) behängt. In der Hand schwingen sie kleine grüne Sträußchen oder auch zierlich gestrickte Täschchen (atali). Natürlich fehlen auch nicht die üblichen weißen oder rothen Bemalungen im Gesicht und an den Unterschenkeln.

Das Fest beginnt mit einem feierlichen Aufmarsche der paarweise gruppirten Männer und Knaben; das vorderste Paar geht rückwärts und überwacht die Fortbewegung des Zuges, welche sehr langsam von statten geht, indem immer abwechselnd ein paar Schritte nach vorwärts und wiederum zurück gemacht werden, wie beim Pilgerschritt. Sehr effektvoll ist das schnelle Herumwerfen des Kopfes von einer Seite auf die andere, immer entgegengesetzt der Seite, nach welcher der pas ausgeführt wird, das Verbeugen des Nackens, die rhythmischen Schwingungen der gewaltig erdröhnenden Trommel. Dabei singen sie in gleichmäßig ruhigem Tempo ihr schwermüthig klingendes Ei ssangi mo, ssangi mo; ein unisono Gesang, welcher jedoch wie in zwei Chören erklingt, indem bald die Männerstimmen, bald diejenigen der Kinder und Frauen die Führung übernehmen. Ist der Aufmarsch der Männer beendigt, so folgt der eigentliche Tanz auf dem Tanzplatze, an welchem sich auch die Frauen, freilich nur in ihrer untergeordnetem Maße, betheiligen. Sie bilden eigentlich nur eine Art beweglicher Staffage, indem sie zu je zweien mit kleinen, sehr zierlichen, hüpfenden Bewegungen die Gruppe der Männer umkreisen und bei jeder Beugung des Kniees den Leib ein wenig nach vorn neigen, wodurch die schwanzartige Tournüre in fortwährenden kurzen Schwingungen gehalten wird.

Dann schwenken diese niedlichen Paare ein, nehmen in großem Kreise mit nach der Mitte zugewandten Gesichtern für einen Augenblick Aufstellung, lösen sich dann wiederum zu Paaren auf, um ihren Reigen in die Runde fortzusetzen;

[1]) Das entsprechende Wort auf der nördlicheren Station Hatzfeldthafen ist tschübum.

Digitized by Google

und so geht es fort, bis die jedesmalige Tour des Tanzes beendigt ist. Die eigentlichen Tänzer sind auch hier die Männer, und ihre Tanzbewegungen erinnern am meisten an unser modernes Ballet. Es ist erstaunlich, in welch' kühnen Sprüngen sich hier die jungen und alten Ballheldn ergehen. Zumeist soll ein bestimmtes Bild im Tanze zum Ausdruck gebracht werden, am häufigsten das Liebeswerben zweier Vögel; man sieht, wie der Hahn die Henne umkreist und glaubt dabei sogar den Schlag des gesprenzten Flügels zu hören; wie der nebenbuhlerische Kämpe mit geschwollenem Kamme auf den Plane erscheint; wie sie sich necken, verfolgen, fliehen, kämpfen. Welche Gewandtheit in den Bewegungen! Wie meisterhaft verstehen es diese Tänzer, das Haupt in den Nacken zu werfen, den Körper bald rechts bald links zu wenden, die Trommel mit erhobenem Arme hoch über dem Kopfe zu schwingen, sich dann wieder ganz nahe zur Erde vorn über zu beugen! Bei alledem, welch' natürliche Grazie und reizvolle Ursprünglichkeit!

Das Ende jeder Tour wird regelmäßig durch einen kurzen Aufschrei markirt; die Melodie klingt schnell ab, die Tänzer stehen still, neigen Haupt und Nacken nach dem Erdboden hin und schlagen den Schlußtakt ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑.

Dann bewegen sie sich, ohne den Platz zu verlassen, ungeordnet, doch alle in derselben Richtung in die Runde und wirbeln ganz leise auf ihren Trommeln, wie um diesen eine neue Melodie zu entlocken. Schon nach wenigen Augenblicken ist sie gefunden, die Trommeln beginnen lauter zu ertönen, und wie von selbst ist die nächste Tanz-Aufstellung gruppirt.

So geht es fort ohne Aufhören, ohne Ermüdung, mit wahrer Leidenschaft, und wenn ich am frühen Morgen erwachte, hörte ich noch immer denselben dumpfen Trommelklang aus dem benachbarten Dorfe herüberschallen.

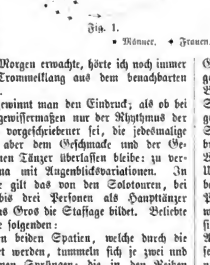


Fig. 1.

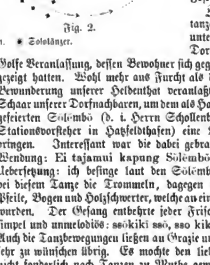


Fig. 2.

• Männer. • Frauen. • Solotänzer.

Alles in Allem gewinnt man den Eindruck; als ob bei vielen dieser Tänze gewissermaßen nur der Rhythmus der Tanzbewegungen ein vorgeschriebener sei, die jedesmalige weitere Ausführung aber dem Geschmacke und der Gewandtheit der einzelnen Tänzer überlassen bleibe: zu vergleichen einem Thema mit Augenblicksvariationen. In hervorragender Weise gilt das von den Solotouren, bei welchen nur zwei bis drei Personen als Haupttänzer figuriren, während das Gros die Staffage bildet. Beliebte Aufstellungen sind die folgenden:

Fig. 1. In den beiden Spatien, welche durch die Reihen a b e gebildet werden, tummeln sich je zwei und zwei Tänzer in kühnen Sprüngen; die in den Reihen hinter einander aufgestellten Tänzer bewegen sich „auf der Stelle", oder doch nur sehr unmerklich vorwärts oder rückwärts.

Fig. 2. Je zwei und zwei schräg aufgestellte Reihen a b und e d wenden sich gegen einander; die Solotänzer A und B bewegen sich außerhalb der schrägen Linien, tanzend und gestikulirend. A tritt an die tête der Gruppe e und läuft mit den Tänzern dieser Gruppe um die Gruppe b herum. B wiederholt dasselbe mit einer anderen Gruppe. A und B wechseln ihre Stellungen; die Linien verschieben sich hin und her oder schließen sich auch zum Kreise und so fort.

Bei diesen und ähnlichen Touren wird viel Sinn für Symmetrie bekundet.

Bei einem anderen Tanze (auf den Tami-Inseln) führte der Haupttänzer einen mannshohen Stab; in Sprüngen vorwärts hüpfend, klemmte er das untere Ende des Stabes abwechselnd zwischen die erste und zweite Zehe des rechten und des linken Fußes; ein zweiter Tänzer folgte ihm auf der Ferse nach und führte ganz korrespondirende Bewegungen, doch ohne Stab, aus.

Bei anderen Touren giebt es keine Solotänzer. So begleitet die Melodie 10 einen Tanz, bei welchem sich alle Tänzer gleichmäßig in großem Kreise herumbewegen. Die Sprünge entfallen abwechselnd auf das rechte und das linke Bein, wobei das freie, in der Luft schwebende Bein graziös im Knie gebeugt und mit dem „Tanzbein" gekreuzt wird. Nach dem vierten Takte, wo bei dem joa joâ etwas länger verweilt wird, macht der Tänzer noch eine weitere halbe Taktbewegung.

Sollte sich im Laufe der Zeit ein Hagenbeck finden, der einen Papuaner-Trupp nach Deutschland führte, so würden solche Tanzbilder überall Erstaunen und Entzücken erregen. Am meisten Bewunderung verdienen die Mannigfaltigkeit der Rhythmen, die Genauigkeit der Ausführung, die Grazie und Decenz der Bewegungen.

Einen ssabi genannten Tanz, welchen ich in der Parlum-Zeit sah, habe ich in dem „Internationalen Archiv für Ethnographie" in meiner Abhandlung über das Parlum-Fest beschrieben.

Zu einem Kriegstanze bot das Herunterbrennen eines Dorfes im Huon-Golfe Veranlassung, dessen Bewohner sich gegen uns feindselig gezeigt hatten. Wohl mehr aus Furcht als durch aufrichtige Bewunderung unserer Heldenthat veranlaßt, erschien eine Schaar unserer Dorfnachbaren, um dem als Hauptmordbrenner gefeierten Solombó (d. i. Herrn Schollenbruch, zur Zeit Stationsvorsteher in Hatzfeldthafen) eine Ovation darzubringen. Interessant war die dabei gebrauchte sprachliche Wendung: Ei tajamui kapung Solombó; in wörtlicher Uebersetzung: ich besinge laut den Solombó. Es fehlten bei diesem Tanze die Trommeln, dagegen waren vertreten Pfeile, Bogen und Holzschwerter, welche an einander geschlagen wurden. Der Gesang entbehrte jeder Frische, klang matt, simpel und unmelodiös: ssókiki sso, sso kiki ssó ë ä ë ë ë.

Auch die Tanzbewegungen ließen an Grazie und Abwechselung sehr zu wünschen übrig. Es mochte den lieben Leuten wohl nicht sonderlich nach Tanzen zu Muthe gewesen sein.

Auch in Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg sollen Kriegstänze mit Speeren üblich sein; ich habe darüber jedoch zu wenig zuverlässiges erfahren, um eine Beschreibung dieser Tänze hier anzuschließen.

Im allgemeinen habe ich über die musikalischen Leistungen und Fähigkeiten der Papuas den Eindruck gewonnen, daß dieses interessante Kapitel im Laufe der Zeit noch manche Bereicherungen erfahren kann, und eine Beschäftigung mit diesem Gegenstande ist deshalb jedem Europäer, welcher dazu Gelegenheit hat, dringend ans Herz zu legen.

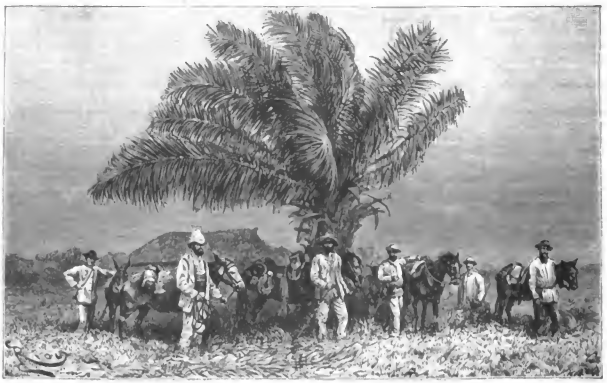
Digitized by Google

J. Chaffanjon's Reiſe im Gebiete des Orinoko und Caura.

II.

(Mit fünf Abbildungen.)

Am 12. März 1885 brach die Geſellſchaft zu Pferde von Caicara auf, um alsbald in die weiten Grasebenen der Llanos hinein zu gelangen und abends den Rio Cuchivero, tags darauf aber das kleine Dörfchen gleichen Namens zu erreichen. Nur zwei Kilometer hinter letzterem entſtrömt einer kleinen Höhle der Sierra de Cuchivero der Canio Chicharro, deſſen Thal als ein Hauptaufenthalt von Jaguaren berüchtigt iſt. An den Wänden dieſer Höhle wurden wieder intereſſante, und von den früher aufgenommenen gänzlich verſchiedene Inſchriften entdeckt. Den Boden bedecken große Steine, zwiſchen denen das Waſſer dahinſtrömt. Der Quelle, die niemals verſiegt, werden allerlei Wunderkräfte zugeſchrieben.



Aufbruch nach dem Caura.

Auf einer Anhöhe der Sierra de Cuchivero ſtieß man auf einen merkwürdigen Steinbau, von dem behauptet wird, daß er den Indianern einſt als Stätte ihrer Mondfeſte, die ſie in der Trockenzeit veranſtalteten, gedient haben ſoll.

Nachdem auch noch der von Saſſafras, Copaiba-Bäumen und Palmen bedeckten Sierra Guaricumana, die der Sierra de Cuchivero benachbart iſt, ein Beſuch abgeſtattet worden war, ging es weiter nach Santa Roſalia, immer auf endloſen gras- und krautbedeckten Ebenen dahin, und nur hie und da einer kleinen Oaſe von Moriche-palmen begegnend. Santa Roſalia liegt am Fuße der nach ihm benannten Sierra, die mit der Sierra Guaricumana in Verbindung ſteht, von der Sierra de Tiramuto und von der Sierra de Helena aber durch ein tiefes Thal getrennt wird. Alle dieſe feſtigen Gebirge tragen ein dichtes Waldkleid und liefern als ihr wichtigſtes Erzeugniß die Tonkabohne (sarapia). Die Bewohner des Dörfchens, das nur aus wenigen Häuſern beſteht, treiben Zuckerrohrbau und Viehzucht.

Entlang der Sierra Tiramuto weiter ziehend, fand man inmitten der Ebene abermals zwei große Steine, auf denen Figuren — vermuthlich Symbole des Mondes und der Sonne — eingegraben waren. Die Thäler, welche die Gegend zwiſchen Tiramuto und Bonitas durchſchneiden, und welche in der Regenzeit reich bewäſſert ſind, mußten ſich ſehr gut zum Reisbau eignen, und thatſächlich haben auch einige Bewohner von Bonitas kleine Strecken davon zu dieſer Kultur verwendet.

In Bonitas, wo mittlerweile das Boot Chaffanjon's auf ſeiner Fahrt ſtromab angekommen war, wurde die Ausrüſtung für die Caura-Reiſe vervollſtändigt, und dann wandte ſich die Expedition nach San Joaquin, einem „Hato“ des Generals Creſpo, des Präſidenten von Venezuela. Bei dem Rio Tucuragua gab es einen großen Wald zu durchqueren, der reich iſt an dauerhaftem Nutzholz, und in dem Fluſſe ſelbſt vermochte man vermittelſt einer Dynamitpatrone eine Anzahl neuer, oder wenigſtens ſehr ſeltener

Digitized by Google

Fiſcharten zu erlegen. In der Nähe von San Joaquin aber zeigten ſich hie und da Rinder-Heerden, denen man ſo viel als möglich aus dem Wege zu gehen hatte, weil die Stiere ihnen begegnende Reiter gern angreifen. Endlich erreichte man den Hato — ein ziemlich großes Haus mit ungeheuren „Corales“ (umzäunten Viehhöfen) daneben. Da man von den daſelbſt wohnenden Leuten des Generals Crespo hörte, daß die Jaguare mehrfachen Schaden unter den Heerden angerichtet hätten, ſo unternahm man am nächſten Tage einen Jagdzug in den nahen Wald, und es gelang auch eins der Thiere zu tödten und ſein Fell den übrigen Reiſetrophäen zuzugeſellen.

Arigua-Indianer.

Vom Rio Sipao, der im allgemeinen dem Rio Tuguragua ſehr ähnlich iſt, ging es weiter nach San Iſidro, einem Orte von 160 bis 170 Einwohnern, der nur eine Wegſtunde vom Caura-Strome entfernt auf einem Hügel liegt. Ackerbau und Viehzucht wird daſelbſt nicht betrieben, ſondern die Bevölkerung beſchäftigt ſich ausſchließlich mit dem Pflücken der Tonkabohne und der Vanille, in den umgebenden Wäldern, ſowie mit Jagd und Fiſchfang. Zucker-

Hato des Generals Crespo.

rohr wird beinahe ohne Pflege gewonnen und zur Tafia- (Branntwein-) Bereitung verwendet.

Um eine Furt durch den Caura zu finden und nach dem an dem anderen Ufer gelegenen Maripao zu gelangen, mußte man nun eine Strecke ſtromauf ziehen. Hierbei ſtieß man auf eine einſame Indianerhütte, auf deren Dache eine eigenthümliche Windharfe — eine ſogenannte Tarimba — angebracht war, deren Muſik die Indianer ſehr lieben. Die Saiten des betreffenden Inſtrumentes werden aus Palmblattfaſern hergeſtellt, und um die Reſonanz derſelben zu verſtärken, dient eine kleine, durchlöcherte Kürbisflaſche.

An der Stelle, wo man den Caura vermittelſt aus Maripao entgegengeſandter Kähne kreuzte, war der Strom volle 500 Meter breit. Die Pferde, die in den Kähnen

Digitized by Google

keinen Raum fanden, hatten ihn, an der Leine gehalten, zu durchſchwimmen.

Maripao iſt ein kleines Walddorf, deſſen Bewohner vorwiegend Schwarze ſind, die Nachkommen in die Wildniß geflüchteter Sklaven, die außer ihrer Hautfarbe auch das andere Hauptmerkzeichen ihrer Raſſe, die Prognathie, bewahrt, ihre phyſiſche Stärke aber faſt vollſtändig eingebüßt haben. Es ſind kleine, ſchwächliche, krank ausſehende Leute, von denen kaum einer frei iſt von Syphilis. Einſt ſoll der Ort viel bevölkerter geweſen ſein, jetzt ſtrömen aber keine neuen Elemente mehr zu, und es iſt daher früher oder ſpäter ſein vollkommenes Ausſterben zu befürchten. Viehzucht, Reis-, Tabak- und Maniocbau ſind die Beſchäftigungen daſelbſt.

In der großen Ebene, die ſich zwiſchen dem Canio San Pedro und dem Rio Tauca ausbreitet, gelangen die Reiſenden endlich nach dem Dorfe San Pedro, das von Arigua-Indianern bewohnt iſt. Indem ſie hineinreiten und von ihren Pferden ſteigen, können ſie wieder glauben, daß ſie ſich in einem von Menſchen völlig verlaſſenen Dorfe befinden. Nur den Häuptling, einen ungewöhnlich großen Mann, findet man, und derſelbe berichtet auf Befragen, daß die Mehrzahl der Dorfbewohner gerade draußen auf ihren „Conucos“ (Feldern) beſchäftigt iſt, daß ſie aber alle am Abend zurückkehren werden. Die Häuſer ſind ſämmtlich ſchmuck und gut gehalten und mit denſelben Mobiliar ausgeſtattet, wie die früher geſchilderten der Duiriquiripas — mit einer Anzahl Hängematten, mehreren „Canaſtos“ ꝛc.

Canoa-Feſt der Arebatos.

Abends kommen die Dorfbewohner in Gruppen von vier bis ſechs von den Feldern zurück, immer in der bekannten Indianerreihe, der Mann mit Pfeil und Bogen vorweg marſchirend, und die Weiber und Kinder mit Früchten beladen eins nach dem anderen hinter ihm her. In ihrem phyſiſchen Habitus ſind ſie den Duiriquiripas durchaus ähnlich, nur ſind die Frauen noch hellfarbiger als bei jenen. Auch die Tracht iſt faſt genau dieſelbe. Die Leute züchten Rinder, bauen Zuckerrohr, Manioc, Bataten, Igname und Tabak, und ſuchen daneben Tonkabohnen und Kautſchuk in den Wäldern.

Eine reichliche Tafia-Spende macht ſie gegen die Reiſenden raſch vertraulich, und am Abend geben ſie infolgedeſſen einen ihrer Tänze zum beſten, begleitet von dem Klange einer Trommel, einer vierſeitigen Guitarre, eines „Pitto“ und der „Maracas“. Ebenſo veranſtalteten ſie auch in einem Arme des Rio Tauca einen großen Fiſchzug, wobei ſie ſich in ſehr geſchickter Weiſe eines Giftes bedienen (von einer Liane namens barbasco caicareño), um die Fiſche an die Oberfläche des Waſſers zu treiben. Außerdem werden Photographien von den Indianern und ihren Wohnungen gefertigt, und ganz im geheimen wird auch dem nahen Kirchhofe ein Arigua-Skelet entnommen.

Von den Generälen Gonzales Gil und Dublon verabſchiedet ſich J. Chaffanjon in San Pedro, um ſeine Reiſe am Caura aufwärts weiter fortzuſetzen, und auch die wilden Indianerſtämme der Arebatos und Guagnungomos kennen zu lernen. Was er über dieſelben vernimmt, lautet aller-

Digitized by Google

dings nicht ſehr ermuthigend: im Dezember des vorhergegangenen Jahres ſollen zwei engliſche Kaufleute mit ſechs Ruderern zu den Arebatos gegangen, aber nicht wieder zurückgekehrt ſein, weil ſie von den Wilden ermordet wurden.

Mit zwei Führern am Rio Tauca hinauf ziehend, kam der Reiſende zuerſt nach Urbany, einer alten, gänzlich verfallenen Miſſion. Dann langte er wieder an dem Caura an, gerade dort, wo dieſer Strom ſeinen erſten Raubal — den ſogenannten Treumlador — bildet. Durch eine Ebene, die mit verdorrtem Graſe bedeckt war, erreichte er weiter den Raubal von Chaparro und den Caurafall von Para, der ſich durch ſein Getöſe ſchon lange vorher ankündigte.

Nun dauert es nicht mehr lange, und man befindet ſich bei Cuchara und in dem Gebiete der Arebatos. Einer der Ariguа-Führer geht voraus, um dem ihm befreundeten Häuptlinge den fremden Beſuch anzukündigen, und ihm Cigarren, Perlenhalsbänder, ein paar Spiegel und eine Flaſche Rum als Geſchenk zu überbringen. In zwei Kanus kommen dann die Wilden an, um den Reiſenden einzuholen und in ihrem Dorfe willkommen zu heißen. Das Dorf ſelbſt beſteht aus zwanzig armſeligen Hütten, unter denen nur diejenige des Häuptlings etwas mehr Bequemlichkeiten bietet. Eine neue Rum-Spende, die der Reiſende dem Häuptlinge und ſeiner Umgebung zu theil werden läßt, wird ſeitens der Arebatos damit erwidert, daß ſie ihm zu Ehren eine ſogenannte „canoa“ brauen, d. h. ſich um ein Gefäß herum ſetzen und Zuckerrohr kauen, um den ſo gewonnenen Saft direkt aus ihrem Munde in die Calebaſſe zu ſpritzen und gähren zu laſſen, worauf dann am nächſten Abende ein großes Canoa-Feſt folgt, mit Trinken, Tänzen ꝛc.

Nach zweitägigem Aufenthalte machte ſich der Reiſende, von einem Arebato begleitet, und von dem Häuptlinge nur ungern entlaſſen, wieder auf den Weg, und am Abende des 26. März befand er ſich vor dem Guagnungomo-Dorfe

Floßfahrt auf dem Caura.

Achagua. Am nächſten Morgen ſandte er dann ſeinen Arebato mit einigen Geſchenken zu dem Häuptlinge, und dieſer ließ ihm durch einen Geſandten ſagen, daß er nur kommen möge. Das Dorf beſtand aus einem Dutzend baufälliger Hütten, und ſeine Bewohner — namentlich die Weiber — verhielten ſich ſehr ſcheu. Sowohl die Männer als auch die Weiber ſind größer als bei den bisher geſehenen Stämmen, ihre Phyſiognomien aber zugleich wilder. Ihre Hautfarbe iſt ziemlich licht, und ihre Backenknochen vorſpringend. Der Guayuco iſt die ganze Gewandung für beide Geſchlechter, am Halſe aber tragen ſie Perlenſchnüre und am Arme Spangen. Tättowirt ſind ſie nur im Geſicht und an den Beinen. Die innere Ausſtattung der Hütten iſt ähnlich wie bei den anderen Stämmen.

Der Guagnungomo von Miſchlingstypus, welcher den Reiſenden in das Dorf eingeführt hatte, und welcher in Demerara geweſen war, verſtand ſich ohne weiteres dazu, Chaffanjon bis zu den Quellen des Caura zu begleiten. Freilich verlangte er anfangs eine unverhältnißmäßig hohe Belohnung für ſeine Dienſte, ſchließlich nahm er aber mit einer Axt, fünf Perlenhalsbändern, zehn Cigarren und zwei Flaſchen Rum fürlieb. Als Führer benahm er ſich ſehr unzuverläſſig, und in der Nacht verſuchte er den Reiſenden ſogar zu beſtehlen. Noch ſchlimmer benahm ſich aber einer der Begleiter aus Cuchara, und bei dem Dorfe Caranacuna gerieth J. Chaffanjon dadurch in eine ſehr bedenkliche Lage. Während der Reiſende ſich mit den wilden Bewohnern des ebengenannten Dörfchens, die in der durchbohrten Naſenſcheidewand Rohrpflöcke, in der Unterlippe Klauen und in den Ohren Federſchmuck trugen, mit Hilfe des Tafia ganz gut verſtändigte, und abends ihren Tänzen zuſchaute, war jener ſpurlos verſchwunden. Am nächſten Tage aber, als der Reiſende gerade dabei war, ein paar Guagnungomo-Skelette auszugraben, ſah er ſich plötzlich von einer be-

Digitized by Google

waffneten Schaar überfallen, an deren Spitze sich der Deserteur befand. Ein Karabinerschuß des Reisenden streckte ihn zwar todt nieder, aber auch einer seiner Begleiter fiel durch einen vergifteten Pfeilschuß der Feinde, und die letzteren ergriffen vor der Feuerwaffe nur die Flucht, um bald darauf wieder zurückzukehren. Dazu gerieth auch das Pferd und das ganze Gepäck in ihre Hand, und nur mit Mühe gelang es Chaffanjon sich zusammen mit einem seiner Indianer, namens Tapachire, in dem Röhricht eines Sumpfes zu verstecken, und im Schutze der Dunkelheit zu entkommen. An dem Caura angelangt, mußte dann vermittelst Lianen aus zwei gefallenen Baumstämmen ein Floß zusammengebunden werden, und mit Hilfe desselben ging es in abenteuerlicher Fahrt wieder stromab, hungernd und wiederholt ins Wasser stürzend. In Achagua gelang es aber gegen ein paar übrig gebliebene Hafslingsfeilen ein Kanu („Curiare“) einzutauschen. Nun geht die Reise im allgemeinen besser von statten, und nur bei den Raudals ist das Vorwärtskommen sehr schwer.

Bei dem 20 m hohen Wasserfalle von Para sowie bei den Raudals von Turapia, Pescador, Cangreo ꝛc. muß das Fahrzeug ans Land gebracht und getragen werden.

Eine angenehme Ueberraschung harrte aber des Reisenden an dem Raudal de Tremblador. Um eine Stromecke biegend, gewahrte er plötzlich in der Ferne vier Kähne, deren Bemannung ihn mit Flintenschüssen und Hüteschwenken begrüßten. Es war der General Oublion mit einer Anzahl Soldaten. Derselbe hatte aus dem Munde des Arigua-Indianers Jarajara, der zu Pferde aus Encacana entkommen war, von dem Ueberfalle Chaffanjon's gehört, und war sogleich ausgezogen, ihm beizustehen, im Falle, daß er noch lebte. Die Freude des Wiedersehens war natürlich eine große, und über Aripao und Maripao ging die Fahrt nun zurück nach San Fidro. Am 9. April gewährte ein anderer Hafen des Generals Crespo den Reisenden Nachtquartier, und am folgenden Tage befand man sich wieder in Las Bonitas, und drei Tage später in Caicara.

Das Indianergebiet.

Von **Joh. Flemming.**

(Schluß aus Nr. 2.)

Die zahlreichen wilden Indianerstämme wurden auch zum größten Theil nach dem Territorium verpflanzt. Ueber ihre früheren Sitze wird die folgende Tabelle Aufschluß geben:

Apachen, früher in Texas, jetzt zwischen Red River und oberem Washita mit den Comanchen und Kiowas als Nachbaren.

Arapahoes, früher am Kansas River, jetzt mit Cheyennen im äußersten Westen des Territoriums an den Quellen des Washita und der South Fork of the Canadian.

Comanchen, früher in Texas, jetzt: siehe oben.

Jowas, früher am Des Moines River, jetzt im Herzen des Territoriums südlich vom Cimarron River.

Kiowas, früher in Texas, jetzt: siehe oben.

Kickapoas (Stamm der Shawanoe Nation), früher zwischen Mississippi und Michigan-See, jetzt südlich von den Jowas an der North Fork of the Canadian.

Key-Yeecés oder Schahaptan, Schaptin, früher am oberen Frazer, jetzt östlich vom Arkansas River im Norden des Territoriums.

Osagen (zur Dakotah Nation gehörig), früher am Osage River, jetzt an der Nordgrenze des Territoriums westlich vom Arkansas River.

Otoes oder Wahtohtanes, früher auf dem linken Ufer des Platte River, jetzt am Westufer des Arkansas.

Ottawas (zur Algonquin-Familie gehörig), früher in Michigan und Ohio, jetzt nordwestlich von den Jowas am Cimarron River.

Pawnees, ein kriegerischer Stamm, früher an den Ufern des Kansas, Platte und Red River, jetzt in dem Dreieck zwischen Arkansas und Cimarron.

Poncas (Puncawas), früher an der Vereinigung des Platte, Omaha und Missouri, jetzt westlich vom Arkansas zwischen Key-Yeecés und Otoes.

Pottowatamies (Pauteotamis), zur Algonquin-Familie gehörend, einst in der Höhe von Detroit in Michigan, jetzt zwischen North und South Fork of the Canadian River.

Quapaws, an den Ufern des Arkansas, jetzt unmittelbar in der nordöstlichsten Ecke des Territoriums; südlich von ihnen an der Ostgrenze sitzen die

Senecas (Stamm der Irokesis), früher im Westen des Staates New-York, in der Nähe von Buffalo und des Niagara.

Sacs und Foxes (Sakewi), früher im Westen des Mississippi, jetzt südlich von den Pawnees zwischen Cimarron und North Fork of the Canadian.

Shyennes (Shyennen), früher am Shyenne River, einem Nebenflusse des Missouri, jetzt im Ostheile des Territoriums.

Shawnees (Shawanoes), früher in Pennsylvanien, Ohio und Kentucky, dann in Indiana und Illinois, dann westlich vom Missouri, jetzt zwischen Kickapoos und Pottowatamies an der North Fork of the Canadian.

Waces (Hueces), wie die Wichitas, früher auf den großen Prärien in Texas am Red River, jetzt mit diesen zusammen am oberen Washita River.

Wyandatten (Hurons), früher an den großen Seen, an der Grenze Kanadas, jetzt an der Nordwestseite des Territoriums.

Der Kontrast zwischen den fünf civilisirten Stämmen und den zahlreichen wilden ist groß und packend. Es erfordert ein gut Theil Phantasie, um sich dieselben als verwandt vorzustellen. Die ersteren sind die Indianer Coopers und Longfellows, die Indianer der Tradition, denen wir unsere Sympathien nicht versagen, die letzteren sind die wilden Söhne der Grenze, die es noch mit der Decke und dem Skalpmesser halten. Diese wilden Stämme hängen noch hartnäckig an ihren alten Sitten und Vorurtheilen und machen der Civilisation nur widerwillig Zugeständnisse. Sie hegen eine ausgesprochene und tödtliche Feindschaft gegen die weiße Rasse. Die Künste des Friedens und der Industrie zu pflegen, scheint ihnen gleichbedeutend mit einem Verzichte auf alles, was das Leben werth und angenehm macht. Die Neigung für ein rastloses Umherstreifen ist ihnen angeboren. Im Gegensatze zu den Hirtenvölkern, die durch die Lebensweise auf den Ackerbau und festen Wohnsitz vorbereitet sind, haben sie stets nur der Jagd obgelegen, ihr Land ist ihnen nichts mehr als ein Jagdgrund gewesen, ein Platz, um bald hier bald da die flatternden Zelte für einen Tag aufzuschlagen. Daher bedeutet für sie ein Fortschritt auf dem Wege der Civilisation nicht nur eine Aenderung der Lebensweise, sondern beinahe eine Umkehrung ihrer Natur. Es ist nach allem wahrscheinlich noch eine offene Frage, ob überhaupt jemals ein wilder Indianer von reinem Blute dauernd und völlig civilisirt wurde. Pater Schönmaker erzählt, daß er sich fünfzehn Jahre mühte, Joseph Pawreopathe, den späteren Häuptling der Osagen, dazu zu bewegen, daß er die Decke ablegte, und „Joseph brauchte keine fünfzehn Minuten Ueberlegens, das moderne Gewand abzustreifen

Digitized by Google

und mit der Decke wieder zu vertauschen". Die fünf bedeutendsten unter den wilden Stämmen, die Arapahoes, die Cheyennes, die Comanchen, die Kiowas und die Osagen, wie auch einige der kleineren Stämme, bewahren alle ihre alte Stammorganisation, ihre Sitten und Ergötzungen; ihre Haltung gegen ihre jetzige Umgebung ist stolz und herausfordernd, und nur schlecht verhehlen sie ihre Rachsucht.

Die uncivilisirten Stämme werden durch ein System von Agenturen beherrscht und im Zaume gehalten. Diese Agenturen stehen unter der Verwaltung von Civilbeamten der Vereinigten Staaten — mit Militär im Hintergrunde. Daß diese Agenturen unter den Indianern Gutes stiften, läßt sich nicht bestreiten, aber es ist eine gar langwierige und durch die Schwierigkeiten ermüdende Aufgabe, die ihnen zufällt. Den Indianern liegt nicht viel an Häusern, sie ziehen vielmehr ihre alten Zelte und Hütten aus Fellen und Decken vor. Zur Arbeit verstehen sie sich nur zeitweilig, wenn sie die Noth zwingt. Sie bebauen jährlich ungefähr einen halben Acre per Kopf und produziren gegen die Hälfte der Kosten ihres Unterhaltes. Ein gut Theil der Arbeit wird indeß von weißen Männern gethan, die das Indianerland gegen einen Antheil an den Ernten bewirthschaften. Trotzdem muß man sich wundern, nicht daß diese wilden Kinder der Prairie so wenig leisten, sondern daß sie so viel leisten. Es sind dies immerhin ermuthigende Züge, denn jeder Schritt vorwärts heißt Terrain gewonnen. Man kann nicht erwarten, daß sie großes Interesse an Schul- und Erziehungseinrichtungen nehmen, und es darf nicht überraschen, daß mehrere Häuptlinge eine feindselige und drohende Stellung gegen dieselben einnehmen. Die Agenten und Missionäre haben aber für die meisten Stämme Schulen gegründet — gewöhnlich nach dem Handfertigkeitssystem; ungefähr 30 Prozent der Kinder im schulpflichtigen Alter werden jährlich in die Listen eingetragen. Die Unstetigkeit des wilden Indianers soll sich aller Beschreibung entziehen. Dies in Verbindung mit ihrer Trägheit und Unbedachtsamkeit, die sie nicht rechnen läßt, bildet das Haupthinderniß der Ausführung eines jeden Planes, den man zu ihrer Civilisation faßt. Der wilde Indianer behandelt seine Weiber als Lasthiere, er verkauft und kauft die Frauen wie das Vieh und lebt in unterschiedsloser Vielweiberei. Er ist ferner ein eingefleischter Spieler und ein Trinker von meerwiderjeder Fähigkeit; in neun Fällen von zehn ist sein Tod die direkte Strafe für andauernde abscheuliche Ausschweifungen. — Es ist kein anziehendes Bild, das diese dahinschwindenden Reste von einst berühmten und mächtigen Völkern gewähren. Es hält schwer, ihre jetzige Erscheinung mit der Geschichte in Einklang zu bringen, die sie darstellen, und doch wissen wir — und der Gedanke kann uns nicht unbewegt lassen —, daß wir hier in diesem verschiedenen armseligen, verlumpten Häuflein die Erben der mächtigen Stämme gesehen haben, die kaum ein kurzes Lebensalter rückwärts ihre Krieger noch nach furchtbaren Tausenden musterten und ihre Besitzungen nach Reisemonden jenseits des Großen Flusses zählten. Die stolzesten von ihnen sind jetzt Staatspensionäre; die ungeheuren Länderstrecken, die sie einst besaßen und durchstreiften, sind ihrem Griffe entschlüpft, wie der abrollende Faden einer Rolle. Die sämmtlichen Stämme, die einst Missouri und Kansas, Iowa und Nebraska innehatten, könnten heutzutage nicht so viel Männer ins Feld stellen, um einem Regimente regulärer Kavallerie Stand zu halten. Die Senecas, die Delawaren, die Miamis, die Sacs und Foxes — und andere heroischen Angedenkens in Sang und Geschichte — kommen an Zahl kaum noch dem wohltönenden Namen gleich, die sie zur Bezeichnung der Städte und Ströme geliefert haben. Es ist Bestimmung des Schicksals, tröstet man sich, daß die Völker, von denen diese armseligen Rotten die letzten direkten Abbilder — schattenhafte Abbilder freilich — sind, sich vor einer besseren und passenderen Ordnung der Dinge zurückziehen müssen.

Und was wird die Zukunft bringen? Diese Völker können nicht weiter gehen, soviel steht fest. Wird es ihnen beschieden sein, den Landstrich zu behalten, der von dem alten Indianerlande übrig ist, um über denselben eine beständige Stammesobherheit auszuüben? Man muß gestehen, daß die Anzeichen nicht dafür sprechen. Das Territorium wird auf drei Seiten von stetig vordringenden Staaten eingeschlossen; die ungestüme Fluthwelle der Einwanderung hat seine Grenzen bereits berührt und bildet eine drohende, immer wachsende Gefahr. Schon durchschneidet eine Eisenbahn von Nord nach Süd das Land, andere sind bis dicht an die Grenze geführt und warten gleichsam darauf, in verschiedener Richtung einzudringen. Einige Tausend weißer Speknlanten und Abenteurer haben in dem Territorium durch schlaues Umgehen der Gesetze Fuß gefaßt und sind emsig dabei, Unheil zu brüten, indem sie Streit anzuregen und die weitere Einwanderung von Ansiedlern zu ermuthigen suchen. Mächtige Korporationen, begierig nach Landdichtungen und größerer Leichtigkeit des Handelsverkehrs, bearbeiten die öffentliche Meinung, um sie gegen eine Politik einzunehmen, die diese Grenze, dieses Hemmniß für den Handel und Verkehr, erhalten wissen will. Mit Geschick und Nachdruck wird hervorgehoben, daß hier ein einladender Landstrich existirt, größer als ganz Neu-England, von dem der heimathlose weiße Mann ausgeschlossen sei, während auf den Kopf der Indianer beinahe siebenhundert Acres kommen, obgleich nicht ein Acre von fünfhundert Acres von ihnen bebaut wird, da sie es bequemer finden, die Regierung für Kleider und Nahrung sorgen zu lassen. Endlich sind die Indianer selbst getheilter Meinung, welche Richtung sie zu ihrem Nutz und Frommen beginnlügen sollen. Also überall Verwicklungen und Schwierigkeiten, wohin man blickt.

Die reichste Quelle der Beunruhigung und Besorgniß sind die schwachen und unsicheren Rechtstitel, laut welchen die Indianer ihre Ländereien besitzen. Der Kongreß wie die Gerichtshöfe haben unverständert die Praktik verfolgt, diese Titel nur insofern als Besitzthumsrechte zu behandeln, als sie sich auf die Stämme als Stämme, nicht aber auf die einzelnen Mitglieder derselben beziehen, und ohne ihnen die Fähigkeit beizulegen, getheilt oder übertragen werden zu können, außer mit der Zustimmung und Beihilfe der Vereinigten Staaten. Dies setzt sie beständigen Anfechtungen aus und ladet zu Versuchen ein, sie für nichtig zu erklären und zu verletzen. Bereits wurde eine organisirte Bewegung, bekannt unter dem Namen „The Oklahoma boom", ins Leben gerufen, um sich eines großen Komplexes der Ländereien des Territoriums zum Zwecke der Kolonisation zu bemächtigen. Man faßte darauf, daß die Seminolen gedachte Ländereien den Vereinigten Staaten abgetreten, mit dem Wunsche, daß andere Indianer darauf angesiedelt würden. Da sie nun nicht wirklich an „andere Indianer" vertheilt wurden, so seien sie ipso facto öffentliche Staatsländereien geworden, auf die sich das Vorkaufsrecht — Preemption right — anwenden lasse; dasselbe besteht darin, daß man sich Anspruch auf Land dadurch erwirbt, daß man es zuerst bebaut, oder in Besitz nimmt. Das heißt also, das Besitzthumsrecht der Seminolen erlosch durch ihren freiwilligen Rücktritt, die Ländereien hörten auf, Indianerland zu sein, und da der Hauptheil derselben von anderen Indianern unbesetzt blieb, so stand dieser einer Besiedelung durch Weiße offen. Diese Bewegung erstreckte sich auf einige Hundert Familien, die mit Vieh, Werkzeugen, Waffen und Lebensmitteln an den Grenzen von Kansas lagerten und auf eine günstige Gelegenheit warteten, der militärischen Bewachung zu entschlüpfen und in das Territorium einzu-

Digitized by Google

dringen. Kleinere Gesellschaften waren auch wirklich mehrere male erfolgreich, das unworbene Gebiet zu erreichen; sie wurden aber von den überwachenden Truppen festgenommen und zurück über die Grenze gebracht. Der Prozeß gegen den Führer des Unternehmens wurde im Mai 1881 vor dem Gerichtshof des Westbistriktes von Arkansas verhandelt; derselbe wurde für schuldig befunden, widerrechtlich in das Territorium eingedrungen zu sein und erhielt dafür eine Geldbuße von Tausend Dollars auferlegt. In der Motivirung des Urtheils sagte der Gerichtshof, daß die Regierung, da sie diese Ländereien in der bestimmten Absicht, Indianer darauf anzusiedeln, erwarb, dieselben auch für einen derartigen besonderen Zweck freigehalten wissen will, und daß daher das Gebiet auch Indianerland bleibt, selbst wenn es nicht an diese vertheilt ist, oder von diesen bewohnt wird. Der letzte und bedrohlichste Versuch, die Besitznahme dieses Landes zu erzwingen, wurde im Winter 1885 gemacht und drohte eine Zeit lang mit Blutvergießen enden zu wollen. Vernünftige Vorstellungen siegten aber doch endlich, und die abenteuerlustigen Kolonisten willigten widerstrebend in ihre Entfernung durch das Militär wie in den früheren Fällen. Sie hatten aber ein gut Theil der öffentlichen Meinung und Theilnahme auf ihrer Seite und sie hatten wenigstens auch den Erfolg, den Antrag beim Kongreß eingebracht zu sehen, daß Verhandlungen zur Beilegung der Streitfrage eingeleitet würden, ob diese Ländereien der Besiedelung durch Weiße offenstehen sollen oder nicht [1]).

Diese fortgesetzten hartnäckigen Versuche, sich Oklahomas zu bemächtigen, haben einmal dazu geführt, daß das Indianergebiet in einer zu seiner Wichtigkeit außer Verhältniß stehenden Weise die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog, dann aber auch, daß die Achtung vor dem Besitzrechte der Indianer geschwächt wurde. In Wirklichkeit ist kein Raummangel vorhanden, der Westen bietet noch auf Jahrzehnte hinaus außerhalb des Indianergebietes Raum für alle, die ein Heim suchen. Für den Farmer ist noch Land von guter Beschaffenheit in Nebraska, Kansas und anderen Staaten vorhanden. Die Oklahoma-Stürmer passirten auf ihrem Wege nach der Kansasgrenze über Tausende von Acres begehrenswerthen Landes, in der Nähe leicht erreichbarer Schulen und Märkte, das sie zu niedrigem Preise und auf langen Kredit hätten haben können. Aber die Pioniere dieser wie der früheren Zeiten haben einen besonderen Appetit nach Indianerländereien und „lands kept out of the market".

Der einfache Umstand, daß es ihnen versagt ist, dieses Gebiet zu betreten, läßt ihnen dasselbe als den schönsten Theil unserer Erde erscheinen. Die verwickelte und unsichere Sachlage dient nur dazu, ihren Eifer mehr zu entflammen und sie vorwärts zu treiben, um zur rechten Zeit die erste Wahl und die günstigsten Landanspruche zu haben. Man hat es hier mit dem aggressiven Elemente zu thun, das so viel dazu beigetragen hat, Mr. Jefferson's Louisiana zu bevölkern und zu entwickeln, und es wird wohl vergebliche Mühe sein, es aufhalten oder ablenken zu wollen. Dasselbe schaut mit Ungeduld und Aerger auf die Art, wie man mit den Indianern gleich wie mit souveränen Mächten verhandelt und ihnen weite Landstrecken einräumt, die sie doch dem Gras und Unkraut überlassen; es will die Indianer nicht länger als ein Volk dulden, und glaubt, daß man mit denselben zu zartsüßlig und sentimental umgeht. Dieses unruhige Element — die Avantgarde der Civilisation — trifft erfahrungsmäßig nur Hindernisse, um sie zu überwinden und strebt nach verbotenen Fernen, nur um sie zu erfassen und zu beherrschen. Man kann daher mit Bestimmtheit voraussagen, daß ihm früher oder später das Indianerland auf die eine oder die andere Weise zufallen wird. Das ist unabwendbar: Die Frage ist nur, wie es aufgeschoben oder regulirt werden kann, und wie sich die Interessen der Indianer am besten wahren und fördern lassen.

Dahin zielend sind in den Tagesblättern und Magazinen die mannigfachsten Vorschläge gemacht worden. Die meisten stimmen darin überein, daß nothwendigerweise zuerst die Landtitel des Territoriums verstärkt werden, und eine vollkommene und gleichlautende Fassung erhalten müssen. Das könne nun erfolgreich und völlig gefahrlos dadurch erreicht werden, daß man die Ländereien nicht an die Stämme, sondern an die Indianer im einzelnen vertheile, im Maße von 165 Acres per Kopf. Es würden dann immer noch mehr als zwei Drittel des Territoriums übrig bleiben, und verkaufte man dieselben zu ihren Gunsten, so erhielte man schlecht gerechnet einen Erlös von vierzig Millionen Dollars, das giebt mehr als 500 Dollars oder 2000 Mk. auf den Kopf. Eine derartige Vertheilung und Ausgabe von auf die Personen lautenden Patenten würde natürlich die Auflösung der Stammesbande nach sich ziehen — wie man wünscht und meint, ein weiterer Schritt vorwärts in der Lösung dieser Frage. Die Indianer fänden sich also bezüglich der Vortheile persönlicher Unabhängigkeit mit dem weißen Manne dann auf einer Ebene. Gleichzeitig sollen die für die Vereinigten Staaten allgemein gültigen Gesetze — Straf- und Civilgesetze — auf das Territorium ausgedehnt, und Gerichtshöfe, die derselben walten, eingesetzt werden. Kurz, man will mit dem Flitterkram und Blendwerk der Stammesoberherrlichkeit gründlich aufräumen, das Reservation-System durch Einzelschenkungen, auf die Person lautend, ersetzen, die überzähligen Ländereien den weißen Ansiedlern eröffnen, und die Indianer unter die Zucht und den Schutz der gewöhnlichen unparteiischen Gesetze stellen, in der Absicht, sie möglichst selbständig und unabhängig in ihrem Handeln und Fortkommen zu machen.

Von anderer Seite wird jedoch geltend gemacht, daß diese Politik unvollkommen bleiben werde, würde sie nicht ein strenges Schul- und Erziehungssystem ergänzend zu Hilfe ziehen. Der Unterricht aller Indianerkinder in guten Schulen soll während einer bestimmten, wenn auch beschränkten Zeit des Jahres obligatorisch sein. Von dieser Maßregel darf man auch wohl allein eine Besserung und Modifikation des Indianercharakters erhoffen.

Was nun, wenn sich der Staat wirklich entschließt, die hier flüchtig skizzirte Politik zu verfolgen? Dieselbe verspricht allerdings Frieden zu schaffen; den ungesetzlichen Bestrebungen der ländergierigen Weißen würde gesteuert, und gleichzeitig eine Pflicht der Gerechtigkeit erfüllt, wenn man den Indianern wirkliche Rechte garantirt. Die fünf civilisirten Stämme sind so weit vorgeschritten, daß sie nach jeder Richtung hin für sich selbst zu sorgen vermögen; ihre Zahl beträgt auch zwei Drittel aller Indianer des Territoriums, und sie würden wahrscheinlich auf viele Jahre hinaus die vorherrschende Klasse der Bevölkerung bilden. Die wilden Stämme freilich würden aus augenscheinlichen Gründen einigermaßen im Nachtheile sein. Aber selbst im schlimmsten Falle könnte man ihre etwaige Lage im Vergleiche zu der jetzigen immer noch als eine Verbesserung betrachten, und ihre Civilisation, vorausgesetzt, daß sie einer solchen fähig sind, würde eher beschleunigt als verzögert. Zum Schlusse drängt sich uns aber noch die Frage auf, ob die ausgesprochene Feindschaft zwischen der weißen und rothen Rasse sich durch einen so sieghreifenden Wechsel in ihren Beziehungen gegeneinander aufheben oder doch wenigstens mildern läßt, oder aber, ob sie sich im Gegentheil verstärken wird. Im letzteren Falle wäre das Schicksal dieser Häuflein besiegelt.

[1]) Vor kurzem ist der Oklahoma-Distrikt bekanntlich der freien Besiedelung geöffnet worden. Vergl. „Globus", Bd. 55, S. 303 und 334.

Digitized by Google

Kürzere Mittheilungen.

Gustav Radde's Reisen und Forschungen.

Indem Gustav Radde vor kurzem die Auszeichnungen [1]) entgegennahm, welche ihm die „Londoner Geographische Gesellschaft“ und die „Berliner Gesellschaft für Erdkunde“ in Würdigung seiner hervorragenden Verdienste um die Erforschung von Russisch-Asien [2]) zu theil werden ließen, warf derselbe einen interessanten Rückblick auf sein vielbewegtes Reise- und Forscherleben. Da er uns freundlichst einen umfassenderen Bericht aus seiner eigenen Feder in Aussicht gestellt hat, so begnügen wir uns an dieser Stelle, einen kurzen Auszug aus den beiden Vorträgen zu geben. — Im Jahre 1852 von seiner Vaterstadt Danzig ausziehend, verbrachte der Reisende zunächst mehrere Jahre, das Naturleben beobachtend und studirend, in Taurien. Dann ernannte ihn die Geographische Gesellschaft zu St. Petersburg 1855 zum Mitgliede einer Expedition nach Ostsibirien, und er gelangte in dieser Eigenschaft an die melancholischen Ufer des Baikalsee, in die Wüste Gobi mit ihrem schroffen Wechsel von Kälte und Hitze, an den Amur und auf den Munku Sardyk. In den Urwäldern des mittleren Amur durchlebte er zwei Jahre lang eine förmliche Robinsonade. 1860 mit reichen Sammlungen nach Petersburg zurückgekehrt, konnte er die gewonnenen Materialien im Schoße der dortigen Akademie bearbeiten, und zugleich wurden ihm auch seitens der Universitäten Dorpat und Breslau wohlverdiente Anerkennungen zu theil. 1864 wurde er sodann von dem Statthalter der Kaukasus-Länder, dem Großfürsten Michael Nikolajewitsch, mit der biologisch-geographischen Untersuchung dieser Gebiete betraut, und seither bildete Tiflis das Hauptquartier seiner rastlosen Forscherthätigkeit. Eine lange Reihe größerer und kleinerer Reisen, die er von dort aus unternahm, führte ihn bald nach Hoch-Armenien, bald nach der Hauptkette des Kaukasus und bald nach den anstoßenden Thalgegenden und Tieflandern. Den Sammlungen, welche er dabei im Vereine mit seinen Mitarbeitern zusammenbrachte, vermochte er bereits im Jahre 1866 durch Gründung des kaukasischen Museums ein Obdach zu bereiten, und er hatte die Freude zu sehen, wie diese seine Schöpfung aus kleinen Anfängen rasch zu hoher Stattlichkeit gedieh. Eine größere Expedition führte ihn endlich im Jahre 1886 durch die orographische Depression nach dem Kopet-Dagh, dem Tedschen, dem Murghab, der afghanischen Grenze und nach Nord-Chorassan. So durfte der Reisende wohl sagen: „Jetzt, wo mir das Haupt ergraut, und der Körper zu mahnen anfängt an die Gebrechlichkeiten des nahenden Alters — jetzt, wo ich nicht mehr so ohne alle Rücksicht auf mich selbst in Wüsten und Steppen mich tummeln darf, auch nicht mehr so sicher die Felsenhaose hoch oben am Gletscherrande, oder den jähen Kraterabsturz tobter Vulkane betreten kann — jetzt muß ich nach und nach abschließen. Aber ich bin bei meinem Leben ein reicher Mann geworden — nicht äußerlich, doch aber innerlich; Seele und Herz sind jung geblieben, treues Gedächtniß und malende Phantasie auch. In den Stunden der Anregung schwelge ich in meinen Erinnerungen — bald in den Einsamkeiten majestätischer Hochalpen, bald im unheimlich stillen sibirischen Föhrenwalde — auf den erstürmten Fluthen des schäumenden Meeres, oder im Schatten herrlicher Nußbäume im alten Colchis gelagert. Das hat kein Ende. Bild folgt auf Bild. Und die Staffage dieser Scenerien ist reich; sie ist überreich. Im Lärm der großen Städte habe ich den Hohen und den Mächtigsten dieser Erde oft von meinen Reisen erzählt. Ich schlief in üppigen Prunkgemächern und sah viel Gold und Edelsteine und erdrückenden Ueberfluß — und dann lagerte ich auf hartem Boden, den Sattel zum Kissen in enger Jurte; da betete ein Schaman am loderuden Feuer und ein armes Tungusenweib hauchte die Seele aus. Dieser Erinnerungsreichthum bleibt mir — er kann nicht umkommen.“

[1]) Die erstgenannte Gesellschaft verlieh ihm die goldene Victoria-Medaille, und die letztgenannte ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede.

[2]) Die literarischen Hauptwerke Gustav Radde's sind: Reisen in Ostsibirien (1862 bis 1864); Die drei Längen-Hochthäler Amerikens; Vier Vorträge über den Kaukasus (1874); Aus den Hochalpen des Daghestan (1866); Die Chewsuren und ihr Land (1878); Reisen an der persisch-russischen Grenze (1885); Vorläufiger Bericht über die Expedition nach Transkaspien und Khorassan (1887).

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Zurückgekehrt von seiner arabischen Reise (Vergl. S. 15) verbreitete sich Professor G. Schweinfurth am 6. Juli vor der Berliner Geographischen Gesellschaft über die wissenschaftliche Erforschung des südwestlichen und südlichen Arabiens. Nach Niebuhr und Forskal, die das Land in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bereisten, ist nur wenig in dieser Richtung geschehen. Nur der Italiener Manzoni (1877 bis 1880) leistete Erhebliches, und Glaser schuf durch seine topographischen Aufnahmen eine vortreffliche Basis für weiteres Vorgehen. Trotzdem daß Südwest- und Südarabien an der großen Heerstraße nach Indien liegen und sehr bequem zugänglich sind, und daß der Reisende sich daselbst der denkbar größten Sicherheit erfreut, ist Jemen floristisch und faunistisch noch sehr unvollkommen, und Hadramaut sowie auch Oman so gut wie noch gar nicht bekannt. Anziehende Probleme der Forschung bieten in diesen Gegenden vor allen Dingen gewisse Kulturpflanzen — der Kaffeebaum und die rapide Verbreitung des von ihm gelieferten Genußmittels, der Weihrauch, die Sykomore, die Persea ꝛc. —, und ganz besonders zur Lösung dieser Probleme suchte der berühmte Reisende das seinige beizutragen. Auch in ethnologischer Beziehung aber ist das Land durch seine Lage — als natürliche Brücke zwischen den Welttheilen Asien und Afrika, und als vermuthlicher Hauptbestandtheil des alten, sich zu beiden Seiten des Rothen Meeres ausdehnenden Landes „Kusch“ — im höchsten Grade interessant und der sorgfältigsten Durchforschung würdig. Hinsichtlich der Kulturleistungen ist besonders auf die großartigen Terrassenberge hinzuweisen, die sich zum Theil Tausende von Fuß erheben, und die ein glänzendes Zeugniß von dem Fleiße geben, mit welchem die Bevölkerung den Boden bebaut.

— W. W. Rockhill, der ehemalige Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft in Peking, ist augenblicklich auf einer Reise in der Gegend des Kuku-Nor begriffen, um dieselbe besonders in ethnologischer Beziehung genauer erforschen

Digitized by Google

zu helfen. Von dem Kloster Kumbun (Lusa) bei Sining, wo er im April d. J. weilte, gedachte er sich nach Thsidam zu wenden, um sich daselbst einer Gesellschaft von Pilgern anzuschließen, die demnächst von Kumbun aufbricht, und mit derselben womöglich nach Lhassa zu gelangen. Herr Rockhill hat sich einen Mongolen zum Freunde gemacht, der ihm dabei behülflich sein will, außerdem spricht er tibetanisch, geht in tibetanischer Landestracht einher, und hat bisher noch keinerlei Argwohn bei den Eingeborenen erregt. Ein ehemaliger Begleiter Potanin's soll auch dem amerikanischen Reisenden dienen.

Afrika.

— Bevor Hauptmann Curt von François nach Südwestafrika abgereist ist, um die daselbst nöthig gewordenen Operationen zu leiten, hat er über seine letzte Reise im Inneren des Togo-Landes einen kurzen Bericht erstattet. Danach gelang es ihm im Januar bis April dieses Jahres abermals über Kpandu und Kratji nach Salaga vorzudringen und dann über dieselben Orte sowie über Tafi, Ho, Abaugwe und Kpalime nach der Küste zurückzukehren. Die Gegend zwischen Kpandu und Kratji beschreibt er als ein welliges, mit lichtem Walde bedecktes Land, dessen Bewohner Manikf, Yamö, Mais, Reis, Oelpalmen und zum Theil auch Pandanus (zur Mattenbereitung) kultiviren. Kratji ist wichtig als Cosptpunkt der Volta-Schiffahrt, aber nicht frei von Fieber- und Mosskitoplage. Zwischen diesen Orte und Salaga dehnt sich vorwiegend Savanne aus, unterbrochen von schmalen Galeriewäldern entlang den Wasserläufen. Ausgedehnte Yams- und Maniokpflanzungen liegen zwischen Bajamisse und Salaga, neuerdings auch Bananen- und Tabakpflanzungen. Die Eingeborenen, und insbesondere der Sultan von Yendi, empfingen den Reisenden ausnahmslos freundlich (Vergl. „Mittheilungen aus den Deutschen Schutzgebieten" II, S. 33 ff.).

— Ueber die Pigott'sche Expedition im Inneren von Britisch Ostafrika verlautet, daß dieselbe aus Ukambani (im Südosten des Kenia) über Sabaki nach Mombas zurückgekehrt ist. Da dieselbe bekanntlich dem Victoria-Nyanza zustrebte, so muß man annehmen, daß sie in der Gegend des Kenia auf Schwierigkeiten gestoßen ist. (Vergl. S. 16.) Am Tana Flusse hat sie aber eine Station errichtet, und mit verschiedenen Häuptlingen hat sie Verträge geschlossen.

— Dem „Annuario statistico italiano" zufolge beziffert sich die Bevölkerung von Massaua und seinem Distrikte auf 65 000 Seelen. Auf Massaua selbst kommen 16 000, auf Monkullo 15 000, auf Archico und Otumlo je 14 000, und auf Emberemi, Zaga und den Dahlac-Archipel (vor der Bucht von Massaua) je 2000. Da mitlerweile die Grenzen des italienischen Gebietes um ein Beträchtliches vorgeschoben worden sind, und im Nordwesten neuerdings auch Keren umfassen, so ist die Gesammtzahl der Bewohner des italienischen Schutzgebietes aber eine größere. Das Gebiet von Assab zählt 6800 Bewohner.

Nordamerika.

— Ogilvie's Aufnahmen im Yukondistrikte, die im Auftrage der „Geological and Natural History Survey of Canada" ausgeführt worden sind, haben unter anderem ergeben, daß die Grenze zwischen dem Gebiete der Vereinigten Staaten (Alaska) und dem Nordwesten von Kanada in jener Gegend ungefähr 90 englische Meilen (145 km) weiter flußabwärts liegt, als man bisher in der Praxis annahm. Von augenblicklicher Wichtigkeit ist das insofern, als gerade in jener Gegend goldreiche Distrikte liegen, die schon ausgebeutet werden, insbesondere am Forty Mile Creek. Zufolge dieser Angaben Ogilvie's hat die Regierung der Vereinigten Staaten zwei Kommissionen ausgesandt — eine für die „Küstenaufnahme", eine für die „geodätische Aufnahme" —, welche den als Grenzlinie festgesetzten 141. Meridian vom Mount St. Elias bis zur Küste des Eismeeres vermessen sollen. Professor Russell von der Smithsonian Institution begleitet die Expedition als Geograph. Die Untersuchung wird voraussichtlich achtzehn Monate dauern.

— Nach dem Berichte amerikanischer Zeitungen ist es Lieutenant F. Schwatka gelungen, auf seiner Reise in den nordmexikanischen Gebirgen einen Stamm von Höhlenbewohnern aufzufinden, der in seiner Art zu leben und zu wohnen an die vorhistorischen „Cliff-Dwellers" von Arizona und Neu-Mexiko gemahnt. Hohe, hagere Gestalten und von sehr dunkler Hautfarbe, erklimmen die Leute ihre an steilen Felswänden gelegenen Höhlen mit großer Gewandtheit, entweder mit Hilfe von Kerbstöcken, die sie gegen die Wände stellen, oder auch einfach mit ihren Händen und Füßen in die vorhandenen Spalten hinein greifend. Den Reisenden und seinen Begleitern gegenüber verhielten sie sich sehr scheu.

Australien und Polynesien.

— Einer telegraphischen Nachricht aus Brisbane zufolge ist es dem Administrator des englischen Schutzgebietes auf Neuguinea, Dr. W. Mc Gregor, gelungen, eine erfolgreiche Gebirgstour in der Owen-Stanley-Kette auszuführen. Der höchste Gipfel der Kette wurde bestiegen, zu 13 121 englischen Fuß gemessen, und Mount Victoria benannt. Einen anderen Berg, nördlich davon, der 12 500 Fuß hoch ist, nannte man nach dem Prinzen von Wales Mount Albert Edward. Die Eingeborenen, denen man begegnete, bewiesen sich freundlich, und es war der Expedition möglich, eine reichhaltige Sammlung von Pflanzen und Vögeln nach Port Moresby zurückzubringen.

Bücherschau.

— Krones, Dr. Franz von, Die deutsche Besiedelung der östlichen Alpenländer, insbesondere Steiermarks, Kärnthens und Krains, nach ihren geschichtlichen und örtlichen Verhältnissen. (Forschungen zur deutschen Landes- und Völkerkunde, Bd. 3, Heft 5, 176 S.) Stuttgart, Engelhorn. — Eine äußerst mühsame Arbeit, welche auf Grund sehr sorgfältiger Studien und Urkundenforschungen das Eindringen der Deutschen, der deutschen Kirche, des anfangs beamteten, später grundbesitzenden Adels und der ackerbauenden und gewerbetreibenden Kolonisten von der Zeit der Baiernherzöge und der Karolinger bis gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts schildert. Von Interesse ist, daß die Deutschen zunächst namentlich den schweren Thalboden und die Waldberge in Angriff nahmen, welche die Slowenen beim Eindringen in das verödete Römerland wüste liegen gelassen hatten, und daß die ganze Ansiedelung auf friedlichem Wege stattfand; der nächstige, grundbesitzende slowenische Adel sowohl als auch die slowenische Bauernbevölkerung in den heute deutschen Theilen der Alpenländer verschmolzen ganz allmählich mit den deutschen Berufsgenossen. Auffallend ist die geringe Zahl romanischer Namen in dem doch einstmals ganz romanisirten Lande, ein Beweis für die nahezu völlige Verdrängung der zugänglicheren Alpenthäler zur Zeit des Eindringens der Slowenen. Ko.

Inhalt: Dr. C. Schelling: Musik und Tanz der Papuas. (Mit Beigabe von 18 Melodien.) — J. Chaffanjon's Reise im Gebiete des Orinoko und Caura. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Joh. Flemming: Das Indianergebiet. (Schluß aus Nr. 2.) — Kürzere Mittheilungen: Gustav Radde's Reisen und Forschungen. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Australien und Polynesien. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 21. Juli 1888.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Unregelmäßigkeiten der Meeresoberfläche.

Von J. von Goerne.

Nach der Ansicht früherer Zeiten, die übrigens noch nicht allzu weit hinter uns liegen, bot die Oberfläche des Meeres eine regelmäßige und einfache Erscheinung dar: nämlich die einer zur Erdfeste parallelen Fläche. Eine andere Meinung galt nicht; man fand sich in dieselbe als in eine solche, von der besondere Komplikationen eine Geltung nicht beanspruchen konnten. Und doch läßt sich zeigen, daß dieser scheinbar so unumstößliche Glaube gewissen Modifikationen zu unterliegen hat. Man ist auf Grund neuerer Forschungen, wie sie in Bogulawski-Krümmel's Ozeanographie und in Krümmel's „Ozean" niedergelegt sind, durch einfache Thatsachen und sinnreiche Schlußfolge zur Kenntniß höchst merkwürdiger und überraschender Erscheinungen hinsichtlich der mannigfaltigen Verschiedenheiten, wie sie eben die so einfach scheinende Oberfläche des Meeres darbietet, gelangt.

Wäre die Erde eine ringsumher vollkommen gleichmäßig vom Wasser bedeckte Kugel, so würde die Wasserhülle überall parallel der Erdfeste sein können; das gleiche würde sich zeigen, wenn die Erde, alles Land fortgedacht, sich darstellte als dasjenige Sphäroid (die abgeplattete Kugel), welches sie thatsächlich ist. Nun schieben sich aber zwischen die Wassermassen nicht minder gewaltige Erdmassen, die Kontinente, mit mächtigen Erhebungen ein. Denkt man sich nun, wie dies die Geodäten thun, das Meeresniveau unter den Kontinenten fortgesetzt, so nennt man den so erhaltenen idealen Erdkörper nach Listing das Geoid. Auf die Oberfläche dieses Geoides werden alle Höhen- und Tiefenmessungen bezogen.

Denkt man sich ferner einen Erdkörper von der Gestalt eines Umdrehungsellipsoides, dessen kleine Achse um $\frac{1}{289}$ kleiner ist als seine große, und dessen Bolumen dem einer Kugel von 6370 km Radius entspricht, so ist es leicht, für verschiedene geographische Breiten die Längen der bezüglichen Sekundenpendel zu berechnen. Ein solches, von der theoretisch gefundenen Länge, macht dann auf der bezüglichen Breite 86 400 Schwingungen in 24 Stunden.

Wie bekannt, nimmt die Anziehungskraft der Erde mit der Entfernung vom Mittelpunkt außerordentlich rasch ab — im quadratischen Verhältniß, so daß bei doppelter Entfernung die Anziehungskraft nur noch den vierten Theil beträgt. Aus diesem Gesetze folgt, daß an den Orten, welche vom Erdmittelpunkt weiter entfernt sind, als andere, die Erdanziehung geringer ist. Mithin wird die Zahl der Schwingungen in 24 Stunden verringert, bei denen die entfernter vom Mittelpunkte liegen, vergrößert dagegen bei denen, die näher liegen. Dies ist nun durch die großen Expeditionen von Henry Foster, Freycinet, Duperrey, Lütke u. s. w. durch Beobachtung thatsächlich festgestellt worden.

Lütke fand nämlich, daß das Sekundenpendel auf den Bonin-Inseln (südöstlich von Japan) in 24 Stunden 11,83 Schwingungen mehr vollendete, als ihm nach der Rechnung zukamen. Nach Hann besitzt demzufolge der dortige Meeresspiegel eine Depression von 1407 m, nach Listing nur von 1310 m. Andere ozeanische Inseln zeigen freilich eine geringere Abweichung vom Normalniveau, wie

Digitized by Google

z. B. St. Helena, wo sie nur 850 m beträgt; immerhin sind aber solche Depressionen noch höchst bemerkenswerth.

An den Küsten der Kontinente finden wir dagegen das entgegengesetzte; so weist die Mündung des Amazonenstromes eine Höhe von 570 m, Madras in Bengalen 450 m und London 120 m über dem normalen Spiegel auf. Wir dürfen also hiernach die Meeresfläche als eine bezüglich der Geoidfläche erheblich deformirte Fläche ansehen.

Der Grund dieser Erscheinung beruht auf einfachen physikalischen Gesetzen. Nach Newton's Gravitationsgesetz ziehen sich alle Körper im geraden Verhältniß ihrer Massen an. Das Land ist aber etwa $2^1/_2$ so schwer als Wasser, besitzt also $2^1/_2$ mal so viel Masse als das Wasser, und zieht letzteres daher $2^1/_2$ mal stärker an, als es von diesem selbst angezogen wird.

So ist dies denn bei den Kontinenten ebenfalls der Fall, und die angeführten Thatsachen liefern uns den Beweis für die Existenz der sogenannten Kontinentalwelle. Durch das Auftreten derselben wird der Meeresspiegel eine unregelmäßige Fläche, welche im allgemeinen an den Küsten der großen Festländer weiter vom Mittelpunkte der Erde entfernt ist als im offenen Ozean, wie dies eben die ausgeführten Pendelbeobachtungen dargethan haben.

Hierbei ist aber besonders zu betonen, daß man mit den erwähnten Elevationen und Depressionen nicht etwa die Anschauung verbinde, als sei der Ozean an einzelnen Stellen konkav gekrümmt; dies ist nie der Fall; er zeigt vielmehr überall eine konvexe Fläche.

Uebrigens ist noch eine andere Ursache vorhanden, welche in einzelnen Meeren zu den Unregelmäßigkeiten des Meeresspiegels beiträgt. Es sind dies Massenverschiebungen, welche nach der wohl maßgebenden Ansicht des verstorbenen Zöppritz zum Theil durch Erosions- und Sedimentablagerungen, zum Theil auch durch säkulare Hebungen und Senkungen hervorgebracht werden.

Ein gutes Beispiel für ersteres bietet das Nordpolarbecken, wegen seiner Geschlossenheit nach allen Seiten. Abgesehen von der sogenannten „Eismeertiefe" zwischen Norwegen, Island und Grönland, deren größte Einsenkung 4846 m beträgt, kann man das Nördliche Eismeer im Vergleich zu anderen großen Meerestheilen geradezu flach nennen: der Theil zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja — die Barents-See — ist durchschnittlich nur 200 m tief. Im Karischen Meere beträgt die größte Tiefe östlich der Insel Waigatsch wenig über 700 m.

Der nordöstliche Theil des Karischen Meeres zeigt ausgedehnte seichte Flächen, zu deren Bildung wohl der Ob und Jenissei allüberlich erheblich beitragen. Auch das Sibirische Eismeer weist nur Tiefen von 50 bis 60 m auf; die Behringsstraße solche von durchschnittlich nur 40 m. Aehnliche Verhältnisse finden sich im arktischen Archipel. Die Baffins-Bai besitzt Tiefen von 200 bis 350 m.

Durch das erwiesene Anhäufen der Sedimente aus den großen asiatischen Flüssen hebt sich der Meeresboden und damit zugleich auch der Spiegel allmählich, so daß die Gestaltenänder des Polarmeeres allmählich überfluthet werden. Wie eine eingehende Rechnung ergiebt, würde eine Ablagerung von 11 m Mächtigkeit ein Steigen des Meeresspiegels um 1 m, und eine solche von 550 m ein Steigen desselben um 50 m verursachen, wodurch weite Strecke des flachen Küstenlandes unter Wasser gesetzt werden würden. — Obwohl man in der Wissenschaft oft davon spricht, der Gipfel eines Berges liege so und so viel Meter über dem Meere, so ist dieser Begriff, wie aus den obigen Auseinandersetzungen hervorgeht, doch immer nur ein sehr unbestimmter, insbesondere, wenn man noch der Gezeiten — der Ebbe und Fluth — gedenkt. Man wählt dann nach einer längeren Reihe von Beobachtungen einen mittleren Stand des Meeresspiegels als Nullpunkt aus.

In den Meeren, welche Ebbe und Fluth nicht kennen, wie die Ostsee, hat man während einer längeren Reihe von Jahren (für Swinemünde) einen konstanten mittleren Wasserstand zu erkennen geglaubt, so daß ein solcher Punkt als Normalpunkt für Meereshöhen angesehen werden könnte.

Indessen ist als Normal-Nullpunkt aus anderen Gründen von Seiten der königlich preußischen Landesaufnahme ein solcher in der Berliner Sternwarte festgelegt worden, welcher nur um 1 bis 2 cm niedriger, als das Mittelwasser der Ostsee bei Swinemünde liegt. Man ersieht aus allem Angeführten, wie schwierig die Bestimmung der Lage der Niveaufläche des Meeresspiegels für die Feststellung der absoluten Höhen, die sich auf der Oberfläche des festen Landes vorfinden, ist, und daß von einem überall gleich hohen Meeresniveau überhaupt nicht die Rede sein kann.

Je nach den physikalischen oder meteorologischen Verhältnissen zweier benachbarter Meere können deren Niveauunterschiede größer oder geringer sein.

So haben sich im Laufe der Zeit für diesen Unterschied bezüglich des Atlantischen und Stillen Ozeans verschiedene Resultate ergeben. Alexander von Humboldt meinte aus Barometerbeobachtungen den Schluß ziehen zu sollen, daß der Unterschied für die genannten Ozeane 3 m betrage. Da ihm diese Differenz selbst zu erheblich schien, so wurde auf seine Veranlassung in den Jahren 1828 und 1829 ein Nivellement der Landenge von Panama vorgenommen, woburch sich ergab, daß der Stille Ozean bei Panama um 1,07 m das Niveau des Atlantischen Ozeans bei Chagres übertrifft. Newerdings ergab die gleiche Arbeit, daß die Niveaus gleich seien, während durch andere Messungen die älteren Resultate bestätigt wurden. Aehnliche Verschiedenheiten ergaben die Messungen zur Feststellung der Niveau-Unterschiede des Atlantischen Ozeans und des Mittelmeeres an den französischen Küsten.

In neuerer Zeit hat man die Niveau-Unterschiede innerhalb einzelner Meere sowohl — insbesondere des Mittelmeeres — als auch solcher benachbarter Meere, welche mit einander durch Straßen frei in Verbindung stehen, wie Mittelmeer — Atlantischer Ozean, Ostsee — Nordsee durch das verschiedene spezifische Gewicht ihres Wassers infolge des Salzgehaltes zu erklären gesucht. Wie bekannt, verhalten sich die Niveauhöhen von Flüssigkeiten, welche verschiedene spezifische Gewichte haben und sich in sogenannten kommunizirenden Gefäßen befinden, umgekehrt wie ihre spezifischen Gewichte. Bei den Meeren also, in denen der Salzgehalt relativ groß ist, steht das Niveau niedriger als in denen mit geringerem Salzgehalte. Bei der Garonne-Mündung ist das Niveau des Atlantischen Ozeans daher um 0,72 m höher als das des Mittelmeeres bei den Rhonemündungen, welches übrigens nach Osten zu um 8 cm sinkt. Aus gleichem Grunde weist der Spiegel der Ostsee einen um einige Centimeter höheren Stand auf, als der der Nordsee. Freilich wird die Entstehung jener Differenz hier nicht in größerer Verdunstung der Ostsee, sondern wohl mehr in deren relativ starken Zuflüssen an Süßwasser zu suchen sein.

Eine weitere, allerdings allgemein bekannte Ursache von Niveau-Aenderungen des Meeresspiegels liegt in den im Laufe eines Jahres vorherrschenden Windrichtungen oder zeitweilig auftretenden starken Stürmen, bezw. Orkanen.

Man wird sich noch entsinnen, wie bei der großen Sturmfluth vom 12. bis 14. November 1872 das Wasser an der mecklenburgischen und holsteinischen Küste bis 3 und $3^1/_2$ m über die normale Höhe aufgestaut wurde.

Bei den Sturmfluthen der Nordsee, von denen auf jedes Jahrhundert nachweislich 50 entfallen, beträgt das Steigen

Digitized by Google

des Wassers durchschnittlich 4 bis 4,6 m; ja, bei der größesten Sturmfluth dieses Jahrhunderts, vom 3. und 4. Februar 1825, erreichte der Stand über den mittleren Stand sogar die Höhe von 5,5 bis 6 m. Im andern Meeren sind diese Erscheinungen infolge von Orkanen noch erheblicher. Im Meerbusen von Bengalen erreichte die Sturmfluth vom 29. Oktober bis 1. November 1876 an der Küste eine Höhe von über 3 m, wo sie Widerstand fand aber 6, ja sogar 12 m.

Bei der westindischen Insel St. Vincent stieg während des großen Orkans vom 10. Oktober 1831 das Wasser um 4 m und bei dem vom 10. Oktober 1780 um 8 m; der letztere vernichtete die englische Flotte unter Sir Rodney. Als Ursache vorübergehender Niveau-Neuberungen des Meeresspiegels sieht man auch, auf Grund neuerer Beobachtungen den längere oder kürzere Zeit andauernden hohen oder niedrigen Luftdruck über den Küstenländern an.

J. Chaffanjon's Reise im Gebiete des Orinoko und Caura.

III.

(Mit vier Abbildungen.)

In Gesellschaft des Generals Dublion unternahm J. Chaffanjon unmittelbar nach seiner Wiederankunft in Caicara noch eine ausgedehntere Recognoscirungstour auf dem Orinoko, die ihn bis zur Meta-Mündung führte.

Nach kurzer Bootfahrt wurde zuerst Cabruta erreicht, ein großes Dorf von 380 Seelen, das an dem Fuße einer Granitkette und am Rande der Llanos der Apure (S. Abbildg. 1) liegt, und das in den letzteren in schwungreicher Weise Viehzucht treibt. Nahe dabei befindet sich ein anderes kleines Dörfchen, das von Guamos-Indianern bewohnt ist. Zu Capuchino, einige Kilometer weiter stromauf, lernte man wieder eine alte verfallene Mission kennen. Nahe bei derselben ergießt sich der Rio Apurito, ein Arm des Apure, in den Orinoko, und zugleich macht dieser letztere Strom hier abermals eine scharfe Biegung. Die Fahrt geht nun wieder nach Süden statt nach Westen. Das linke Ufer ist niedrig und sumpfig und von zahlreichen Wasserarmen durchschnitten, und die ganze Gegend zwischen dem Rio Apurito und dem Rio Arauca bildet eigentlich ein einziges, ungeheures Delta. Nahe dem rechten Ufer liegt dagegen zwischen der Apurito- und Apure-Mündung die hohe Insel Aguzeritto. Der Strom selbst ist hier wieder gewaltig breit und mißt bei der Apure-Mündung gegen 3000 Meter. Der Apure hat einen sehr gewundenen Lauf und weißliches Wasser, in dem es von Kaimans wimmelt.

Es folgen nun die waldbedeckten Inseln Berija de Mono und Pajaral, von denen die letztere sehr felsig ist, und als ein Ausläufer des Encaramada-Gebirges angesehen werden muß. Am Fuße dieses Gebirges, das sich bis zum Rio Concepcion dem Orinoko entlang zieht, gewahrt man zahlreiche große Steinblöcke, die man für erratische Blöcke nehmen konnte. Weiter südlich lagern sich die drei Inseln Trichuma, Encarnado und Guaipere quer in den Strom, so daß es einem beim Herannahen scheint, als nehme dieser hier sein Ende.

Weiterhin geht es an den gefährlichen Klippen der Piedra del Zamuro vorüber, die sich mitten aus dem Strombette erhebt, und ebenso auch an der Insel Casimirito, hinter der der Rio Concepcion mündet, und auf der die Indianer zu Zeiten dem Schildkrötenfange obliegen. Man gewahrt auf dieser Insel sowie auch an dem Rio Cabullare ihre Schutzhütten und Fischdarren, und ebenso liegen daselbst zahlreiche Rückenschilder von Schildkröten umher.

Südlich von der Insel Casimirito fließt der Orinoko wieder west-östlich. Vor der Mündung des Rio Tortuga befinden sich hier große Sandbänke, auf denen die Schildkröten ihre Eier abzulegen pflegen, und die Leute Chaffanjon's hielten darunter mit leichter Mühe eine ergiebige Ernte. Die Inseln Estillero und Posso Redondo sind wieder mit dichtem Walde bedeckt. Dann folgen die großen Sandbänke von Manteca — förmliche Inseln, die von dem rechten Stromufer nur durch einen engen Kanal getrennt sind —, und weiterhin auf der andern Seite des Flusses die Insel Buena Vista, die ebenfalls von ausgedehnten Bänken umgeben ist. Auf dieser Insel hat das Schildkröteneier-Suchen, dem man um die fragliche Zeit obliegt, ein förmliches Dorf von 200 Einwohnern geschaffen, denn von überall sind die Leute zu diesem Behufe herbei gekommen.

Die Schildkröte (Podocnemys Dumerilianus) ist ja am ganzen Orinoko-Laufe zu finden, kaum irgendwo aber trifft man sie in größeren Zahlen wie hier, wo die Natur alles darauf angelegt zu haben scheint, um ihre Fortpflanzung zu sichern. Im Februar postiren sich die Thiere hier zu Tausenden an den Ufern des Flusses, und schaarenweise laufen sie auf den Bänken umher, um die zur Aufnahme der Eier geeignetsten Stätten herauszusuchen. Anfang März beginnen dann einzelne mit dem Geschäfte, indem sie ein Loch von 60 bis 70 cm in den feinen Sand graben und in dasselbe 80 bis 120 Eier hinein versenken. Die allgemeine Legzeit beginnt aber in der Regel nicht vor dem 20. März, und sie dauert meist nur 14 Tage bis drei Wochen. Ausnahmsweise verlängert sie sich indeß wohl bis in den Mai. Indem sich J. Chaffanjon in der Nacht am Ufer des Orinoko in den Sand lagerte, war er im Stande, die eigenthümlichen Wanderungen der Thiere, in denen ein gewisses System liegt, zu beobachten. Kurz nach Einbruch der Dunkelheit zeigten sich einige Schildkröten am Wasserrande, streckten die Beine und den Hals lang nach vorn aus, und verweilten in dieser Stellung etwa eine halbe Stunde. Dann bewegten sie sich langsam und vorsichtig vorwärts, und krochen auf dem Sande kreuz und quer herum bis Mitternacht. In geschlossener Kolonne und in der Zahl von Hunderten marschirten sie aber an, als das südliche Kreuz genau senkrecht zum Horizonte stand — nach der Versicherung des den Reisenden begleitenden Mischlings sollen sie das immer thun —, und nun begann das Legegeschäft auf der Bank im großen Maßstabe (S. Abbildung 3). Die Löcher, welche die Eier bergen, wurden dann auf das sorgfältigste wieder geschlossen, so daß man an der Oberfläche keine Spur von ihnen entdecken konnte. Eine große Verwirrung richtete Chaffanjon unter den Thieren an, indem er plötzlich

Digitized by Google

mit ſeinen Gefährten aus ſeinem Verſteck hervorbrach und mit Hilfe eines Stockes einige der ſchönſten auf den Rücken legte. In eiliger Flucht ſtürzte ſich das ganze Heer ins Waſſer. Die größte von den erbeuteten Schildkröten maß 90 cm in der Länge und 60 cm in der Breite, und ihr Gewicht betrug reichlich 30 kg.

Die Llanos des Apure.

Am nächſten Tage konnte man dann auch der Eier-Ernte und Oelbereitung zuſchauen. Es wurde von den Leuten ein Laufgraben von 70 bis 80 cm Tiefe im Sande angelegt, und von ihm aus wurde die Operation des

Conuco (Feld) eines Indianers.

Neſteraufſtöberns unternommen. Die gefundenen Eier wurden dann in Haufen über einander geſchichtet und von der Bank ans Ufer gebracht. Hier füllte man ſie in loſe geflochtene Körbe und zerſchlug ſie vermittelſt zuſammengebundener ſpitzer Holzſtücke, den Inhalt aber ſpülte man, indem man Waſſer zugoß, in ein ans Land ge-

Digitized by Google

Ein Schildkrötenherr auf dem Markte.

Digitized by Google

zogenes Kanu (Curiare). Als dasselbe bis zum Rande voll war, ließ man die Flüssigkeit etwa eine Stunde lang ruhig stehen, damit sich das Oel von dem Wasser scheiden sollte. Endlich schöpfte man das erstere ab, erhitzte es in einem großen Kessel, damit es sich vollends reinigte und klärte, und füllte es abgekühlt in Flaschen, von denen jede neun Liter hält. In guten Jahren gewinnt man von den drei Bänken, auf welchen das Gewerbe betrieben wird — der Bank von Tortuga, derjenigen von Buena Vista und derjenigen von Paraurama (weiter stromaufwärts) — etwa 10000 Flaschen. Jede Flasche Oel aber erfordert 4500 bis 5000 Eier. Es giebt das einen Begriff von der ungeheuren Zahl der Schildkröten, die an dem Orinoko ihr Wesen treiben. Für die genannten Bänke allein, die nur etwa 4 qkm einnehmen, ergiebt die mäßigste Rechnung alljährlich 70 Millionen gelegte Eier, die ein Heer von 700000 Schildkröten voraussetzen. — Das frische Oel benutzte Chaffanjon zum Braten seiner Speisen, und er fand dasselbe ausgezeichnet dazu geeignet [1]).

Von Buena Vista begab man sich nach Urbana, dessen 350 Seelen zählende Mulatten- und Mestizen-Bevölkerung sich theils von Viehzucht, theils von Tonkabohnen-Sammeln, theils von Fischerei und theils von Schildkröteneier-Suchen nährt. Gegenüber dem Orte ergießt sich der Rio Arauca in den Orinoko, der in der Regenzeit bis zum Fuße der Anden schiffbar ist. Weiter aufwärts kommt man an die Mündungen des Rio Capanaparo und des Indoparo, die nur verschiedene Arme desselben Flusses sind. Noch weiter oberhalb treten die Cerros Baraguan an den Strom, die von engen, steinerfüllten Waldthälern durchschnitten sind. In einem derselben fließ man auf eine Schaar Peccarie, und man erlegte auch zwei davon, aber nicht ohne daß die übrigen einen Angriff auf die Jäger versucht hätten. Der Orinoko wird hier durch die Berge mehr und mehr eingeengt, und seine Strömung ist sehr reißend.

An der Mündung des Canio Mina liegt ein Jaruro-Dorf — der kümmerliche Rest eines ehemals sehr ausgebreiteten Indianerstammes (S. Abbildung 2). Weiter oberhalb wird der Strom immer enger und reißender, und

Jaruro-Indianer.

in der Mitte seines Bettes machen die Klippen der Piedra Jura Mathey die Schiffahrt geradezu gefährlich. Da die Brise eine sehr schwache ist, so kommt man nur mit Mühe vorwärts, bis zu den Mündungen des Rio Suapure und

[1]) Wir unterlassen es nicht, an dieser Stelle auf A. v. Humboldt's Schilderung („Reise in die Aequinoctial-Gegenden", Bd. 3, S. 63 ff.) hinzuweisen, die sich auf dieselbe Species und dieselbe Localität bezieht. Humboldt sagt unter anderem: „Die Zeit, wo die große Arraua-Schildkröte ihre Eier legt, fällt mit dem niedrigsten Wasserstand zusammen. Da der Orinoko von der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche an zu steigen anfängt, so liegen von Anfang Januar bis zum 20. oder 25. März die tiefsten Uferstrecken trocken. Die Arraua sammeln sich schon im Januar in große Schwärme; sie gehen jetzt aus dem Wasser und wärmen sich auf dem Sand in der Sonne. Die Indianer glauben, das Thier bedürfe zu seinem Wohlbefinden nothwendig starker Hitze und das Liegen in der Sonne befördere das Eierlegen. Den ganzen Februar findet man die Arraus faß den ganzen Tag auf dem Ufer. Zu Anfang März vereinigen sich die zerstreuten Haufen und schwimmen zu den wenigen Inseln, auf denen sie gewöhnlich ihre Eier legen. Wahrscheinlich kommt dieselbe Schildkröte jedes Jahr an dasselbe Ufer. Um diese Zeit, wenige Tage vor dem Legen, erschienen viele Tausend Schildkröten in langen Reihen an den Ufern der Inseln Cucuruparu, Uruana und Paraurama, reckten den Hals und hatten den Kopf über dem Wasser, aufschauend, ob nichts von Tigern oder Menschen zu fürchten ist. Die Indianer, denen viel daran liegt, daß die vereinigten Schwärme auch beisammenbleiben, daß sich die Schildkröten nicht zerstreuen und in aller Ruhe ihre Eier legen können, stellen längs des Ufers Wachen auf. Man bedeutet den Fahrzeugen, sich mitten im Strom zu halten und die Schildkröten nicht durch Geschrei zu verscheuchen. Die Eier werden immer bei Nacht gelegt, aber gleich von Sonnenuntergang an. Das Thier gräbt mit seinen Hinterfüßen, die sehr lang sind und krumme Klauen haben, ein drei Fuß weites und zwei Fuß tiefes Loch. Die Indianer behaupten, um den Ufersand zu befestigen, bewege die Schildkröte denselben mit ihrem Horn, und man glaubt solches am Geruch wahrzunehmen, wenn man ein frisch gegrabenes Loch oder Eierneft, wie man hier sagt, öffnet. Der Drang der Thiere zum Eierlegen ist so stark, daß manche in die von andern gegrabenen, noch nicht wieder mit Erde ausgefüllten Löcher hinuntergehen und auf die frisch gelegte Eierschicht noch eine zweite legen. Bei diesem stürmischen Durcheinander werden ungeheuer viele Eier zerbrochen. Der Missionär zeigte uns, indem er den Sand an mehreren Stellen aufgrub, daß der Bertust ein Drittheil der ganzen Ernte betragen mag.

des Rio Caripo, welch letztgenannter Strom mit großen Lagunen in Verbindung steht, an denen die Mapoyo-Indianer dem Tominen- und Manati-Fange obliegen. Nur eine kleine Strecke weiter vereinigt sich der fischreiche Rio Sinaruco mit dem Orinoko. Die langgestreckte und waldreiche Insel Macupina war ehemals von Yarnros bewohnt, liegt aber heute völlig verlassen da. Auf der Insel Pararuma dagegen fanden die Reisenden mehrere Mapoyo-Familien beim Schildkrötenieier-Suchen. Die Frauen flohen wieder in den Wald, sobald sie die Fremden erblickten, und ihre Männer schickten sich an, ihnen mit ihren Geräthen zu folgen; es gelang aber, sie durch ein kleines Tafia-Geschenk zum Bleiben zu ermuthigen und zugleich auch eine kleine ethnologische Sammlung von ihnen zu erwerben — Hängematten, Pfeile, Guanuncos, Canastos ꝛc. Nur in der Nacht, während die Reisenden schliefen, machten sich alle davon. Die Leute sahen übrigens sehr gesund aus und waren größer und kräftiger als andere Indianer.

Bei der Insel Parguaza, wo der Strom gleichen Namens mündet, ist der Orinoko ganz mit großen Steinen angefüllt, und das Vorwärtskommen mit dem Boote ist dadurch ziemlich schwierig. Es ist dies der sogenannte Raudal Mariwara. Am Rio Parguaza, den man ein Stück befuhr, traf man ein kleines Mapoyo-Dorf, dessen Bevölkerung aber zum größten Theile auf die Fischerei ausgezogen war. Nur ein paar alte Leute und Frauen waren zurückgeblieben, um der Hütten und der dabei gelegenen Zuckerrohr- und Manioc-Pflanzungen wahrzunehmen. Es wurde von ihnen eine Harpune erworben, die die Mapoyos bei der Toninenjagd verwenden.

Bei der Weiterfahrt auf dem Orinoko erreichte man die Cerros Farichana und Felseninsel Piedra del Tigre, wo der Strom den Raudal von Cariben bildet, auf der linken Seite aber eine bequeme Passage frei läßt. In dem kleinen Indianerdorfe dabei konnte für ein paar Flaschen Tafia wieder eine kleine ethnologische Sammlung erworben werden. Das rechte Ufer des Orinoko ist von der Insel Pararuma an beständig steil. In der Regenzeit wehen hier West-, in der Trockenzeit aber Ostwinde.

Endlich ist die Mündung des Rio Meta erreicht, und nachdem man das großartige Schauspiel genossen hat, das die Vereinigung der beiden Riesenströme gewährt, wird die Rückreise nach Caicara und Ciudad Bolivar angetreten. Man befindet sich ja nunmehr stark in der zweiten Hälfte des April, und der regenbringende Westwind macht bereits Miene, die Herrschaft zu gewinnen. Es wird also Zeit, heimzukehren in das Hauptquartier. Auf der raschen Fahrt stromab ereignete sich der unangenehme Unfall, daß das Boot durch einen heftigen Windstoß umschlug, und daß ein Theil des Gepäckes und der Instrumente dabei verloren ging. Am 28. April war man wieder in Caicara, am 30. April in Las Bonitas, wo General Oublion sich von Chaffanjon verabschiedete, und am 7. Mai in Ciudad Bolivar. Hier wurden die Sammlungen verpackt und über Trinidad nach Europa gesandt.

Durch das vertrocknende Gelb der zerbrochenen Eier backt der Sand noch stärker zusammen, und wir fanden Quarzsand und zerbrochene Eierschalen in großen Klumpen zusammengekittet. Der Thiere, welche in der Nacht am Ufer graben, sind so unermeßlich viele, daß manche der Tag überrascht, ehe sie mit dem Legen fertig werden konnten. Da treibt sie der doppelte Trang, ihre Eier los zu werden und die gegrabenen Löcher zuzudecken, damit der Tiger sie nicht sehen möge. Die Schildkröten, die sich verspätet haben, achten auf keine Gefahr, die ihnen selbst droht. Sie arbeiten unter den Augen der Indianer, die früh morgens auf das Ufer kommen. Man nennt sie „närrische Schildkröten". Trotz ihrer ungestümen Bewegungen fängt man sie leicht mit den Händen." Die Methode der Biergewinnung scheint sich seither etwas geändert zu haben. Die Chaffanjon'sche Rechnung bezüglich der Zahl der Schildkröten stimmt mit der Humboldt'schen aber überein.

Die Phormium-Vegetation Neuseelands.

Von Dr. R. v. Lendenfeld.

(Mit einer Abbildung.)

Auf Neuseeland und einigen der naheliegenden Inseln kommen mehrere Arten der zu den Liliaceen gehörigen Gattung Phormium vor. Es sind schilfartig aussehende Pflanzen, welche eine Höhe von 2 bis 3½ Meter und mehr erreichen. Eine von diesen Arten (Phormium tenax, J. R. und G. Forster), welche vorzüglich an nassen Lokalitäten — in Sümpfen und an Flußrändern gedeiht — besitzt in den Blättern sehr lange, zähe und biegsame Gefäßbündel, welche ähnliche Verwendung finden wie Hanf- und Flachsfasern.

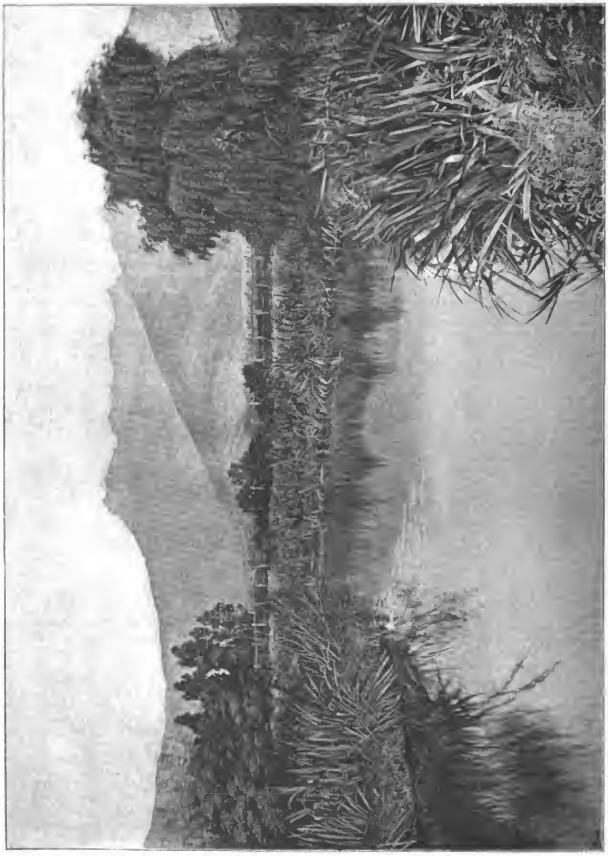
Wo diese Pflanze sich auf Sümpfen eingebürgert hat, bildet sie dichte Bestände auf allen festeren Theilen des Sumpfbodens, zwischen denen Tümpel und Wassergräben liegen. Sumpfvögel, sowie die auf Neuseeland eingebürgerten Fasanen und Hasen, wählen mit Vorliebe solche Phormium-Bestände zu ihrem Aufenthalte. So zahlreich ist das Wild in einigen dieser Lilienwälder wie in einem Wildpark.

In den civilisirten Theilen des Landes ist das Phormium vielfach ausgerottet und durch Acker oder Weiden ersetzt worden. Doch auch in diesen Landestheilen hat man es an den Flußrändern stehen lassen, wie z. B. am Heathcote-Flusse in nächster Nähe von Christchurch (Vergl. die Abbildung). Dieser Fluß durchzieht eine nur sanft geneigte Ebene und wird größtentheils von Quellwasser gespeist. Er fließt deshalb langsam und hat immer so ziemlich den gleichen Wasserstand. Sein Bett ist geröll- und sandfrei, bedeckt mit einem dichten Teppich üppiger Wasserpflanzen. Seinen Ufern entlang gedeihen die Phormien, zwischen denen hie und da Trauerweiden gepflanzt sind. Parkanlagen und Wiesen stoßen an den Phormium-Gürtel.

Die Maoris — die Eingeborenen Neuseelands — benutzen schon seit langer Zeit die Fasern der Phormium-Blätter zur Anfertigung von Matten, Kleidungsstücken u. dergl. Sie lassen die Blätter zu diesem Zwecke maceriren und schlagen sie dann, um die halbverfaulten Reste des Zellengewebes zwischen den Fasern zu entfernen, ähnlich wie wir es mit dem Lein machen.

Als die ersten Kolonisten sich zu Anfang dieses Jahrhunderts in Neuseeland niederließen, erstaunten sie über die ausgedehnte Web-Industrie, welche die Maoris mit den

Digitized by Google



Der Deathcote-Fluß und seine Phormium-Ufer (im Hintergrunde Mount Pleasant).

Digitized by Google

Phormiumfasern trieben. Schon im Jahre 1828 wurden bedeutende Mengen des Phormium-Hanfes exportirt, und zwischen 1828 und 1832 wurde in Sydney neuseeländischer Hanf im Werthe von einer Million Mark verkauft. Man errichtete in England besondere Fabriken, um diesen Hanf zu verarbeiten. Doch die Unternehmung mißlang, und die Ausfuhr nahm ab, erreichte aber später wieder eine bedeutendere Höhe. In den fünfziger Jahren exportirte man jährlich Hanf im Werthe von 100000 Mk. Aller dieser Hanf wurde durch die Arbeit der Eingeborenen gewonnen. Als der Krieg ausbrach, hörte deshalb der Export fast ganz auf und man konstruirte Maschinen, um die Handarbeit zu ersetzen, und durch Behandlung mit Alkalien, sowie durch Gefrierenlassen, die Fasern direkt und ohne Zeitverlust aus den grünen Blättern zu gewinnen.

Diese Methoden waren so erfolgreich, daß das Phormium bald mit dem Manilla-Hanf zu wetteifern begann und in ausgedehntem Maße zur Anfertigung von Seilen verwendet wurde. Der Werth desselben stieg von 400 Mark per Tonne auf 1500 Mark. Von 1866 bis 1871 wurde wieder jährlich Phormium-Hanf im Werthe von über einer Million Mark exportirt.

Neuerdings ist man dazu gekommen, durch Abänderungen des Verfahrens sowohl zarte flachsähnliche Fasern als auch stärkere, hanfähnliche aus den Phormium-Blättern zu gewinnen. Die ersteren können für sich oder mit Flachs gemischt zur Anfertigung von Segeltuch und Segeltuch verwendet werden und geben ein sehr festes und dauerhaftes Gewebe. Dieser Phormium-Flachs ist 1200 bis 1800 Mark per Tonne werth. Die stärkeren Fasern verwendet man zur Verfertigung von Seilen und neuerdings besonders auch für den steifen Spagat, der zum Binden der Garben mit den „Reaping"-Maschinen gebraucht wird. Die Phormium-Faser liefert auch sehr starkes und weißes Papier.

In neuester Zeit hat der Export der Phormium-Fasern abermals beträchtlich abgenommen, doch werden noch immer jährlich gegen 1500 Tonnen im Werthe von einer halben Million Mark ausgeführt.

Die Bevölkerung Schleswigs.

Von P. Asmussen.

Von verschiedenen Seiten, namentlich aber von dänischer, hört man häufig behaupten, das ehemalige Herzogthum Schleswig sei ursprünglich dänisches Gebiet gewesen und werde auch heute noch zum überwiegenden Theile von Leuten dänischen Stammes bewohnt. Es dürfte darum zeitgemäß sein, einmal zu untersuchen, wie weit solche Behauptungen mit der Wahrheit übereinstimmen. Wir gedenken uns im folgenden mit der Bevölkerungsfrage etwas näher zu befassen.

Vor reichlich fünfzig Jahren gab es im Bereiche des Herzogthums Schleswig, also im Lande zwischen Eider und Königsau, vier in Sprache, Sitte und Bauart der Häuser unsichwer von einander zu unterscheidende Völkerschaften — es giebt sie heute noch, aber sie sind mehr mit einander verschmolzen, und unsere alles nivellirende Zeit hat die Unterschiede um ein bedeutendes verwischt — Sachsen, Angeln, Friesen und Jüten. Die Sachsen wohnten und wohnen zwischen der Eider und Schlei, die Angeln zwischen der Schlei und der Flensburger Föhrde, die Friesen am Nordseesaum und auf den Inseln der Nordsee und die Jüten zwischen Wiedau und Königsau und in dem Lande nördlich von der letzteren, das heute noch Jütland heißt.

Die Sachsen sind Tacitus noch unbekannt. Ptolomäus erwähnt sie als auf dem Nacken der kimbrischen Halbinsel, also im heutigen mittleren Holstein, sitzend. Von da sind sie im 3. Jahrhundert über die Elbe südwärts gezogen und haben mit den Chernskern, Angrivariern, dem größten Theil der Chauken und späterhin mit den Brukterern und Chamavern zusammen den großen Bund der Sachsen gebildet. Mit den Angeln im Bunde haben sie dann Britannien besiedelt und Stück für Stück erobert. Aber auch in Nordelbingen, besonders in der Mitte des Landes, sind sie wohnen geblieben, hatte doch noch Karl der Große mit den nordelbingischen Sachsen zu thun. Auch heute zeigt die Volkssprache und die Bauart der Häuser im mittleren Holstein, daß wir es mit Sachsen zu thun haben. In den südöstlichen Winkel Schleswigs sind sie jedenfalls erst recht spät gekommen und haben erst ganz allmählich die vorgefundene, wahrscheinlich anglische Bevölkerung aufgesogen. Ums Jahr 890 kennt der angelsächsische Reisende Other als Anwohner der Stadt Schleswig Angeln, Sachsen und Wenden. Wenden und Sachsen werden um die Zeit gekommen sein, als Karl der Große zwischen Eider und Schlei die dänische Mark aufrichtete. Letztere hatte eben keinen langen Bestand. Sie wurde freilich von Heinrich dem Vogler aufs neue errichtet, aber schon ein Jahrhundert später von Kaiser Heinrich II. endgiltig aufgegeben, weil sie viele Kosten machte und wenig einbrachte. Aber die sächsische Bevölkerung ist seitdem in dem Winkel festhaft geblieben und hat im Laufe der Zeit die alte anglische und die mit eingewanderte wendische aufgesogen. Heute ist südlich von der Schlei und dem Dannewerk in Sprache und Bauart der Häuser alles sächsisch. Der Gegensatz zwischen den Anglern und ihren südlichen Nachbarn, den Gönsidern, d. i. den Jenseitigen, fällt jedem auf, der von Angeln nach Schwansen kommt. Nur die Ortsnamen sind hier zum Theil nicht sächsisch, sondern anglisch, woraus auf eine ursprünglich anglische Bevölkerung geschlossen werden darf. Daß aber die Sachsen südgermanischen, also deutschen Stammes gewesen sind, bedarf keines Beweises.

Dagegen gehen die Meinungen über die Stammesangehörigkeit der Angeln weit auseinander. Die dänische Sage nennt Dan und Angul Brüder. Aber dieser Sage ist nicht viel Gewicht beizulegen, da sie erst erwähnt wird, als schon Angeln — die heutige Landschaft Angeln — ein Theil der damals dänischen Provinz Südjütland war. Saxo Grammaticus ist eben von dem Vorwurfe nicht freizusprechen, er habe beim Niederschreiben der dänischen Sagen nicht unterlassen können, einen Zusammenhang künstlich herzustellen, wo er ihn nicht vorfand. Zu seiner Zeit waren Dan und Angul nothgedrungen Brüder geworden; von Anbegum ist es sicher nicht so gewesen. Tacitus erwähnt die Angeln unter den Stämmen Germaniens und zwar unter

Digitized by Google

den sieben Nerthusvölkern. Unter den Namen der übrigen sechs Bruderstämme ist uns nur der der Warinen dem Klange nach bekannt. Man hat nämlich den Namen Wagrien, den alten Namen des östlichen Holstein, der aber heute aus dem Volksmunde verschwunden ist, mit ihnen in Verbindung bringen wollen, und auch den Fluß Warnow in Mecklenburg. Die slavische Endung des letztgenannten Namens sagt wohl nicht viel dagegen. Wahrscheinlich im 9. Jahrhundert gelangt eine Sammlung von Volksrechten zur Aufzeichnung unter dem Titel: Gesetze der Angeln und Warinen, welches sind Thüringer. Um dieselbe Zeit kennt der Angelsachse Other, wie wir bereits erwähnten, als Anwohner der Stadt Schleswig — also wo sie heute noch wohnen — die Angeln. Bereits 400 Jahre früher aber waren Angeln und Sachsen im Bunde mit einander nach Britannien gezogen. Die scheinbar heillose Verwirrung löst sich leicht. Tacitus, der jedenfalls Germanien nie persönlich bereist hat, mußte sich in seinen Angaben auf seine Gewährsmänner stützen. Deswegen sind seine Angaben über die Wohnplätze der Stämme um so ungenauer, je weiter diese vom Rhein entfernt wohnten. Zu den entfernt wohnenden Stämmen haben wir auch die Nerthusvölker zu rechnen. Wenn er sie also zu den Sueven, im Osten Deutschlands wohnend, rechnet und unmittelbar hinter den Semnonen und Longobarden aufzählt, ferner auch anführt, daß sie durch Flüsse und Wälder geschützt wohnten, so gewinnen wir wenigstens einigen Anhalt für die Bestimmung ihrer Wohnsitze. Denn es wird doch allgemein angenommen, daß damals die Longobarden im Lüneburgischen hausten, wo spätershin der Bardangau nach ihnen genannt war und heute noch Bardewiek an sie erinnert. Die Semnonen aber bewohnten zu der Zeit allem Anscheine nach das Land um Havel und Spree. Ihnen benachbart haben wir nun die Sitze der Nerthusvölker zu suchen, und zwar — weil ihr Heiligthum auf einer Insel im Ocean lag — nordwärts von den Semnonen, von denen sie wohl die untere Havel trennte, während die Elbe in ihrem Unterlaufe die natürliche Grenze gegen die Langobarden bildete. Da das von ihnen damals bewohnte Land, das nördliche Brandenburg, Mecklenburg, Lauenburg und Ostholstein, heute noch waldreich genannt werden muß, so war das früher gewiß in weit größerem Maße der Fall. Tacitus hat also mit der durch Wälder und Flüsse geschützten Lage vollkommen Recht. Ueber den beliebten Streitpunkt, wo eigentlich die Nerthusinsel zu suchen sei, wollen wir hier mit der kurzen Bemerkung hinweggehen, daß wir an Wichsel's'n Ansicht, es sei Alsen gewesen, nicht glauben; daß wir auch nicht Helgoland, wo später der Friesen Heiligthum lag, als die Nerthusinsel ansehen können; daß noch weniger Rügen als solche in Betracht gezogen werden kann; daß es dagegen vielleicht Femarn, vielleicht die Ostspitze Holsteins, die ja noch heute beinahe ganz vom Wasser umflossen wird, vielleicht auch eine kleine Insel an Mecklenburgs Küste gewesen ist. Voraussichtlich werden wir über diesen Punkt niemals zur historischen Gewißheit kommen. Um aber wieder auf die Nerthusvölker zu kommen, so ist es nicht wahrscheinlich, daß die sieben Stämme an Kopfzahl bedeutend waren, als Tacitus seine Germania schrieb. Lebten sie schon damals als Bundesgenossen zusammen, so steht anzunehmen, daß im Verlaufe des 3. Jahrhunderts, wo sich überhaupt die kleinen Stämme Germaniens zu Völkerbünden vereinigten, der Bund der Nerthusvölker ein festerer wurde. Dabei mochte es nun geschehen, daß die Namen der Angeln und Warinen allmählich die andern Namen verdrängten, vermuthlich weil die beiden genannten Stämme die mächtigsten unter den sieben waren. Als nun in demselben Jahrhundert Longobarden und Semnonen mit den übrigen Sueven nach Süden und Südwesten wanderten, dehnten sich auch die Nerthusvölker weiter nach Süden aus und besetzten wenigstens einen Theil des Semnonenlandes, während die Sachsen über die Elbe südwärts gingen und einen guten Theil des Longobarden-Landes besetzten. In das von den Sachsen zum Theil verlassene Holstein drangen von Südosten her Nerthusvölker, die nun nach unserer Theorie östlich von der Elbe, etwa von Wittenberg nach Hamburg hin saßen. Von dort aus mußte es ihnen leicht werden, mit ihren südlichen Nachbarn, den Sachsen, von denen sie ja nur die Elbe schied, Britannien zu erobern. So findet die Frage, wie die Angeln nach Britannien gekommen sind, ihre ganz einfache Lösung. Nicht minder leicht erklärlich aber ist es, wie sie nach Schleswig und nach Thüringen kamen. Durch den Zug nach Britannien waren natürlich ihre Reihen stark gelichtet worden. Wer Muth und Thatendrang in seiner Brust fühlte, war fortgezogen, namentlich auch die beherzteste Jugend. Als daraus bald der Vorstoß der Slaven erfolgte, die das von den Germanen fast verlassene Land zwischen Weichsel und Elbe besetzten, konnte der Rest der Angeln sich ihrer nicht erwehren. Was nicht jetzt noch zur Auswanderung nach Britannien sich entschloß, wurde auseinandergesprengt, und während ein Hause Angeln und Warinen in Thüringen Wohnsitze fand, wurde ein anderer von den nachfolgenden Slaven durch das östliche Holstein gedrängt, und fand erst Ruhe im Osten des Herzogthums Schleswig, wo die Landschaft Angeln noch ihren Namen trägt. Was sie dort für Bevölkerung vorfanden, und wie sie sich zu der vorgefundenen Bevölkerung stellten, läßt sich nicht genau mehr bestimmen.

Aus der eben entwickelten Theorie läßt sich nun leicht ein Schluß ziehen; stammen nämlich die Angeln aus der von uns angegebenen Gegend, so müssen sie Südgermanen sein, und Dan und Angul sind nicht Brüder. Das nämliche aber ergiebt sich auch aus der Sprache und Bauart der Häuser. Heute spricht man in Angeln überall plattdeutsch, aber in einem eigenthümlichen Dialekt, der außerhalb Angelns nicht gut verstanden wird, denn der Sachsen erinnert an das Englische und der Worfschaz hat viel Eigenthümliches. Vor 100 Jahren war im größten Theile der Landschaft ein „Angler Dänisch" genannter Dialekt Umgangssprache. Das Idiom hatte in der That auch viel Dänisches an sich, wurde aber doch von einem geborenen Dänen nur schwer verstanden. Wenn man aber das Nichtdänische an Wörtern und Redewendungen herausfucht und es mit andern Dialekten vergleicht, so hat es auffallende Aehnlichkeit mit dem Anglischen, wie es uns aus der angelsächsischen Literatur bekannt ist. Dieses aber steht wieder dem Altsächsischen näher, als dem Nordischen. Wir dürfen daraus schließen, daß die Angeln in Schleswig mit den Angeln, die Britannien erobert haben, eines Stammes sind und daß keine Stammesverwandschaft sie mit den Dänen verbindet, die ohne Zweifel zu den nordgermanischen Stadinaviern gehören.

Auch die Bauart der Häuser unterscheidet Angeln und Dänen. Gewöhnlich findet man als anglisches Haus ein modifizirtes dänisches in den Büchern beschrieben und abgebildet: ein Wohnhaus im Hintergrunde und an den beiden Seiten des Hofplatzes je eine Scheune, von denen die eine zum Stall eingerichtet ist. Wahr ist es, daß man auf diese Weise heutzutage fast alle größeren Bauerngüter in Angeln aufbaut, man hält das für praktischer und für feiner. Aber die eigentlich anglische Bauart ist das nicht. Wenn man diese studiren will, muß man Häuser älteren Datums ansehen. Das anglische Haus hat, wie das sächsische, Wohnung und Stallraum unter einem Dache, jene an dem einen, diesen am anderen Hausesende, beide getrennt durch einen quer durch das Gebäude laufenden Raum, der zum Dreschen gebraucht wird und von dem aus das

Digitized by Google

Korn zur Erntezeit auf den Boden gebracht wird. Diese Bauart aber schwindet in unserer Zeit immer mehr und dürfte mit der Angler Sprache und Sitte in 100 Jahren kaum mehr zu finden sein.

Denn auch in seinen Sitten und Gebräuchen, namentlich aber in seinem Nationalcharakter hat der Angler Eigenthümlichkeiten, die ihn von Sachsen und Jüten, namentlich aber auch von den Dänen scheidet. Der Angler hat im allgemeinen einen hellen Kopf, er faßt und behält ziemlich leicht. Als Landwirth und namentlich als Viehzüchter ist er weithin berühmt, aber auch in anderen Berufszweigen weiß er Tüchtiges zu leisten. Aber er kennt auch seine Vorzüge und ist stolz auf sie. Eigentlich ruhuredig ist er nicht, wie er denn überhaupt vom vielen Sprechen kein Freund ist und die Maulhelden haßt. Aber in Haus und Hof, in Kleidung und Geräth mag er gern zeigen, daß er etwas hat, und hinter seinem Nachbaren will er nicht zurückstehen. Fremden traut er nicht sonderlich. Solche haben in Angeln in der ersten Zeit ihres Dortseins auch eben keine angenehme Stellung. Aber auch in der Fremde hält sich der Angler wenigstens zuerst reservirt, bis er jemand gefunden hat, den er seines Vertrauens für würdig hält. Dieses Mißtrauen hält der Fremde gern für Stolz. Die alten Volksbräuche und Nationaltrachten sind in Angeln in der letzten Zeit immer mehr abgekommen, namentlich letztere kennt die jüngere Generation nicht mehr. So wohnt der Angler als ein Fremdling unter den ihm benachbarten Stämmen, aber seine jetzt ausgestorbene Sprache weist aus, daß er von Süden stammt und ein Deutscher ist, kein Däne.

Wir haben uns nun mit den Friesen zu beschäftigen. Tacitus kennt Friesen zwischen den Rheinmündungen und der Ems, während zwischen Ems und Weser die Großchauken, zwischen Weser und Elbe die Kleinchauken saßen. Beide Stämme waren eng mit einander verwandt, und seit dem dritten Jahrhundert verschwindet der Name der Chauken, wir hören nur noch von Friesen, und dieser Name gewinnt in der Folge eine immer weitere Verbreitung, so daß man schon ziemlich früh alle Meeresanwohner und alle Inselbewohner von den Rheinmündungen bis zur Widaumündung in Schleswig, ja bis über die letztere hinaus mit dem gemeinsamen Namen Friesen bezeichnete. Wir brauchen dabei gar nicht anzunehmen, die eigentlichen Friesen hätten Eroberungszüge unternommen. Ueber solche würde uns wahrscheinlich, wenn nicht die Geschichte, so doch die Sage unterrichten. Die Unterjochten hätten auch wohl kaum so vollständig Sprache, Sitte, Volkscharakter und Lebensweise der Sieger angenommen. Denn in der That wird das friesische, wo es überhaupt noch gesprochen wird und nicht vom Plattdeutschen verdrängt worden ist, nur in verschiedenen Dialekten gesprochen. Der eine Friese lernt heute noch mit Leichtigkeit die Dialekte seiner Stammesgenossen verstehen und sprechen, während das Sprechen der friesischen Sprache jedem Fremden schwer wird, so daß ein Kenner sofort hört, er ist kein geborener Friese. Genau so wie bei der Gründung anderer germanischer Völkerbunde, ist es auch bei der Bildung des Friesenbundes zugegangen. Unter sich verwandte Stämme haben sich im Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit vereinigt und haben einen neuen Namen angenommen oder den des mächtigsten Stammes fortgeführt. Wir halten daran fest, daß auch die Nordfriesen im heutigen Westschleswig ursprünglich Deutsche sind, und nicht Dänen. An sich wäre es nicht unmöglich, daß auch ein dänischer Stamm hätte Aufnahme in den Friesenbund finden können. Aber wären die Nordfriesen Dänen gewesen, so hätten sie sich doch eher ihren nahewohnenden Stammesgenossen gemähert und angeschlossen, als dem entfernt wohnenden Friesenbunde, von dessen nächsten Gliedern sie doch immer noch die Eider trennte. Wären die Nordfriesen dänischen Stammes, so würden sie auch nach ihrem Eintritt in den Friesenbund wohl ihre dänische Sprache behalten und nicht einen Dialekt eines entfernt wohnenden Stammes anderen Volkes angenommen haben. Man müßte denn schon annehmen, die Nordfriesen seien sehr für alles Neue begeistert, während doch thatsächlich kein Stamm so zäh am Althergebrachten hängt, als der in Rede stehende. Reden sie doch heute noch ihren Dialekt, obgleich er eine Meile von ihrem Wohnort entfernt vielleicht schon nicht mehr verstanden wird, obgleich sie ihn weder in der Schule, noch in der Kirche, weder vor Gericht, noch im Verkehr mit Fremden gebrauchen können. Daß in den nordfriesischen Mundarten einige Brocken Dänisch vorkommen, ist natürlich, da das friesische Sprachgebiet vom plattdänischen begrenzt wird. Uebrigens zeigt uns die Geschichte, daß Friesen und Dänen niemals gute Freunde gewesen sind. Durchgängig machen auch die Dänen kaum Ansprüche darauf, die Friesen in Westschleswig und auf den nordfriesischen Inseln zu ihren Stammesangehörigen zu rechnen. Sie können das auch schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil die Sprachkunde einen innigen Zusammenhang aller friesischen Dialekte unter einander nachweist und die nahe Verwandschaft des Altfriesischen mit dem Altsächsischen in seinen hervorragenden Zügen zugeben muß.

Daß die Jüten dem dänischen Stamme angehörten, betrachtete man noch vor kurzer Zeit als so selbstverständlich, daß es niemand einfiel, Beweise für solche Zugehörigkeit zu sammeln. Erst in den jüngsten Tagen fängt man an, dieses Faktum zu bezweifeln, und zwar auf Grund der Sprache. Die jütische Sprache, die man im gewöhnlichen Leben als die plattdänische bezeichnet, hat nämlich im Bau und im Wortschatz Eigenthümlichkeiten, die sich aus dem Dänischen nicht, aus dem Sächsischen und Friesischen aber leicht erklären lassen. Der Schreiber dieses hat noch nicht genügend Material in Händen, um seinen Lesern die Ueberzeugung an der Hand desselben beizubringen, die er persönlich hegt, die Ueberzeugung, daß auch die Jüten nicht dänischen, sondern sächsischen Stammes sind. Der Beweis ist um so schwerer zu führen, als jütische Sprachdenkmäler aus alter Zeit kaum vorhanden sind, und es kann und immer noch entgegengehalten werden, daß die Jüten das Freunde in Sagbau und Wortschatz von den ihnen benachbart wohnenden Sachsen, Angeln und Friesen angenommen haben können. Jedenfalls haben die Jüten heute jede Erinnerung an ihre Selbständigkeit verloren und betrachten sich als Dänen und ihre Sprache als einen dänischen Dialekt. In der angelsächsischen Literatur treten die Jüten unter dem Namen Geotas auf, werden aber nie Dänen genannt. Letztere treten bei den Angelsachsen wenig und erst spät auf. Es mag hier auch erwähnt werden, daß fremde Schriftsteller, die Jütland bereisten, in Süte und Volkscharakter einen Unterschied zwischen West- und Ostjüten gefunden haben wollen. Als Scheidelinie wird eine Linie, von Veile über Viborg an den Limfjord gezogen, angegeben. Man hat eine auffallende Aehnlichkeit der Ostjüten mit den Inseldänen wahrgenommen, während die Westjüten mehr Verwandschaft mit den Friesen zeigen. Auffallend ist es auch, daß östlich von der genannten Scheidelinie jene Sprecheigenthümlichkeiten, die wir Anklänge an das Sächsische nannten, nicht mehr vorkommen, während sie fast durch ganz Jütland und überall in gleichem Maße vorkommen, was doch kaum so aussieht, als wenn die Jüten diese Sachen von den Sachsen, Angeln und Friesen angenommen. Wäre das letztere der Fall, so würden wir die

Digitized by Google

erwähnten Anklänge nur oder fast nur im Süden an der Sprachgrenze antreffen. So aber sieht es aus, als hätten die Jüten, als sie die dänische Sprache zur Volkssprache machten, was nicht auf einmal geschehen ist, sondern nach und nach, etwas von ihrer alten Sprache in die neue mit hinübergenommen. Aehnliches findet man überall, wo ein Volk seine Sprache wechselt. Auf einen Gegensatz zwischen Dänen und Jüten deutet auch der Umstand, daß der Name Jütland sich bis in unsere Tage hinein erhalten hat. Kein sonstiger Theil von Dänemark, zu welchem Lande bis 1658 auch die südschwedischen Provinzen Schonen, Halland und Blekinge gehörten, führt seinen Namen nach dem Volksstamme, sondern umgekehrt werden die Bewohner immer nur nach der Insel oder der Landschaft genannt, die sie bewohnen. Daraus aber folgt, daß die Jüten den Dänen gegenüber eine besondere Stellung einnehmen. Als letztere, von den Inseln her vordringend, sich daran machten, die timbrische Halbinsel zu erobern, fanden sie wahrscheinlich die Jüten dort vor und nannten das Land nach ihrem Namen Jütland. Möglich allerdings ist es, daß diese Benennung von den Jüten selber herrührt. Nun ist natürlich damit nicht erwiesen, daß die Jüten Sachsen sind. Sie können ja dänischen Stammes sein, ein dänischer Stamm, der früher als die anderen sich erobernd auf den Weg nach Westen gemacht hat, um dann seinerseits wieder von der nachsetzenden Hauptmasse der Dänen unterworfen zu werden.

Wir geben gern zu, daß unter den von uns angeführten Gründen keiner für sich genügend ist, die Zugehörigkeit der Jüten zu den Sachsen zu erweisen, aber in ihrer Gesammtheit müssen sie immerhin ausreichen, die Möglichkeit solcher Zugehörigkeit zu begründen. Der genaue Beweis muß aus der Sprache der Jüten geliefert werden. Dazu aber ist eine genauere Durchforschung der sogenannten plattdänischen Idiome dringend erforderlich. Bevor diese erfolgt ist, müssen wir die Frage, ob die Jüten Sachsen oder Dänen sind, als eine offene betrachten, wenngleich wir persönlich das erstere annehmen möchten.

Die Jüten bewohnen nicht nur das heutige Jütland, sondern auch die kleinere nördliche Hälfte Schleswigs bis an die Widau im Süden. Südlich von der Geilau, dem südlichsten Zufluß der Widau, zieht sich vom Frosleer Moor bis zum Aventofter See und weiter die Widau entlang bis zur Einmündung derselben in die Nordsee bei Hoyer eine breite Moor-, Sumpf- und Wiesenstrecke von Osten nach Westen quer über die Halbinsel, die noch heute fast ganz unbewohnt ist, ehedem aber unzugänglicher Sumpf gewesen sein muß. Südlich wird die Strecke von einem Höhenzuge begrenzt, der sandig und öde ist, aber die Kirchdörfer Wallsbüll, Wedelsig, Ladelund, Süderlügum und Humptrup trägt. Die Niederung an der Geilau ist heute noch eine Art von Völkergrenze. Südlich von derselben ist wenigstens seit Einführung der Reformation die Kirchen- und Schulsprache deutsch gewesen, wenn auch die Umgangssprache zum Theil die plattdänische war, die sich hier auf Kosten der friesischen ausgebreitet zu haben scheint. Heute wird bis an die Geilau ein mit vielen jütischen und friesischen Brocken und Wendungen gemischtes Plattdeutsch als verbreitetste Umgangssprache geredet. Südlich von der Geilau und der erwähnten Sumpfniederung findet man auch wenig dänische Sympathien im Volke. Wir werden kaum irren, wenn wir diese Niederung als die uralte Grenzscheide zwischen den Jüten nordwärts und den Angeln und Friesen südwärts bezeichnen.

Südwärts von der Niederung bildete der Hauptsache nach das Treenethal, damals ein breiter Sumpfgürtel, wie es jetzt ein breiter Wiesengürtel ist, die Grenze zwischen Angeln und Sachsen im Osten und Friesen im Westen. Man darf das Gebiet der Friesen in Schleswig nicht mit dem Distrikte verwechseln, in dem heute noch die friesische Sprache Umgangssprache ist. Heute wird nur noch in einigen 30 Kirchspielen von reichlich 30000 Menschen friesisch geredet, und zwar namentlich in den Marschen der Kreise Husum und Tondern und auf den Inseln Sylt, Föhr, Amrum und den Halligen. Das friesische Gebiet aber ist ein ungleich größeres. Dazu gehört die Landschaft Eiderstedt, in der heute nur plattdeutsch gesprochen wird. Ferner gehört eine ganze Reihe von Geestdörfern dahin, in denen zum Theil nachgewiesenermaßen einst friesisch geredet wurde, in denen aber diese Sprache vom Plattdeutschen und Plattdänischen zumeist erst nach dem Ausgang des Mittelalters verdrängt wurde. Heute macht in diesen Dörfern das Plattdeutsche, ein vom sächsischen verschiedener, mit friesischem und dänischem Sprachgut durchtränkter Dialekt, dem Plattdänischen überall mit Erfolg den Rang streitig.

Das Gebiet der Angeln in Schleswig ist seit den Tagen Karls des Großen ein ungemein beschränktes, indem es nur wenige Kirchspiele außerhalb der heutigen Landschaft Angeln, und zwar westlich von derselben, daneben natürlich die ganze Halbinsel zwischen der Schlei und der Flensburger Föhrde, umfaßt. Aber das ist ja nicht zu verwundern, indem nur ein kleiner Bruchtheil der Angeln nach Schleswig zog und dieser, von den Dänen im Norden und den Sachsen im Süden eingeengt, nicht dazu kam, sich über weite Gebiete auszudehnen. Früher wird auch das Land südwärts von der Schlei und dem Danewerk bis an die Eider ihnen gehört haben. In dem Gebiet, westlich von der Landschaft Angeln bis zur Treene und südlich bis ans Danewerk reichend, haben sich die Angeln mit dänisch-jütischen Elementen vom Norden her, mit sächsischen von Süden her gemischt, und in den letzten Jahrhunderten sind dazu nicht unerhebliche Kolonistenzüge von jenseits der Elbe gekommen. Der heutige Angler will deshalb von diesen seinen Stammesbrüdern eben nicht viel wissen.

Das Gebiet der Sachsen in Schleswig haben wir eigentlich schon oben angegeben. Es liegt zwischen der Schlei und dem Danewerk im Norden und der Eider im Süden, zwischen dem Unterlauf der Treene im Westen und der Ostsee mit ihren Meerbusen im Osten. Es ist von den Sachsen wahrscheinlich erst seit Karls des Großen Zeit besiedelt, und früher von Angeln bewohnt gewesen, worauf namentlich in Schwansen Ortsnamen hindeuten.

Zu diesen vier Volksstämmen, unter denen die Sachsen, Angeln und Friesen zweifellos, die Jüten vielleicht deutschen Stammes waren, kamen in der ersten Zeit des Mittelalters die Dänen. Woher sie stammen, interessirt uns hier nicht weiter. Sie waren und sind Nordgermanen, Skandinavier, und kamen von den Inseln nach der kimbrischen Halbinsel als Eroberer. Zuerst trafen sie auf die Jüten, die sie aus dem östlichen, fruchtbaren Theil Jütlands ganz verdrängten und in ihren sonstigen Wohnsitzen unterwarfen. Die Sieger gründeten ihre Niederlassungen unter den Besiegten, und Jüten und Dänen verschmolzen im Laufe der Zeiten so innig mit einander, daß heute Jüten reines Blutes nirgends mehr anzutreffen sind. Weiter nach Süden vordringend, trafen die Dänen auf die Angeln und Friesen. Erstere wurden in den Winkel zwischen der Schlei und der Flensburger Föhrde hineingedrängt und auch dort unterworfen. Auch sie bekamen eine starke Beimischung von dänischem Blut, und ihre Sprache wurde mit dänischem Sprachgut dermaßen beladen, daß die Dänen sie als Angler-Dänisch, als gutes altes Dänisch bezeichnen zu müssen glaubten, d. h. als die Bewohner Schleswigs sich in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts ihrer deutschen Nationalität zu er-

Digitized by Google

innern begannen. Vorher hatten die Dänen über die plattdänischen Dialekte im allgemeinen und über die Angler Mundart im besonderen ihre schlechten Witze gemacht, sie als Raben- oder Kartoffel-Dänisch verketzert und erklärt, daß kein Schwein sie genießen könne. Doch hat in der heutigen Landschaft Angeln der gleichnamige Stamm seine Nationalität mehrere Jahrhunderte lang treu bewahrt, und die dänische Beimischung ist erst in der zweiten Hälfte des Mittelalters eine intensivere geworden. Ums Jahr 900 kennt noch der Angelsachse Other eine dänische Stadt Schleswig, aber in der Nähe derselben eine anglische Nation. Zu einer festen und dauernden Herrschaft in jenen Gegenden sind die Dänen erst gekommen, nachdem ihr König Gorm der Alte, ein Zeitgenosse Heinrichs des Voglers, alle kleinen dänischen und dänisch-jütischen Reiche endgiltig unter einen Hut brachte. Aber vorher hatten schon Dänenschwärme die Eider erreicht, wenn wir auch nicht genau darüber unterrichtet sind, ob diejenigen südjütischen Fürsten, die in Karls des Großen und Anskars Zeiten genannt werden, Dänen oder Jüten waren. Ohne Zweifel herrschte von der Mitte des fünften bis zum Beginn des zehnten Jahrhunderts im ganzen Gebiete des nachmaligen Herzogthums Schleswig ein wildbewegtes, kriegerisches Treiben, das noch aus den von Saxo Grammaticus aus dieser Zeit mitgetheilten dänischen Sagen herausklingt. Die Kriege enderten mit der Unterwerfung der sämmtlichen schleswigischen Stämme unter das Joch der Dänen. Am längsten wehrten sich die Friesen, deren Marschen und Inseln einem mit solchen Verhältnissen unbekannten Feinde das Eindringen beinahe zur Unmöglichkeit machten. Noch um die Mitte des 13. Jahrhunderts mußte es der Dänenkönig Abel erkennen, was es hieß, in den Marschen zu kämpfen und mit den freiheitstrotzigen Friesen anzubinden. Zweimal hat er versucht, sie zu unterjochen, und er hat den zweiten Versuch mit Krone und Leben gebüßt. Erst als ein Jahrhundert später große Sturmfluthen ihren Wohlstand vernichteten und verheerende Seuchen ihre Reihen lichteten, unterlagen sie, haben aber immer lieber den Herzögen von Schleswig, als den dänischen Königen gehorcht.

Es ist nicht unsere Aufgabe, zu beschreiben, wie das von den Dänen eroberte Gebiet von den Schauenburger Grafen zurückgewonnen, dann von den Dänen mit List und harter Gewalt aufs neue an sich gebracht und endlich in unseren Tagen voraussichtlich auf immer mit Deutschland vereinigt worden ist. Wir hatten nachzuweisen und glauben nachgewiesen zu haben, daß die Sachsen, Angeln und Friesen, welche die größere südliche Hälfte Schleswigs bewohnen, sonder Zweifel deutschen Stammes sind, daß die Jüten in der kleineren nördlichen Hälfte Schleswigs und ihre dänische Abkunft erst durch eine nicht ganz leichte Untersuchung, namentlich ihrer Sprache beweisen müssen, und daß die eigentlichen Dänen als Eroberer von den Inseln herüberkamen und das Gebiet des Herzogthums Schleswig mit dem Beginne des Mittelalters zu unterjochen begannen.

Kürzere Mittheilungen.

Crampel's Reise im Lande der M'sang.

Der Franzose Crampel, welcher im Februar 1887 als Sekretär dem Herrrn von Brazza nach den französischen Besitzungen am Kongo und am Ogowe gefolgt war, hat in dessen Auftrag eine mehrmonatliche Reise ausgeführt, welche ihn theilweise durch unbekannte oder wenig bekannte Gebiete führte und darum von Bedeutung ist.

Brazza's Anweisung an Crampel ging dahin, daß letzterer, von Lastourville (Madiville) am Ogowe aufbrechend, nach Norden vorrücken, dann nach Westen sich wenden und die Küste zwischen den Flüssen Benito und Campo — letzterer an der Grenze des deutschen Batanga — gewinnen solle, von denen man bisher blos die Mündungen kannte.

Die Ausführung dieses Reiseplanes, der schon früher mehrere male, so von Jacques de Brazza und Lt. Félix, ins Auge gefaßt worden war, gestaltete sich in der folgenden Weise. Crampel brach am 12. August 1888 von Lastourville, von dreißig bewaffneten Loango- und Abumaträgern sowie von zwei bewaffneten Senegalesen begleitet, auf und machte zunächst, da er einen unmittelbar nach Norden führenden Weg nicht fand, einen beträchtlichen Bogen nach Osten, erst durch fast menschenleeres, dann durch ziemlich dicht bewohntes Land, dessen Eingeborene, die Bakota, Schaké, Dbamba, Mouffami und Dambouia, Handelsbeziehungen zu den Dscheba des Jabuë und des oberen Dilo haben. Von hier nach Norden vorrückend, traf der Reisende am 1. Oktober auf den Dwindo, einen bedeutenden Nebenfluß des Ogowe, von dem man bisher blos die Mündung (bei Bowe) kannte. Dem Dwindo, dessen Ufer von Bakota und Dsandjamm, Dscheba und M'sang bewohnt sind, folgte er nun in nördlicher Richtung, und nachdem er ihn verlassen und sich westwärts gewandt hatte, fand er den Fluß N'kem, dessen Namen man wohl an der Küste kennt, den aber bis dahin noch kein Europäer gesehen hatte. Crampel glaubt annehmen zu dürfen, daß der N'kem der Oberlauf des Campo sein könne, der das französische Gebiet im Norden begrenzt.

Von dem N'kem an wurde der Marsch sehr schwierig; er führte durch dichte, feuchtheiße, von Sümpfen unterbrochene Wälder. Die Nahrung begann zu fehlen, denn die hier wohnenden M'sang sind wesentlich ärmer als die Bakota, und reden außerdem eine Sprache, welche die schwarzen Träger Crampel's nicht verstanden. Unter diesen Umständen weigerten sich die Loango-Leute, achtzehn an der Zahl, weiter zu gehen. Crampel ließ sie zurück, unter Bewachung seiner zwei Senegalesen, um mit den Abuma, zwölf Mann, den Marsch nach Osten fortzusetzen. Hier traf er auf den Zwergstamm der Bagaya oder Oka, wie sie bei den Mpongwe heißen und bald darauf auf den Fluß Djah, ein fast stagnirendes Gewässer, der nach des Reisenden Ansicht ein Zufluß des von Brazza im Jahre 1878 entdeckten Litoli sein soll.

Am Djah erreicht das Gebiet der M'sang sein Ende, und es beginnt hier das Land der Njima, welche, wie Crampel meint, bereits im Verkehr mit den nordwärts wohnenden islamitischen Stämmen stehen. Bis hierher also würden sich demnach die Vorposten der mohammedanischen Propaganda vorgeschoben haben. Bei den nordöstlichen M'sang, welche von Weißen kaum noch etwas gehört hatten, hielt sich Crampel etwa drei Monate auf, und es gelang ihm nach langen Unterhandlungen das neunjährige Töchterchen eines der mächtigsten Häuptlinge, namens Mzaxinghe, unter der Form einer feierlich abgeschlossenen Ehe zu veranlassen, ihm aus ihrer Heimath zu folgen. In der That hat ihn die

Digitized by Google

M'fang-Prinzessin nicht verlassen und sogar bis nach Paris begleitet.

Von den M'fang wandte sich Crampel unmittelbar nach Westen. Auf dem Wege dahin entdeckte er den Komm, einen Nebenfluß des N'tem, und weil die Adumalente sich weigerten, weiter zu marschiren, wurden Boote gebaut, auf denen man den Komm bis zu seiner Einmündung in den N'tem befuhr. Außerdem kam es zu Feindseligkeiten mit den hier wohnenden M'fang, weil diese, wie Crampel sagt, von den Kämpfen der deutschen Reisenden am Munnflusse gehört hatten und ihn für einen solchen Feind hielten. Die Sache wurde geschlichtet. Verwundet und von den M'fang verfolgt, schlug sich Crampel ohne bestimmte Richtung quer durch die Wälder hindurch, setzte über die vorhandenen Flüsse, oft mit Hilfe von Lianen, und wadete durch tiefe Sümpfe. Nach fünfzehn Tagen angestrengten Marsches gelangte er zunächst an ein am N'tem gelegenes Dorf, von wo er seine westliche Richtung wieder aufnehmen konnte. Schließlich, am 3. März 1889, kam er in Bata an der Küste an.

A. O.

Die Insel Saghalien.

Unter den erwachenden Gestadeländern des Stillen Ozeans spielen die im russischen Besitz befindlichen seit geraumer Zeit eine so hervorragende Rolle, daß ein Blick auf die große Insel Saghalien, die den Russen durch ihren im Jahre 1875 geschlossenen Vertrag mit Japan zugefallen ist, an dieser Stelle angezeigt sein dürfte.

Die Insel Saghalien hat eine Ausdehnung von etwa 72000 qkm. Die Felsenbarren des tatarischen Sundes, die diese Meerstraße für die Schiffahrt so gefahrvoll machen, sind zugleich deutliche Spuren einer ehemaligen Landverbindung mit Ostasien, mit dem Saghalien auch bezüglich seiner Natur in einem viel höheren Grade übereinstimmt als die japanischen Inseln. Das Klima der Insel zeigt große Aehnlichkeit mit denjenigen von Neufundland, mit dem es auch die Polödhe ziemlich gemein hat, vor allen Dingen ist dasselbe ähnlich kühl und nebelreich. Hat Saghalien auch infolge der Nachbarschaft großer kontinentaler Gebiete strengere Winter als jene Insel (— 32° C. sind nicht selten), so genießt es daneben doch zugleich auch den Vortheil wärmerer Sommer (Mai bis September). Eichen, Eschen, Cedern und Fichten gedeihen infolgedessen noch vorzüglich, und auch der Bau gewisser Getreidearten (Gerste, Hafer) dürfte ganz gut möglich sein. Hand in Hand mit dem großen Waldreichthume geht zunächst noch ein beträchtlicher Wildstand (Bären, Füchse, Zobel, Hasen, Birkhühner), den die dünne Ainu-Bevölkerung bisher nicht stark gelichtet hat. An Kohlen- und Eisenlagern fehlt es auch nicht, und die Insel dürfte namentlich infolge hiervon eine höhere Kulturfähigkeit besitzen, als man gewöhnlich annimmt. — Auch der bedeutende Fischreichthum der Küsten (Heringe, Stockfische, Steinbutten ꝛc.) und der Flüsse (Lachse, Forellen ꝛc.) darf nicht unerwähnt bleiben. — Bei dem Mangel von Kunststraßen geht der Verkehr ähnlich wie in anderen nordischen Ländern am bequemsten während des Winters vermittelst des Hundeschlittens vor sich.

Der Hauptort Korsakowa hat circa 700 Einwohner, meist Ainos (tüchtige Jäger), Koreaner und Chinesen, und russische Soldaten und Deportirte.

Durchbohrte Steine in Chile.

Professor Friedrich Ratzel in Leipzig schreibt uns: Ihre sehr dankenswerthe Mittheilung über „Die durchbohrten Steine Kaliforniens“ in Bd. 56, Nr. 3 des „Globus“ erinnert mich an folgende Angaben, welche mir Herr Dr. R. A. Philippi in San Jago (Chile) jüngst zukommen ließ. Es heißt in einem Briefe dieses hochverdienten Kenners Südwest-Amerikas vom 27. April 1889: „Es unterliegt bei mir keinem Zweifel, daß die runden durchbohrten Steine, die in den mittleren Provinzen noch zu Hunderten gefunden werden — ganz wie Sie Bd. 1, Seite 62 Ihrer Völkerkunde abbilden, — zum Ausgraben von Wurzeln und Kräutern gedient haben, die noch heute in Talca und Chilan auf den Markt gebracht werden. In den Provinzen Valdivia und Chiloe, wo diese ebenso Zwiebeln und Knollen selten sind, findet man die durchlöcherten Steine nicht. Aber nicht alle können zu diesem Zwecke gedient haben, namentlich die kleinen, die oft ein sehr großes Loch haben, und auch schwerlich die sehr großen und schweren, die, wenn sie ein enges Loch haben, wie das bei vielen der Fall ist, gewiß bei den ersten Süßen des durchgesteckten Stockes diesen zerbrochen hätten. Aber wozu diese gedient haben, ist mir ein Räthsel.“ Von den durch Henshaw für die durchbohrten Steine Kaliforniens gegebenen Deutungen (Beschwersteine für Grabstöcke, Spießteine, Bohrsteine) ist also die erste zweifellos für Chile ebenfalls anzunehmen, und die zweite ist mindestens sehr wahrscheinlich. Die dritte dürfte einen lokalen Charakter haben. Uebrigens ist in diesem Zusammenhange auch an die Verwendung durchbohrter Steine als Geld in Mikronesien, als Beschwersteine für Keulen in Neu-Guinea und auf den Salomonsinseln, und an die zahlreichen Steingeräthe schwieriger Deutung zu erinnern, welche höchst wahrscheinlich in Alt-Amerika mit religiösen Gebräuchen zusammenhingen. Auf Funde der Art hat ja auch schon Henshaw in dem Schlußabschnitt seiner werthvollen Schrift hingewiesen. Vielleicht gelingt es Herrn Dr. R. A. Philippi, eine dieser Benutzungen auch für Chile noch nachzuweisen. Es ist jedenfalls immer ein Fortschritt, wenn derart einfache Dinge, die ihrer Natur nach mehrleitige Verwendung fähig sind, aufhören, einem einzigen Zwecke zugewiesen zu werden. Um so mehr, als auch dem im Wesen der Naturvölker liegt, daß sie die Spezialisirung der Werkzeuge so wenig antreeben, wie die Theilung der mit denselben zu leistenden Arbeit. Benutzen doch die Nachkommen der alten Südamerikaner auch heute die Machete als Beil, Wald- und Waidmesser und Schwert!

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Merkwürdige Verschiebungen der Bevölkerung haben sich in den letzten Jahren an der unteren Wolga insofern vollzogen, als manche Dörfer und selbst Weiler zu bedeutenden Centren der Bevölkerung erwachsen sind, während dortige Städte zurückgegangen und von jenen an Menschenzahl, Geschäftsthätigkeit und auch an äußerem Aussehen weit überflügelt worden sind. Es ist der Getreide-, namentlich der Weizenhandel, der solche Veränderungen besonders in den Gouvernements Ssamara und Ssaratof hervorgerufen

Digitized by Google

hat. Als Beispiele für diese Erscheinung seien unter Anderem angeführt das Dorf Nikolajefsk, das jetzt 20 000 Einwohner zählt, d. h. etwa 4000 mehr als die gegenüber-gelegene Stadt Kamyschin, das Dorf Pokrofskoja mit 20 000 Einwohner gegenüber dem gleichfalls mächtig aufblühenden Saratof, Balakowo unweit der Irgismündung mit 16 000 Seelen, Bybowo mit 10 000, Solotoje und Nowoje mit je 5000, die Kolonie Baronsk mit 4000 Einwohnern. Die Getreideversendungen dieser Plätze, die sämmtlich Stadtkandidaten heißen dürfen, belaufen sich jährlich auf 1 bis 2 Mill. Pud (à 16,38 kg) und es geschieht wohl in erntereichen Jahren, daß man im September zur Zeit des ersten Druckes und gegen Ende der Dampfschiffahrt 7000 bis 9000 Getreidefuhren aus der näheren und ferneren Umgegend in einem solchen Orte an einem Tage anlangen sieht. Die meisten und volkreichsten der genannten Ortschaften liegen auf dem linken Wolgaufer und verdanken ihr Aufblühen der stärkeren Besiedelung und wirthschaftlichen Ausnutzung der dort sich ausbreitenden schwarzerdigen Steppe.

— Nach dem letzten „Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reiches“ beziffert sich der gesammte deutsche Außenhandel für das Jahr 1888 auf 6788,5 Millionen Mark, so daß sich Deutschland als der bedeutendste europäische Handelsstaat nächst England erweist, und als solcher namentlich auch Frankreich beträchtlich überragt (Bergl. „Globus“, Bd. 55, S. 158 f.). Hierbei ist zu beachten, daß der Vergleich zwischen diesen drei Staaten in handelsstatistischer Beziehung erst in strengerer Weise möglich geworden ist, seit Hamburg und Bremen nicht mehr außerhalb des deutschen Zollgebietes stehen. Die Ausfuhr Deutschlands betrug in dem angegebenen Zeitraume 3352,6 Millionen Mark und die Einfuhr 3435,9 Millionen Mark. In letzterer Beziehung war gegen die Vorjahre namentlich eine starke Zunahme des Imports verschiedener Rohprodukte (Kohlen, Erze, Salpeter, Holz rc.) zu bemerken.

— An dem Außenhandel Dänemarks war Deutschland im Jahre 1887 mit 34,4 Prozent, England mit 31,6 Prozent und Schweden mit 13,2 Prozent betheiligt. Gegenüber den Vorjahren bedeutet dies für Deutschland eine beträchtliche Steigerung des Antheils, für England und Schweden aber einen Rückgang.

Asien.

— Ueber die tibetanische Expedition des Obersten Pjewzof verlautet, daß dieselbe gegen Ende Mai d. J. über Kaschgar nach Jarkand gelangt war, um sich von dort nach der Oase Niam, am Nordfuße des Kuenlun zu wenden. Den letzteren Ort gedachte man als das Hauptquartier und die Basis für die weiteren Operationen zu benutzen.

— In der „China Review“ beschreibt Dr. Macgowan die Art und Weise, in welcher schwimmende Gärten und Felder in China hergestellt werden. Im Monat April werden Flöße aus Bambusstäben gefertigt, die zehn bis zwölf Fuß lang und halb so breit sind. Die Stangen werden so zusammengebunden, daß ein Zwischenraum von ungefähr einem Zoll zwischen ihnen offen bleibt. Darüber kommt dann eine zolldicke Schicht Stroh und eine zwei Zoll dicke Schicht klebrigen Schlammes, der einem Teiche oder Kanale entnommen, und auf den der Samen gestreut wird. Das Floß wird dann in ruhigem Wasser an das Ufer festgemacht und bedarf keiner weiteren Aufmerksamkeit. Das Stroh und der Schlamm werden bald weggeschlemmt, und die Wurzeln der Pflanze — gewöhnlich der Schlingpflanze Ipomaea reptans — entnehmen ihre Nahrung dem Wasser allein. In ungefähr zwanzig Tagen wird das Floß ganz von dieser Pflanze bedeckt, und die Stiele und Wurzeln werden dann zum Kochen verwendet. Die kleinen weißen Blüthen mit ihren gelben Staubgefäßen, welche zwischen den runden, grünen Blättern hervorblicken, gewähren im Herbst einen sehr hübschen Anblick. Neben diesen schwimmenden Gemüsegärten findet man auch schwimmende Reisfelder. Auf flachlichen Flüssen wird ein Boden aus Schlamm und Unkraut hergestellt, der junge Reis wird rechtzeitig darauf verpflanzt, das Floß an das Ufer eines Sees oder langsamfließenden Stromes gebunden. In 60 bis 100 Tagen ist der Reis dann völlig reif. Besonders bei Hungersnöthen, die durch Dürre oder Fluthen hervorgerufen werden, empfindet man die Wohlthat dieser schwimmenden Felder. Während andere Felder unter Wasser stehen, oder durch die Sonnengluth verdorren, bleiben dieselben von beiden Uebelständen unbeeinflußt. Chinesische Schriften über Ackerbau enthalten Bilder von ausgedehnten Reisfeldern, die nahe den Ufern von Flüssen und Seen, welche früher in dem Seengebiete des unteren Yangtse und des Hoangho existirten, an stämmige Bäume gekettet sind.

— Der letzte Bericht der englischen Nord-Borneo-Gesellschaft konstatirt immer wieder den stetigen Aufschwung ihrer Kolonie. Zwar hat ein Aufstand an der Westküste erheblich höhere Ausgaben verursacht, die Landverkäufe haben dieselben aber gedeckt, und die Pflanzer sind mit den Ergebnissen ihrer Kulturen bislang außerordentlich zufrieden. Besonders gewann der Tabakbau eine immer größere Ausdehnung, und das an der Marudu-Bai gezogene Gewächs wurde auf dem Londoner Markte als von vorzüglicher Qualität anerkannt. Neuerdings wendet man neben dem Tabakbau dem Sagobau die Hauptaufmerksamkeit zu.

Afrika.

— Hauptmann Zenner hat im Januar d. J. von der Barombi-Station aus eine Exkursion nach Bioko, an den Schwellen des Massake-Flusses unternommen, über die er in den „Mittheilungen aus den Deutschen Schutzgebieten“ (Bd. 2, S. 38 ff.) Bericht erstattet. Die Wege nach dem angegebenen Ziele waren in einem sehr schlechten Zustande und verursachten dem Reisenden und seinen Begleitern große Beschwerden, um so mehr als hiers keine zuverlässigen Führer aufzutreiben waren. Die passirten Dörfer waren meist von den Bewohnern fast völlig verlassen, da dieselben gerade fern davon mit Feldarbeiten beschäftigt waren, und infolgedessen hatte auch die Versorgung der Expedition mit Lebensmitteln zum Theil ihre Schwierigkeiten. Von der beträchtlichen Palmöl-Produktion der Gegend gewahrte man allenthalben Spuren, und im übrigen bauten die durchgängig friedlich gesinnten, zum Theil nur etwas scheuen Eingeborenen namentlich Bananen. Ueber Bioko hinaus weiter vorzudringen (zum Calabarfluße), erschien dem Reisenden nicht gerathen, da er durch die eingezogenen Erkundigungen zu der Ueberzeugung gelangte, daß sich nördlich von Bioko ein größerer Streifen unbewohnten Gebirgslandes ausdehnte, und daß die Leute von Bioko und Etoki keine Verbindung mit dem Binnen und Nordwesten unterhalten. Während die Expedition über Mambanda, Ngulu und Litto nach Bioko hinmarschirte, so schlug sie auf dem Rückmarsche die etwas nördlicher führende Route über Narendi und Massaka ein. In der Barombi-Station war alles im besten Zustande.

— Von Dr. Zintgraff, über dessen Verbleiben man bereits große Besorgnisse hegte, sind Nachrichten eingetroffen, denen zufolge der Reisende den Ort Ibi, am mittleren Benuë, wohlbehalten erreicht hat. Seine Expedition im ferneren Hinterlande von Kamerun darf also als geglückt betrachtet werden.

Digitized by Google

Nordamerika.

— Das große Erdbeben, welches die Stadt Charleston im Jahre 1887 verheerte, hat noch immer seine Nachwirkungen, denn am 11. Juli dieses Jahres wurde daselbst abermals eine schwache, von unterirdischem Getöse begleitete Erschütterung verspürt. Im Jahre 1887 wurde die furchtbare Katastrophe des 31. August bekanntlich durch mehrere geringere Stöße an den vorhergehenden Tagen (am 27. und 28. August) eingeleitet, und im September folgten ihr nicht weniger als 23 weitere, bald stärkere bald schwächere Stöße (am 1. und 2. September je drei starke, am 3. Sept. zwei starke, am 4. Sept. zwei schwache, am 5. Sept. ein schwacher, am 7. Sept. zwei schwache, am 8., 10. und 12. Sept. je ein schwacher, am 15. Sept. zwei schwache, am 21. Sept. ein starker, am 22. Sept. ein schwacher, am 27. Sept. ein starker und am 28. und 30. Sept. je ein schwacher). Seither hat sich das Schüttergebiet mehr und mehr wieder beruhigt, aber wie es scheint, noch keineswegs vollständig.

— In den kanadischen Häfen landeten von 1867 bis 1888 2 162 175 Einwanderer. Davon blieben in Kanada 1 128 952, während 1 033 223 nach den Vereinigten Staaten durchreisten. Im Jahre 1867 betrug die Gesammtzahl der Einwanderer 58 578, im Jahre 1888 aber 174 474.

Australien und Polynesien.

— Die Regierung von Queensland hat A. Weston damit beauftragt, eine wissenschaftliche Expedition in die unbekannteren nördlichen Theile der Kolonie zu führen. Es sollen derselben namentlich noch die Herren Broadbent und Bailey beigestellt werden, um die faunistischen und floristischen Verhältnisse zu erforschen. Das speciellere Gebiet der Untersuchung soll die Gebirgs- und Seen-Gegend im Nordwesten von Cairns bilden. Nebenbei hofft man auf Spuren Leichardts zu stoßen.

— Man hatte bisher auf Neu-Seeland nie Schlangen gesehen und glaubte daher, daß dort überhaupt keine existirten. Jetzt kommt die Nachricht, daß Sir George Whitmore kürzlich in der Nähe von Gisborne, einem Städtchen am Turanganui-Flusse in der Provinz Auckland, eine gelblich-schwarze und sehr giftige Schlange von drei Fuß Länge gefangen habe. Daß dieselbe durch Schiffe von auswärts eingeschleppt worden sei, ist nicht anzunehmen, da sie eine ganz neue, in Australien und auf den tropischen Inseln der Südsee nicht vorkommende Species ist.

— Nach Angabe des bekannten Regierungsstatistikers der Kolonie Victoria, Henry H. Hayter, zählten die sieben australischen Kolonien am Schlusse des Jahres 1888 ohne die Eingeborenen eine Gesammtbevölkerung von 3 672 419 (+ 125 693 gegen das Vorjahr). Davon entfielen 1 090 869 (+ 54 750) auf Victoria, 1 085 356 (+ 42 437) auf Neu-Süd-Wales 387 463 (+ 20 523) auf Queensland, 313 065 (+ 644) auf Südaustralien, 42 157 (— 351) auf Westaustralien, 146 149 (+ 3671) auf Tasmanien und 607 380 (+ 4019) auf Neu-Seeland. Durch das Mehr der Einwanderung über die Auswanderung auf dem Seewege gewannen Victoria 41 803, Neu-Süd-Wales 21 545, Queensland 11 805 und Tasmanien 930, dagegen verloren durch das Mehr der Auswanderung Südaustralien 113, Westaustralien 1196 und Neu-Seeland 9175 Personen. Daß das Klima der australischen Kolonien ein der Gesundheit sehr zuträgliches ist, beweist die niedrige Rate der jährlichen Sterblichkeit. Dieselbe betrug im Jahre 1888 in Victoria 15,34, in Neu-Süd-Wales 13,54, in Queensland 14,66, in Südaustralien 11,92, in Westaustralien 15,91, in Tasmanien 14,11 und in Neu-Seeland 9,43 auf je Tausend der Bevölkerung. Geboren wurden in Victoria 32,49, in Neu-Süd-Wales 36,18, in Queensland 37,77, in Südaustralien 33,34, in Westaustralien 35,88, in Tasmanien 35,10 und in Neu-Seeland 31,22 auf je Tausend der Bevölkerung.

Bücherschau.

— Richard Garbe, Indische Reiseskizzen. Berlin 1889. Gebr. Paetel. — Verfasser ging zwecks ernster philologischer Studien in das indische Wunderland, hatte aber außer für Sanskrit-Manuskripte (von denen er eine große Zahl für die deutschen Bibliotheken erwarb) ein offenes Auge für alles, was ihm auf seiner Reise entgegentrat. Infolgedessen zeichnen sich seine Reiseskizzen durch einen bedeutenden geistigen Inhalt aus. Die Charakteristiken der indischen Städte und Landschaften sind sehr schön, besonders gewährt uns aber das Buch einen tiefen Einblick in das soziale und geistige Leben Indiens. Mit der Annahme, daß der Bau des Suezkanales die klimatischen Verhältnisse Aden's und Süd-Arabiens wesentlich verschoben habe (S. 19), können wir uns aber nicht einverstanden erklären.

— Dr. Albrecht Penck, Ziele der Erdkunde in Oesterreich. — Wien 1889. Ed. Hölzel. — Professor Penck tritt in dieser kleinen Schrift dafür ein, daß die österreichischen Geographen, insbesondere aber die Wiener Geographische Gesellschaft ihre Aufgaben am zweckmäßigsten auf dem Boden des eigenen Landes und in dem Orients suchen. Wir finden die betreffenden Ausführungen durchaus überzeugend. In der That sind hiefür eine ganze Anzahl von derzeitigen Problemen in den österreichischen Alpen und anderweit noch ungelöst, aber selbst unberührt geblieben, und der sogenannte Orient ist für Oesterreich in wissenschaftlicher wie in wirthschaftlicher Beziehung zweifellos bis zu einem gewissen Grade das, was Nordasien für Rußland, Nordwestafrika und Hinterindien für Frankreich, der Sunda-Archipel für Holland ist ꝛc. Daß gelegentlich mehr oder weniger über die Grenzen hinausgegriffen werde, will zu Professor Penck natürlich nicht verbieten.

— Becker, Joh. H., Zur Deutung urzeitlicher Ueberlieferung. Laga II. Leipzig 1889. G. Fock. 8°. 124 S. — Der Autor hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, nachzuweisen, daß die Urlagen aller Völker, Ribelungenlied, Mahabharata und Schahnahmeh, in ihren Grundlagen identisch sind, sagenhafte Berichte über die Kämpfe zwischen den Urvölkern, den weißen, rothen und den schwarzen Zwergen, welche in dem langsam austrocknenden Gebiete zwischen dem „Westborn des Kara-tau" und dem Kaspisee stattfanden und erst später von den auswandernden Stämmen auf andere Lokalitäten übertragen wurden. Da der Autor selbst erklärt, daß der „Siebenellen-Maßstab der philologischen Lautweisheit" für Untersuchungen wie die seinigen viel zu kurz sei, darf man sich nicht wundern, wenn manche sehr gewagte Ableitungen und kühne Sprünge vorkommen. Wer die Mühe nicht scheut, sich durch die Schrift hindurchzuarbeiten, wird aber doch durch manche interessante Anregung belohnt werden.

Inhalt: J. von Goerne: Unregelmäßigkeiten der Meeresoberfläche. — J. Chaffanjon's Reise im Gebiete des Orinoko und Gauca. III. (Mit vier Abbildungen.) — Dr. R. v. Lendenfeld: Die Phormium-Vegetation Neuseelands. (Mit einer Abbildung.) — P. Asmussen: Die Bevölkerung Schleswigs. — Kürzere Mittheilungen: Crampel's Reise im Lande der Mfang. — Die Insel Sachalien. — Durchbohrte Steine in Chile. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Australien und Polynesien. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 3. August 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Ein Ausflug nach dem heiligen Berge Pârasnâth in Bengalen.

Von Prof. Dr. Ottokar Feistmantel.

(Mit einer Abbildung.)

Nicht nur wir Europäer haben heilige Berge, an welche sich mögliche und unmögliche Fabeln und Legenden knüpfen, auch die Bewohner Indiens besitzen solche. Vornehmlich ist es die religiöse Kongregation der Tschains, die sich ihre Heiligthümer auf hohe Berge hinaufbaut und diesen selbst eine besondere Auszeichnung zu Theil werden läßt.

Vor allen Dingen zwei Berge, die auch in anderer Richtung Interesse bieten, hatte ich während meines achtjährigen Aufenthaltes in Indien zu besuchen Gelegenheit, und mit einem derselben will ich die geehrten Leser hier bekannt machen. Beide — der eine im äußersten Osten, in Bengalen, der andere im äußersten Westen, in Radschputâna — bilden gewissermaßen mächtige Bergfesten der genannten Kongregation, die auch bei Andersgläubigen Ehrfurcht und Bewunderung erwecken müssen. Die beiden Berge zeichnen sich durch eine übereinstimmende geographische Lage, durch einen analogen geologischen Bau, sowie durch reiche Naturschönheiten aus. Durch ihre bedeutende Erhebung über die unmittelbare Umgegend erfreuen sich überdies beide, besonders nach der Regenzeit, einer angenehmen Temperatur und erfrischenden Luft, so daß dann der Berg Pârasnâth mitunter auch von Europäern als Erholungsort aufgesucht wird, während Abû ein regelmäßiges Sanitarium für Radschputâna bildet.

Der Berg Pârasnâth ist etwa 256 km nordwestlich von Kalkutta, im Hazâribâgh-Distrikte, südlich vom Kohlenfelde von Giridi oder Karhabâri (Kurharbali), an der großen Heerstraße von Kalkutta nach Benares (25° 57′ 35″ nördl. Br. und 86° 10′ 30″ östl. L.) gelegen. Besonders in den Monaten Dezember bis Februar unternehmen fromme Pilger aus allen Gegenden ihre Reisen dahin; ihre Zahl wird auf viele Tausende im Jahre geschätzt.

Die besondere Heiligkeit dieses Berges wird dadurch erklärt, daß nicht weniger als zwanzig heilige Männer der Sekte — sogenannte Tschin's oder Tirthankara's — am Gipfel desselben ihr Nirwâna (d. i. Erlösung und Befreiung von der irdischen Hülle und von der Nothwendigkeit der Wiedergeburt) erlangt haben, unter ihnen auch Pârswa oder Pârswanâtha (Parasnâth), der 23. in der Reihe der 24 Heiligen im jetzigen Zeitalter; nach letzterem wurde der Berg, der eigentlich Samet Sikhar („Gipfel des Segens") heißt, auch Pârasnâth benannt.

Nach den Angaben der Tschains war Pârswanâtha zu Bhelipura, einer Vorstadt von Benares, geboren und stammte aus einer Königsfamilie (als Sohn des Königs Aśwasena und seiner Frau Bâmâdevi, vom Stamme der Ikschwaku). Er wird gewöhnlich in sitzender Stellung und in nachdenkender Stimmung dargestellt; seine Hautfarbe war blau (weswegen seine Bilder und Figuren gewöhnlich schwarz sind); als Symbol wird ihm die Kobra-Schlange (Naja tripudians) beigegeben, und zwar so, daß sie sich vielköpfig in Form eines Schirmes über seinem Haupte ausbreitet. Die Tschains erklären dies dadurch, daß einst, als Pârasnâth in religiöse Betrachtungen vertieft war, ein eifersüchtiger Feind einen starken Regenguß auf ihn herabsandte; da sei dann der König der Schlangen, Dharâna, herbeigeeilt und habe den Heiligen mittelst seines ausgebreiteten Hauptes geschützt. Er begann seine religiösen

Digitized by Google

Uebungen im 30. Lebensjahre und beendete sie nach 70 Jahren am Berge Saunet, so daß er also ein Alter von 100 Jahren erreichte; nach den Angaben der Dschians ereignete sich dies 250 Jahre vor dem Nirwâna des nächsten Dschina, Mahâvira, einem Zeitgenossen des Buddha (Gautama); doch ist der erstere früher in die Ewigkeit hinübergegangen, nämlich um 600 v. Chr., während Buddha um 543 v. Chr. aus dem Leben schied.

Der Berg Pârasnâth ist in Bengalen, mit Ausnahme des zu dieser Provinz gehörigen Antheils des Himâlaja, die höchste örtliche Erhebung, was besonders dadurch sehr augenscheinlich ist, daß derselbe, wie ein isolirter Riese aus dem Flachlande in die Höhe ragt.

Auch bei den gegenwärtigen Verkehrsmitteln und Einrichtungen ist der Besuch dieses Berges noch mit gewissen Schwierigkeiten verbunden, und da der Reisende namentlich für den Aufenthalt oben und für seinen und der Diener Unterhalt die nöthigen Vorkehrungen selbst treffen muß, wird der Berg von Touristen nur sehr selten behiegen. Doch ist ein Ausflug hinauf aller Mühe werth. Ich unternahm einen solchen im October 1878, und zwar wählte ich den Zugang von Norden, da am nördlichen Fuße noch zwei andere zum Dschainismus in enger Beziehung stehende Orte, Pâlgandsch und Madhuban liegen, die in gleicher Weise einen Besuch lohnen; Pâlgandsch besuchte ich zwar anderthalb Jahre später, doch werde ich den Ausflug in zusammenhängender Form erzählen.

Man fährt von Kalkutta mit der „East Indian Railway“ in nordwestlicher Richtung am besten nach der Station Madhupur (256 km von Kalkutta), von wo aus dann in westlicher Richtung eine Zweigbahn nach dem kleinen, aber wichtigen Kohlenfelde von Giridi oder Karharbâri (von etwa 40 km Länge) führt. Dieses Kohlenfeld habe ich zu palaeontologischen Zwecken einigemal besucht, denn dasselbe enthält die ältesten indischen Kohlenschichten, die auch als Karharbâri-Schichten bekannt sind, und direkt auf den sogenannten Talchir-Schichten[1]) auflagern; dem Alter nach sind sie wohl am besten ins Perm einzureihen, während die übrigen Kohlen-Schichten höher und wohl auch jünger sind.

Ich will den Leser zunächst nach dem Dorfe Pâlgandsch, am nördlichen Fuße des Berges führen. Dort muß auch der fromme Pilger seine religiösen Verrichtungen auf der Wallfahrt beginnen, denn ohne einen Besuch daselbst würde die ganze, ziemlich schwierige Wallfahrt ohne Erfolg bleiben.

Den Aufbruch hatten wir auf zwei Uhr morgens bestimmt, um so zeitig als möglich an Ort und Stelle zu sein, und die Tageshitze zu meiden — denn der April ist ein bedeutend heißer Monat, und längere Tagereisen werden womöglich vermieden. Alles Nöthige mußte Tags vorher bereit gemacht werden. Ich hatte zwei Elephanten, die unserer geologischen Anstalt angehörten, zur Disposition; dieselben waren aber keine besonderen Schnellgeher, weshalb ich sie nur als Transportthiere benutzte. Obzwar ich in Pâlgandsch nur kurze Zeit verweilen wollte, mußte ist doch ein Zelt und einiges Geräthe mitnehmen, da für einen Aufenthalt von Europäern dort nichts vorgesehen ist. Die Elephanten wurden daher den Tag vorher, etwa 9,6 km, zur Uebergangsstelle des Barâkar-Flusses, den wir passiren mußten, vorausgesandt.

Ich selbst mit meinen Begleitern wählte eine andere Reisegelegenheit, nämlich die sogenannte Dâk-gâri oder Postkutsche. Diese Art Behikel wurde früher, wo die Eisenbahnen noch nicht so ausgedehnt waren, auf den fahrbaren Wegen und Straßen allgemein benutzt und findet auch heutzutage noch in gewissen Richtungen ihre Verwendung. Sie besteht aus einem länglich viereckigen Holzkasten auf vier Rädern; seitwärts ist derselbe mit Schubthüren, sowie mit Glasfenstern versehen, über die noch Jalousien gezogen werden können, innen befinden sich zwei Sitze (vorn und rückwärts) darin, welche, wenn nöthig, durch Ausfüllen des Zwischenraumes zwischen beiden in ein bequemes Bett (beim Nachtreisen) umgewandelt werden können. Eine Eigenthümlichkeit unserer Dâk-gâri bestand darin, daß sie nicht mit Zugthieren, wie gewöhnlich, sondern mit Eingeborenen, sogenannten Kulis, bespannt war. Je nach der Anzahl der Reisenden, sowie nach der Menge des Gepäckes sind einem solchen Wagen 6, 10, 12 oder mehr Kulis beigegeben, von denen einige ziehen, die anderen schieben; von Station zu Station werden sie dann gewechselt.

Auf einem solchen mit Kulis bespannten Wagen brachen wir mit unseren Dienern um zwei Uhr morgens auf. Der Mond war dem Untergange nahe — doch auch darnach blieb die Nacht hell genug, so daß wir den Weg und alles, was sich darauf bewegte, gut wahrnehmen konnten. Die Richtung von Giridi nach Pâlgandsch ist südlich, und zwar geht es vornehmlich auf einem Wege, der dann an der Westseite des Berges, bei Dumri, die schon erwähnte große Heerstraße erreicht. Die Kulis hielten sich tapfer und eiferten sich gegenseitig durch allerhand Zurufe und Mahnungen an, namentlich wenn eine Steigung zu überwinden war.

Wir begegneten ganzen Reihen von Getreidewagen, welche nach dem in Giridi an diesem Tage abzuhaltenden Markte fuhren. Die große, schwarze Dâkh-gâri, sowie der Lärm, mit dem sich die Kulis die Zeit abkürzten, verursachten unter den Wagen eine wahre Panik; denn zumeist waren dieselben mit gezähmten Büffeln (Bubalus arni) bespannt, die zwar sehr gute Zugthiere abgeben, aber die unangenehme Eigenschaft haben, daß sie leicht scheuen. Ein Gefährt hatte besonders muthige Büffel vorgespannt, diese rannten im vollen Galopp von der Straße nach dem Dschangel, bis auf einmal ein dumpfer Schlag und bald darauf durchdringende Hilferufe zu hören waren; wir eilten herbei, richteten den Wagen auf, und siehe da — der Schreier war der Wagenlenker selbst, der vollkommen wohlbehalten nebenan saß, und die List nur gebraucht hatte, um uns zu erschrecken und heranzulocken, damit wir ihm seinen Wagen wieder aufrichten halfen.

Diese Büffel sind überhaupt in ganz Indien häufig genug zu sehen, sie unterscheiden sich von den wilden, welche am Fuße des Himâlaja, von Oude bis Bhutân, in Niederbengalen, Assam und in Burmah, in den Central-Provinzen bis südlich zum Godâvari und dann wieder in Ceylon, gefunden werden, nur durch die etwas kleineren Dimensionen des Körpers und der Hörner. Ihre Farbe ist graubraun, in verschiedenen Abstufungen, auch Albinos sind bekannt; der Körper ist spärlich behaart. Die Eingeborenen ziehen sie als Zugvieh, hauptsächlich aber wegen der Milch, welche sehr fett ist und viel Butter giebt. Die Thiere lieben besonders feuchte Stellen, weshalb man sie zumeist am Rande von Teichen, in Pfützen und und auf den schlammigen Rieselbetten sich herumwälzen sehen kann. Sobald sie etwas Ungewöhnliches sich nähern sehen, schaaren sie sich gleich zusammen, und erwarten den Gegenstand mit vorwärtsgestreckten Köpfen, denselben mit den Augen scharf fixirend; es wird angegeben, daß sie auf diese Art auch einem Tiger gegenüber Stellung nehmen und ihn angreifen. Es ist mir oft vorgekommen, daß sie, wenn ich auf Elephanten reiste,

[1]) Nur kurz möge hier bemerkt werden, daß die indischen Kohlenschichten in ein mächtiges System von pflanzenführenden Schichten gehören, das ich unter dem Namen Gondwâna-System in die Litteratur eingeführt habe; es umfaßt Schichten vom oberen Carbon bis zum jüngsten Jura. Die Unterlage bilden die sogenannten Talchir-Schichten (verschiedene Schiefer und ein eigenthümliches Blost-Konglomerat, wahrscheinlich glacial), dann folgen Karharbâri-Schichten mit guten Kohlen (reiche Flora), dann die Damuda-Gruppe mit viel Kohle, Pflanzen und Thierresten, dann noch andere pflanzenführende Schichten.

Digitized by Google

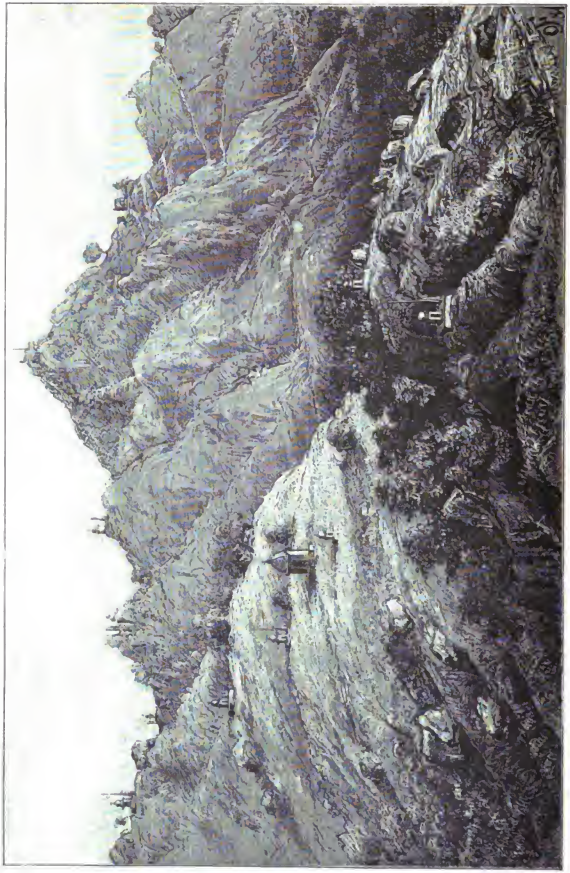
uns in der angeführten Stellung erwarteten, und dann noch eine Strecke weit so begleiteten.

Gegen fünf Uhr morgens langten wir am Barâkar-Flusse an, wo sich uns auch die zwei Elephanten, die Tags zuvor dorthin abgeschickt worden waren, anschlossen. Da es indessen auch Tag geworden war, konnte ich meine Aufmerksamkeit auch der umliegenden Natur zuwenden. In geologischer Beziehung besteht die ganze Gegend, außerhalb des Karharbâri-Kohlenfeldes, bis zum Parâsnâth, aus krystallinischen Gesteinen, zumeist Gneiß und Glimmerschifer, die hie und da von Adern von Pegmatit (Schriftgranit) durchsetzt sind. Die Gegend ist im ganzen flach, aber der Formation entsprechend wellig, und sie wird letzterer um so mehr, je mehr wir uns dem Pârasnâth nähern. Der Thalgrund bestand zumeist aus niedrigen Bäumen, und zwar großentheils aus jungen Salbäumen (Shorea [Vatica] robusta Roxb.), welche durch ihre geraden Stämme und durch ihr hellgrünes Laub der Landschaft ein eigenthümliches Gepräge verleihen und einigermaßen an unsere Laubwälder erinnern. Zahlreich vertreten waren auch Palas-Bäume (Butea frondosa Roxb.), die dadurch interessant sind, daß sich auf denselben das Lackinsekt (Coccus lacca), das den Schellack erzeugt, gern aufhält. Der Lack ist nämlich eine Inkrustation, welche das Insekt, besonders das Weibchen, nachdem es sich auf die Zweige dieses Baumes (sowie anderer Baumarten) festgesetzt hat, um und über sich ausscheidet; bei der Masse, in welcher die Insekten vorkommen, sind die meisten Zweige mit der Inkrustation völlig umhüllt; das ganze Gefüge ist zellig, und in die Zellen werden die Eier gelegt; die Alten sterben dann ab, und die Jungen, wie sie aus den Eiern kriechen, zehren zuerst den Körper ihrer Mutter auf, namentlich aber die rothe Farbsubstanz, durchbohren dann die inkrustirende Masse und schwärmen hinaus auf die Rinde anderer Aeste, an denen sie sich festsetzen, um den Prozeß von neuem zu beginnen; es werden zwei solche Evolutionen im Jahre angegeben. Auf die übrigen Verhältnisse der Lackproduktion und Manufaktur kann ich hier nicht eingehen. Außer diesem aber bieten die Palas-Bäume zur Zeit der Blüthe, welche im Frühjahr (gewöhnlich im März) vor den Blättern erscheint, und aus dichten Büschen großer, scharlachrother Schmetterlingsblüthen besteht, einen überaus wundervollen Anblick; ganze Strecken und Berglehnen sind dann wie mit einem scharlachrothen Tuche überzogen. Das Lackinsekt lebt aber auch auf den Kusum-Bäumen (Schleichera trijuga Willd.), auf dem Pipal (Ficus indica Roxb. = bengalensis Linn.), auf dem Banjan (Ficus religiosa Linn.), welche alle in der in Rede stehenden Gegend, die letzteren einzeln, angetroffen wurden; doch gilt der Lack vom Palas und Kusum als der beste. Ferner trat recht häufig eine in ihrer äußeren Gestalt interessante, sonst aber ihrer zahlreichen Dornen wegen, besonders beim Reisen im Lande, recht unangenehme Strauchart auf, der sogenannte Bér (Zizyphus jujuba Lam.), die in einzelnen Gegenden ebenfalls dem Lackinsekt als Nahrungsbasis dient. Als hoher Baum ragte der Simal oder Bombax (engl. cotton tree = Bombax malabaricum DC.) hervor; derselbe besitzt einen hohen und geraden Stamm, der oben eine schön verzweigte Krone trägt; die Rinde ist grau und trägt in jüngeren Jahren eigenthümliche, konische, unten schwammige Dornen; am unteren Theile zeigen ältere Stämme strebepfeilerartige Ausbuchtungen; auf den Aesten entwickeln sich, auch vor den Blättern (Februar bis April) große, dunkelrothe, leichartige Blüthen, und ist dann der Anblick dieser Bäume von ganz besonderem Interesse. Längs der Straße, in den Feldern, finden sich einzelstehende Palmbäume (Tal-gâtsch = Borassus flabelliformis Linn.); ebenso schöne Gruppen von Mango-Bäumen (Am-ka-gâtsch = Mangifera indica Linn.), die einen niedrigen, reichlich und regelmäßig verzweigten Stamm besitzen; die Aeste sind reich mit dunkelgrünen länglichen Blättern besetzt, so daß die Baumkrone ungemein dicht und umfangreich ist und reichen Schatten spendet; es ist ein immergrüner Baum, der zwischen Februar und Juni neue Blätter bekommt, während die alten noch vorhanden sind; er blüht Februar bis April; die Frucht, die ein delikates Obst darstellt, reift im Mai bis Juli. Von Interesse sind auch die zahlreichen Species der sogenannten Copulation einer Palme (Borassus flabelliformis) mit einem Pipal (Ficus indica) oder Banjan (Ficus bengalensis), welche darin besteht, daß der Stamm einer oder des anderen der erwähnten Bäume den Palmstamm bis zu einer gewissen Höhe vollständig umgiebt, so daß es den Anschein hat, als wenn der letztere aus einem der ersteren herauswüchse.

Sehr häufig, sowohl der Straße entlang, als auch in der Nähe des Dorfes, ist der Mauu oder Mahuabaum (Bassia latifolia Roxb.) anzutreffen, sowohl im Naturzustande, als auch kultivirt, da er den Eingeborenen sehr viel Nutzen bringt. Das Holz dient zum Wagenbau; doch am nützlichsten sind die Blüthen und Samen. Der Baum verliert seine Blätter im Dezember, die Blüthen erscheinen im März oder April, dieselben sind einfach und sitzen in Büscheln am Ende der Aestchen; zur Zeit der Entwicklung sind sie dick und fleischig, von grünlich gelber Farbe; in diesem Zustande trennen sie sich vom Blüthenkelche und fallen zu Boden. Nach Angabe der Eingeborenen findet dieses Reifen und Abfallen der Blüthen besonders gegen Morgen, von etwa 2 Uhr nachts bis 12 Uhr mittags, statt; früh sieht der Boden dann unter den Bäumen wie mit Schnee bedeckt aus, und es kommen von allen Seiten Weiber und Kinder mit Körbchen, um die Blüthen aufzulesen. Dieselben werden einestheils roh wie Obst genossen, da sie viel Zuckerstoff enthalten, anderntheils in der Sonne getrocknet, um später Verwendung zu finden; auch wird aus ihnen eine Art Spiritus (Mahua-Spirit) destillirt, der namentlich von den Ureinwohnern bei ihren mannigfachen Festlichkeiten in großen Mengen genossen wird; die Frucht wird ebenfalls genossen, und aus den Fruchtkernen wird ein Oel gepreßt, das zum Brennen und zum Kochen benutzt wird; die erhaltene Menge Oel ist etwa die Hälfte vom Gewicht der Kerne. Auch die Hanstühere werden mit den Blüthen gefüttert, und in der Natur werden letztere besonders von Schakalen mit Vorliebe verzehrt. Außerdem sind zu finden: Grislea tomentosa Roxb. (Dhai-fûl Beng.) ein Strauch oder kleiner Baum, der vom Dezember bis April blüht; das Holz findet zur Herstellung von Pflügen Benutzung; die Blumenblätter und ein Aufguß der Blätter dienen zum Färben, besonders von Leder; in den Central-Provinzen, in der Gegend von Elitschpur dienen die Blätter aber auch als Ersatz von Thee; Diospyros tomentosa Roxb. (Diospyros melanoxylon Roxb. = Coromandel ebony tree bei den Engländern) wächst zu einem großen Baume heran und liefert gutes Holz; Carissa Carandas Linn. (Kurunda, Hind.), ein Strauch, von dem besonders die Beeren verwendet werden; Spondia orientalis Planch.; Baliospermum polyandrum Wight (= montanum Müller), dessen Blätter ein Hausmittel für Wunden bilden; Briedelia spinosa Willd. (= retusa Sprengel), ein Baum von Mittelgröße; Emblica officinalis Gaertn. (Amla Beng.) liefert gutes Bauholz; einzelne Theile finden in der Heilkunde Verwendung, und die Früchte (Emblica Myrobalanen) werden mitunter eingelegt; und viele andere mehr.

Etwa um 7 Uhr morgens langten wir endlich an einer Stelle an, bis wohin uns unsere Dâlyâri bringen konnte, nämlich beim Dorfe Kumalalu, das etwas seitwärts von der Straße gelegen ist, die dann weiter nach Dumri führt.

Digitized by Google



Anſicht des Pârasnâth-Berges. (Die höchſte weſtliche Spitze von der öſtlichen Spitze aus geſehen.)

Digitized by Google

Von dort aus sahen wir den Berg Pârasnâth nahe vor uns liegen, so daß wir auch die einzelnen Gebäude oben unterscheiden konnten. Das Dorf Pâlgandsch lag vor uns, etwa 1,6 km entfernt. Nachdem wir unter schattigen Mangobäumen unser Lager bereit gemacht hatten, brachen wir nach kurzer Rast sofort mit unserm ganzen Gefolge auf, um dem Râdscha von Pâlgandsch unseren Besuch abzustatten, und um diesen wichtigen Ort, den alle Dschainpiger aufsuchen müssen, näher kennen zu lernen. Der Weg führte durch eine anmuthige Gegend mit zahlreichen Hainen von Mango- und Brodfruchtbäumen (Artocarpus integrifolia Linn.), die von einem ganzen Heere gefiederter Insassen belebt waren; die meisten hatten wir auch schon früher am Wege kennen gelernt; es waren Papageien (besonders Palaeornis torquatus Bodd.), grün, mit rothem, schwarzgeränderten Halsbande; Spechte (Picus Macei Vieill.), wilde Tauben (Columba intermedia Strickl. = Kabutar Hind.), grüne Tauben (Crocopus phoenicopterus Lath. = Harrial oder Harril Hind.), Turteltauben (Turtur suratensis Gmel. und T. risoria Linn.), Käuzchen (Athene Brama Temm. = Ulu Hind.), Mandelkrähen (Coracias indica Linn. = Dachai bei den Europäern; Nilkant Hind.); außerdem trafen wir früher an: den Habicht (Milvus Govinda Sykes; Tschil. Hind.), den Brahman-Habicht (Haliastur Indus Bodd. = Brahmani Tschil. Hind.), den Aasgeier (Gyps bengalensis Gmel. = Gidh), Schwalben (Cypselus affinis Gray und Cypselus batassiensis Gray = Abadil und Tari-abadil Hind.), den Oriol (Oriolus melanocephalus Linn.), die indische Krähe (Corvus splendens Vieill. = Koua Hind.), den Baya-Vogel (Ploceus baya Blyth = Baya Hind.), dessen kunstvoll gewebte, retortenartige Nester von den Zweigen einzelner Bäume herabhingen; in den Feldern und im Niedergebüsch trafen wir Rebhühner (Francolinus pictus Jard. und Selb. = Kala-titar und Ortygornis pondiceriana Gmel. und O. gularis Temm. = Titar und Kijah Hind.), Wachteln (Coturnix communis Bonat. = Batter Hind.) u. a. m. Von Vierfüßlern hat sich nichts blicken lassen, an diesen scheint die Gegend arm zu sein; außer Hasen (Lepus ruficaudatus Geoffr. = Khargosch. Hind.) und einzelne Reharten (Cervulus aureus Haw. = Kakar Hind. und Axis maculatus Gray = Tschital Hind.) und vielleicht hie und da einen verirrten Bären [Ursus (Melursus) labiatus Blainv. = Bhalu Hind.] sowie Schakalen (Canis aureus Linn. = Gidar Hind.) scheint überhaupt nicht viel vorzukommen.

Sobald wir nun mit dem Elephanten und dem Gefolge uns dem Dorfe näherten, verbreitete sich die Nachricht davon unter der ganzen Bevölkerung. Das Dorf lag an einer niedrigen Berglehne und eine Hauptstraße führte hinauf zur Residenz des Râdscha. Der Leser darf sich dabei aber keinen Râdscha mit unermeßlichem Reichthum oder mit einem fabelhaften Palaste vorstellen, denn es giebt auch Râdscha's, die nur den Titel haben, der ihnen mitunter von rechtswegen auch gar nicht zusteht; zu dieser Kategorie gehört der Râdscha von Pâlgandsch, der es aber zu bewerkstelligen wußte, sich in eine solche Stellung emporzuschwingen, daß die Dschains ihn als das sichtbare Oberhaupt und als den Beschützer des heiligen Berges betrachten.

Die Residenz des Râdscha bestand vornehmlich aus Lehmhütten, die nur von etwas größeren Dimensionen als bei den übrigen Einwohnern, und theils mit Dachziegeln, theils mit Stroh gedeckt sind. Gegen Nord, Ost und West waren die einzelnen Gebäude von einem schmalen Baue, nach Art einer Ringmauer umgeben, der aber zugleich als Wohnstätte für die Diener und gewiß auch für die Bilger diente. Gegen Süden, dem Berge gegenüber, lag die Hauptfront des ganzen Komplexes, und nur dieser Theil war ein Ziegelbau. Der Eingang war von Nord her. Wir traten zuerst auf einen geräumigen Hofraum, wo in der Mitte ein flacher, runder Stein lag, dessen Bestimmung alsbald ersichtlich gemacht werden wird. Gegenüber dem Eingange befand sich ein geräumiges, einstöckiges Gebäude, das damals als Bethaus diente; rechts vom Eingange stand die sogenannte Katschéri, wo Amtsgeschäfte erledigt werden; dies war ebenfalls ein einstöckiges Gebäude, mit einer Veranda oben, die auf geschnitzten Holzsäulen ruhte; hinter beiden lagen die Wohnungsgebäude.

Sobald wir eintraten, umstanden uns 30 bis 40 Leute verschiedenen Ranges — Priester, Beamte, Diener ꝛc., die auch verschieden gekleidet waren. Der höchste Beamte, der Diwân, trat an uns heran, und begrüßte uns, worauf wir ihm mittheilten, daß es unser Wunsch wäre, auch den Râdscha zu sehen, wovon dieser sofort benachrichtigt wurde. Uns wurden sodann vorläufig Sitze unter der Veranda der Katschéri angewiesen. In einer Viertelstunde erschien der Râdscha und ging gerade auf uns zu. Er war eine kleine Gestalt, von häßlicher, asfenartiger Physiognomie und ziemlich schwarzer Hautfarbe, die keinesfalls eine edle Abstammung verrieth. Auch die Kleidung bot nichts besonderes: seidene gelbbraune Beinkleider, ein buntgefärbter seidener Kaftan (Tschapkon) und eine sammtene, goldgestickte Mütze war alles, was einigermaßen unsere Aufmerksamkeit verdiente; besondere Schmucksachen bemerkte ich nicht. Natürlich im Vergleich zu seinen Untergebenen, die zumeist nur mit dem Lendentuch (Dhoti) und Turban (Pagri), höchstens noch mit dem Schultertuch (Dopattâ) bekleidet waren, war er fürstlich angethan. Einer meiner Begleiter war ihm schon von früher her bekannt; wir anderen zwei wurden ihm erst vorgestellt; alles reichte er huldvoll seine Rechte, in der anderen Hand hielt er ein weißes Sacktuch (Rumâl), das stark mit Sandelöl parfümirt war; aber ich zweifle, daß er das Tuch je zu etwas anderem benutzte, als um es in der Hand zu halten. Nach der Begrüßung nahm er uns gegenüber auf einem Stuhle Platz, und nun begann eine gewöhnliche, lächerliche Ceremonie, nämlich ein verschiedenes Ausfragen über allerhand gleichgültige Dinge, wie es ja bei solchen Gelegenheiten überhaupt der Fall ist, besonders wenn die audienzertheilende Persönlichkeit sich durch ihren Rang erhaben dünkt, die andere aber durch Bildung und Wissen ihr weit überlegen ist. Da gab es Fragen[1]) nach seiner Gesundheit, nach seinen Leuten, nach seinen Gebäuden, nach seinen Pferden (deren nicht viele vorhanden waren), nach seinen Gewehren, nach den Jagdverhältnissen in der Umgegend u. s. w. Dann wurden wir in einzelnen Theilen der Hauptgebäude herumgeführt, der Râdscha empfahl sich, und die Audienz war zu Ende. Der Râdscha nennt sich Paras Nath Sing, ist der Sohn des Râdscha Drip Nath Sing und Enkel des Râdscha Sabaran Sing; er besitzt außer Pâlgandsch (wozu der Berg Pârasnâth gehört) auch noch Pabu, das ebenfalls im Hazáribágh-Distrikt liegt. Er ist jetzt 38 (nach einer anderen Angabe 42) Jahre alt und besitzt einen Sohn Kumar Tikach Saheb. Im Jahre 1860 trat er unter Vormundschaft seiner Mutter der englischen Regierung am Berge Pârasnâth Land zur Errichtung eines Sanitariums ab, und später 25 Meilen (40 km) Land zum Bau der Straße von Giridi nach Dumri und Madhuban. Er unterhält eine einheimische Schule und ebenso vierzehn sogenannte Digwârs oder Wachtleute zur Sicherheit der Reisenden, die durch seinen Besitz (Zamindâri) passiren.

Der Râdscha ist ein gewöhnlicher Zamindâr, d. h. Grundbesitzer, dessen Stellung sich einzig auf religiösen Schwindel und

[1]) Der Râdscha sammt seinem Diwân sprach kein Englisch, weshalb die Konversation in Hindustani geführt wurde.

Digitized by Google

auf die Leichtgläubigkeit der abergläubischen Pilger gründet. Er läßt von sich erzählen, daß vor einigen Jahrhunderten ein Vorfahre der Familie, Namens Navadeo Sing (auch Munded Smgh) von Rohil-Khand nach Benares kam, um dort seine Andachtsübungen zu verrichten. Wegen seiner ungewöhnlichen Frömmigkeit wurde er dort im Traume von einem Gotte besucht. Derselbe erklärte dem Pilger, daß seine Andachtsübungen gnädig aufgenommen wurden, und daß er, wenn er weiter nach Osten reisen würde, Herr des Berges Sikhar werden würde. Dies ist denn in der That so geschehen. Nach einigen Jahren erschien ihm Pârśwanâth, der Hauptgegenstand der Dschainverehrung und der waltende Geist des Berges, abermals im Traume, sprach seine Zufriedenheit über seinen Lebenswandel aus und zeigte ihm an, daß er am Grunde eines bestimmten Teiches, der nahe an der Residenz des Râdscha liegt, eine Figur von ihm finden würde, und daß fortan der Besuch beim Râdscha von Pâlganschi unbedingt nothwendig sein sollte für den weiteren guten Fortgang der Wallfahrt auf den Berg.

Aber diese Abstammung des Râdscha von einem Râdschputstamme, wie ihn die Legende angiebt, ist sehr zweifelhaft, schon weil derselbe dem Stamme der Bhunija[1]) (Bhuija) angehört, wie es auch bei den übrigen Zamindârs in der Umgegend zum großen Theil der Fall ist. Die Geschichte der Provinz aber erklärt uns die gegenwärtige Stellung des Râdscha etwas anders. Pâlganschi, sowie einige andere Besitzthümer gehörten früher zu dem Fürstenthume Kharadihja, unter Mahârâdscha Mod Nârajan Deo. In der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde Mod Nârajan Deo vom Nawab Alî Bardi Khân verdrängt und Jtbal Alî Khân in den Besitz des Fürstenthums gesetzt. Die Vorsteher der Dörfer wurden nun verantwortlich gemacht, für alle die Gháte[2]) (Pässe) auf den öffentlichen Wegen und für die Sicherheit der Reisenden und ihres Eigenthumes. So geschah es, daß im Laufe der Zeit viele dieser Paßwächter (Ghâtwâls) dadurch, daß sie von den Reisenden eine Abgabe für sicheres Geleite einheben konnten, ihre Stellung bedeutend verbessertten und zu Macht und Privilegien gelangten, insolge deren sie, als der rechtmäßige Nachkomme des Mahârâdscha von Kharadihja, Grivor Nârâjan Deo, von den Engländern 1783 wieder eingesetzt wurde, Selbständigkeit erlangten. Die Zamindârs von Pâlganschi hatten eine besonders günstige Lage nahe am Wege nach dem Berge Pârasnâth, und es ist wohl nur natürlich sich vorzustellen, daß irgend ein schlauerer dieser Zamindâre, um die Einkünfte noch zu vermehren, die Fabel von der Pârasnâth-Figur am Boden des Teiches erfann, auf den Aberglauben der Dschainpilger bauend, die alles unternehmen würden, um nur die einmal begonnene Pilgerfahrt glücklich zu vollenden. Diese verschiedenen Ghâtwâls[3]) entstammten dem Stamme der Bhunijas (Bhuijas), dem also auch der sogenannte Râdscha von Pâlganschi angehört. Die Bhuijas nehmen hier neben den Hindus überhaupt unter der Bevölkerung eine große Zahl ein; ihnen zunächst stehen die Santâls (Kolarische Ureinwohner), die einen großen Theil der arbeitenden Klasse ausmachen.

Der Râdscha von Pâlganschi zeigt in der That eine Steinfigur, von der er behauptet, daß es dieselbe sei, die am Grunde des Teiches gefunden wurde. Außerdem besitzt er noch zwei andere Figuren.

Wenn nun die Pilger in Pâlganschi anlangen, wird mit dem Diwân Tag und Stunde bestimmt, wann sie vor den Râdscha gelassen werden. An dem bestimmten Tage erscheint dann der Râdscha, der vorher gebadet wurde, in seiner besten Kleidung angethan, in der Mitte des Hofes, und zwar in der Nähe des schon erwähnten runden Steines, um die Pilger zu empfangen. Diese legen ihm dann ihre Geschenke, bestehend in Geld oder Schmuckſachen und Opfergaben von Früchten, vor; nachdem er sie als gut befunden, reicht er jedem seinen rechten Fuß hin; jeder Pilger berührt damit seine Hand und seine Augen, begießt dann über dem schon erwähnten runden Steine (dies wurde mir in Pâlganschi so berichtet) des Râdschas große Zehe am rechten Fuße, und den Rest des Wassers übergießt er über sich selbst. Darnach ertheilt der Râdscha den Pilgern sammt ihrem ganzen Gefolge den Segen, indem er ruft: „Sabh Sâhib, sabh gkora“ (wörtlich „allen Herren, allen Pferden“), worauf den Pilgern erlaubt ist, die erwähnte Pârasnâth-Figur anzubeten.

Aber die dargebrachten Geschenke gehören nicht ausschließlich dem Râdscha, sondern die Priester haben auch sich nicht vergessen und haben sich auch einen Theil derselben ausbedungen, natürlich zu Zwecken der Tempel und zu anderen religiösen Bestimmungen.

Außerhalb des schon beschriebenen Häuserkomplexes befand sich ein eigenthümlicher Tempel, ähnlich jenen, die ich bei Mahdhuban beschrieben habe, der Eintritt war uns aber nicht gestattet, weshalb ich nicht sagen kann, was er enthielt.

Nach den Ceremonien in Pâlganschi begeben sich die Pilger nach dem östlich gelegenen Orte Madhuban, von wo aus der Aufstieg nach dem Berge selbst erfolgt; dort ist, von Norden kommend, die bequemste Aufgangsstelle, und so ist leicht einzusehen, warum die Tempel gerade dorthin gebaut wurden.

Ich hatte schon früher Gelegenheit am Berge Pârasnâth, Ende September und Anfang Oktober 1878, etwa 14 Tage zu verweilen. Auch damals erfolgte der Aufbruch von Giridi aus, und zwar in südlicher Richtung, auf dem schon früher erwähnten Wege. Hiervon zweigt, 25,6 km südlich von Giridi, ein Seitenweg (südöstlich) gegen Madhuban ab.

Am Gipfel oben sind zwar gewisse Gebäude, wo man sich einquartieren kann, aber außer der einfachen Einrichtung ist dort weiter nichts vorhanden, ebenso ist nichts von Nahrungsmitteln dort zu bekommen. Unsere Kisten mit Vorräthen und nöthigen Geräthschaften wurden deshalb nach Madhuban vorausgesandt. Wir selbst mit den erforderlichen Dienern — einem Koch (Bawarschi), Tischdiener (Khansâman), Wasserträger (Bhistî) und Leibdiener (Bêrar) — folgten nach und zwar diesmal zu Pferde. Bou der Stelle, wo der Seitenweg nach Madhuban abklenkt, sind schon die Tempel dieses Ortes am dunkelgrünen Hintergrunde des Pârasnâth zu sehen. Der Weg selbst windet sich verschiedenfach, auch hat er einzelne Senkungen und Steigungen, und so geschieht es, daß die genannten Tempel abwechselnd sichtbar werden und wieder verschwinden, was unsere Aufmerksamkeit fortwährend in Spannung erhält.

(Schluß folgt.)

[1]) Die Bhumijas (Bhuijas) gehören zu der Gruppe der halbhinduisirten Ureinwohner (Kolarier) Indiens an, wie sie in vielen Gegenden Bengalens gefunden werden.

[2]) Dies ist ein Sanskritwort und bedeutet: Landungsplatz am Flusse 2c., wobei gewöhnlich Stufen vorhanden sind; Badeplatz (mit Stufen); einen Paß, der über einen Bergrücken führt; auch einen Paß, der aus der Ebene hinauf aufs Plateau führt (daher Westl. Ghats und Oestl. Ghats); solche Ghate sind in den Himalajas, im Satpara-Gebirge, führen auf das Hazaribagh Plateau und herunter, auf das Dekkan Plateau 2c.

[3]) In manchen beschwerlich passirbaren Gegenden existiren bis heute noch Ghâtwâls oder Tigwârs, die auch vielfach von der Regierung erhalten werden und daher gewissermaßen mehr eine Strafenpolizei bilden; sie haben Reisenden auf beschwerlichen Wegen und Päßen das Geleite zu geben, den Weg zu zeigen, die Ordnung zu erhalten u. s. w.; ich habe sie im Satpara-Gebirge, an den Abhängen des Hazaribagh Plateaus 2c. vorgefunden.

Digitized by Google

Die Eingeborenen Queenslands.

(Mit vier Abbildungen und zwei Melodien.)

Wenn man die große Ausdehnung des australischen Continentes bedenkt, so wird man sich nicht wundern, daß die Natur in den verschiedenen Theilen desselben eine durchaus verschiedenartige Physiognomie zeigt. Es versteht sich aber von selbst, daß die anderen Naturbedingungen auch andere Einflüsse auf die Entwicklung der körperlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten der Bewohner geltend gemacht haben werden.

Nördlich von dem Wendekreise des Steinbocks ist das Klima nicht dasselbe wie südlich davon, damit zugleich aber auch die gesammten Lebensbedingungen der Eingeborenen. Im südöstlichen Australien ist die Nahrung der letzteren vorwiegend eine animalische, im nördlichen Australien dagegen eine vorwiegend vegetabilische, und besonders dieser Umstand kann unmöglich verfehlen, sich in ihrem inneren und äußeren Wesen zu dokumentiren. Die Südaustralier sind im allgemeinen entschieden weniger robust als die Nordaustralier. Ein großer Unterschied besteht auch zwischen der Binnenlands- und der Küstenbevölkerung. Die stärksten und kräftigsten Leute finden sich am Diamantina-Flusse, im centralen Queensland, sowie am Bulya- und Georgina-Flusse, wo auch selbst die Frauen groß und voll sind. Man trifft dort Eingeborene, die 1 m 80 cm messen. In den Küstendistrikten dagegen ist der Wuchs nur ausnahmsweise hoch, und die Gestalten erscheinen schwächlich. Sehr klein sind nach Stuart die Eingeborenen am Torrens-See. Am Herbert-Flusse, in Nordost-Queensland, ist die Körpergröße und Körperfülle außerordentlich verschieden.

Die Charakterzüge, welche dem Reisenden bei den Eingeborenen Queenslands am meisten auffallen, sind die hohe Stirn und die vorspringenden Augenbrauenbogen. Das Auge ist braun und ausdrucksvoll, die gelbliche und stark mit Blut gefüllte Hornhaut giebt ihm aber etwas Wildes. Die Nase ist breit, platt, breieckig und an der Wurzel schmal, so daß die Augen einander sehr nahe stehen, und die Nasenscheidewand, welche meist zur Anbringung von Schmuckpflöcken durchbohrt wird, besitzt eine gewaltige Entwickelung. Die Backenknochen springen stark vor. Der Mund ist groß und häßlich, letzteres um so mehr als er meist offen steht, das Kinn kurz und zurückweichend (S. Abbildg. 2).

Eingeborener Krieger.

Das Muskelwerk des Körpers, namentlich das der Arme und Beine, ist schwach entwickelt, es fehlt aber in dieser Beziehung nicht an Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Die Frauen sind sämmtlich krummbeinig, die Männer dagegen fast niemals. Dank ihrer Greifzehe zeigen die letzteren ein wunderbares Geschick, zu Boden gefallene Lanzen oder andere Gegenstände aufzuheben, ohne sich zu bücken.

Bart- und Haupthaar sind pechschwarz und leicht gewellt, niemals aber kraus wie bei den afrikanischen Negern. Ganz glatthaarige Menschen giebt es am Herbert-Flusse etwa fünf Prozent, im Innern dagegen sind sie viel zahlreicher. Die Länge des Haares ist bei beiden Geschlechtern gleich. Bei den Anwohnern des Herbert-Flusses ist der Bart nur spärlich, besonders da er vielfach ausgerissen wird, in anderen Gegenden des Landes gewahrt man dagegen bisweilen sehr stattliche Bärte.

Die Hautfarbe ist — entgegen der Bezeichnung „blacks“), welche die Kolonisten den Eingeborenen geben — chokoladenbraun, was man am Herbert-Flusse namentlich beim Baden beobachten kann. Furcht ruft wie bei uns Europäern ein Erblassen oder vielmehr ein Ergrauen der Haut hervor, und bei jungen Leuten läßt sich sogar ein Erröthen konstatiren. Die Farbe der Kinder ist anfangs ein lichtes Kastanienbraun, im Alter von zwei Jahren werden sie aber ebenso dunkel wie ihre Eltern.

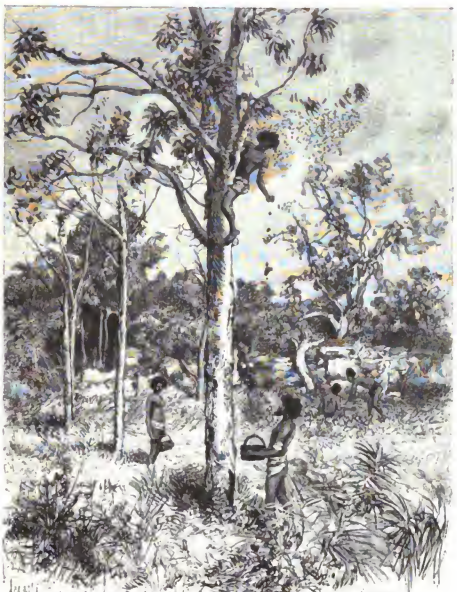
Digitized by Google

Eingeborene vom Herbert-River.

Digitized by Google

Frauenſchönheiten finden ſich unter den Eingeborenen Queenslands ganz ſelten, die alten Frauen unter denſelben ſind aber durchgängig wahre Urbilder von Häßlichkeit. Uebrigens altern die Frauen zeitig, und zugleich ſterben dieſelben im allgemeinen auch früher als die Männer. Trotzdem ſind die Frauen am Herbert-Fluſſe viel zahlreicher als die Männer, und ebenſo iſt es auch an der Südweſtecke des Carpentaria-Golfes; in anderen Gegenden des Landes ſoll das Verhältniß aber umgekehrt ſein.

Im allgemeinen gebären die Queenslänberinnen zwiſchen ihrem 18. und 20. Jahre ihr erſtes Kind, ſelten aber hat eine Frau mehr als vier Kinder, und Zwillingsgeburten giebt es beinahe niemals. Die Geburt geht immer leicht von ſtatten, und die Todesfälle, welche ſich dabei ereignen, ſind nicht zahlreich. Der Kindermord iſt dagegen häufig, namentlich in Zeiten des Mangels, wo die neugeborenen Kinder auch bisweilen aufgegeſſen werden. Das Nomadenleben der Wilden begünſtigt nicht das Gedeihen großer



Honigernte.

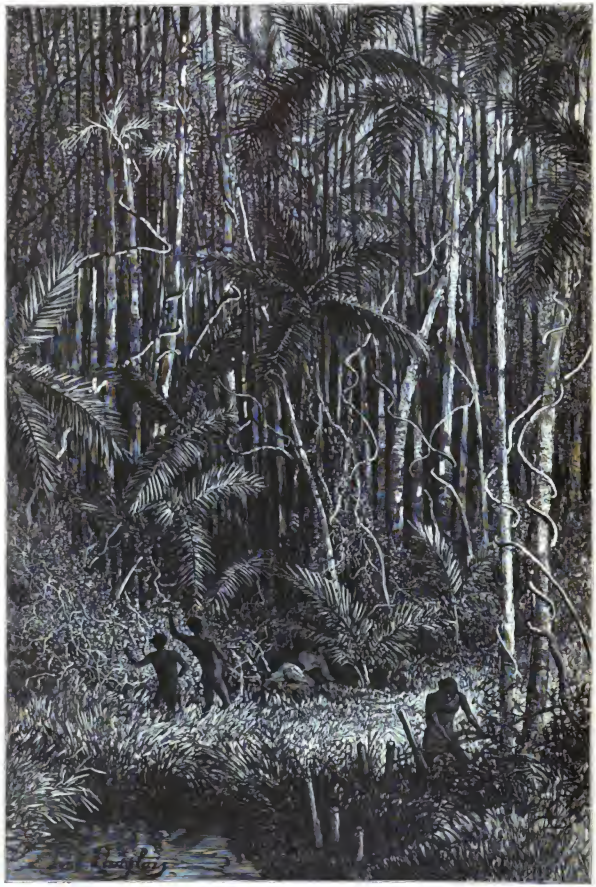
Familien, und auf den Frauen laſtet meiſt der ganze Unterhalt derſelben.

Der Geruch, den die braunen Menſchen ausſtrömen, iſt ein ſehr übler, um ſo mehr als ſie ſehr unreinlich ſind und ſich den Körper mit verſchiedenen Arten farbiger Erde zu beſchmieren pflegen.

Die Stimme iſt angenehm und bekundet eine gewiſſe Geeignetheit zum Geſange, wenn ſie auch bisweilen heiſer iſt. Uebrigens hält ſie ſich bei den Männern wie bei den Frauen in hoher Lage.

Die Tättowirung wird allgemein geübt, dieſelbe iſt aber das Vorrecht der Volljährigkeit. Bei der heranwachſenden Jugend bringt man vermittelſt eines ſcharfen Kieſels oder einer ebenſolchen Muſchel nur einige wenige Schnitte an, ſpäter dagegen werden Bruſt, Unterleib und Schultern ganz damit überzogen. Um die zu raſche Vernarbung zu verhindern, überſtreut man die Wunde mit Kohle oder Aſche. Frauen dürfen dergleichen Verſchönerungen nur in beſchränktem Maße auf den Armen, auf der Bruſt und auf dem Rücken anbringen.

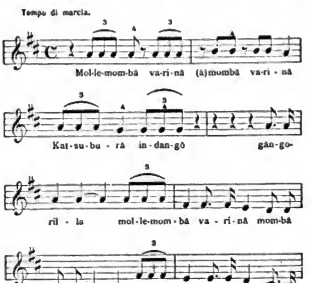
Digitized by Google



Im Agnacate-Walde.

Digitized by Google

Die Sorge für den Lebensunterhalt fällt faſt ausſchließlich den Frauen zu, die in Wirklichkeit nichts anderes ſind als die Sklavinnen ihrer Männer. Mit ihrem Korbe und ihrem Stocke wandern ſie umher, bald Früchte pflückend, bald Wurzeln ausgrabend, bald Larven von den Baumſtämmen ableſend. Dabei haben ſie auch noch zum Theil ihre Kinder mit ſich herum zu ſchleppen, und ſie ſetzen dieſelben nur ab, ſobald ſie mit dem Stocke zu graben oder auf die Bäume zu klettern haben. Daheim iſt es dann ihre Aufgabe, die Hütte aufzurichten, Waſſer ſowie Holz zum Feuermachen herbeizuholen, zu braten, den Saft aus Beeren und Früchten auszudrücken ꝛc., und wenn ſich der Stamm nach einer anderen Gegend begiebt, ſo hat das Weib die Stelle des Laſtthieres zu vertreten. Der Mann liegt lediglich der Jagd und dem Sport ob, und genießt die Beute, die er dabei gewinnt, im allgemeinen auch für ſich allein, dem Weibe und den Kindern nur einen kärglichen Theil davon übrig laſſend. Was er gelegentlich bringt, ſind Eier, Eidechſen, ein Wallaby, beſonders aber Honig, den er den Stöcken der wilden Biene raubt (S. Abbildg. 3). Beim Hüttenbau hilft der Mann nur inſofern, als er die Bäume dazu fällt, und die Hauptpfeiler aufrichtet. Beim Marſche in eine andere Gegend geht er mit ſeinem Schilde, ſeiner Lanze und ſeiner Nulla-Nulla (Keule) voran, denn dann liegt ihm der Schutz der Familie ob.

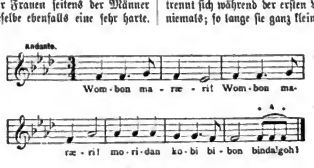


Lieblings-Melodie der Queensländer.

Was die Behandlung der Frauen ſeitens der Männer im übrigen betrifft, ſo iſt dieſelbe ebenfalls eine ſehr harte. Ungehorſam und Mangel an Dienſtwilligkeit wird mit ſchweren Schlägen beſtraft, Entlaufen mit noch ärgeren Mißhandlungen und Verſtümmelungen, bisweilen ſogar mit dem Tode. Die Spuren der erlittenen Strafen ſind an den Leibern und Geſichtern der Aermſten deutlich genug ſichtbar.

Am häufigſten hat ein Eingeborener zwei Weiber, ſeltener drei oder vier, und beinahe niemals mehr, der beſchränkten Subſiſtenzmittel wegen. Immer machen aber die Frauen den Hauptvermögensbeſtandtheil des Mannes aus. Eine derſelben iſt in der Regel die Favoritin, und dieſe erfreut ſich einer etwas beſſeren Behandlung ſeitens ihres Gebieters. Zwiſtigkeiten ernſterer Natur ſind unter den Weibern eines und deſſelben Mannes ſelten. Männer vorgerückteren Alters ſieht man oft von ganz jungen und verhältnißmäßig hübſchen Frauen umgeben, junge Männer dagegen, die eben erſt heirathsfähig geworden ſind, nennen ein altes häßliches Weib das ihrige. Verheirathete Frauen von elf und zwölf Jahren ſind keine Seltenheiten. Meiſt werden die Frauen durch Tauſch erworben, ſie können aber auch gerecht werden, z. B. von dem Bruder eines verſtorbenen Mannes; Frauendiebſtahl kommt gleichfalls oft genug vor. Sehr häufig iſt auch die Erwerbung der Frau durch Entführung, bezw. der Raub aus einem fremden Stamme, und dabei kommen wirkliche Liebesheirathen vor, da ſich ein Mädchen ſelbſtverſtändlich von einem Manne, der ihr gefällt, am leichteſten entführen läßt. Die Ceremonie, durch die die Ehe geſchloſſen wird, iſt die denkbar einfachſte. Ein Ergreifen der Frau mit der linken Fauſt unter dem Ausrufe: „Jon! gul nguwipa!“ („Ich nehme ſie für mich!“) iſt hinreichend. Meiſt leiſtet die Frau dabei Widerſtand, derſelbe nützt ihr aber nichts.

Daß die Liebe der Mutter zu ihren Kindern eine ſehr große und hingebende iſt, kann man allenthalben beobachten, und die Kinder ſind viel beſſer geartet, als man erwarten ſollte, wenn man ſich klar macht, daß zu ihrer Erziehung ſo gut wie gar nichts geſchieht. Die Mutter trennt ſich während der erſten Lebensjahre von ihren Kindern niemals; ſo lange ſie ganz klein ſind, ſchleppt ſie ſie beſtändig in einem Korbe mit ſich herum, und ſpäter trägt ſie ſie auf der Schulter, indem ſie ſie dabei mit der Hand unterſtützt. Bisweilen ſchilt ſie die Kleinen vielleicht, niemals aber ſchlägt oder ſtraft ſie ſie. Auch der Vater iſt vielfach zärtlich mit den Kindern, ſchmitzt ihnen kleine Bumerangs, nimmt ſie auf ſeine Knie, ſpielt mit ihnen ꝛc. Die Kinder ſcheinen aber der Mutter im allgemeinen viel mehr zugethan zu ſein als dem Vater. Eine gewiſſe Frühreife der Kinder iſt nicht zu verkennen, und mit neun Jahren geberden ſich dieſelben ganz wie Erwachſene, gehen mit auf die Jagd ꝛc.



Kriegsgeſang.

Digitized by Google

Die Hauptbeschäftigung der Männer neben der Jagd ist das Schnitzen von Waffen und das Flechten von Körben, und hierbei entfalten sie eine ganz anerkennenswerthe Geschicklichkeit. Die Beziehungen der Glieder eines und desselben Stammes unter einander sind im allgemeinen ausgezeichnete, zwischen verschiedenen Stämmen waltet aber vielfach bitterer Haß. Wehe dem Einzelnen, wenn er das Territorium eines Stammes betritt, dem er nicht angehört! Man behandelt ihn dann ihn wie eine Bestie. Nichtsdestoweniger sind die Grenzen zwischen den Stämmen nicht immer ganz bestimmte, und es leben an denselben Familiengruppen, die eine Art von Neutralität genießen, und mit dem einen wie mit dem anderen Stamme friedlich und freundlich verkehren. Eine Familiengruppe kann 20 bis 25 Individuen umfassen, ein stärkerer Stamm 200 bis 250. Besondere Häuptlinge haben die Queenslander Eingeborenen nicht, und in schwierigen gemeinsamen Angelegenheiten ist es einfach der Rath der Alten und Erfahrenen, der den Ausschlag giebt.

Ethnologisch interessant sind die Gesänge der Wilden, die in der Regel von einem Solisten beim Lagerfeuer vorgetragen werden, indem derselbe sich durch Aneinanderschlagen von zwei Holzstücken begleitet. Diese Gesänge bestehen aus einer ewigen Wiederholung zweier oder dreier Strophen, von denen jede mit einer Reihe schwerer Noten endigt. Eine Melodie, die zu sehr bekannt ist, verliert auch bei den Wilden allmählich ihren Reiz, und wird durch eine andere, neu erfundene, oder einem fremden Stamme entlehnte ersetzt. Oft kennen die Sänger gar nicht den Sinn der Worte, weil der Text eben einer anderen Sprache entnommen ist, und weil zusammen mit der Melodie auch die Texte von Stamm zu Stamm wandern. Die umstehende Melodie (S. 123) kann man ebenso bei den Eingeborenen des Herbert-Flusses wie bei denen von Rockhampton hören; der Kriegsgesang entstammt den Wäldern des Herbert-Flusses. Obwohl die Naturmenschen von heiterem und leichtlebigem Temperamente sind, so wohnt ihren Gesängen doch eine gewisse Schwermuth inne. Im allgemeinen ist der Sinn für Rhythmus ausgeprägter als der für Melodie. Zwischen der Natur des Gesanges und der der Landesnatur besteht eine Harmonie, die sich nicht verkennen läßt.

Tanzfeste (korrobori) werden namentlich zur Zeit des Vollmondes veranstaltet, namentlich wenn Feindseligkeiten zwischen verschiedenen Stämmen beigelegt worden sind, so daß die Feste vielfach einen gewissen „internationalen“ Charakter haben. Außer von monotonen Gesängen werden die rhythmischen Bewegungen und Evolutionen der Tänzer alsdann von dem Klange einer gegen einen Bumerang geschlagenen Nulla-Nulla begleitet. Die Tänzer sind in der Regel nur Männer, die Weiber sitzen als Zuschauer dabei, und unterstützen die Musiker dadurch, daß sie mit ihren Händen auf ihre Schenkel klatschen.

Von anderen Kunstleistungen der Wilden sind in Queensland namentlich noch die Zeichnungen zu erwähnen, welche sie an den Wänden von Höhlen und anderweit anbringen, und welche von einem gewissen Geschick und von einem gewissen Sinne für Symmetrie und Proportion zeugen. Die menschlichen Figuren sind dem Alter und Geschlecht nach ganz gut unterschieden, die Beine, Arme und Finger haben dieselbe große Länge wie in natura, nur ist die linke Seite immer als die rechte dargestellt, und umgekehrt. Wen eine Photographie darstellen soll, wußten die eigentlichen Wilden nicht zu sagen, wohl aber die von der Kultur beleckten und an den Umgang mit Europäern gewöhnten.

Die religiösen Regungen der Eingeborenen am Herbert-Flusse bestehen im wesentlichen in der abergläubischen Furcht vor dem Unbekannten. Infolgedessen ist es auch beinahe unmöglich, einen Wilden dazu zu bewegen, einen im Dunkel der Nacht auf die Jagd zu begleiten. In „Kvin'gan“ stellen sie sich eine Art Teufel vor, der besonders zur Nachtzeit in Strom und Wald auf die Menschen lauert, um sie zu verderben. Unzugängliche Gebirgsgegenden sind sein Hauptaufenthalt [1]).

[1]) Vergl. Karl Lumholtz, Blant Menneskaedere (Kopenhagen 1887).

Die sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse der bolivianischen Indianer-Bevölkerung.

Von **Chr. Nusser.**

In den letzten zwanzig Jahren ist die Republik Bolivia öfters durch lokale Indianeraufstände beunruhigt worden, die nicht selten mit blutiger, weder Alter noch Geschlecht schonender Härte unterdrückt wurden. Obwohl nun die Indianer, welche gut zwei Drittel der Gesammtbevölkerung (approximativ 1 300 000) dieses Landes ausmachen, durchaus nie im Stande sein würden, vermöge ihres numerischen Uebergewichtes über die Weißen und Mestizen Herr zu werden, weil sie durchaus unfähig sind, sich nach einem selbst gut durchdachten Plan und mit den besten Waffen zu organisiren und einer wenn auch geringen aber disziplinirten Truppenmenge mit Erfolg gegenüber zu treten, so fangen die verständig Denkenden der leitenden Kreise doch an, zu begreifen, daß mit Abschlächtereien die latent wuchernden Keime der Unzufriedenheit nicht aus der Welt geschafft sind, sondern daß es verschiedener Reformen bedarf, um diese nützlichen und unentbehrlichen Werkzeuge der nationalen Produktion der Willkür subalterner Beamten zu entreißen und sie nach und nach auf den Standpunkt eines sich seiner Rechte und Pflichten bewußten Staatsbürgers zu bringen.

Die Indianer Boliviens sind in Betreff des Werthes, den sie für die sozialen und produktiven Verhältnisse des Landes haben, in verschiedene Kategorien zu theilen: in die unnnterworfenen, wilden, welche die zur Stunde noch wenig erforschten unermeßlichen Ländereien der östlichen und nördlichen tropischen Kolonisationsterritorien bewohnen; die halbunterworfenen, die unter den Missionären als Neophiten, auf der Grenze zwischen Kultur und Wildniß in Niederlassungen vereinigt, zur Gesittung herangezogen werden sollen; und in diejenigen, die in unmittelbarem Kontakt mit den Weißen [1]) stehen und vereint mit ihnen die wirkliche offizielle Landesbevölkerung darstellen, also die Aymara- und

[1]) Unter der Bezeichnung „Weiße“ sind stets die Mestizen mitverstanden, da alles, was nicht reiner Indianer ist, sich zu den Weißen zählt.

Digitized by Google

Quichua-Rasse. Die beiden ersteren Kategorien werden vom Staate nicht belästigt. Obwohl sie unter seiner Oberhoheit stehen, kennt er sie nicht und kann sie seiner Kontrole nicht unterwerfen. Von ihnen gehen die Erhebungen, von welchen oben die Rede ist, nicht aus, wohl aber von den Aymara und Quichua, die seit undenklichen Zeiten als der eigentliche und einzige Faktor des Landes in Agrikultur, Viehzucht und Bergwerksindustrie das vorstellen, was bei uns die unmittelbaren Bodenbebauer, die Bergwerksarbeiter und die die beschwerlichen und gemeinen Arbeiten verrichtenden Arbeitskräfte sind.

Die Aymara- und Quichua-Indianer bevölkern die vom allgemeinen Verkehr berührten und durchzogenen Landestheile, welche den Kern des bolivianischen Staatswesens bilden, aber sie sind weder Grundbesitzer noch Leibeigene, und das Bestreben, ihre gesellschaftliche Stellung auf weniger prekäre Grundlagen zu betten, hat bisher unendliche Schwierigkeiten im Gefolge gehabt, woran die Indianer zum Theil selbst schuld sind. Das Mittelm nämlich an ihren Gepflogenheiten, an ihren Existenzbedingungen, wie mangelhaft und in wie wenig Uebereinstimmung mit den demokratischen Prinzipien einer Republik letztere von jeher auch gewesen sind, hat die Aufregung verursacht, die sich in der Neuzeit der Indianer bemächtigt hat.

Anfänglich (1868) — einen mißlungenen Versuch des Befreiers Bolivar in dieser Richtung ziehen wir vorderhand nicht in Betracht — war es nicht die Sorge um diesen interessantesten Theil der bolivianischen Bevölkerung, der die damalige Regierung veranlaßte, in dessen Existenzbedingungen einzugreifen, sondern sowohl die Gier der Machthaber, durch Veräußerung der als Domäne betrachteten Indianer-Ländereien sich die Taschen zu füllen, als die Nothwendigkeit, durch die gleiche Operation die bedeutende schwebende innere Schuld, mit anderen Worten die rückständige Besoldungen u. s. w. womöglich zu tilgen.

Durch welche Phasen die Bodenvertheilung, insbesondere in Bezug auf den Privatgrundbesitz, zu laufen hatte, bevor sie in ihre jetzigen Formen und Proportionen konstituirt war, ist eine Frage für sich, die hier wenig in Betracht kommt, der aber doch einige Worte zu widmen sind.

Pizarro hatte seine Gefährten, um sie zufrieden zu stellen, mit ungeheurem Grundbesitz (Encomiendas) und den dazu gehörigen Indianern (Repartimientos) zu belehnen. Die auf die Eroberung folgenden Kämpfe unter den Spaniern selbst, und die Auflehnung eines Theiles der Eroberer gegen die spanische Krone wurden hauptsächlich verursacht und genährt durch den Entschluß der letzteren, die Mehrzahl der Encomiendas unter allerlei Vorwänden, durch Konfiskation u. s. w., wieder an sich zu ziehen und zu Kronseigenthum zu machen. Encomiendas waren auch gesetzlich nicht über die zweite Generation hinaus erblich. Anderentheils zog aber die Krone einen unter wenige vertheilten großen Grundbesitz einer Vertheilung des Grund und Bodens unter viele kleinere Grundbesitzer vor, weil eine Menge von wohlhabenden Kolonisten mit kleinerem Eigenthum eher Selbstständigkeitsgelüsten ausgesetzt war, als ein kleiner Kreis von Feudalherren, dem an der Erhaltung der bestehenden Einrichtungen alles gelegen sein mußte. Der jetzige Privatgrundbesitz, wie er sich in den über das Land zerstreuten größeren oder kleineren Landgütern (Hacienda) präsentirt, rührt sowohl von den bei Beginn der Kolonialherrschaft durch die Krone ertheilten Landschenkungen (Mhindicaciones graciosas) und den dem indianischen Adel überlassenen Ländereien, als von den Kirchengütern her, welche nach den Befreiungskriegen durch die neugeschaffene republikanische Staatsgewalt, angeblich um den Betrag von 30 Millionen Thalern, veräußert wurden.

Indeß ist im Verhältniß zu dem zur Produktion tauglichen Areal, wobei wir die tropischen sogenannten Kolonisationsterritorien nicht in Betracht ziehen, die Zahl der Grundbesitzer immer noch eine beschränkte, und die Möglichkeit, deren Zahl bedeutend zu vermehren, um eine intensivere Bodenbewirthschaftung hervorzurufen, gleichzeitig also die Subsistenzmittel des Volkes in größerem Ueberfluß und demnach auch billiger an den Markt zu bringen, durste die Aufmerksamkeit der Staatsmänner wohl auf sich ziehen. Diese Möglichkeit bestand aber und besteht noch heute.

Was von Ländereien nicht in den Besitz von Privatpersonen und religiösen und weltlichen Korporationen überging, verblieb der Krone: ungeheure Strecken Landes mit Indianerdörfern, in Betreff welcher das Grundbesitzverhältniß zur Krone ungefähr das gleiche blieb, wie es in den inkaischen Zeiten zu den eingeborenen Herrschern war. Die indianischen Gemeinden (Communidades) besitzen ihr Gemeingut, aus dem sie ihren Unterhalt ziehen. Dieses System trat die Republik als Erbschaft an, und so lange sie nichts daran änderte, verhielten sich die Indianer im allgemeinen ruhig, wenn schon hier und da gar zu große Bedrückungen von Seiten schurkischer Beamten zu lokalen Tumulten führten. Hierbei ist ganz abgesehen von den Indianeraufständen unter der Kolonialregierung und von den anormalen Zeiten der Befreiungskriege. Letztere haben in das Loos des Indianers keine Aenderung gebracht; er war und blieb der duldende Theil, ja man kann sagen: unter der Republik wird noch weniger Rücksicht auf ihn genommen, als zu Zeiten der Spanier, wo er doch gegen Ausbeutung einen Schutz hatte, indem jede einen gewissen sehr geringen Betrag übersteigende Schuld eines Indianers für unglltig erklärt war, während er jetzt für irgend eine Summe kontrahiren kann und demzufolge die Beute unzähliger Winkeladvokaten ist.

Der bolivianische seßhafte Indianer, sei er Aymara oder Quichua, ist beinahe ausschließlich Ackerbauer. In der Theorie freier Bürger, mit allen Rechten ausgestattet, die seinen weißen Brüdern garantirt sind, haben in der Praxis alle diese Rechte bis jetzt absolut keinen Werth für ihn gehabt, weil sie — und dies dürfte wohl dem Lande zur Entschuldigung dienen, — zu seinen Gunsten eben kaum durchführbar sind, weil es überhaupt fraglich ist, ob er je bestrebt sein wird, sich die Denkweise und die Aspirationen der dominirenden Klasse seiner Mitbürger eigen zu machen. Wenn wir somit an seinem Triebe, ja, gewissermaßen an seiner Fähigkeit zweifeln, sich auf eine höhere Bildungsstufe zu schwingen, so macht unser Urtheil, obschon wir Jahre lang diese Indianer zu beobachten Gelegenheit hatten, doch keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit; diese Frage könnte erst entschieden werden, wenn einmal, was so oft von den verschiedenen Regierungen in Aussicht gestellt, aber nie ausgeführt wurde, die Erziehung der Indianer in die Hand genommen wird. Zeigen sie sich gegen eine solche Neuerung rebellisch, trägt ein Schulunterricht keine Früchte, weigern sie sich, die offizielle Landessprache, das Spanische, zu erlernen, dann freilich müßte endgiltig daran verzweifelt werden, sie je aus dem Abhängigkeitsverhältniß herauszureißen, in welchem sie sich befinden, soweit ihre Geschichte zurückreicht. Zu erkennen ist nicht, daß die Einrichtung von Schulen in Anbetracht der verhältnißmäßig dünn gesäten und auf einen ungeheuren Raum vertheilten indianischen Bevölkerung und der fehlenden pädagogischen Kräfte große Schwierigkeiten zu überwinden hätte. Diese Indianer haben von Seiten der verschiedensten Reisenden die widersprechendsten Beurtheilungen erfahren; darin sind aber alle einig, daß der Quichua dem Aymara an Intelligenz überlegen ist.

Digitized by Google

In sozialer Hinsicht nun theilen sich diese bodenbebauenden Indianer in zwei wohl zu unterscheidende Klassen: 1) in diejenigen, die auf den Privatgrundbesitz niedergelassen sind und dessen Bewirthschaftung zu Gunsten des Grundbesitzers zu besorgen haben, und 2) in diejenigen, die von Alters her auf den Staatsländereien in Dorfschaften, kleineren Gruppen oder einzelnen Gehöften angesiedelt sind und Comunarios (Gemeinde-Indianer) genannt werden.

Betrachten wir zunächst die Stellung des Indianers auf dem Privatgrundbesitz, auf der Hacienda.

Eine Hacienda, so fruchtbar ihr Boden, so günstig ihre klimatische Lage auch sein möge, hat keinen Werth, wenn nicht eine Anzahl von Indianern (Colonos) mit ihren Familien darauf angesiedelt sind. In der Regel haben schon die Vorfahren dieser Indianer zur Hacienda gehört und vom Vater auf den Sohn in dem angestammten Zugehörigkeitsverhältniß zu den jeweiligen Besitzern (Dueño oder Patron) gelebt.

Da die Arbeitskräfte sehr selten sind, so ist eine Hacienda um so werthvoller, je mehr Indianer zu ihr gehören. Der Indianer hängt an der Scholle, auf der er geboren ist, und nur ganz despotische Behandlung könnte ihn veranlassen, sich auf einer anderen Hacienda, wo er mit offenen Armen aufgenommen würde, niederzulassen, denn das Hörigkeitsverhältniß, in welchem er zum Patron steht, ist ein ideales, patriarchalisches, auf Gegenseitigkeit basirtes; es steht ihm frei, sich jederzeit eine neue Heimath zu suchen; allerdings kann man den Indianer viel bieten, bevor er sich entschließen würde, dem Fleck Erde, auf dem er seine Kindheit verlebt hat, Lebewohl zu sagen. Oefters waren wir Zeuge, wie Indianer von ihren Patronen mißhandelt wurden, ohne ein Wort zu sagen. Im allgemeinen wird ein Patron aber seine Indianer mit der Milde und Strenge behandeln, wie sie großen Kindern gegenüber angebracht ist, mehr wohlwollend als rauh — im eigenen Interesse, damit sie willig für ihn arbeiten und gern bei ihm bleiben.

Während der Comunario dem Staat einen Tribut (Kopfsteuer) bezahlt, ist der Colono der Hacienda davon befreit. Die Grundstücke, die auf den Haciendas den Colonos für ihren Unterhalt zugewiesen sind, befinden sich in der Regel seit Generationen im Besitze ihrer Familien. Dem heranwachsenden Indianer (Sullcaguagua oder Hanapacos in ihrer Sprache) wird ebenfalls Boden zugetheilt, wenn er sich selbständig macht. Das Herkommen (Costumbre) regelt die meisten Pflichten des Colono gegen den Gutsbesitzer; es besteht also keine feste Regel in Betreff der Zeit, die der Colono der Feldbestellung und den Arbeiten für den Patron zu widmen hat; doch kann angenommen werden, daß er im Durchschnitt drei Tage per Woche der Gutsherrschaft schuldet. Die andere Zeit kann er auf die Erledigung seiner eigenen Angelegenheiten verwenden. Wer sein Grundstück (Sayaña) hat, sei es jetzt ein Colono, ein Sullcaguagua oder eine Wittwe, ist nach dem technischen Ausdruck „Persona“ (Person) — im Gegensatze zu Indianern, die als Taglöhner ohne Grundstück auf der Hacienda leben — und hat seinen Antheil an aller auf der Hacienda vorkommenden Arbeit zu leisten. Dem Familienvater paßt es daher, sich dabei von seiner Familie helfen zu lassen und manchmal selbst fremde Hände herbeizuziehen.

Die Indianer erhalten natürlich keinen Lohn, doch giebt man jedem Arbeiter an jedem Arbeitstage eine kleine Hand voll Cocablätter (zum Kauen), und wenn es eine außerordentliche Arbeit zu bewältigen gilt, das Essen. Auf einer Hacienda von 40 Indianern erreicht beispielsweise die Cocaausstheilung ungefähr sechs Cestos (150 spanische Pfunde) per Jahr. Der persönliche Verbrauch des Indianers ist natürlich viel beträchtlicher als die Quantität, die ihm vom Patron verabreicht wird.

Der Colono besitzt seinen Viehstand und seine Lasthiere (kleine Pferde, Maulthiere und Esel). Jede „Persona“ erhält zwei Ochsen zum Pflügen, die sie, wenn sie zu Grunde gehen, ersetzen muß. Die Lasthiere stehen zur Verfügung des Gutsbesitzers und haben den durch die Bewirthschaftung entstehenden Transport zu besorgen. Der Patron ernennt den Begabtesten seiner Indianer zum „Alcata“, eine Art von Aufseher, der die Arbeiten zu überwachen und für die Ausführung seiner Anordnungen Sorge zu tragen hat. Es ist dies ein Ehrenamt, das seinem Träger weiter nichts einbringt, als daß er von persönlicher Dienstleistung befreit ist. Es versteht sich, daß dieses Amt, das den Erwählten nun eine Stufe höher stellt, als seine unterste Sprosse der sozialen Leiter einnehmenden Genossen, im beschränkten Ideenkreis des Indianers eine hohe Bedeutung gewinnt und das Ziel seines Ehrgeizes ist.

(Fortsetzung folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Die Abgeschlossenheit Tibets.

Angesichts der Pievzoff'schen Expedition nach Tibet dürften folgende Angaben über die Zugänglichkeit der tibetanischen Hauptstadt Lhassa in früheren Jahren von Interesse sein.

Erst seit etwa hundert Jahren ist es europäischen Reisenden unmöglich gemacht worden, die heilige Stadt des Dalai Lama zu besuchen, wenn auch die Zahl derer, die dahin kamen, früher ebenfalls immer eine sehr beschränkte geblieben ist. Der erste Europäer, der Lhassa besucht hat, war der Mönch Odorico di Pordenone, der von 1316 bis 1330 in Tibet umherreiste. Darauf vergingen drei Jahrhunderte ehe ein zweiter Europäer, der Jesuit Antonio d'Andrada, bis nach Lhassa vordrang. Bald nach ihm kamen aber andere Jesuiten nach der heiligen Stadt: Grueber und Dorville 1661, Freyre und Desideri 1716, und der letztere verbrachte volle dreizehn Jahre in ihr. Aus dieser Zeit datirt auch der Aufenthalt verschiedener Kapuziner in Lhassa, und Orazio della Penna gründete daselbst sogar eine Mission, die von 1719 bis 1741 bestand und von ungefähr zehn Mönchen unterhalten wurde. Im Jahre 1724 kam der erste europäische Laie, der Niederländer Van de Putte dahin, derselbe hat aber leider keinen Bericht über seine Reise hinterlassen.

Nachdem die Kapuziner im Jahre 1760 vertrieben worden waren, sind nur drei Europäer in Lhassa gewesen, nämlich Manning, als einheimischer Arzt verkleidet, im Jahre 1811, und die französischen Missionäre Huc und Gabet 1844. Endlich ist es in letzter Zeit einigen indischen Panditen im Auftrage der britischen Regierung gelungen, bis nach Lhassa vorzudringen. Der berühmteste dieser Panditen, Nain Singh, war sogar zwei mal dort, in den Jahren 1866 und 1875,

Digitized by Google

ein anderer, bekannt unter den Buchstaben A. K., hielt sich ein ganzes Jahr dort auf, von 1879 bis 1880. Diesen Panditen danken wir die genaue Feststellung der Lage und Höhe Lhassas sowie den Plan der Stadt, im übrigen aber sind ihre Beiträge zur Kenntniß des Ortes äußerst spärlich gewesen. In den letzten Jahren bei vorigen Jahrhunderts wurden die beiden Gesandten des damaligen Bigekönigs von Indien, Warren Hastings, von den Lamas mit großer Freundlichkeit aufgenommen, und dieselben legten den lebhaftesten Wunsch an den Tag, den früheren Handel mit Indien, welcher vor der Ghoorka-Eroberung Nepals bestanden hatte, wieder zu eröffnen. Der Teschu-Lama hat sogar eine Reise nach Peking unternommen, um die dazu nöthige Einwilligung des chinesischen Kaisers einzuholen. Leider starb er aber in der chinesischen Hauptstadt, Warren Haltings wurde nach England zurückgerufen, und die weiteren Verhandlungen unterblieben.

Ueber die Ursachen der großen Abgeschlossenheit Tibets sind die verschiedenartigsten Meinungen verbreitet. Die Tibetaner geben den Chinesen, letztere dagegen den Lamas die Schuld daran, jedenfalls ist sie aber in der Hauptsache den Tibetanern selber zuzuschreiben. Dieselben werden in dem natürlichen Instinkt der Exklusivität, welche alle gelben Rassen mit einander gemein haben, durch die geographische Lage ihres Landes gestärkt. Wegen der Armuth desselben fürchten sie wohl auch, daß die Ankunft Fremder für sie eine Verminderung der Nahrungsmenge zu bedeuten haben könnte. Ein weiterer Beweggrund zur Ausschließung Fremder besteht in ihrer Stellung als Mittelpunkt einer großen, wunderwirkenden, mystischen Kirche, zu deren Selbsterhaltung eine strenge Abgeschlossenheit unbedingt nothwendig ist. Im Jahre 1870 wurde seitens der Machthaber von Lhassa dem Abbé Desgodins verboten, das Land zu betreten, unter dem Vorwande, daß Tibet dem Gebet gewidmet sei, daß die „gelbe Religion“, welche auf Gerechtigkeit und Vernunft beruhe, seit alten Zeiten dort gepflegt worden sei, und darum keine fremde Religion gepredigt werden und kein Fremder Einlaß finden dürfe. Politischer Verkehr erschient den Tibetanern als ein Uebel und eine Gefahr, denn sie sehen, daß er bei benachbarten Ländern immer fremde Eroberung zur Folge gehabt hat, und das Bedürfniß Handel zu treiben empfinden sie noch nicht, weil sie in der Civilisation zu weit zurück sind.

Auf Grund eines chinesischen Sprüchwortes, welches Tibet als das höchste und zugleich das reichste Land der Erde bezeichnet, ist ferner die Ansicht vertreten worden, daß die Tibetaner die Goldfundstätten und Mineralschätze ihres Landes dem Auslande gegenüber gern verheimlichen möchten. Einen weiteren Grund der Abgeschlossenheit könnte das Theemonopol, welches die Chinesen als Produzenten und die Lamas als Vertheiler in Tibet besitzen, abgeben, insofern als die Einfuhr von indischem Thee den chinesischen leicht verdrängen könnte. Außerdem sollen die Tibetaner auch eine indische Invasion befürchten, weil einer ihrer Legenden zufolge, ihr Land einst durch weiße Menschen aus dem Süden erobert werden wird. Von einer russischen Invasion rechnen die tibetanischen Propheten bisher nicht, nichtsdestoweniger sah sich Prshewalski auf seiner letzten Reise in Centralasien bekanntlich ebenfalls genöthigt, halbwegs auf dem Wege nach Lhassa umzukehren. F.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach einer Abhandlung, die F. A. de Vasconcellos Pereira Cabral in den „Communicações da commissão dos trabalhos geologicos do Portugal“ (T. I, p. 189) veröffentlicht hat, ist auch die portugiesische Sierra Estrella in dem Erdalter, das dem unfrigen zunächst vorausgegangen ist, stark vergletschert gewesen. Die Spuren davon sind in geschrammten und geschliffenen Felsen, sowie in erratischen Blöcken und Moränen an verschiedenen Orten sichtbar, namentlich aber in dem Covão Grande, dem Valle do Conde und in dem Thale des Rio Zezere.

— Auf dem Kamme des Taygetos-Gebirges ist unlängst eine große Tropfsteinhöhle entdeckt worden. Die Höhe ihrer Gänge wechselt zwischen 5 und 10 m, die Weite derselben zwischen 10 und 18 m. Der Stalaktitenschmuck ist ein sehr reicher. Nächst der berühmten Höhle von Antiparos ist es die bedeutendste Höhle Griechenlands.

— Nach den vorläufigen Feststellungen der Schweizer Volkszählung vom 1. Dezember 1888 beziffert sich die Bevölkerung dieses Staates auf 2 934 055 Seelen (gegen 2 846 102 im Jahre 1880). Interessant sind die Verschiebungen in dem Zahlenverhältnisse der Nationalitäten. Das deutschredende Element (2 092 562, gegen 2 030 792 im Jahre 1880) hat seine Position gerade behauptet und weder einen Fortschritt noch einen Rückschritt zu verzeichnen; es macht nach wie vor 71,3 Prozent von der Gesammtbevölkerung aus. Das französische Element (637 940 gegen 608 007 im Jahre 1880) hat einen beträchtlichen Fortschritt gemacht (von 21,4 Proz. auf 21,7 Proz. der Gesammtbevölkerung), das italienische Element ist dagegen in der absoluten wie in der relativen Zahl zurückgegangen (von 161 923 auf 156 602, bezw. von 5,7 Proz. auf 5,3 Proz.), und ebenso auch das romanische Element (von 38 705 auf 38 376, bezw. von 1,4 Proz. auf 1,3 Proz.). Das Zurückweichen des Italienerthums aus den Kantonen Uri und Schwyz erklärt sich namentlich durch den Bezug der italienischen Arbeiter nach Fertigstellung der Gotthardbahn. Schwieriger dürfte es sein, die Gründe nachzuweisen, aus denen das Deutschthum in den Kantonen Bern und Neuenburg absolut ebenso wie relativ merklich zurückschritt, das Franzosenthum aber fortschritt. Im allgemeinen erfolgte das Fortschreiten des französischen Bevölkerungselementes überhaupt auf Kosten des deutschen, und letzteres machte die auf diese Weise erlittenen Verluste nur wieder quitt auf Kosten des italienischen und romanischen. Man darf also nicht von einer Absorption der beiden letztgenannten Elemente durch das an Zahl stärkere verwandte Element reden, vielmehr waren es heterogene Elemente, welche in dem stillen Kampfe mit einander siegten oder besiegt wurden.

Asien.

— Der bekannte russische Erforscher Centralasiens, Grombtschefski, ist auf seiner neuen Reise nach der Pamir- und Karakorum-Gegend in Darant-kurgan, am oberen Amu-Darja (Kusil-Sfal) angekommen. Ob es ihm aber möglich sein wird, weiter vorzudringen, ist zweifelhaft,

Digitized by Google

da zwischen dem Emir von Afghanistan und den Fürsten von Badakschan, Bakhan und Schignan Krieg ausgebrochen ist (Vergl. „Globus", Bd. 55, S. 303).

— In dem Gouvernement Semiretschensk, das bekanntlich zu den Haupt-Schüttergebieten des asiatischen Rußland gehört, hat im Juli d. J. ein neues heftiges Erdbeben stattgefunden, durch das zahlreiche Ortschaften zerstört worden sind. Das Centrum der Erschütterung lag zwischen Sfajonowka und Preobraschensk, am Nordufer des Issik-kul. Unter anderem wurde auch Prshewalsk (Karakol) zerstört. An den Seeufern ebenso wie an den Flußufern konstatirte man große Erdrutsche, und außerdem bildeten sich an verschiedenen Stellen ausgedehnte Klüfte, aus denen das Grundwasser emporbrang.

Afrika.

— Das Werk der deutschen Forschung und Kultivation in Afrika hat durch den Tod des Lieutenants Tappenbeck einen neuen schweren Verlust erlitten. Der vorzüglich bewährte Reisende, welcher bereits im Jahre 1884 an der Kund'schen Kongo-Expedition Theil nahm, im Jahre 1888 bei Gelegenheit der ersten Batanga-Expedition schwer verwundet wurde, und unlängst zusammen mit Hauptmann Kund eine zweite Expedition in das Innere von Kamerun führte, erlag dem klimatischen Fieber.

— Lieutenant Thanis ist nach dreijährigem Aufenthalte am oberen Kongo wieder nach Brüssel zurückgekehrt. Nach seinem Berichte hat die Station Bangala durch die Errichtung von zwölf Gebäuden aus gebrannten Steinen große Bedeutung erlangt. Die Beziehungen zwischen Europäern und den Eingeborenen bei der Station sind ausgezeichnete, und viele der letzteren bitten um Einstellung in den Dienst des Kongo-Staates. Thanis entwarf den Grundriß zu einem verschanzten Lager am rechten Kongo-Ufer, bei der Mündung des Aruwimi, im Gebiete der Basokos, von denen ebenfalls viele Einstellung in den Dienst des Kongo-Staates verlangten. Ferner errichtete er am rechten Kongo-Ufer drei Stationen — in Umangi, Upoto und Bumbuya. Die Station von Upoto ist in rascher Entwickelung begriffen, und die Dampfer, welche dort passiren, finden immer reichliche Provision; die Bevölkerung ist dicht und zeigt sich sehr freundschaftlich. Zwischen Kwamouth und dem Aruwimi nimmt die Schiffsfahrt sichtlich zu, und gegenwärtig verkehren dort nicht weniger als neunzehn Dampfer. Auf dem Wege von Leopoldville nach Matadi, den Thanis innerhalb achtzehn Tagen zurücklegte, begegnete derselbe dreißig weißen Reisenden, darunter vier Frauen von englischen Missionären.

Nord- und Mittelamerika.

— Der Governor Goldsworthy von Britisch-Honduras hat im April vorigen Jahres eine Expedition in das Corcomb-Gebirge unternommen, das zwar nur 23 englische Meilen von der Küste entfernt, trotzdem aber noch niemals von einem Europäer besucht worden ist. Das Haupthinderniß des Eindringens in dasselbe bildete die dichte Urwaldvegetation. Der Hauptgipfel ist der 1100 m hohe Victoria Peak. Zur Errichtung eines Sanatoriums für die wegen ihrer Gesundheitsverhältnisse übel berufene Kolonie wäre das Gebirge gut geeignet, und ebenso auch vielleicht zur Anlage von Kakao- und Kaffeeplantagen (Vergl. „Geogr. Mittheilungen", Bd. 35, S. 152).

— Der Amerikanist General Grant Wilson hat kürzlich in einem Archive des Haag die Kaufurkunde gefunden, durch welche die Insel Manhattan, auf der gegenwärtig New-York liegt, in den Besitz der Holländisch-Westindischen Gesellschaft überging. Der Kaufpreis betrug 24 Dollars (100 Mark). Heute beläuft sich der Werth des Bodens der ungefähr 11 000 Acres enthaltenden Insel auf ungezählte Millionen —, ganz abgesehen von den Reichthümern, die in Baulichkeiten und sonst auf ihr aufgehäuft worden sind.

— Auch die neueste Nummer des „Journal of American Folk-lore" (vol. II, Nr. V.) bietet wieder einen reichen und mannigfaltigen Inhalt. Neben Liedern und Sagen der Navajos, Tetons, Winnebagos, Missisaguas und einigen Sagen der Eskimos ist von besonderem Interesse die Schilderung der armen weißen Bevölkerung in den abgelegenen Distrikten Nordkarolinas, die ohne jeden Schulunterricht aufwächst und kaum jemals ihr Heimathdorf verläßt, und die geistig so zurückgeblieben ist, wie in den allerärmsten und entlegensten Bergwinkeln von Irland oder Wales.

— Unter den unermeßlichen Mineralreichthümern, über die die Nordamerikanische Union verfügt, scheinen demnächst auch die großen Ozokeritlager des Wahsatch-Gebirges, etwa 180 km südlich von Salt Lake City eine Rolle spielen zu sollen. Bisher war die Ozokerit- oder Erdwachsförderung von höherem Belange nur bei Borysław, in den galizischen Karpaten, obwohl sich das Mineral auch noch an anderen Orten, wie bei Slanik in der Moldau, bei Gaming in Niederösterreich, bei Newcastle in England findet. In Utah soll das Mineral von ungewöhnlicher Reinheit sein, so daß es vor seiner technischen Verwendung nicht erst der künstlichen Zubereitung bedarf.

Bücherschau.

— O. Bracklo, Zusammenstellung einiger Notizen, betreffend die Warfen und ihre alten heidnischen Besitzer. Emden, W. Haynel, 1889. Der Autor läßt es unentschieden, ob die ostfriesischen Warfen schon von den keltischen oder gar iberischen Stämmen oder erst von den ingävonischen Friesen, die er mit den Chaucen der Römer identificirt, errichtet worden sind; jedenfalls sind sie so alt wie die Besiedelung der Küste überhaupt. Der Haupttheil der sehr fleißigen Arbeit ist der Nachweisung von Spuren der Heidengötter in Ortsnamen sowie auch in Recht und Brauch der Friesen gewidmet, und besonders in dieser Hinsicht kann das Büchlein unseren Lesern angelegentlichst empfohlen werden.

— Frommann's Taschenbuch für Fußreisende. Herausgegeben und ergänzt von Dr. Friedrich Rayel. Dritte Auflage. Stuttgart 1889. — Ein prächtiges kleines Büchelchen voll goldener Regeln, das allen Fußwanderern nachdrücklich empfohlen werden kann. In seinem Inhalte sowie in seinem Tone viel mehr in die Tiefe gehend, als die ähnlich gearteten Einleitungen zu dem Durchschnitte der Reisehandbücher, ist es doch zugleich sehr praktisch, und seine wesentliche Kleinigkeit läßt es unbeachtet.

Inhalt: Prof. Dr. Ottokar Feistmantel: Ein Ausflug zu dem heiligen Berge Parasnáth in Bengalen. (Mit einer Abbildung.) — Die Eingeborenen Queenslands. (Mit vier Abbildungen und zwei Melodien.) — Chr. Kuiser: Die sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse der bolivianischen Indianer-Bevölkerung. — Kürzere Mittheilungen: Die Abgeschlossenheit Tibets. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nord- und Mittelamerika. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 10. August 1889.)

Redakteur: Dr. G. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Emil Deckert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Reiseeindrücke und Studien aus Mexiko.

Von Dr. **Emil Deckert.**

IV [1]).

(Mit einem hypsometrischen Profil und drei Abbildungen.)

Von der Höhe des zacatecanischen Erzgebirges steigen wir auf steiler Rampe wieder hinab in ein tieferes Niveau, und wir betreten damit den zweiten Hauptabschnitt des mexikanischen Hochlandes, der erst jenseits der Städte Mexiko und Puebla, mit dem Nevado de Toluca, dem Popocatepetl, dem Ixtaccihuatl und dem Pik von Orizaba seinen natürlichen Abschluß findet. Auch dabei handelt es sich im Grunde genommen wieder um ein einziges großes Becken, das man im Gegensatze zu dem bereits geschilderten nordmexikanischen als das mittelmexikanische Becken bezeichnen kann, und an das sich im Süden der dritte natürliche Abschnitt des mexikanischen Hochlandes — das südmexikanische Gebirgsland — anschließt.

Die Ränder des mittelmexikanischen Beckens sind noch dieselben wie bei dem nordmexikanischen, von ähnlichem Bau und ähnlicher Höhe — soweit sich dies bei dem dermaligen Stande ihrer Erforschung beurtheilen läßt —, sie laufen aber gegen Süden hin mehr und mehr zusammen, so daß das Becken allmählich viel schmäler wird als das nordmexikanische, während es bezüglich der Länge nicht viel hinter jenem zurücksteht. Seine Sohle erhebt sich wesentlich höher (Vergl. das hypsometrische Profil, „Globus", Bd. 55, S. 340), und an der mexikanischen Centralbahn liegt der tiefste Punkt (bei Irapuato) immer noch 1722 m über dem Meeresspiegel.

Ueberschaut man das mittelmexikanische Becken in seiner Stellung zum Ganzen, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß es seiner Umgebung gegenüber im allgemeinen einen Süß'schen „Horst" darstellt: die östlichen und westlichen Terrassen und Tiefländer nebst den Böden der anflutenden Meere sind tiefer und tiefer hinabgesunken, und ebenso ist es auch das nordmexikanische Becken und das südmexikanische Gebirgsland, das mittelmexikanische Becken dagegen verharrt relativ in seiner alten Höhenlage [1]). In seinem Inneren ist der in Frage stehende Horst aber vielfach geborsten, und aus den älteren und jüngeren Brüchen, die ihn kreuz und quer durchsetzen, sind allerwärts vulkanische Massen — Porphyre, Trachyte, Andesite, Basalte und Laven — emporgedrungen, und durch die so entstandenen Gebirgsstöcke und Gebirgswälle erscheint das mittelmexikanische Becken noch viel reicher und mannigfaltiger in sich gegliedert, als das nordmexikanische. Es sind auf diese Weise eine große Zahl von Theilbecken entstanden, und man hat ein höheres Maß von Abstraktion aufzuwenden, um dieselben als zu einer Einheit gehörig zu erkennen. Am leichtesten dürfte das letztere durch die Betrachtung der beigegebenen Profile werden (Vergl. S. 130 und Bd. 55, S. 340). Entlang der Längsachse des mexikanischen Plateau-Landes haben wir die drei Theilbecken von Aguascalientes, von Irapuato-Queretaro und von Mexiko zu

[1]) Vergl. Bd. 56, Nr. 20, 22 und 24.

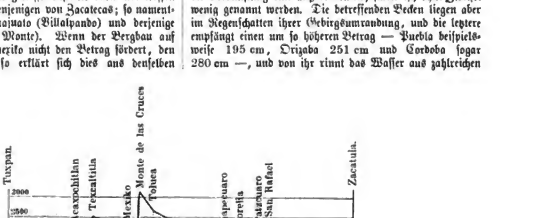
[1]) Vergl. die von J. Burkart gegebenen geologischen Profile in seinen „Reisen in Mexiko" (Stuttgart 1836). — Falls übrigens unsere Ansicht von der Horknatur Centralmexikos vor der genauren Untersuchung bestehl, so bildet dasselbe ein ziemlich strenges Analogon zu „Rocky Mountains" von Colorado. (Vergl. Ed. Süß, Antlitz der Erde, Bd. 1, S. 713 ff.)

Digitized by Google

unterscheiden, von denen das erstere sich mit seiner Sohle im Minimum ziemlich 1900 m, das zweite reichlich 1700 m und das dritte reichlich 2400 m über den Meeresspiegel erhebt. Im übrigen sind namentlich die Becken von San Luis Potosí, von Pachuca, von Puebla und von Toluca-Morelia ziemlich streng von ihrer Umgebung abgegrenzt. Zwischen das Becken von Puebla und das von Mexiko lagert sich die Reihe der bekannten Riesenvulkane Popocatapetl, Ixtaccihuatl und Telapon, die wahrscheinlich einer und derselben Spalte entsprungen sind, zwischen das Becken von Mexiko und das von Toluca die Montañas des las Cruces, zwischen das von Queretaro und das von San Luis Potosí die Sierra de Guanajuato, und zwischen die anderen andere vulkanische Ketten, die weniger namhaft sind.

Auch in dem mittelmexikanischen Becken ist der Vulkanismus von einer ganz außerordentlichen Fülle von Erzlagerstätten begleitet, und gewisse Distrikte darin übertreffen an Ergiebigkeit sogar denjenigen von Zacatecas; so namentlich derjenige von Guanajuato (Villalpando) und derjenige von Pachuca (Real del Monte). Wenn der Bergbau auf Silber auch in Mittelmexiko nicht den Betrag fördert, den man erwarten sollte, so erklärt sich dies aus denselben Gründen wie bei Zacatecas und Chihuahua — namentlich auch der schwierigen unterirdischen Wasserfrage.

Die höhere Lage des mittelmexikanischen Beckens und seiner Bullanberge über dem Meeresspiegel im Verein mit seiner Lage in der größeren Verschmälerung des Kontinentes und mit seiner Lage in niedrigerer Breite übt einen günstigen Einfluß auf sein Klima aus. Vor allen Dingen ist die Benetzung der Gegend mit atmosphärischer Feuchtigkeit infolge der angegebenen Umstände eine viel reichere. Im Inneren der mexikanischen Theilbecken mag dies allerdings vielfach nicht so scheinen, denn die Stadt Aguascalientes hat nur 59 cm jährliche Niederschläge, die Stadt San Juan del Rio (im Becken von Queretaro) nur 50 cm, die Stadt Mexiko nur 61 cm, die Stadt San Luis Potosí sogar nur 39 cm, und dies muß in einem Lande mit anhaltend intensiver Sonnenbestrahlung und mit dünner Atmosphäre, in dem die Verdunstung eine außerordentlich starke ist, ohne Zweifel wenig genannt werden. Die betreffenden Becken liegen aber im Regenschatten ihrer Gebirgsumrandung, und die letztere empfängt einen um so höheren Betrag — Puebla beispielsweise 195 cm, Orizaba 251 cm und Cordoba sogar 280 cm —, und von ihr rinnt das Wasser aus zahlreichen



Hypsometrisches Profil der mexikanischen Republik zwischen Tuxpan und Zacatula.

Horizontale Abstände in Kilometern, verticale in Metern.

Quellen, die auch in der Trockenzeit nicht versagen, hinab in die niedriger gelegenen Gelände, um dieselben zu befruchten[1]). Uebrigens dauert die Trockenzeit in Mittelmexiko für die Regel auch nicht so lange wie in Nordmexiko.

Ihren deutlichen Ausdruck findet die reichere Befeuchtung aus den Wolken in dem Stromnetze des Landes. Wir befinden uns in dem mittelmexikanischen Becken im allgemeinen nicht mehr in einer abflußlosen Gegend, sondern die Ströme, zu denen sich die Bergquellen vereinigen, durchbrechen die spezielle Gebirgsumrandung der einzelnen Becken, die sie durchfließen, ebenso wie die allgemeine Umrandung des Ganzen, um durch wilde Schluchten hindurch den Weg zum Meere zu finden. Die Becken von Toluca, von Queretaro und von Aguascalientes entwässern sich in der Hauptsache durch den Rio Grande de Lerma nach dem Stillen Ozeane und ebenso auch das Becken von Puebla durch den Rio de las Balsas (Atoyac), die Becken von San Luis Potosí und Pachuca aber durch den Rio Panuco (Moctezuma) zum Atlantischen. Nur das Becken der Stadt Mexiko — das alte Anahuac —, das von den gewaltigsten vulkanischen Bergriesen umrahmt ist, besitzt ebenso wie der größte Theil des nordmexikanischen Beckens keinen Abfluß, und dasselbe nimmt dadurch eine in vielen Beziehungen sehr unvortheilhafte Ausnahmestellung ein. Daß die strenge Periodicität der Niederschläge im übrigen an den mittelmexikanischen Strömen ebenso sichtbar ist wie an den nordmexikanischen, versteht sich von selbst. Wir brauchen da nur an die furchtbaren Ueberschwemmungen zu erinnern, mit denen sie in der Regenzeit oft genug die Ortschaften, die in der Nähe ihrer Ufer liegen, verheeren[1]), während sie in der Trockenzeit zu unbedeutenden Rinnsalen zusammenschrumpfen. Die großartige Erosionswirkung, welche die von den Strömen durchflossenen Barrancas darstellen, kommt lediglich auf Rechnung der Hochwasser. Unwillkürlich gedenken wir bei ihrem Anblicke der

[1]) Vergl. die Tabelle in Bd. 55, S. 351.

[1]) Im frischen Andenken sind die Ueberschwemmungen von Leon und San Juan del Rio im Jahre 1888. — Der betreffenden Rinnsale (Bd. 55, S. 351) tragen wir an dieser Stelle nach, daß in Puebla im Juni 1888 nicht weniger als 1 in 24 cm Regen fielen, davon 22 cm in einem einzigen Guße; sowie daß die Regenhöhe in Tejuitlan am 7. September desselben Jahres 21 cm, am 8. September 26 cm, und während des ganzen Septembermonats 83 cm betrug. (Vergl. das „Boletin mensual" des mexikanischen Central-Observatoriums T. I, p. 180 ff.)

Digitized by Google

Der Iztaccihuatl.

Digitized by Google

Cañons in dem nordamerikanischen Felsengebirge, von denen sie sich nur durch die Regellosigkeit ihrer Gestalt unterscheiden. Es hängt dies offenbar einerseits mit der regelloseren Lagerung der Gesteinsmassen, andererseits aber wohl auch mit der unmittelbaren Einwirkung der niedergehenden Regengüsse und der dadurch gebildeten Wildwasser zusammen. Zahlreiche Felsengebirge-Cañons unterscheiden sich übrigens von den mexikanischen Barrancas durch nichts als durch den Namen, einfach weil bei ihnen ganz ähnliche geologische und meteorologische Verhältnisse obwalten.

Ebenso sichtbar wie in den hydrographischen Verhältnissen ist der größere Niederschlagsreichthum Mittelmexikos natürlich auch in der Pflanzenwelt. Im allgemeinen sind es jenseits der hohen Gebirgsschwelle von Zacatecas noch dieselben Pflanzenarten, welche vorherrschen, aber dieselben entfalten sich durchgängig üppiger und größer, und namentlich die Repräsentanten der Kaktus-Familie werden allgemach sehr stattlich. Bei Aguascalientes umrauschen uns auch die Laubkronen der Alamos in viel größerer Zahl wie bei El Paso und Chihuahua, und infolgedessen erscheint uns auch der Kurausenthalt an den warmen Quellen, denen die Stadt ihren Namen verdankt, viel verlockender als bei Santa Rosalia (Vergl. Bd. 55, S. 380)[1]. Die Verwaltung des „Ferrocarril Central Mexicano" darf auf sie schon eher einige Hoffnungen bezüglich der weiteren Entwickelung des Ortes bauen, wenngleich es zuvörderst noch in der Mehrzahl

Alamos-Gruppe und Kanal bei Aguascalientes.

Proletariarkinder sind, die wir in dem Abflusse der heilkräftigen Thermen herumplätschern und baden sehen, bezw. Proletariarweiber, die darin waschen (S. Abbildung 2). Die Gärten und Felder, in denen vermittelst künstlicher Bewässerung allerlei Früchte, (Feigen, Trauben rc.), sowie Mais, Weizen, Bohnen, spanischer Pfeffer rc. gebaut werden, nehmen in dem Thale von Aguascalientes bereits einen sehr beträchtlichen Raum ein, und zugleich liefern dieselben auch für die Regel sehr gute Ernteerträge. Noch reicher gestaltet sich die Vegetation in dem Thale von Irapuato, und bei den Städten Leon und Queretaro lacht uns wieder auf weiten Strecken allenthalben frisches, lebendiges Baum- und Saatengrün entgegen. Der sogenannte „Bajio", der sich zwischen Queretaro und dem Rio Grande de Lerma hinzieht, gilt mit gutem Grunde als eine der ersten Kornkammern der mexikanischen Republik. An wüsten Landstrichen, die weder der natürlichen noch der künstlichen Bewässerung zugänglich sind, fehlt es ja auch in den mittelmexikanischen Theilbecken keineswegs, und die Staubstürme sind auch in ihnen während der Trockenzeit gelegentlich noch arg genug, aber von eigentlicher Wüstenhaftigkeit kann man bei ihnen nicht reden.

Die kulturgeographischen Schlüsse hieraus ergeben sich nach dem über Nordmexiko Gesagten von selbst. In dem von einem reicheren Wasserlegen begünstigten Lande gedieh auch die menschliche Gesittung von Anfang an viel besser

[1] Die Quellen entströmen dem Trachytporphyr und haben eine Temperatur von 40° C.

Digitized by Google

als dort. An vielen Orten mögen die zerſtreuten Haciendes mit ihren Feldern inmitten der ausgedehnten Unlandſtrecken, die ſie umgeben, auch in Mittelmexiko einen oaſenhaften Eindruck machen — beſonders in der Zeit der alljährlich wiederkehrenden Dürre —, im allgemeinen handelt es ſich aber in ſämmtlichen mittelmexikaniſchen Theilbecken nicht um bloße Kulturoaſen oder Kulturinſeln, ſondern um große zuſammenhängende Kulturlandſchaften. Von einer Stadt zur anderen wandernd oder fahrend — etwa von Queretaro nach Celaya —, verliert man das angebaute oder anbaufähige Land nirgends mehr aus dem Auge, und man wird ſich daher nicht verwundern dürfen, daß bereits zur Tolteken- und Azteken-zeit der Schwerpunkt der materiellen Kultur Mexikos in dieſer Gegend lag. Auf der Baſis der materiellen Kultur entwickelt ſich aber allerwärts auf Erden zu mehr oder minder bedeutender Höhe und Vollkommenheit die geiſtige und ſoziale. So bildete Mittelmexiko ſchon viele Jahrhunderte vor der europäiſchen Invaſion nicht wie Nordmexiko und das Unionsgebiet einen bloßen Tummelplatz wilder Jägerhorden, ſondern es blühte daſelbſt ein Städteweſen auf, die Städte ſchloſſen ſich zu geordneten Staaten zuſammen, es wurden Tempel und Altäre für Götter errichtet, und ſogar eine wirkliche Wiſſenſchaft keimte auf. Ueberraſcht ja doch das aztekiſche Kalenderweſen an mathematiſcher Genauigkeit bekanntlich dasjenige der Griechen und Römer! Gewiſſe Charakterzüge, die wir von unſerem

Queretaro und Kaiſer Maximilian's Grab.

Standpunkte aus als barbariſche bezeichnen müſſen, mögen der altmexikaniſchen Kultur immerhin angehaftet haben. — Als dann Ferdinand Kortez kam, und die ſpaniſchen Ritter und Prieſter das Reich Montezuma's zerſtörten und von den Tempeln Huitzilopochtli's und Quetzalcoatl's keinen Stein auf dem anderen ließen, da lagen in Mittelmexiko auch die Brennpunkte der ſpaniſch-mexikaniſchen Kultur, und wer die Blüthen dieſer Kultur beurtheilen will, der hat auch hier wieder vor allen Dingen vor die prächtigen Kathedralen zu treten, die in den Städten Aguascalientes, Leon, Queretaro, Guanajuato, Puebla ſowie der Landeshauptſtadt erbaut wurden. Ueber die Stufe mittelalterlicher Entwickelung gelangte die ſpaniſch-mexikaniſche Kultur freilich auch an dieſen Stätten kaum hinaus, und wie weit die moderne Kultur in ihnen gedeihen wird, muß erſt eine künftige Zeit erweiſen. Einen ernſten Anlauf, es auch in Bezug auf ſie noch zu etwas Tüchtigem zu bringen, hat man in mehreren der genannten Städte entſchieden genommen.

Indem wir von der Einführung der modernen Kultur in Mittelmexiko reden, gedenken wir unwillkürlich der einſamen Grabſtätte im freien Felde bei Queretaro, die unſere dritte Abbildung zeigt. Es ſchläft dort der Kaiſer Maximilian mit ſeinen Gefährten, nachdem er unter den Kugeln ſeiner Gegner ſein Leben ausgehaucht hat, — ein moderner Kortez, möchten wir faſt ſagen, der das neue Zeitalter in dem Lande einleiten wollte, der aber mit ſeinen wohlgemeinten Beſtrebungen elendiglich ſcheiterte, weil dieſelben von vorn

Digitized by Google

hereiu zu eng mit den Herrschergelüsten des dritten Napoleon verflochten waren, und weil sie infolgedessen auf die erbitterte Gegnerschaft der mexikanischen Nationalen stoßen mußten. Des Näheren auf die Tragödie einzugehen, von denen die Grabstätte erzählt, liegt außerhalb des Rahmens unserer Charakteristik.

Der Verkehr zwischen den einzelnen Theilbecken Mexikos ist durch die Gebirgswälle, die sie umgeben, bis zu einem gewissen Grade erschwert. Man hat darin aber keineswegs ein bloßes Hinderniß des Kulturaufschwunges zu erblicken. Einmal fließt ja in der Mehrzahl dieser Gebirge die wichtige Hilfsquelle des Bergbaues, und sodann bieten dieselben auch beinahe ausnahmslos einige bequemere Uebergänge, über die schon die alten Azteken ihre Straßen hinweg legen konnten, und bei denen heutigentages der Schienenstraßenbau auf keinerlei nennenswerthe Schwierigkeiten stößt. Nur der Abstieg zu den Küstengegenden und zu dem südmexikanischen Berglande erfordert sehr bedeutende technische und finanzielle Anstrengungen, und nur in dieser Richtungen hat das mexikanische Eisenbahnnetz infolgedessen zunächst noch empfindliche Lücken.

Industrien irgend welcher Art hat jede von den größeren mittelmexikanischen Städten aufzuweisen — Leon seine Leder- und Eisenwarenindustrie, Queretaro seine Wollwarenindustrie, Puebla seine Baumwollwaren- und Sombrero-Industrie, Celaya seine Seifenfabrikation ꝛc. Zu Betrieben mit modernen Mitteln — besonders mit dem Mittel des Dampfes — sind dieselben aber bislang nur ausnahmsweise gelangt. Ist dies hie und da doch der Fall, so kann man beinahe immer sicher sein, daß dabei eine neue, ganz in der Stille vor sich gehende Invasion aus Europa im Spiele ist, und soweit unsere Beobachtungen in dieser Hinsicht reichen, so stellte Deutschland zu dieser Invasion das Hauptkontingent — ganz ähnlich, wie es bei der Müller'schen Hacienda von Chihuahua der Fall war (Vergl. Bd. 55, S. 378 f.). Insbesondere schien es uns, als ob die feinere Gewebeindustrie Mexikos zum größten Theile in deutscher Hand läge. Deutsche Bergwerksingenieure giebt es selbstredend fast in allen mittelmexikanischen Bergrevieren.

Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist in Mittelmexiko größer als in irgend einer anderen Gegend des Landes, und obgleich dasselbe seinem Areal nach nur etwa reichlich den zehnten Theil der Republik bildet, so haust in ihm doch nahezu die Hälfte der Gesammtbevölkerung [1]). Von den 27 Einzelstaaten, die den mexikanischen Bundesstaat zusammensetzen, fallen ganz oder zum Theil in das mittelmexikanische Becken zwölf, und so zwerghaft sie meistens davon auch auf der Karte erscheinen, so spielen sie doch in der inneren Politik des Gesammtstaates die unbestrittene Hauptrolle, und wir zweifeln, daß dies jemals anders werden kann.

Doch damit sei es genug mit unseren allgemeinen Betrachtungen über Mittelmexiko. Hinter San Juan del Rio hat die Eisenbahn, welche uns nach der mexikanischen Hauptstadt führen soll, noch eine letzte hohe Gebirgsstufe zu überwinden — die von Marques —, die sich auf 2480 m erhebt, die aber in ihrer Physiognomie derjenigen von Zacatecas zu ähnlich ist, als daß wir sie hier noch ausführlich schildern sollten. Der Wuchs von Kugel- und Säulenkakteen sowie von Opuntien ist darauf nur ein viel dichterer und widerer und zum Theil ein vollkommen undurchdringlicher. Dann gelangen wir hinab in das wohl angebaute Thal von Tula, das einst den Centralpunkt der Toltekenmacht bildete, und weiter über eine nochmalige geringfügigere Bodenanschwellung in das Thal von Anahuac, das die Stätte der alten Aztekenhauptstadt Tenochtitlan, sowie die gegenwärtige Hauptstadt von Mexiko in sich einschließt, und jenseits dessen uns die silberweißen Schneegipfel des Popocatepetl und des Ixtaccihuatl entgegenstrahlen.

[1]) In den Staaten Aguascalientes und Queretaro beträgt die Volkszahl pro Quadratkilometer etwa 30, in Puebla 24, in Guanajuato 30 und in Mexiko 35 (die Hauptstadt ausgenommen); in den nordmexikanischen Staaten Chihuahua und Coahuila dagegen noch nicht ganz 1.

Ein Ausflug nach dem heiligen Berge Pârasnâth in Bengalen.

Von Prof. Dr. Ottokar Feistmantel.

(Schluß. Mit zwei Abbildungen.)

Gerade hinter dem erwähnten Orte steigt der Berg an, und seine Nähe macht sich auch in der Flora an der Basis bemerkbar. Der niedrigere Dschangel ist durch höhere Bäume ersetzt; es finden sich vor Dillenia speciosa Thunb. und D. pentagyna Roxb., welche beide gutes Holz liefern, Sacopetalum tomentosum Hook. und Thom. (Bauholz); Sterculia urens Roxb. (mit Holz zu Musikinstrumenten); hohe Salbäume (Shorea robusta); Naucleа parvifolia (Roxb.) und N. cordifolia Roxb., welche beide ebenfalls gutes Holz liefern; Porana paniculata Roxb. (Convolvulaceae), Ericybe paniculata Roxb. (Convolvulaceae), Ichnocarpus frutescens R. Brown (Apocyneae) und andere, welche die großen Schlinggewächse der feuchten Wälder in anderen Theilen Indiens repräsentiren. An mehr offenen Stellen stehen Mangobäume, Mahuabäume, Tamarindenbäume (Tamarindus indica Linn.) und andere. Durch dieses verschiedene Gehölz führt der Weg nach Madhuban, wo wir nachmittags anlangten.

Die Tempel nehmen den westlichen Theil des Ortes ein, im anderen Theile sind verschiedene Hütten, Halteplätze, Kaufmannsläden, Speisebazare u. s. w., wo die Pilger ihre Einkäufe machen können, bevor sie sich auf den Berg begeben. Die Tempel sind mit einer Umfassungsmauer umgeben, und der Eintritt ist Andersgläubigen nicht gestattet; doch sind selbe von der erhöhten Umgebung gut wahrzunehmen. Es giebt daselbst drei Haupttempel neben anderen kleineren, und zwar der Uparilli oder Gwaliortempel, der vor etwa 64 Jahren von einem reichen Kaufmanne, Radschendra Bhakan Bhattaradschi, aus Gwalior gegründet wurde; er steht ganz am Fuße des Berges, gehört der Sekte der Digambaras [1]) und wird von Abgaben der Pilger und Beiträgen des Gründers erhalten. Der

[1]) Der Unterschied beruht hauptsächlich darauf, daß die Swetambaras ihre Statuen schmücken und die Ceremonien angekleidet verrichten, ebenso beim Essen angekleidet sind, während die Digambaras, die früher ganz nackt zu gehen pflegten,

Digitized by Google

Madschhli oder Murschidâbâd Mandir liegt etwas tiefer und gehört den Swetambaras; er wurde von der Familie der Seths aus Murschidâbâd gegründet (1768 n. Chr.) und ist sehr reichlich dotirt. Der Nâschli oder Kalkutta-tempel steht am niedrigsten und wurde von einem Kalkutta-kaufmann gegründet.

Jeder dieser Tempel ist vorerst von einer Reihe kleinerer Gebäude umgeben, welche Räumlichkeiten zum Aufenthalte der Pilger enthalten. Die Tempel selbst sind aus Ziegeln gebaut, mit Kalk angeworfen und stets weiß angestrichen, so daß sie von der Ferne, in dem dunklen Grün, einen zauberhaften Anblick gewähren; sie sind unten viereckig, von Verandahs umgeben, und oben endigen sie in einer thurmartigen Kuppel; in den Ecken des Unterbaues sind kleinere Thürmchen angebracht. Ueber dem Haupteingange zum Tempelraume befindet sich die sogenannte Naubat-Khânâ, oder die Gallerie für die Musiker, wo bei Tagesanbruch, um 8 Uhr morgens, zu Mittag und bei Sonnenuntergang auf Pfeifen und Trommeln gespielt wird. Innen sind dann verschiedene Statuen und Figuren von Pârasnâth und auch von Neminâth (dem 21. in der Reihe der Tirthankaras). Die Tempel selbst sind von schönen Baumgruppen von Tamarindus indica, Mangifera indica, Ficus bengalensis und F. religiosa umgeben; manche dieser Bäume scheinen von hohem Alter zu sein, was namentlich an einzelnen Exemplaren von Ficus bengalensis (Banjan) dadurch bemerkbar ist, daß die zur Erde herabgesandten Luftwurzeln im Laufe der Zeit auch selbst zu ansehnlichen Stämmen herangewachsen sind, so daß der Urstamm von einer ganzen Reihe von Nachstämmen umgeben ist.

Der Baustil der Tempel weicht einigermaßen von dem gewöhnlichen Dschain-Stile im Westen oder Süden ab, und zeigt eher eine Kombination von Hindutempel und mohammedanischer Moschee; die untere Partie ist mohammedanisch, während der Kuppelthurm den Hindutempeln entnommen ist.

Am Anfange des Jahres pflegt es in Madhuban sehr lebhaft zu sein; da kommen zahlreiche Dschainpilger — selbst aus Râdschputâna und Gujerat — herbei, um ihre Andacht zu verrichten; sie kommen zu Fuß oder in allerhand Gefährten, die dann gruppenweise aufgestellt sind und den Eigenthümern oder wenigstens ihren Dienern theilweise Obdach bieten; andere sind in den Rasthäusern untergebracht. Auch sind hier und da Zelte zu sehen, oder auch nur Lagerfeuer, um welche herum sich die Pilger gelagert haben. Dann pflegen auch die Verkaufslokale belebt zu sein, und Nahrungsmittel sowie andere Gebrauchsartikel werden flott angebracht. Die Pilger schließen sich irgend einem der genannten Tempel an, und können, wenn nöthig, auch Unterkunft in den Räumlichkeiten um den Tempel herum finden; jeder kann die Andacht nach seiner eigenen Art verrichten; diejenigen, welche für Verstorbene Gebete verrichten wollen, bringen Opfer von Honig, Ghi (flüssiger Butter), Reis, Kandiszucker und gewisse Blüthen im Gwalioretempel dar. Hier haben die Pilger nicht mehr viele direkte Auslagen, außer dem, was sie zu ihrer Bequemlichkeit brauchen; sie geben nur einen kleinen Beitrag für die Erhaltung und Reparatur der Tempel und Gebäude. Die Reparaturen werden jedes Jahr nach der Regenzeit ausgeführt.

Hierauf begeben sich die Pilger zu Fuß, oder in kleinen Tragstühlen (Duli) auf den Gipfel des Berges, um ihre weitere Andacht zu verrichten. Dieselbe Pilgerfahrt hatte nun auch ich von Madhuban aus unternommen. Madhuban liegt in einer Höhe von 371 m und der Aufstieg erfolgt gerade von den Tempeln hinauf, auf einem anfangs ziemlich breiten Pfade; zuerst geht es über einen dem eigentlichen Berge vorgelagerten Rücken, der ziemlich dicht bewaldet ist; und zwar sind besonders Terebinthaceen und Leguminosen vertreten, und unter den letzteren besonders die Gattungen Dalbergia und Bauhinia; ferner große Schlinggewächse, wie Pueraria tuberosa DC., Milettia auriculata Bak. und Bauhinia Vahlii W. u. A. Als Unterwuchs kamen vor die Farrenkräuter Adiantum lunulatum Burm., Lygodium scandens Bedd. (= L. microphyllum R. Br.), Cheilanthes farinosa Kaulf.; sowie verschiedene kleinere Leguminosensträucher; dann Strobilanthes auriculatus Nees. (Acanthaceae) Daedalacanthus purpurascens T. And. (Acanthaceae), Barleria cristata Linn. (Acanthaceae) und viele andere; auch traten schon einzelne Bambu-Gruppen (Bambusa arundinacea) häufig genug auf. Ein Blick zurück auf die schneeweißen Kuppelthürme in dem dunklen Grün bei Madhuban war von besonderem Reize.

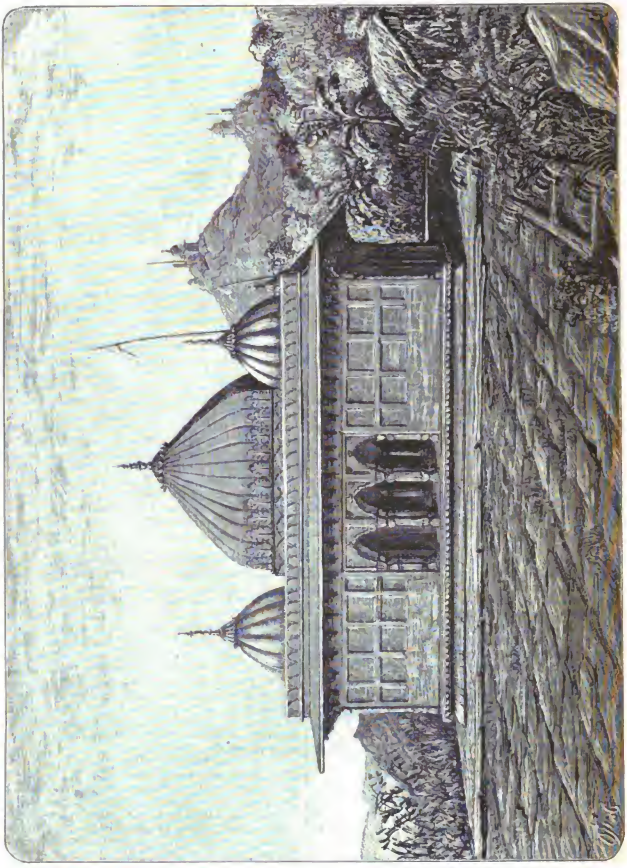
Bald überschritten wir den genannten Bergrücken, der etwa 214 m über Madhuban liegt und gelangten von hier abermals in eine Einsattelung herab, wo ein Bächlein (Sita nadi) gegen Südosten, durch eine ziemlich üppige Vegetation floß. Einzelne Theile des Dschangels waren hier abgetrieben, und an ihrer Statt eine kleine Theeplantage angelegt. Auch erschienen dort wilde Bananen (Musa), und sehr häufig waren Bambu-Gebüsche; zugleich aber gab es, zumeist in Verbindung mit den Bambusstämmen, gewisse konische Erhöhungen, welche das Werk der zwar unermüdet arbeitenden, aber zugleich auch sehr schädlichen sogenannten weißen Ameisen (Termiten) sind. Schon Joseph D. Hooker, der im Jahre 1848 den Berg besuchte, wies darauf hin, daß es den Anschein hätte, als wenn die konischen Hügel die Ueberreste von Bambusstämmen oder anderen Baumstämmen, die die Termiten verwüstet haben, zur Unterlage hätten. Diese Insekten bringen nämlich von unten einzelne Körner Sand und Erde hinauf, kleben sie mittelst eines eigenen klebrigen Saftes zusammen und bedecken damit die Oberfläche des Stammes; dieser geht dabei bald zu Grunde und der Ueberrest bleibt zurück; ich kann diese Annahme nur bestätigen.

Aus der Einsattelung ging es wieder aufwärts auf den Hauptstock des Pârasnâth. Der Weg führt vorerst durch eine dichte Waldung von Shorea robusta Roxb. (Sâl) und anderen Bäumen, auf welchen die schlingende Banhinia ihre Stütze findet. Etwa in 914,6 m Höhe hörten wir ein Rauschen — wir näherten uns einem Bergbache, der von Nordwest herablam und in einem steinigen, in dichten Schatten gehüllten Bette herunterrollte; es war derselbe Bach, den wir schon unten bei der Theeplantage kennen gelernt hatten; Farrenarten waren ziemlich häufig, außerdem beim weiteren Vordringen Clematis, Thalictrum, Gräser, verschiedene Verbenaceen, Compositen ꝛc. Die Termitenhaufen hörten hier auf. Bald überschritten wir den Bach auf einer Holzbrücke, in deren Nähe zwei einfache Hütten als Ruheplätzen für die Pilger standen.

Bei 1067 m werden die Bäume zwergartig und vereinzelt; Gräser walten vor, und nur einzelne Plätze zeigen eine reichere Vegetation. Abermals war das Rauschen von Wasser zu hören — es kam von einem anderen Bächlein, Gundrup nadi, das an der Nordseite, nahe am Kamme, als Quelle aus dem Felsen hervorquillt und dann über den nördlichen Abhang in die Tiefe stürzt, um weiter unten, unterhalb der Theeplantage, mit der Sita nadi sich zu vereinigen. Je mehr wir uns dem Gipfel nähern, desto mehr fühlen wir die Annehmlichkeit und belebende Leichtigkeit der Luft

jetzt ein gehärtetes Kleid tragen, sich beim Essen desselben so viel als möglich entledigen, und ihren Statuen keinen Schmuck anlegen.

Digitized by Google



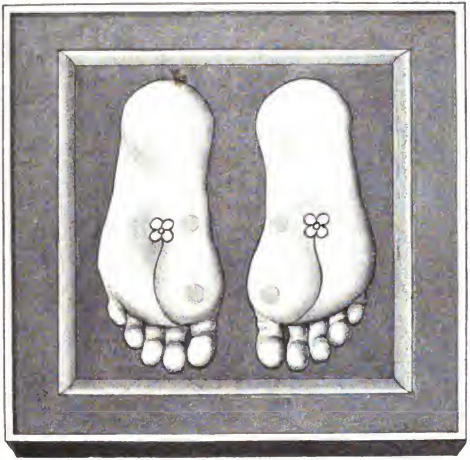
Der Haupttempel der Digambara auf dem Berge Pârasnâth.

Digitized by Google

im Vergleich zu der ſchwerfeuchten Atmoſphäre in der Ebene, die wir verlaſſen haben. Die Flora von 1220 m aufwärts enthält einige Species der ſubtropiſchen Vegetation der Gebirgszüge von Indien, als da ſind: Clematis gouriana Roxb., Cl. nutans Royle, Berberis asiatica Roxb., Geranium nepalense Sweet, Pygeum lucidum Th. And., Rubia cordifolia Linn., Buchnera hispida Ham., Habenaria plantaginea Linn., H. commelinifolia Wall. etc.

Endlich gegen Abend erreichten wir unſer Ziel — das Einkehrhaus (Bangalo) für Reiſende, das etwa 122 m unter der höchſten (weſtlichen) Spitze des Berges gelegen iſt. Es iſt ein ziemlich geräumiges Gebäude, an einem künſtlich, terraſſenartig geebneten Platze gelegen, enthält acht Wohnzimmer, und vier Badezimmer. Die nöthige Zimmereinrichtung war zwar vorhanden, aber das Bettzeug hatten wir mitzubringen gehabt. Unſere Lager wurden zurechtgemacht, ein Nachtmahl wurde bereitet, und bald darauf begaben wir uns zur Ruhe.

Am nächſten Morgen, als es kaum tagte, verließ ich das Lager, um mich in den Naturſchönheiten zu ergehen. Die Ausſicht war überraſchend ſchön. Noch bevor die Sonne über den Horizont emportauchte, zogen über die Ebene blaue Dünſte dahin, aus denen die einzelnen zerſtreuten Hügel wie Inſeln aus einem weiten Meere emporragten; bald aber erhob ſich, aus dieſem ſcheinbaren Ozean, die ſtrahlende Sonnenſcheibe, welche die Dünſte verſcheuchte, und worauf die Ausſicht ſich weithin eröffnete.



Der heilige Fußeindruck (Tscharan) des Pârsvanâtha.

Gegen Norden ſahen wir das Flußbett des Barâkar, den wir am Wege überſchritten; wir ſahen Giridi, woher wir kamen; noch weiter gegen Norden erſchienen die Monghyr-Berge und jene von Behâr, und weit hinter dem Ganga-Fluß-bett war, am bläulichen Horizonte, ein Gebirgszug ſichtbar, der wohl das Himâlaja-Gebirge ſein mußte. Gegen Nordoſt erblickte man das Râdſchmahâl-Gebirge; gegen Oſten ſchweifte der Blick in die weite Delta-Ebene der Ganga-Brahmaputra-Flüſſe. An der Südſeite des Berges, zieht ſich hart am Fuße die breite Straße, bekannt als „Grand Trunk Road“, gegen Nordweſt dahin; noch weiter gegen Süden war der Damuda-Fluß ſichtbar, der den Barâkar-Fluß aufnimmt und der ſüdlich von Kalkutta in den Hugli mündet. Im Damuda-Thale finden ſich mehrere Kohlenlager vor, weswegen in der indiſchen Geologie ein großer Theil der ſie zuſammenſetzenden Schichten mit dem Namen Damuda-ſchichten bezeichnet wird; ein Theil davon wird aber noch als Barâkarſchichten unterſchieden. Jenſeits des Damuda-Fluſſes verliert ſich der Blick im Plateau von Tſchutia-Nâgpur, und gegen Weſten im Plateau von Hazâribâgh.

Natürlich iſt die Ausſicht auf dieſes ſo weit entfaltete Bild auch nach den verſchiedenen Tageszeiten verſchieden, ebenſo danach, ob der Himmel klar oder mit Wolken umzogen, ob die Luft rein oder mit Dünſten erfüllt iſt. Bezaubernd pflegte der Anblick zu ſein, wenn die Sonne unterging, und wenn am Horizont Wölkchen ſchwebten, die dann in den bunteſten Farben erſchienen, während das Firmament in Nüancen von Gelb, Grün und Grünblau erglänzte. Dann fing es an, in der Ebene unter uns düſter zu werden, und die einzelnen Hügel erſchienen dunkelblau. Noch

Digitized by Google

einen Augenblick — und die Sonne verschwand unter dem Horizont, und die ganze Gegend lag vor uns wie eine dunkle Fläche — nur von der Oberfläche der unzählbaren Teiche, sowie von den erwähnten Flüssen reflektirte sich ein schwacher Schimmer der letzten Dämmerung, infolgedessen alle wie Spiegelchen und Silberfäden am dunkeln Hintergrunde erschienen. Aber auch dieses Bild verschwand bald, und es waren dann nur zahlreiche Feuer zu sehen, welche die Dorfbewohner oder Wächter in den Feldern, oder aber auch Reisende angemacht hatten. Ein eigenthümlicher, geheimnißvoller Anblick!

Beim klaren Himmel erschien nach Sonnenuntergang sehr deutlich das Zodiakallicht, das ich in Indien überhaupt recht häufig beobachten konnte. Eines Tages aber habe ich es am Berge Pârasnâth auch zeitig früh vor Sonnenaufgang beobachtet; in beiden Fällen war die Form der Leuchtfläche kegelförmig, unten breiter.

Die Temperatur war während meines Aufenthaltes auf dem Pârasnâth (Ende September bis Anfang Oktober) sehr angenehm; die Beobachtungen, welche dreimal täglich gemacht wurden, zeigten, daß die Temperatur in dieser Jahreszeit oben um + 15° F. (8⅓° C.) niedriger war, als in der Ebene, was jedenfalls schon ein großer Vortheil ist. Die Durchschnittstemperatur pflegte zu sein: Früh (6 Uhr) = + 67° F. (= 19,4° C.); mittags (1 Uhr) = + 72° F. (= 22,2° C.); abends (6 Uhr) = + 66° F. (= 17,8° C.). Dazu ist zu bemerken, daß fast den ganzen Tag über ein schöner, frischer Wind blies und die Abkühlung noch vermehrte. Von anderen Besuchern früher angestellte Beobachtungen stimmen mit diesen sehr nahe überein. Aber der Hauptgegenstand meiner Aufmerksamkeit war der Berg selbst. Der Pârasnâth ist eigentlich ein isolirter Bergrücken, auf welchem einzelne Gipfel sich höher erheben; die Richtung ist West-Nord-West gegen Ost-Süd-Ost. Der Berg besteht zum größeren Theil aus Gneiß und aus Amphibolit, der in diesem eingelagert ist; hie und da ragt dieser in zackigen Formen hervor, und auch sonst erscheint er in Blöcken an den Abhängen zerstreut.

Die Höhe des Rückens beträgt 1289,6 m, der westliche Gipfel ist der höchste und mißt 1368 m; unter diesem steht, wie schon erwähnt, das Einkehrhaus. Die durchschnittliche Höhe einiger anderer Gipfel beträgt 1311 m.

Der westliche höchste Gipfel des Pârasnâth gilt zugleich als die heiligste Stelle, denn dort erreichte Pârśwanâtha sein Nirwâna, und dort drückte er auch in den festen Felsen seine Fußstapfen ein, die jetzt den Hauptgegenstand der Verehrung bilden. Auf allen Gipfeln, sowie auch auf dem Rücken dazwischen, befinden sich kleine Tempel, Math oder Gümti genannt, 20 an der Zahl, die sich (bis auf einen) der äußeren Form nach unter einander sehr ähnlich sehen, und nur in ihren Dimensionen verschieden sind. Sie sind aus weißem Marmor gefertigt. Der Tempel auf dem höchsten Gipfel lag zur Zeit meines Besuches in Trümmern, er wurde nämlich vom Blitze zerschmettert, und nur die untere Steinplatte mit den Fußabdrücken war erhalten. Die übrigen Schreine waren in gutem Zustande, und bemerkte ich, daß nahe bei ihnen Blitzableiter angebracht waren — wenigstens bei den höchstgelegenen. Der Marmor, aus dem sie gefertigt sind, stammt, wie mir gesagt wurde, aus Râdschputâna (aus der Umgegend von Dschâipur). Sie stehen auf einer runden oder viereckigen gemauerten Terrasse (Tschabutra), zu der einige Stufen hinaufführen. Die Tempelchen (Math) sind viereckig, vorn offen, rückwärts befindet sich eine massive Marmorplatte und zu beiden Seiten gegitterte Marmorfenster, die Innen- und Außenseiten der Marmorplatten verschiedenfach verziert. Der Obertheil der Oeffnung (gewissermaßen der Eingang) bildet einen Spitzbogen, der selbst wieder aus einer Anzahl kleinerer Rundbögen zusammengefügt ist. In den Ecken, sowohl der Eingangsplatte als auch der Gitterfensterplatten, sieht man verschiedene Ornamente und zwar waltet die Lotosblume vor. Ueber den Seitenplatten befindet sich ein vorragendes Dächlein, darüber ein Gesimse mit flachen Ornamenten, und darüber eine runde Kuppel, mit gewölbten Rippen verziert. Am Grunde der Kuppel, wo die Rippen entspringen, findet sich ein Blattornament vor. Die kleinere Art dieser Tempel ist gegen $1^1/_2$ m (sammt der Kuppel) hoch, und die Wände haben eine Breite von 55 cm, die größeren haben eine Höhe von etwas über 2 m und eine Breite von 95 cm.

Im Inneren dieser Schreine befindet sich eine erhöhte Platte, auf welcher sich die Fußabdrücke (Tscharan) des Pârśwanâth sowie der übrigen Tirthankaras geschnitzt finden, die ihr Nirwâna dort erreichten; jeder dieser Fußabdrücke hat in der Mitte eine Lotosblume (S. Abbildung 2). Ein eigens hiezu bestellter Mann hat die Verpflichtung, jeden Tag diese Maths zu begehen, zu säubern und in der Mitte mit dem geheiligten Schlamme zu bestreichen. Einer von den Tempeln, der gerade am Bergrücken zwischen der westlichen und östlichen höchsten Spitze steht, ist größer und besteht ganz aus Mauerwerk. Er war aber zur Zeit meines Besuches ziemlich vernachlässigt; er ist der achte von Westen und enthält den Tscharan des 17. Heiligen Kuntanâtha.

Die Pilger, die da heraufkommen, müssen auch jeden einzelnen dieser Tempel besuchen und dort kleine Opfergaben darbringen, als Wasser, Sandelholz, Reis, einen wohlriechenden Stoff — Dhûp (gewöhnlich Dibanum) —, gewisse Blüthen und Früchte; auch stellen sie manchmal ein kleines Lämpchen hin. Sollte der Pilger mit der Begehung aller dieser Schreine nicht in einem Tage fertig sein, so muß er gegen Abend wieder nach Madhuban zurückkehren, da er oben nicht übernachten kann, und auch seine Nahrung nicht daselbst bereiten darf; am nächsten Tag wird dann die Pilgerreise fortgesetzt.

An jeder der erwähnten Platten mit den Fußabdrücken steht der Name des Gründers und das Datum (zumeist 1768 n. Chr.).

Einen Kilometer unter dem Bergrücken, an der Südseite, steht in einer Thaleinbuchtung unter dem östlichen Gipfel der größte Tempel am Berge, von allen Seiten von Tschangel umgeben, das aus Bananen-, Banianbäumen (Ficus bengalensis), verschiedenen hohen Gräsern, einer Palmenart (Phoenix) u. a. besteht. Er ist nach Art jener in Madhuban gebaut, nur ist er im Unterbau niedriger. Es ist ein viereckiges Gebäude, mit einem, an allen vier Seiten vorragenden Dache, darüber ein Gesimse; und über dem Ganzen erheben sich fünf Kuppeln, — eine in der Mitte, viereckig und gerippt, und in den Ecken je eine runde, auch gerippt (S. Abbildung 1).

In jeder Ecke des Gebäudes finden sich Säulen in Form von Palmstämmen (Phönix). In jeder der vier Mauern findet sich ein Eingang, ebenfalls zwischen Säulen, und eine kleine Vorhalle; zwischen diesen Vorhallen in der Mitte liegt das Sanctum; der Eingang hiezu ist jedoch nur von der Ostseite her, wo auch vor dem Tempel ein gepflasterter Platz sich befindet. Dieses Sanctum entspricht der großen Mittelkuppel, während unter den Eckkuppeln kleinere Räume sich befinden, zur Aufbewahrung verschiedenartiger Gegenstände. Das Gebäude besteht aus Sandstein und Amphibolit. Was nun das Innere anbelangt, so war es sehr einfach; der Boden war mit Marmorplatten gepflastert; gegenüber dem Eingang befanden sich auf einem altarartigen Vorsprung aus Marmor fünf Statuen verschiedener Tirthankaras; in der Mitte stand eine schwarze Figur des Pârśwanâth, etwa 91 cm hoch; die übrigen sind aus weißem Marmor. Vorhandene Inschriften bezeugen das Jahr

Digitized by Google

1765 u. Chr. als das Gründungsjahr. Der Innenraum ist etwa 6 m im Quadrat und 9 m hoch. Die Wände zeigen keine Ornamente. Der Zutritt war uns nicht gestattet; wir konnten nur von Außen hineinblicken. Es befand sich dort ein Tempelwärter und ein bewaffneter Wächter (Digwâr). Auch zu diesem Tempel begeben sich die Pilger und bringen dort Opfergaben dar. Die Lage ist ungemein engreifend, — ganz von aller Welt abgesondert, ein wahrer Zufluchtsort für einen Einsiedler, der, sich selbst überlassen, religiösen Betrachtungen obliegen will, — und so mag es gar nicht unmöglich sein, daß Pârsvanâtha dort seine Tage zubrachte.

Das Thierleben auf dem Berge ist nicht besonders reich; es wird aber angegeben, daß hie und da ein Leopard und Bär hinaufkommt. Tiger sind nicht bekannt; dagegen kommen Hirsche (Sambhar = Rusa aristotelis Cuv. sp.), Rehe (Axis maculatus Gray, Cervulus aureus Ham.), Hasen (Lepus ruficaudatus Geoffr.), wilde Katzen (Felis chaus Guldenst.), Schakale (Canis aureus Lin.) vor, auch sahen wir zahlreiche Affen (Hanuman = Presbytes entellus Dufresn. sp.) oben. Von Vögeln bemerkten wir grüne Papageien, wilde Hühner (Gallus ferrugineus Gmel.), Habichte, Geier; gegen Abend stellten sich Schwalben (Hirundo daurica Lin.) ein, auch Rebhühner (Ortygornis gularis) fehlten nicht. Sonst bemerkten wir Eidechsen und allerhand Schlangen, aber die Kobra (Naja tripudians) scheint nicht vorhanden zu sein.

Auch die Flora auf den felsigen Gipfeln ist nicht mannigfaltig[1]); Grasplätze sind häufig; außerdem sind zu nennen: Thalictrum glyphocarpum W. und A.; Berberis asiatica Roxb., Polygala glaucescens Wall.; Drosera indica L.; Kydia calycina Roxb. (bis 4000 Fuß = 1219,5 m); Eriolaena Hookeriana W. und A.; Grewia pilosa Lam.; Gr. vestita Wall.; Mallea Rothi Adr. Juss.; Chickrassia tabularis Adr. Juss. (vom Fuß bis zum Gipfel); Geranium nepalense Sweet; Indigofera pulchella Roxb.; Smithia ciliata Royle; Desmodium polycarpum DC. (vom Fuß bis zum Gipfel); Pygeum lucidum T. Anders; Osbeckia angustifolia Don; O. muralis Naud; Eugenia Jambolana Lam. (vom Fuß bis zum Gipfel); Bryonia umbellata Koen; Kalauchoe floribunda W. und A., Aralia digitata Roxb.; Loranthus buddleoides W. und A. (vom Fuß bis zum Gipfel); Hamiltonia suaveolens Roxb.; Bigelowia lasiocarpa W. und A.; Adenostemma latifolium DC.; Micropyxis pumila Duby.; Olea Roxburghi R. und S.; Cynoctonum callialata Deue; Exacum petiolare Griesb.; Rhynchoglossum obliquum DC.; Pharbitis Nil Chois; Cynoglossum micranthum Desf. (von 2000 Fuß bis zum Gipfel); Torenia cordifolia Roxb.; Daedalacanthus purpurascens T. Anders; Animoseles ovata R. Br.; Polygonum chinense L. (vom Fuße bis zum Gipfel); Achyranthes bidentata (ebenso); Phoenix (acaulis Roxb.). Außerdem sind, namentlich an den feuchteren Stellen, Farne recht häufig; ebenso eine Art Begonia; auch fand ich auf der Nordseite einige Bäume von Aegle marmelos Corr. und auf der Südseite unterhalb des Tempels Mangifera indica Linn. Auf der Südseite ist die Flora und Bewaldung überhaupt üppiger, weil dieselbe ja feuchter ist.

Der Berg Pârasnâth dient, abgesehen von seiner religiösen Bestimmung, wie schon erwähnt, auch hie und da als Erholungsort und fungirte durch eine gewisse Zeit hindurch als Regierungssanitarium für Truppen. Der erste Antrag in dieser Beziehung scheint im Jahre 1858 gemacht worden zu sein, wobei besonders auf die niedrige Temperatur, auf die Frische und Reinheit der Luft, auf die Nähe bei der Hauptstadt des Reiches und auf das hinreichende Vorhandensein von Baumaterial (Gneiß und Amphibolit) am Berge hingewiesen wurde. Nach allerhand Diskussionen entschied sich die Regierung am 3. November 1859 dahin, den Berg als Sanitarium zu benutzen. Zuerst war es dabei nothwendig, festzustellen, wessen Eigenthum der Berg sei, und unter welchen Umständen Baustellen erworben werden könnten. Es zeigte sich nun, daß der Berg zur Hälfte dem damals unmündigen Râdscha von Pâlgandsch, unter Vormundschaft seiner Mutter, gehöre; während in die andere Hälfte sich fast zu gleichen Antheilen die Zamindârs von Tschatriâ, von Nawâgarh und Katrâs in Mânbhûm theilten. Die drei letzteren einigten sich alsbald darüber, ihren Antheil an die Regierung abzutreten, unter der Bedingung, daß die Tempel am Pârasnâth, sowie die Pilger dahin, unbelästigt blieben, daß die Wälder und die Bambu-Gebüsche zur Verfügung der Zamindârs bleiben sollten, und daß, wenn etwas hiervon zu Bauzwecken genommen würde, es bezahlt werden sollte. Die Râni von Pâlgandsch, im Namen ihres unmündigen Sohnes, weigerte sich zuerst, ihre Einwilligung zu geben; doch wie aus einem Briefe von Seite des Bezirksbeamten (Deputy Magistrate and Deputy Collector) Baboo Kalidas Palit an den Stellvertreter des Secretärs der bengalischen Regierung (unterm Datum des 12. Dezember 1859) hervorgeht, war es besonders einer der Hauptbeamten in der Umgebung der Râni, welcher dagegen intriguirte. In dem Briefe heißt es[1]): „2. Of the two persons Lala Sahebram and Joylal Sing on the part of the Palgunge Ranee, Joylal Sing stated that the Ranee is willing to follow the example of her co-shareholders, but Saheb Mooktear on religions grounds opposed his colleague and made a reference to her.“ — Endlich aber willigte die Râni dennoch ein, in einem Briefe (Arzi) datirt mit dem 5. Januar 1860[2]) — „von der Râni Puran Kûnwari, Mutter und Vormund des Râdscha Paras Nath, des unmündigen Zamindâr der Gadi (Herrschaft) Pâlgandsch, Gemeinde Scharaldiha, Distrikt Hazâribâgh, an den Deputy-Magistrate von Burhie“. — Der Brief in englischer Uebersetzung lautet: „In reply to your Perwannah inquiring as to whether I do or do not consent to make a grant of land on the Parisnath Hill, I beg to state that Rajah Parusnath Sing, my son, is a minor, and the Governement has appointed me to be the guardian of his property and estate. I have consequently no power beyond that of a guardian and I am bound to carry out the orders of the Governement. If the Governement wish for land on the Parisnath Hill for building purposes they are welcome to it. As however there are several shrines of the god Parisnath on the Hill which are visited by the Jugget Sait and other pilgrims from the West, I would venture to request that the Governement make such arrangements as will prevent all interference with their religious sentiments and ceremonies, secure free access to the worshippers and preserve inviolate the sanctity of the shrine. If such arrangements can be made, I am perfectly satisfied.“

[1]) Eine Skizze der Flora von Behar und des Pârasnâth-Berges hat Thomas Anderson in „Journal of the Asiatic Society of Bengal“, 1863, No. III gegeben; dieser ist die folgende Aufzählung entnommen. Außerdem wäre zu vergleichen, Dr. J. D. Hooker: Himâlayan Journals, Vol. I.; Sir J. Hookers Flora of British India etc.

[1]) Select. from the Rec. of the Govmt. of India, Nr. XXXVIII, p. 67.

[2]) Ibid., p. 71, 72.

Digitized by Google

In einem anderen Briefe (Arzi), von demselben Datum, macht die Räni ganz deutlich die Erwähnung davon, daß vor mehr als 25 Generationen der Gott Paräsnäth den Mundeo [1]) Singh, den Vorfahren ihres Sohnes, bestellt habe, Räjächa und Eigenthümer des Paräsnäth-Berges und der Gadi Pälgandsch zu sein. Ich habe aber schon erklärt, wie weit diese Legende historisch begründet — oder vielmehr nicht begründet — ist.

Nach allerhand anderen Vorberreitungen wurde endlich 1862 mit dem Bau der betreffenden Gebäude begonnen, und Paräsnäth wurde vom Militärdepartement als Sanitarium, für Reconvalescenten von Barrackpur, Barhampur, Dum-Dum und Dinäpur übernommen. Vier Jahre hindurch wurden dann Kranke hinaufgeschickt, und obzwar es ihnen dort anscheinend wohl bekam, stellte es sich heraus, daß die Wasserversorgung nicht hinreichend genug war, daß der Raum nicht groß genug war zur genügenden Bewegung für die Mannschaft, und daß der Ort zu einsam und still war und infolgedessen auf die europäischen Soldaten einen deprimirenden Einfluß ausübte. Es wurde daher der Berg als ein militärisches Sanitarium wieder aufgelassen, und er wird jetzt nur von Zeit zu Zeit von Ausflüglern oder Beamten aus der Umgegend auf kürzere Zeit besucht. Das Rasthaus (Bangalo) für die Reisenden ist das Haus des Direktors der genannten Anlage; die übrigen Gebäude sind mehr oder weniger verfallen.

[1]) Mitunter wird er Nawadeo Sing genannt.

Die sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse der bolivianischen Indianer-Bevölkerung.

Von Chr. Nusser.

(Fortsetzung.)

Keine andere Abgabe als Diezmos und Primicias (Zehnten und Erstlinge) lastete bisher auf den Haciendas. Der Grundbesitzer war frei von allen Steuern dem Staat gegenüber. Nie konnte sich das Volk mit dem direkten Steuersystem befreunden. Das wird nun anders werden, wie wir weiter unten darzulegen haben. Die Diezmos und Primicias haben zu verschwinden und an deren Stelle wird eine Grundsteuer, oder richtiger gesagt eine Einkommens- und Erwerbsteuer von den Immobiliarwerthen treten, sobald die angefangene Katasteraufnahme beendet ist. Wie gesagt, die Dienstleistungen, zu welchen die Colonos verpflichtet sind, beruhen auf dem Herkommen und sind sich nicht auf allen Haciendas gleich; doch ist die Einrichtung allen gemeinsam, daß, da die Eigenthümer beinahe nur zur Bestell- und Erntezeit sich auf ihren Gütern aufhalten, jede Woche ein Indianer in die Stadt kommt, um während acht Tagen als Thürhüter — Pongo — die niedrigen Arbeiten zu verrichten, welche im Hauswesen seines Patrons zu besorgen sind. Am Samstag löst ihn ein anderer ab, und so geht es fort, bis wieder die Reihe an ihn kommt. Von vielen Haciendas werden Indianer auch als Pongos an die Städter vermiethet, welche keine Haciendas besitzen, und fleckt der Eigenthümer den vom Indianer erworbenen Lohn natürlich in die Tasche. Das Verkaufsangebot einer Hacienda wird als Beispiel am deutlichsten erläutern, was neben der eigentlichen Feldbestellung der Hacienda oft noch für Lasten (1887) auf dem Indianer ruhen: „Die Insel Suriqui (im Titicacasee) wird hiermit zum Verkauf ausgeboten; sie giebt vier Pongos, die, wenn man sie nicht verwenden will, jeder drei Thaler wöchentlich zahlen. Die ganze Indianerschaft (Ouidaba) hat die Verpflichtung, alljährlich in zwei Ablösungen nach den Thälern von Caracato oder Yungas zu gehen und dort zu arbeiten, 20 Peones (Arbeiter) wöchentlich, wobei man sich die Monate aussuchen kann, die man will, und ohne daß man ihnen (den Indianern) einen Pfennig zu bezahlen hätte. Die Zahl der Peones beträgt 80 Personas, und 80, denen keine Grundstücke zugetheilt sind, die aber auf der Haciendа Dienstleistungen verrichten u. s. w." — Im Lande selbst sind die Ansichten über das Loos des Hacienda-Indianers getheilt, je nach dem Standpunkt des Beurtheilenden. Viel wahres enthalten jedenfalls nachstehende Worte, die von Entrüstung über dessen Behandlung erfüllt sind: „Alles für den Eigenthümer, nichts für den Colono. — Der Eigenthümer übt über den Indianer das Recht der absoluten Herrschaft aus. Er vermiethet ihn wie ein Lasthier für häusliche Dienstleistungen unter der Benennung von Pongo und steckt den Lohn in seine Tasche. Hier nun ist es, wo die Entwürdigung des Indianers ihre äußersten Grenzen erreicht: Diener des letzten und geringsten Dieners, erduldet er die Bedrohungen der Köchin, der Beschließerin, des Mayordomo, der Kinder des Patron. Unermüdlich in seinen Verrichtungen ist er von Tagesanbruch an auf die Sauberkeit des Hauses bedacht, kehrt den Schmutz, die Abfälle zusammen und trägt sie auf dem Rücken fort. Der Hund, das Pferd, das Maulthier sind ebenfalls Gebieter, die er bedienen muß. Wenn sonst nichts zu thun ist, hat er beständig Wasser zu holen. Kommt die Nacht, so ist dieser Sklave auf seinen paar Schafsfellen unter dem Thorgang ausgestreckt, sei das Wetter wie es wolle, — als Schildwache, um allen, die nach Hause kommen, das Thor zu öffnen. So bringt er die Nacht halb wachend zu, um am folgenden Tage die Aufgaben des vorhergehenden Tages wieder aufzunehmen unter gleicher Behandlung und ohne Murren. Und wieder finden der Groll, die Wuth, die unwirrische Stimmung aller Hausbewohner in ihm ihren Ableiter, entladen sich auf ihn. Das Pongueaje (die Verpflichtung, Pongodienste zu leisten) ist eine Form der Knechtschaft, welche die fundamentalen Gesetze des Landes nicht kennen, da sie die Freiheit der persönlichen Dienstleistungen garantiren; dessenungeachtet besteht es, ohne daß sich jemand fragt, worauf diese Verpflichtung beruhe, die in einer Republik zwar ein Widerspruch ist, die aber wie es scheint als eine unantastbare Einrichtung gilt, weil das Herkommen, der Brauch, diese Dienste fordern — das Gesetz ist, das sich über alle anderen Gesetze und Verordnungen hinwegsetzt." — Das gleiche kann von anderen Zumuthungen gesagt werden, die, wie auf dem oben angeführten Beispiel hervorgeht, da und dort an die Hacienda-Indianer gestellt werden. Manchmal hat die Frau des Pongo die Verpflichtung, ihm während

Digitized by Google

seines achttägigen Dienstes bei den ihm aufgebürdeten Obliegenheiten zu helfen. Sie wird dann Mitani genannt, eine Benennung, die ebenfalls auf periodische Dienstleistungen Bezug hat.

Allein nicht nur im Schweiße seines Angesichtes mühte sich der Colono für den Gutsherrn ab, auch seine Haut trägt er gelegentlich für ihn zu Markte. Die Haciendas bedecken in der Regel ein großes Areal, besonders auf den Hochebenen, wo Klima und Boden der Agrikultur wenig günstig sind, es also einer viel größeren Fläche bedarf, als in den subtropischen und tropischen Thälern, um eine nennenswerthe oder auch nur eine für den Eigenthümer und die Colonos genügende Produktion zu erzielen. Ueberdies hatten die Spanier ja nicht nöthig, mit dem Areal, das ihnen auf Hunderte von Stunden zu Gebot stand, zu geizen. Da die Grundstücke nie regelmäßig vermessen worden waren, so ist es begreiflich, daß die Grenzen (deslindes) der Haciendas nie versiegelte Quellen von Streitigkeiten und Prozessen zwischen den Grenznachbarn sind. Wohl die Hälfte der unzähligen bei den Tribunalen anhängigen Prozesse — das Volk ist ungemein prozeßsüchtig — hat Grenzstreitigkeiten zur Ursache. Darüber kann man sich nicht wundern; sind doch die Grenzmarken sehr unbestimmter, oft vergänglicher Natur, und wurde uns doch selbst eines Tages bei Beschreitung der Grenzen einer Hacienda ein unansehnlicher Busch niedriger Cacteen als Punkt bezeichnet, von dem eine ideale Linie nach einer entfernten Felsenzacke eine Seite der Grenze darstellte!

Sind die Gemüther der Gutsbesitzer durch langjähriges Prozessiren erbittert, glauben sie dem Prozeß durch Herbeiziehung frischer Momente eine andere Wendung geben zu können, treibt sie die Rachsucht, den gehaßten Nachbar möglichst zu schädigen, so sparen sie beim Colono den Branntwein nicht, der ihn zum wilden Thiere macht. — Nächtlicherweile überfallen dann die aufgestachelten Indianer die Hacienda des Gegners, dem von langer Hand her sind die einfältigen Indianer gegen einander bearbeitet worden, und hat man lokale Eifersüchteleien, die dem Europäer schwer verständlich wären, in ihnen rege gemacht. Sie stehlen die Lastthiere, zerstören die Saaten, zünden die Hütten an, stechen Schafe und Lamas der Colonos nieder und bedrohen den Gutsnachbar oder seinen Mayordomo in seinem Hacienda-Gebäude. Mit ihren Schlendern und keulenartigen Prügeln (Macanas) gerathen die streitenden Parteien aneinander, und zerbrochene Glieder, Mord und Todtschlag sind meistens das Ende eines Kampfes, der sich heimathe tagtäglich auf irgend einem Punkte des Landes abspielt — zur Schande der Regierungen, welche über elenden Privat- und kleinlichen Parteiinteressen das wichtigste in der staatlichen Organisation, die Ausübung strenger und unparteiischer Rechtspflege, so gänzlich vernachlässigen. Schickt die Obrigkeit dann, um Tumulte zu beschwichtigen, welche den Zänkereien zwischen Privatpersonen entspringen, eine kleine Abtheilung Soldaten an die bedrohten Punkte, so bringen diese durch sich selbst womöglich noch ein Element der Demoralisation mehr mit sich, das durch das Beispiel seiner Exzesse auf die Indianer nur noch schädlicher wirken kann. Was für Leute sind andererseits aber auch oft Gutsbesitzer? — Mischlinge, die sich kaum selbst über das Niveau der Heloten erheben, die sie regieren. Seit den Unabhängigkeitskriegen sind neue Schichten an die Oberfläche gestiegen, und nicht gerade solche, die zur Verbesserung der tonangebenden Klassen beigetragen hätten.

Würden die Indianer sowohl der Haciendas als der Communidades mit Gerechtigkeit und der richtigen mit Wohlwollen gepaarten Strenge behandelt, so wären sie stets ein gefügiges Werkzeug, das ruhig den ihm durch das Herkommen angewiesenen Platz zum höchsten Nutzen des öffentlichen Wohles ausfüllen würde. Durch die Zuchtlosigkeit der über ihnen stehenden Klassen verwildern aber auch sie, und die Straflosigkeit vieler Delikte, die der Gesellschaft im allgemeinen entweder durch Bestechung oder Parteilichkeit oder aber durch Nachlässigkeit der richterlichen Gewalten geschieht ist, fordert auch den Indianer heraus, sich um Ordnung und Gesetz nicht zu kümmern.

Als Beispiel sei eine Petition angeführt, durch welche die angesehensten Einwohner eines kleinen ländlichen Bezirks mit dem Pfarrer an der Spitze den Justizminister um Abhülfe baten gegen den empörenden Zustand, daß notorisch als Mörder bekannte Indianer sich frei und ungehindert bewegten und selbst die Angehörigen ihrer Opfer noch verspotteten. Die in ganz kurzem Zeitraume erfolgten Todtschläge sind in ihren Einzelheiten aufgeführt mit dem Namen der Schuldigen und der Opfer und ergaben nach den Todesarten systematisch geordnet:

4 Fälle: Indianer erschlagen Indianer mit der Macana;
1 „ ein Indianer erschlägt zwei Indianerinnen mit der Macana;
1 „ ein Indianer erschlägt seine Frau mit der Macana;
3 „ Indianer schlagen Indianer mit Steinen todt;
1 „ ein Indianer schlägt eine Indianerin mit Steinen todt;
1 „ ein Indianer ersticht seine Frau;
1 „ ein Indianer ersticht einen Indianer;
1 „ ein Indianer und sein Sohnerfäufen einen Säugling;
1 „ ein Indianer tödtet einen Indianer durch Erdrückung;
1 „ ein Indianer schlägt einen Indianer mit dem Beil todt;
1 „ eine Indianerin schlägt ihren Mann mit dem Beil todt;
1 „ ein Indianer tödtet eine Indianerin: introduciendole un palo por la vajina y destrozandole la organizacion interior! Diese letztere Unthat erfüllt mit Grauen, sowohl wegen ihrer Scheußlichkeit, als wegen der dämonischen Unempfindlichkeit des Verbrechers.

Und diese Petition gehört nicht etwa längst vergangenen Zeiten an!

Die Erscheinung zunehmender Verwahrlosung finden wir sowohl beim Hacienda-Indianer als auch beim Communario, welch letzteren wir jetzt ins Auge zu fassen haben.

Die seßhaften bolivianischen Indianer sind weder den Rothhäuten der argentinischen Republik noch den Araukanern zu vergleichen, welche nichts produzirten, sondern im Gegentheil eine beständige Drohung für die civilisirte Bevölkerung sind. Sie sind die eigentlichen Träger des nationalen Wohlstandes, denn ohne sie würde die Agrikultur brach liegen. Nur der Indianer bei seiner Bedürfnißlosigkeit, bei der ihm eingepflanzten Unterthänigkeit und bei seiner Abhärtung gegen ein elendes Dasein paßt zu der meist die rauhe Seite herauskehrenden Natur, die ihn umgiebt — durch eine Einwanderung wäre er nicht zu ersetzen; er ist daher aufs engste mit den ökonomischen, finanziellen Fragen des Landes verwoben.

Wie oben dargelegt, verbleibt während der Kolonialregierung der Grund und Boden, der nicht im Privatbesitz übergeht, unter der unmittelbaren Herrschaft der Krone. Die auf dem staatlichen Grundbesitz angesiedelten Kron-Indianer (Comunarios) werden als unmündig betrachtet, stehen unter dem Schutze des „Protektor de los Indios“ und in Gemeinden (Communidades) konstituirt mit dem Charakter von Erbzinspächtern (Enfiteutas).

Sehen wir zunächst, welches die Grundsätze sind, nach welchen während der langen Kolonialperiode und bis in die siebenziger Jahre dieses Jahrhunderts die Existenz des

Digitized by Google

Communario und sein Verhältniß zur Verwaltung und zum Staate geregelt waren.

In den Commundaden vererbt sich der Grundbesitz von Alters her in den verschiedenen Familien, welche die Gemeinde bilden. Von den in den meisten Gemeinden bestehenden Allmenden besorgt der von der Regierung eingesetzte Corregidor die jährliche gleichmäßige Vertheilung unter den Gemeindegliedern, welche den Rang einer Person besitzen. Communario ist die Gesammtbezeichnung für die in den Commundaden wohnenden Indianer, die sich in drei Klassen theilen lassen: in Orijinarios (Ursprüngliche), Agregados (Beigesellte) und Forasteros (Fremde). In der Anwendung des ursprünglichen Ausdruckes „Yanacona“ für Indianer ohne Grundstücke herrscht keine Uebereinstimmung; bald bezeichnet man Agregados bald Forasteros als Yanaconas; wir sehen von dieser Bezeichnung daher lieber ab.

Wie schon der Name besagt, ist der Orijinario vollwichtiger Bürger — wenn man sich so ausdrücken will — der Gemeinde; seit seinen Borettern sind seine Grundstücke auf ihn übergegangen. Nur auf den erstgeborenen Sohn vererben sich die Prärogativen und der Genuß des Grundbesitzes des Orijinario, indem hier die Einrichtung des Majorats streng befolgt wird. Für die Waisen ist das gleiche Majoratsgesetz gültig — und bloß in dem Fall, daß der Erstgeborene nicht alle Prärogativen seines Ranges erfüllen würde (die darin bestehen, Alferez[1]), Major de bailes[2]), Alcalde de Campaña[3]), Jlacata und Steuereinzieher zu sein, Ehrenposten, die die Orijinarios der Reihe nach zu übernehmen haben) — nur in diesem Fall also tritt der Bruder oder nächste Verwandte (der alle diese Aemter ausgeübt hat) im Rang an seine Stelle und wird, was die Indianer unter sich selbst „Persona“ nennen; derjenige, der sich von allen diesen Verrichtungen fern gehalten hat, wird verächtlich Llocallo (Bürschlein) genannt.

Starb eine Familie aus, waren also keine Erben vorhanden, so trat irgend ein Glied der Gemeinde, das noch keinen Grundbesitz hatte, die frei gewordene Sayaña — den aus verschiedenen Parzellen bestehende Grundbesitz des Orijinario — an, um die auf der Tributliste entstandene Lücke auszufüllen[4]).

Die Orijinarios sind demnach das aristokratische Element der Commundad.

Die Agregados sind mehr oder weniger Colonos des Orijinario, ihr Verhältniß zum Orijinario ist indeß viel lockerer, als dasjenige des Colono der Hacienda zum Gutsbesitzer (Patron). Sie haben in der Commundad auch Grundbesitz, aber von viel geringerer Ausdehnung als die Orijinarios, und sind von der jährlichen Vertheilung der Allmendländereien ausgeschlossen. Der Grundbesitz des Agregado rührt von den Landabtretungen her, welche ihm der Orijinario für geleistete Dienste machte. Dadurch war dann in das Majoratsprinzip allerdings schon eine Bresche geschossen. Dem Staate gegenüber haben die Agregados die gleichen Pflichten wie die Orijinarios, nur mit dem Unterschiede, daß sie einen geringeren Tribut bezahlen.

Die Forasteros als dritte in der Commundad lebende Klasse von Indianern besitzen keine Ländereien, sie fristen ihr Leben als Taglöhner, zahlen aber auch Tribut.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Der Alferez hat die Kosten des jährlichen Kirchenfestes der Gemeinde, bei dem er dann allerdings die Hauptrolle spielt, zu bestreiten.

[2]) Dem Major de bailes kommt die Anordnung und Aufsicht über die bei den Festlichkeiten stattfindenden Tänze zu.

[3]) Dorfrichter mit jedenfalls sehr beschränkten Befugnissen.

[4]) Unter den Incas wurden die Ländereien, die dem Volke zu seinem Unterhalte zugewiesen waren, alljährlich neu vertheilt, je nach dem Range, der Zahl und den Bedürfnissen jeder Familie. Die dergestalt mit Ländereien bedachten Indianer sind ohne Zweifel die Vorfahren der heutigen Orijinarios. Neben diesen, sagen wir, „Ureen“ gab es in großer Zahl die Yanaconas, Unfreie, deren Zustand von dem der Knechtschaft nicht weit entfernt war. Sie waren zum Lastträgen und allen schweren Arbeiten verpflichtet.

Kürzere Mittheilungen.

Die Verhandlungen des Wiener Anthropologen-Kongresses.

Am 6. bis 10. August hat in Wien der diesjährige deutsche Anthropologen-Kongreß getagt und ein reiches Programm zur Erledigung gebracht. Professor J. Ranke hob zuerst in seinem Jahresberichte die Fortschritte hervor, welche die Anthropologie an den deutschen Universitäten gemacht hat, indem ihr besondere Lehrstühle errichtet worden sind. Im übrigen betonte er, daß jetzt namentlich die Entwicklung einer vaterländischen Ethnographie anzustreben sei, die ebenso viel Werth habe wie die Ethnographie fremder Rassen. Professor R. Virchow verbreitete sich dann in längerer Rede über die Fortschritte der Anthropologie in den letzten 20 Jahren, dabei namentlich die Begriffe „Nationalität“ und „Rasse“ diskutirend und darauf hinweisend, wie die Nationalitäten sämmtlich in sich in einem hohen Grade heterogen seien, und wie es bislang namentlich gewesen sei, die Descendenz der einzelnen Rassen von einander, geschweige denn ihre Descendenz von einem affenähnlichen Proanthropos nachzuweisen. Als erreichbares Ziel der kommenden 20 Jahre könne man aber bezeichnen, daß die Anthropologie wahrscheinlich im Stande sein werde, den Zusammenhang der europäischen Volksstämme unter einander aufzuklären. Ferner referirte Dr. M. Hoernes über den gegenwärtigen Stand der Urgeschichtsforschung in Oesterreich; E. von Troeltsch über den Schutz prachistorischer Alterthümer; Dr. J. N. Woldrich über die palaeolithische Zeit Mitteleuropas und ihre Beziehungen zur neolithischen Zeit; Professor K. J. Maschka über die Gleichzeitigkeit des Mammuths mit dem Diluvial-Menschen Mährens; Dr. Th. Ortwin über die Bohrung und das Bohrloch der prachistorischen Steinwerkzeuge; Professor R. Virchow über Alterthümer und Transkaukasien; Graf G. Wurmbrand über die Formvermandtschaft der heimischen und fremden Bronzen; S. v. Torma über Schriftzeichen auf thrakodacischen Funden. —

Professor Schaaffhausen führte in seinem Vortrage über die heutige Schädellehre aus, daß bei dem großen Fortschritte, welchen die Schädelmessung aufzuweisen habe, doch auch solche Merkmale nicht vernachlässigt werden dürfen, welche nicht gemessen werden, und zum Theile auch nicht gemessen werden können. Frage man sich, was an einem Schädel der Betrachtung unterzogen werden könne, so zeige sich, daß alle organischen Verrichtungen des Körpers auf seinen Bau ihren Einfluß ihrden. So giebt auch der

Digitized by Google

Schädel Aufschluß nicht nur über das Lebensalter, das Geschlecht, die Rasse, sondern auch über die Körpergröße, die Nahrungsweise, die Entwickelung der Muskelkraft, die Respiration, die Intelligenz, sowie über die Zeitperiode, in welcher der Mensch gelebt hat. Hierbei gedachte der Vortragende auch der Verbrecherschädel, deren „rohe Bildung“ angeblich den Verbrecher erkennen lasse. Bei einem Theile der Verbrecher möge dies der Fall sein, daneben stehen aber Menschen, die dieselbe rohe Schädelbildung zeigen, und doch keine Verbrechen begangen haben. Man müsse eben bedenken, daß auch das gemeinste Verbrechen, der Mord, aus den verschiedensten Motiven begangen werde, und da könne man nicht annehmen, daß irgend ein Organ die Veranlassung sei. Die etwa bevorstehende Einführung der Leichenverbrennung würde der Anthropologie zu bedauern haben, da ihm dann die Möglichkeit genommen werden würde, den Einfluß der Kulturentwickelung auf die Schädelform nachzuweisen. — Weiter sprach Professor R. Virchow über „Crania americana“ und wies dabei nach, daß die bezüglich der Schädelbildung niedrigst stehenden Amerikaner nicht im äußersten Süden (bei den Feuerländern) und auch nicht im äußersten Norden (bei den Eskimos), sondern bei den Indianern der Felsengebirge zu suchen sind.

Sodann hielt Professor J. Ranke einen Vortrag über „den Hochsitz des Ohres“. Es wurde — so führte der Redner aus — von mehreren Gelehrten behauptet, daß es Menschen giebt, deren Ohren um ein Bedeutendes höher stehen, als es sonst der Fall ist, was eine gewisse Affenähnlichkeit dieser Menschen begründen würde. Man hat insbesondere die Behauptung aufgestellt, daß bei den egyptischen Mumien und bei den noch heute lebenden Egyptern ein solcher Hochsitz des Ohres vorkomme. Nun seien aber über 400 bayerische, slavische und ungarische Schädel mit Mumienschädeln verglichen und bezüglich des fraglichen Punktes als unter einander vollkommen identisch erkannt worden. Dagegen habe Redner allerdings bei 100 Schädeln aus anderen Rassen eine größere Anzahl von Leuten mit hochsitzenden Ohren gefunden. Er habe die Frage dann weiter verfolgt und habe den Ohrsitz des ungeborenen, des neugeborenen und des Kindes in den späteren Entwicklungsperioden einer genauen Untersuchung unterzogen, und er sei dabei zu dem Schlusse gekommen, daß die von ihm konstatirten Fälle vom Hochohrsitze bei Erwachsenen nichts seien als Ueberbleibsel der Kindlichkeit.

Ein anderes interessantes Thema behandelte Professor Waldeyer, indem er über die „Menschen- und Affen-Placenta“ sprach, um damit einen neuen Anhaltspunkt zur Beantwortung der Frage zu gewinnen: Ist der Mensch ein ausnahmsweise organisirtes Lebewesen, oder fügt er sich als ein Glied in die Reihe der anderen Wesen ein? Professor Waldeyer konstatirte auf Grund seiner Forschungen, daß hinsichtlich der Placenta zwischen Affe und Mensch eine große Aehnlichkeit besteht, doch will er vorläufig hieraus keinen Schluß auf die Descendenz des Menschen ziehen, indem er meint, diese Frage sei erst dann endgültig zu beantworten, wenn eine vollständige Untersuchungsreihe von Menschen- und Affen-Embryos vorliegen werde.

Prof. Dr. Zuckerkandl handelte über die Mahlzähne der Primaten; J. Szombathy über Bronzefunde aus Oesterreich; Dr. C. de Marchesetti über das Gräberfeld von Santa Lucia; M. Wosinszky über ungarische Gräberfunde. In einem Vortrage über die physische Beschaffenheit der Bevölkerung von Steiermark, Kärnthen und Krain hob Professor Zuckerkandl besonders hervor, daß man vorläufig nur darauf angewiesen sei, Veränderungen zu berücksichtigen, die sich durch Kreuzung einstellen. Die deutsche und slavische Bevölkerung Innerösterreichs sei eine gemischte Bevölkerung, wie die meisten Kulturvölker. Dies gehe namentlich hervor aus den statistischen Erhebungen über die Augen- und Haarfarbe und aus den auffallenden Verschiedenheiten in der Form des Kopfbaues. Die extrem langköpfigen Formen kommen bei den Slaven nicht vor, sondern es herrscht bei ihnen die Breitköpfigkeit. In Bezug auf die Urform des slavischen Schädels liegen dem Vortragenden zwei Funde aus der Völkerwanderungszeit vor. In dem einen handelt es sich um germanisch geformte Schädel, neben welchen die charakteristischen slavischen Schläfenringe gefunden wurden. Im zweiten Falle wurden extrem kurzköpfige Schädel gefunden neben typisch slavischen Lanzenspitzen. Ob man aus den Befunden auf die Rasse zu schließen berechtigt ist, wagt der Vortragende nicht zu entscheiden. Er neigt sich jedoch der Ansicht zu, daß die Kurzköpfigen das typisch slavische Element vertreten; hierfür sei der Umstand maßgebend, daß unter den modernen Südslaven diese Form häufiger vorkommt, als unter den Deutschen. Die moderne deutsche Bevölkerung ist vorwiegend kurzköpfig. In der praehistorischen Zeit gestalten sich dagegen die Verhältnisse ganz anders. Wo immer man dieser Periode Schädel aufgefunden werden, fällt die besondere Langköpfigkeit derselben auf, und zwar beschränken sich diese Funde nicht allein auf deutsche Provinzen, sondern sie kommen auch in den slavischen Ländern vor. Diese Formen sind zwar nicht gänzlich ausgestorben, sondern finden sich noch innerhalb der modernen Bevölkerung, nur hat sich der Prozentsatz wesentlich geändert. In Tirol hat hiezu wahrscheinlich das rhätische Element beigetragen, für Innerösterreich dagegen hat man mit Vortheile auf die Slaven hingewiesen und auf diese Weise die Metamorphose zu erklären versucht. Nun bilden allerdings die Slaven eine Quelle, aus der brachycephale Elemente den Deutschen zugeführt wurden, wie dies unter anderem die slavischen Namen der Deutschen beweisen; fast scheine es aber, als solle man den Schauplatz hinsichtlich der physischen Umwandlung nicht nach Oesterreich verlegen, da nicht ausgeschlossen ist, daß schon die Bajuwaren ein Mischvolk waren. Man sage immer, daß die blonden, hochgewachsenen Germanen durch Kreuzung mit einem kleinen brünetten Volke ihre physischen Eigenschaften geändert haben. Das würde gegen eine slavische Kreuzung sprechen, denn die Südslaven gehören zu den hochgewachsenen Völkern Europas, so daß durch eine Kreuzung derselben mit einem ebensolls hochgewachsenen Volke keine kleine Rasse entstehen könnte.

Dr. C. Truhelka verbreitete sich endlich über das Gräberfeld von Glasinac in Bosnien; Dr. Tischler über die Geschichte des vorrömischen und nachrömischen Emails; J. Szöllt über das Urnenfeld von Neu-Hadersdorf; Dr. Herrmann über Lieder und Hochzeitsbräuche in Kärnthen; Prof. Herman über die Pflege der Volkskunde in Ungarn; Prof. F. Wieser über praehistorische Funde in Tirol; L. H. Fischer über indischen Schmuck; Dr. M. Haberlandt über den Bannkreis; Dr. Müller über die Eisenfabrikation; und Prof. Christomanos über die Funde von Therasia auf Santorin.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die geographischen Gesellschaften zu Dresden und Leipzig haben beschlossen, durch Stellung von Preisaufgaben die Beschäftigung mit der Geographie des Heimathlandes zu fördern. Der Verein für Erdkunde in Verbindung mit der Karl-Ritter-Stiftung zu Leipzig macht den Anfang mit folgender Aufgabe: Physikalisch-geographische Beschreibung des Elblaufes zwischen Bodenbach und dem Eintritt in das Flachland, unter besonderer Berücksichtigung der Tiefe, der Wassermenge und ihrer Schwankungen, der Eisverhältnisse und der Veränderungen der Ufergestalt. Die Lösungen sind mit verschlossener Namensangabe vor Ende 1890 an den Verein für Erdkunde zu Leipzig einzusenden, der am 1. Mai 1891 das Ergebniß veröffentlichen und die preisgekrönte Arbeit in seinen Mittheilungen zum Abdruck bringen wird. Für die beste derselben ist ein Preis von vierhundert Mark ausgesetzt, zu welchem dreihundert Mark die mit dem Verein für Erdkunde verbundene Karl-Ritter-Stiftung und hundert Mark die Centralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland beigetragen haben.

— Die spanische Handelsflotte zählte einem Aufsatze der „Revista de España", T. CXXV, p. 320 f.) zufolge im Jahre 1886 31 778 Fahrzeuge mit 650 197 Tonnen. Dampfer gab es 408 mit 332 083 Tonnen. Die Flußschiffe sind hierbei mitgezählt, dieselben repräsentiren aber nach Zahl und Tonnengehalt eine geringfügige Größe, weil die spanischen Ströme ja nur zu einem sehr geringen Theile schiffbar sind.

Asien.

— Nach englischen Zeitungsberichten hat der Hoangho während seiner diesjährigen Hochwasserperiode abermals seine Dämme durchbrochen, diesmal aber nicht — wie 1887 — in Ho-nan, sondern in Shantung, nur 50 Meilen oberhalb seiner Mündung. Der neue Dammbruch soll sich über eine halbe Meile erstrecken, und die Fluthen sollen über dem umliegenden Gebiete zum Theil 12 Fuß hoch stehen. In zehn Regierungsbezirken sind die Ortschaften sowie die Saaten wieder von Grund aus zerstört, und zahllose Menschenleben sind zu Grunde gegangen. Die neue Katastrophe hat in den Pekinger Regierungskreisen große Bestürzung hervorgerufen, und man soll nunmehr ernstlich gemeint sein, europäische Wasserbau-Techniker mit der Regulirung des unbändigen Stromes zu betrauen.

— Eine weitere starke Aeußerung des Vulkanismus der japanischen Inseln ist in dem Erdbeben zu verzeichnen, daß im Juli d. J. die Stadt Kumamoto auf Kiusiu verheert und eine größere Zahl Menschenleben vernichtet hat (Bergl. hierzu S. 31 dieses Bandes, sowie Bd. 54, S. 110 u. 206).

— Der Betrieb der indischen Gebirgseisenbahnen stößt in dem Klima auf bedeutende Schwierigkeiten. So sind im Juli dieses Jahres namentlich auf den beiden Bahnen, welche in der Richtung auf Kandahar hergestellt worden sind — auf der Bolan-Bahn und der Hurnai-Bahn —, schlimme Störungen dadurch eingetreten, daß die durch die Monsunregen geschwellten Gebirgswässer große Strecken des Bahnkörpers weggerissen haben. Auf der Bolan-Bahn ist der Verkehr auf diese Weise für mehrere Monate unterbrochen worden.

Australien und Polynesien.

— In dem Basse-Thale, in der Kolonie Westaustralien, ist von dem Geologen Walker ein großes Graphit-Lager, das Millionen von Tonnen enthalten soll, aufgefunden worden, und zu seiner Ausbeutung hat sich auch bereits in Perth eine Gesellschaft gebildet. Ebenso hat der westaustralische Landesgeolog H. P. Woodward am Blackwood River (nahe der Südwestspitze des australischen Kontinents) Kohlenflöze und Zinnlagerstätten entdeckt, die gute Aussichten zu gewähren scheinen.

Allgemeines.

— Aus der allgemeinen Tagesordnung, welche für die am 18. bis 23. September in Heidelberg zusammentretende 62. deutsche Naturforscherversammlung aufgestellt worden ist, ersehen wir, daß in der anthropologischen und ethnologischen Abtheilung derselben folgende Vorträge gehalten werden sollen: O. Ammon über anthropologische Untersuchungen in Baden; F. W. Spiegelthal über Steinwaffen und künstliche Seen nebst den Wohnungen (habitationes lacustres) Kleinasiens; L. Christ über die deutsche Urbevölkerung; Th. v. Bunsen über Thierkreis, Symbolik und Urgeschichte; und Professor Kollmann über Langgesichter in Europa und die vicariirenden Rassen Asiens.

Bücherschau.

— Annie Brassey's letzte Fahrt an Bord des Sunbeam. Nach dem Englischen. Leipzig 1889. Ferd. Hirt und Sohn. — Lady Brassey und ihr „Sunbeam" ist den Lesern des „Globus" so wohl bekannt, als daß sie nicht an der letzten Weltfahrt derselben lebhafteres Interesse nehmen sollten. Der vorliegende Bericht bezieht sich auf Britisch-Indien, Borneo und Australien, und obwohl er sich bei der Betrachtung der Dinge im allgemeinen an der Oberfläche hält, so ließt man ihn doch gern. Die Ausstattung des Buches mit Bildern ist eine reiche und schöne, und auf diese Weise wird es sich namentlich bei der Jugend manchen Freund erwerben.

— Gustav Engler, Koloniales. Hamburg 1889. — Sachlich erhebt sich diese „umfassende Darstellung der Kolonialverhältnisse des Deutschen Reiches und der übrigen europäischen Staaten" nicht wesentlich über den Durchschnitt der kolonialpolitischen Ergüsse in der Tagespresse, und sprachlich läßt es mehr zu wünschen übrig als mancher derselben. Wir zweifeln also daran, daß es dem Verfasser gelingen werde, durch sein Buch „des Lichtes Schein, wenn auch nur mit wenigen Streifen" ins Dunkle zu tragen. So ganz dunkel ist es übrigens auch in der deutschen Kolonialpolitik nicht mehr.

Inhalt: Dr. Emil Deckert: Reiseeindrücke und Studien aus Mexiko. IV. (Mit einem hypsometrischen Profil und drei Abbildungen.) — Prof. Dr. Ottokar Feistmantel: Ein Ausflug nach dem heiligen Berge Parasnáth in Bengalen. (Schluß. Mit zwei Abbildungen.) — Chr. Ruser: Die sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse der bolivianischen Indianer-Bevölkerung. (Fortsetzung.) — Kürzere Mittheilungen: Die Verhandlungen des Wiener Anthropologen-Kongresses. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Australien und Polynesien. — Allgemeines. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 17. August 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Das Antlitz der Erde von Eduard Süß.

Von Dr. Erich von Drygalski.

I.

Mit dem Ende des zweiten Zeitalters der Entdeckungen, dem wir entgegensehen, ist die Aufgabe der wissenschaftlichen Geographie eine wesentlich andere geworden. Die Kontinente sind in ihren Umrissen und in ihren Hauptzügen bekannt, geographische Großthaten, wie Stanley's Zug durch den dunkeln Kontinent und Pschewalski's Reisen in Centralasien, oder wie es in dem letzten Jahrzehnt wieder von den Steinen's erste Xingufahrt quer durch Brasilien und ganz neuerdings Nansen's Durchkreuzung der grönländischen Eiswüste gewesen sind, darf man kaum mehr erwarten. Selbst von Australien haben wir trotz der so sehr lückenhaften Erschließung ein allgemeines Bild, das durch weitere Reisen erweitert und vervollkommnet werden kann, das aber in seinen Grundzügen kaum geändert werden wird. Absolut unbekannt sind nur noch die Gebiete am Südpol, sonst dürfen wir die erste allgemeine Erschließung der Länder als beendet betrachten.

Hieraus ergiebt sich eine zweifache Aufgabe für die wissenschaftliche Geographie, deren scharfe Präcisirung wir F. v. Richthofen verdanken.

Es handelt sich einmal darum, die Länder, welche die Pioniere der europäischen Kultur bisher nur durchstoßen, gründlich zu erforschen und darin die Wechselbeziehungen zwischen Boden, Klima und organischem Leben ursächlich zu erkennen. Denn der Zustand der wissenschaftlichen Erkenntniß, welchen in Europa die gemeinsame Arbeit zweckmäßig organisirter Institute anstrebt, ist in der Annäherung, in der die Arbeitskraft des Einzelnen das zu bewältigen vermag, das ideale Ziel auch der Reisenden in fernen Ländern. Der Ausspruch Steinen's, daß seine zweite Xingufahrt die nothwendige Folge der ersten war, zeigt deutlich, wie sich hier an die erste Durchlösung eines Landes Probleme geschlossen, welche einer concentrirteren Forschung zu ihrer Lösung bedürfen, und in jedem Reisenden keimt der Wunsch nach Wiederholung seiner Reise noch vor der Beendigung der ersten auf.

Daneben tritt aber bald noch eine andere Aufgabe der wissenschaftlichen Geographie hervor. In unendlicher Fülle strömt das Material aus allen Weltgegenden zusammen, und es handelt sich nun zweitens darum, dieses Material nach allgemeinen Gesichtspunkten zu ordnen und dadurch die in Europa gewonnenen Erfahrungen zu erweitern und zu vertiefen. Man gelangt so zum ursächlichen Verständniß ganzer Kategorien geographischer Phänomene — der Gebirge, der Flüsse, der Gletscher, der Seen — in weit höherem Maße, als wenn man das Gebirge oder den Gletscher nur in dem Lande betrachtet, welchem er angehört, ohne den Vergleich zu den verwandten Erscheinungen in anderen Ländern zu ziehen.

Der erste umfassende Versuch, diese andere Aufgabe zu lösen, ist Eduard Süß' „Antlitz der Erde", dessen zweiter Theil aus dem Jahre 1888 vorliegt; es ist ein Kosmos auf der modernen Grundlage der wissenschaftlichen Geologie. Die Darstellung begreift nicht, wie A. v. Humboldt's unsterbliches Werk, das ganze Weltall in bahnbrechender Erfassung — sie bleibt auf der Oberfläche, auf dem Antlitz der Erde, aber innerhalb des engeren Rahmens streift sie die höchsten Probleme,

Digitized by Google

welchen der menschliche Geist sich zu nahen vermag. Der Satz des Aristoteles: „Es wird zur See, wo früher Land war, und zu Land, wo See war; und es ist Grund, zu meinen, daß dieser Wechsel nach einem bestimmten System und in bestimmten Zeitabschnitten sich vollzieht“ im Lichte der Darwin'schen Entwickelungslehre ist das Thema des Werkes, denn in diesen beiden Idealkreisen gipfelt der leitende Gesichtspunkt „Was ist eine Formation?“

Der Begriff der geologischen Formation ist anscheinend leicht zu fassen; man versteht darunter einen Schichtenkomplex, welcher durch eine bestimmte Entwickelungsstufe des organischen Lebens charakterisiert wird, und man vereinigt mehrere Formationen mit einigen gemeinsamen Merkmalen wieder zu Perioden, in welchen das organische Leben einen noch markanteren Stempel des Entwickelungsganges trägt. Der azoischen Periode, welche ohne jedes organische Leben ist, folgte die paläozoische Periode, das Alterthum der Erde; dieser die mesozoische Periode oder das Mittelalter, dann die känozoische Periode oder die Neuzeit. Innerhalb jeder Formation sind die Schichten verschiedenartig ausgeprägt, sie können ein Absatz von Gesteinsfragmenten im Wasser sein, dann haben wir die marine Facies, sie können Landbildungen sein und fallen dann unter den Begriff der terrestren Facies. Erstere ist durch das Auftreten von Meerestieren, letztere durch eine Landfauna und Landflora charakterisiert. Wäre nun der Entwickelungsgang des organischen Lebens im Sinne Darwin's an jeder Stelle der Erde ein ununterbrochener und steiger gewesen, wäre der Uebergang zu höheren Formen ganz allmählich erfolgt, dann wäre es unmöglich, Grenzen zu finden, nach welchen man die Schichten einzutheilen vermöchte. Doch dem ist nicht so, es wurde allerwärts zur See, wo früher Land war, und umgekehrt: der marinen folgt die terrestre Facies, der terrestren die marine. So entsteht eine Lückenhaftigkeit in dem steten Entwickelungsgange des organischen Lebens; denn durch den Wechsel zwischen See und Land wurden ganze Formenkomplexe katastrophenartig vernichtet, neue traten an ihre Stelle in zeitlicher Folge, man findet sie daher in fossilem Zustande heute in räumlicher Folge über einander. Und die Lücken, welche in dem Entwickelungsgange klaffen, sind die Grenzen der Formationen. Doch woher stammt der wiederkehrende Wechsel zwischen Wasser und Land, welcher in den Entwickelungsgang der Lebewesen fundamental bestimmend eingriff und durch Aenderung und Komplikation der Lebensbedingungen von Stufe zu Stufe aufwärts führte von den niedrigsten Formen bis zum Auftreten des Menschen, welcher die Erde beherrscht? Welches ist die Ursache der Transgressionen, jenes Wanderns und Schwankens der Meere, welches zur Bildung und Umgrenzung der Formationen geführt?

Wir wollen in Kürze hier zu entwickeln versuchen, wie Eduard Süß dieses höchste Problem der Wissenschaft von der Erde, das auch die Entstehung des Menschengeschlechts in sich faßt, zu lösen bestrebt ist.

Ein Wechsel zwischen Meer und Land wird sich stets in einer Verschiebung der Strandlinie äußern, er kann erfolgen durch eine einseitige Bewegung der Wasserhülle, oder des Festen, oder beider Elemente zugleich. Es handelt sich daher darum, Ursache und Wirkung erwiesener Bewegungen zu erkennen. In geschickter Gruppirung behandelt Süß zunächst die Bewegungen, welche wir heute noch wahrzunehmen vermögen, oder von welchen die historische Ueberlieferung Kunde giebt, und beginnt dabei mit dem gewaltigsten Naturereigniß menschlichen Denkens, mit der biblischen Sintfluth.

Die Sintfluth trat am unteren Euphrat ein und war eine ausgedehnte und verheerende Ueberfluthung der mesopotamischen Ebene. Ihr wesentlichster Anlaß ist ein beträchtliches Erdbeben im Gebiete des Persischen Meerbusens gewesen, dazu trat ein gewaltiger Wirbelsturm von Süden her aus dem Persischen Golfe. Man ist nicht zu der Annahme berechtigt, daß diese Fluth sich über das Euphratgebiet hinaus ausgedehnt oder gar über die ganze Erde gerecht habe. Dieses ist kurz die naturwissenschaftliche Anschauung von jenem sagenummobenen Phänomen, das kurz und verheerend eintrat, aber in Bezug auf die Verschiebung der Strandlinie ohne nachhaltige Wirkung blieb.

Der weitere Inhalt des ersten Bandes kann hier nur eine kurze Skizzirung erfahren; er beschäftigt sich mit den Kontinenten und behandelt die Bewegungen, welchen das Festland unterliegt. Solche Bewegungen des Festlandes nehmen wir heute bei den Erdbeben wahr, Bewegungen anderer Art werden aus geologischen Zeiten durch die Gebirge bewiesen, als sekundäres Element treten die Vulkane hinzu. Bei den Erdbeben erfolgt keine andauernde Ortsveränderung des Bodens, die Gleichgewichtsverhältnisse des Landes werden auf das heftigste gestört, die Rückwirkung auf das Meer läßt den Stillen Ozean bis zu den fernsten Inseln schwanken, aber wenige Tage und Wochen und der alte Zustand setzt sich zurück; eine nachhaltige Verschiebung der Strandlinie ist nach Erbbeben nicht zu erweisen. Dagegen erleidet der Boden eine dauernde Ortsveränderung bei der Bildung der Gebirge, und diese sind daher die unzweifelhaftesten Beweise früherer Bewegungen des Festlandes.

Süß unterscheidet zweierlei Arten von Bewegungen des Festlandes; die einen sind vertikal und gehorchen unmittelbar dem Gebote der Schwerkraft, die anderen sind horizontal und folgen einer Kraft, welche als Gewölbeschub oder Druck die leichteste Definition erfährt. Er entsteht, wenn der Erdkern durch Abkühlung schrumpft und die Erdrinde bei ihrer geringeren Abkühlung dem Schrumpfen des Kernes nicht zu folgen vermag. Wenn die Schale eines Apfels Runzeln wirft, nehmen wir den gleichen Vorgang wahr.

Einbrüche verschiedener Form — ein vertikales Niedersinken zerborstener Erdschollen — sind überall nachweisbar; die Meeresbeben verdanken zum größten Theil einem derartigen Vorgange ihre Entstehung, doch auch innerhalb der Kontinente ist die parallele Lagerung derselben Schicht in verschiedenen Höhen nur durch vertikale Verschiebung zu erklären. Bei solcher Bruchbildung dringen auch zähflüssige Massen aus dem Innern auf Spalten empor — vielleicht getrieben durch ein Niedersinken benachbarter Erdschollen — und quellen über. Es entstehen die Vulkane, welche das Antlitz der Erde in verschiedensten Alter zeigt; die Aschenhaufen gehören der Gegenwart an, die älteren Gebilde sind bei dem öfteren Durchdringen von Lavamassen verfestigt.

Ein Bruch oder eine gegenseitige Verschiebung zweier Erdschollen gegen einander muß auch auf die angrenzenden Gebiete ihre Rückwirkung haben, es erschüttert die Erdrinde und giebt zur Bildung von Erdbeben Anlaß. Letztere äußern sich verschieden je nach der Art der Verschiebung, welcher sie ihre Entstehung verdanken, und sind auch oft von dem Emporquellen von Lava durch die zerborstenen Erdschollen begleitet. Die Erdbeben der Alpenlande sind vermuthlich auf tangentiale Verschiebungen zurückzuführen, den Erdbeben des südlichen Italien liegt ein kesselförmiger Einbruch zu Grunde, den Erdbeben von Centralamerika ein Niedersinken von Brüchen, die quer zum Streichen des Gebirges verlaufen. Auf die Art der Verschiebung, durch welche das Erdbeben verursacht wird, hat Süß eine Eintheilung der Erdbeben begründet.

Die Gebirge sind Faltungen der Erdrinde; es sind Stauchungen, verursacht bei jener oben genannten zweiten Art der Bewegung infolge des horizontalen Schubes. Durch das Hinzutreten von Brüchen und von vertikalen Ver-

Digitized by Google

schiebungen in oder am Rande der entstehenden Gebirge — wobei auch ein Emporquellen von Lava erfolgen kann — oder durch das Ineinandergreifen zweier Faltungsrichtungen in einander werden Komplikationen geschaffen, welche das Verständnis der Gebirge aufs äußerste erschweren.

Es giebt Gebirge, welche in flacheren Falten in einem ihnen gleichartig zusammengesetzten Vorlande allmählich auslaufen, wie der Jura; es giebt andere Faltenzüge, welche über ein ungleichartiges Vorland hinüber gestürzt sind, wie der Himalaya und die Alpen; noch andere, die über das Vorland hinübergeschoben wurden, wie die Karpathen. Es giebt ferner Gebirge, in welchen zwei verschiedene Faltungsrichtungen wahrnehmbar sind, von welchen die eine den Sieg davon trägt, wie in den Sudeten das Karpathensystem; auch der Harz hat zweierlei auf einander senkrechte Faltungsrichtungen erfahren.

Bei vielen Systemen ist das Innenland, aus welchem heraus nach Süß die faltende Kraft hervorgeht, zerborsten und eingestürzt; dann pflegen Vulkane den Innenrand zu begleiten, wie bei den Karpathen, bei der Cordillere der Antillen oder bei den Zügen der Andamanen und Riukiuren; der Innenraum der Gebirge ist vielfach schon vom Meere bedeckt. Häufig treten Brüche und verstiefe Verschiebungen auch im Gebirge selbst hervor, geben zu Vulkanzügen Anlaß und verwischen dadurch die Herrschaft des Faltenwurfs, so daß das Streichen der Brüche und Vulkanzüge das Aussehen dominirt. In Java ist die Zerstückelung und das Niedersinken so weit vollendet, daß nur noch die Vulkankegel sichtbar sind und nur kleine Bruchtheile des versunkenen Gebirges das frühere Streichen von Falten verrathen. So ringen in den Gebirgen horizontal und vertikal wirkende Kräfte um die Herrschaft — wie angedeutet werden mag, nach bestimmtem System —, bald werden die einen, bald die anderen überwältigt, und es entstehen die so überaus mannigfaltigen Formen und Systemketten, welche die Kontinente durchziehen. Es giebt zweierlei Arten von Bewegungen des Festen, zu dieser Ueberzeugung wird der Leser durch den ersten Band des „Antlitz der Erde", besonders durch die umfassende Behandlung der Gebirge gedrängt; die eine gehorcht lediglich dem Zuge der Schwerkraft zur Tiefe, bei der anderen sind auch horizontale Kräfte thätig; wir erkennen ihre Wirkung, nach das gewaltige Ausmaß zerfalteter und zerdrückter Gebirge erregt Zweifel, ob der Druck eines freien Gewölbes allein diese Wirkung zu schaffen vermag. Wir begnügen uns hier mit der Thatsache erwiesener Bewegungen des Festen in der oben beschriebenen Form.

II.

Die Bewegungen des Festlandes, welche wir in dem vorstehenden Abschnitte kennen gelernt haben, sind von so mannigfacher Form, und ihre Ursachen, namentlich was den seitlichen Schub betrifft, noch von so manchem Räthsel umhüllt, daß es heute schwer hält, den Wirkungskreis dieser Bewegungen des Festlandes zu umgrenzen. Eduard Süß scheidet scharf — und damit gelangen wir in den Gedankengang des zweiten Bandes — von den Bewegungen, welche wir im ersten Abschnitte behandelt, eine andere Art von Verschiebungen der Strandlinie ab, welche sich in unentwegter Gleichförmigkeit über weite Gebiete erstrecken. Daß derartige Verschiebungen stattgefunden haben, zeigen die marinen Spuren vergangener Zeiten. In Nairwegen und Grönland, in Großbritannien und dem östlichen Nordamerika nicht minder allgemein wie auf den südlichen Hemisphäre werden die Küsten von Strandlinie begleitet, welche einen Meeresstand stellenweise bis 200 m über dem heutigen Niveau nach für die jüngste geologische Vergangenheit sicher stellen. Die Höhe dieser Meeresspuren ist verschieden, im allgemeinen nimmt sie nach den Polen zu und ist in den Tropen gering; in Nordamerika ist ein Ansteigen auf nicht zu große Entfernungen hin direkt wahrnehmbar, im allgemeinen aber haben die alten Meeresspuren ein horizontales Aussehen und sind unabhängig von der Struktur der Ufer. Ueberall, wo sie auftreten, sind sie nicht isolirt, sie finden sich in verschiedenen Höhen über einander und dokumentiren dadurch einen ebenso oft wiederholten Meeresstand.

Wir erinnern an den wiederholten Wechsel zwischen Wasser und Land, den wir für frühere Perioden eingangs erwähnten. Es ist ganz derselbe Vorgang. Die gleichmäßige Ausbildung der Gesteinsbildungen und der gleichmäßige paläontologische Charakter zeigt, daß auch in früheren Zeiten die Verschiebung der Strandlinien in ähnlicher Allgemeinheit vor sich gegangen sein muß, wie es die Strandlinien der jüngsten geologischen Vergangenheit (der Postglacialzeit) beweisen. Der Faciswechsel, die Grenzen der Formationen sind über den ganzen Erdball in gleicher Weise markirt, und Süß glaubt annähernd darin noch denselben Rhythmus der Bewegung erkennen zu können, wie er in den postglacialen Spuren hervorzutreten scheint.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Vorgänge den Bewegungen des Festlands, welche wir im ersten Abschnitt kennen gelernt, erheblich fremd gegenüberstehen. In den Gebirgen hatten wir lokale, ungleichmäßige Ortsveränderungen des Bodens, allerdings in mächtigster Form und auch den ganzen Erdball durchziehend, hier haben wir eine gleichmäßige Bewegung über weite Gebiete, unentwegte Gleichförmigkeit über ganz verschieden zusammengesetzte Systeme. Wir lassen den Widerstreit der Meinungen außer Acht; es muß unentschieden bleiben, ob diese Bewegungen von den Bewegungen des Festlands, die wir in den Gebirgen kennen gelernt, nur eine graduelle Verschiedenheit haben, oder ob es Bewegungen des Festlands sind, die anderen inneren Ursachen ihre Entstehung verdanken. Eduard Süß neigt zu der Ansicht, daß diesem Vorgange überhaupt keine Bewegung des Festlandes zu Grunde liegt, sondern daß wir es hier mit allgemeineren Bewegungen der Ozeane zu thun haben, welche sich in bestimmten Zeitabschnitten und in bestimmter Weise wiederholen. Das intensive Studium des Festlandes und seiner Bewegungen hat ihn nicht zu einer endgültigen Lösung geführt; der zweite Band des „Antlitz der Erde" wendet sich daher den Meeren zu und sucht aus einer Betrachtung der Meeresbecken und ihrer Geschichte neue Erfahrungen für die Erkenntnis der Formationen zu gewinnen.

Maßgebend für den Charakter der Meeresbecken ist der Charakter der Küsten; ihnen ist daher eine ausführliche Behandlung gewidmet. In großer Schärfe treten auf dem Antlitz der Erde zwei Küstentypen hervor, welche nach ihrer Verbreitung als der atlantische und der pacifische Küstentypus unterschieden werden. Im Atlantischen Ozeane streichen die Gebirgsfalten frei gegen das Meer aus und sind am Meere durch Querbrüche beendet; bei nachfolgender Senkung des Landes greift dann das Meer in die Falten ein und giebt zur Entstehung der Riasküsten Anlaß, wie sie Fr. v. Richthofen genannt hat. Im Pacifischen Ozeane streichen die Gebirgsfalten im allgemeinen den Küsten parallel und bewirken dadurch eine weit größere Verschlossenheit der von ihnen umgürteten Länder. Die Abgeschlossenheit der ostasiatischen Kulturländer, die rasche Entfaltung Europas, wie der Bevorzugten Staaten finden in derartigen physikalischen Verhältnissen ein erklärendes Moment.

Im Atlantischen Ozeane herrscht in der östlichen und westlichen Umrandung eine auffallende Symmetrie. Von Norden her ragt Grönland als Keil hinein, ein altes

Digitized by Google

Tafelland, von Brushlinien umgrenzt; es folgen im Osten die Ostseeländer, im Westen die Gebiete der Hudsonsbai, deren geologischer Charakter die gleiche Entstehung verräth; beide Ländersysteme sind hohen Alters, wie die flache Lagerung noch der ältesten versteinerungführenden Schichten beweist. — Der Riaskküste, in welche die Appalachien gegen den Ozean enden, entsprechen dann vollkommen die Küsten von Irland und Frankreich; auch die Pyrenäen gehören noch durchaus zu dem System der nordfranzösisch-irischen Falten, wenn sie auch bei weitem jüngeren Alters sind. Und zum dritten Male wiederholt sich die Symmetrie an den Mittelmeeren, welche in Europa durch die Fortsetzung der bätischen Cordillere, in Amerika durch die Kette der Antillen gegen den Ozean hin abgeschlossen werden; auf beiden Seiten haben wir hier zugleich den einzigen Fall des pacifischen Küstentypus am Atlantischen Ozean. Weiter südlich ist eine Symmetrie nicht mehr zu bemerken, aber der Charakter der atlantischen Küsten bleibt im allgemeinen gewahrt.

Im Pacifischen Ozeane vermag Süß fünf Abschnitte zu unterscheiden, denen aber allen der Küstencharakter gegen den Ozean hin gefalteter Gebirge jüngeren Alters gemeinsam ist. Von dem australischen Kontinent gegen Neu-Seeland hin gelangt man von alten in immer jüngere Schichten, die eine letzte Faltung noch in der Kreidezeit erlitten durch eine westöstlich wirkende Kraft; dieselben Verhältnisse wiederholen sich in dem gegenüberliegenden Südamerika, nur in umgekehrter Reihenfolge von Ost nach West.

Die eigentliche Oststäfte Asiens wird durch die Inselbögen markirt, welche kranzförmig das Festland umwinden; Einbrüche, von vulkanischen Erscheinungen begleitet, haben die Inselreihen vom Festlande getrennt, doch ihr Zusammenhang mit den Gebirgssystemen des Kontinents tritt in der exakten Forschung immer klarer hervor. Die Inselreihen sind zerstückelte, von Brüchen durchsetzte Gebirgsketten jüngeren Alters, welche eine den ganzen asiatischen Kontinent beherrschende Kraft in demselben Sinn gegen das Weltmeer gestaut.

Es fehlen noch zwei Gebiete in der Umrandung des Pacifischen Ozeans; während in den Atlantischen Ozean von Norden her der grönländische Keil hineinragt, wird das Pacifische Meer durch den Inselkranz der Aleuten verschlossen, und auch bei der Westküste Nordamerikas bleibt der Charakter der Randgebirge bewahrt.

Nach der Behandlung der heutigen Meeresbecken geht Eduard Süß zu einer Betrachtung der Meere der Vorzeit zurück und führt uns die Entwickelung des heutigen Zustandes vor Augen. Wir gewahren ein dauerndes Schwanken der Meere. Aus der ältesten Zeit treten zwei Festländer hervor: das eine an der Stelle des heutigen Nordatlantischen Ozeans, dessen Rest wir in Grönland erblicken, das andere, Gondwana-Land, an der Stelle des heutigen Indischen Ozeans; es brach auch allmählich stückweise zur Tiefe, seine Ueberreste aber, die wir in Indien, Südafrika und Australien erblicken, haben seit dem Auftreten des Festlandes in der jüngsten Carbonzeit zum größten Theil keine Meeresbedeckung mehr erfahren.

Neben diesen Festländern ist die markanteste Erscheinung in den Meeren der Vorzeit das „centrale Mittelmeer“, wie es Neumayr genannt hat. Es erstreckte sich seit der Triaszeit — der ältesten Epoche des Mittelalters der Erde — dort, wo heute unsere höchsten Gebirge, wo Himalaya und Alpen sich thürmen, und reichte wahrscheinlich über den Atlantischen Ozean hinüber bis nach Amerika, wie Funde in Bogota andeuten. Dieses centrale Mittelmeer war vielfach der Ausgangspunkt für die Meerestransgressionen von Süden, die ältesten Transgressionen aber brachen von Norden herein.

Süß führt uns diese Transgressionen im einzelnen vor. Schon in den ältesten Zeiten drang das Meer von Norden her in Europa bis Livland und Kurland vor, in Amerika tief nach Kanada hinein, dann folgt ein Rückzug und dann erneutes Vordringen bis nach Ostasien und Texas. Die Steinkohlenzeit war eine allgemeine Landperiode der Erde, doch fehlt es auch hier nicht an Anzeichen von Oscillationen des Meeres. In späterer Zeit gestalten sich die Verhältnisse komplicirt, doch glaubt Süß ein gewisses Alterniren zwischen den Transgressionen von Norden und von Süden her erkennen zu können. Die Umrandung der heutigen Meere tritt zu verschiedenen Zeiten hervor, am frühesten im Pacifischen Ozeane mit der Triasformation, dann im Indischen Ozeane in der Juraperiode, zuletzt im Atlantischen Ozeane in der mittleren Kreide. Jedenfalls sind so die heutigen Meere von verschiedenem Alter; der Atlantische Ozean stellt sich als eine Erweiterung des älteren centralen Mittelmeeres dar, welches mit der Faltung der Hochgebirge sein Ende erreichte. Die Zone des Himalaya und der Alpen hat Süß daher ein jedrückten Meer genannt. — Mit der Tertiärzeit, der Neuzeit der Erde, beginnen die Meere in ihren heutigen Umrissen zu schwanken, indem seit der ihr vorangehenden Kreideformation auch der jüngste Atlantische Ozean im Großen und Ganzen in seiner jetzigen Gestaltung feststand. Zwar die heutigen Küsten werden durch die Meere noch vielfach überschritten, aber ganz allgemein sehen wir die jüngeren Oscillationen das Ausmaß der jeweilig älteren nicht mehr erreichen, und ganz allgemein hat ein tieferer Meeresstand als heute am Schlusse der Tertiärzeit gegen den Beginn der Eiszeit hin geherrscht.

Zur Beurtheilung der jüngsten Meeresschwankungen liegen zwei Kategorien von Merkmalen vor — die Korallenbauten der Tropen und die eingangs erwähnten Strandlinien des Nordens.

Die Korallenbauten gehören den Tropen an; die Thiere, welche sie schaffen, bedürfen bestimmte Temperatur und Lichtverhältnisse zum Leben, ihre Existenz ist an die Tropen und darin an bestimmte Tiefen geknüpft. Da nun Korallenbauten heute auch in Tiefen gefunden werden, in welchen die Thiere nicht mehr zu leben vermögen, hat Darwin geschlossen, daß der Boden der Korallenbauten sich gesenkt hat, daß die Thiere währenddessen den Bau immer höher geführt und sich so in der Tiefe erhalten haben, welche zu ihrer Existenz nothwendig war. Eduard Süß ist geneigt, Darwin's Korallentheorie im allgemeinen zu folgen, nur nimmt er nicht eine Senkung des Bodens, sondern ein Aufsteigen des Meeresspiegels an, aber eine positive Verschiebung der Strandlinie, wenn wir uns der neutralen Ausdrucksweise, welche nur die Erscheinung, nicht die Ursache bezeichnet, bedienen. Die Korallenbauten der Tropen, in welchen auch heute noch Leben herrscht, bekunden eine positive Verschiebung der Strandlinie, doch muß es unentschieden bleiben, ob diese heute noch anhält; jedenfalls erreicht sie keinen meßbaren Betrag. Strandlinien an trockengelegten Korallenbauten bekunden dagegen die entgegengesetzte Erscheinung, d. h. eine negative Verschiebung der Strandlinie (einen Rückzug des Meeres); die gleiche Bewegung wird durch die Strandlinien des Nordens für die außertropischen Gebiete bewiesen, doch Süß ist geneigt, der negativen Bewegung in den Tropen und in den außertropischen Gebieten ein verschiedenes Alter zuzuschreiben, derart daß eine Bewegung die andere abgelöst hat, und daß der negativen Verschiebung in den polaren Gebieten vielmehr eine positive Bewegung in den Tropen entspricht. Die Schwierigkeit der Altersbestimmung bei den verschiedenen Bewegungen hat hier eine Unsicherheit der Resultate bewirkt.

Digitized by Google

Die Erkenntniß der jüngsten Bewegungen ist überhaupt durch verschiedene Fehlerquellen erschwert, deren wichtigste eine Bevorzugung der negativen Bewegungen gegenüber den positiven bewirkt. Zieht das Meer sich zurück, so wird der Strand freigelegt, und die Spuren des früheren höheren Wasserstandes treten unmittelbar vor Augen, so daß die negativen Bewegungen dadurch leicht erkennbar sind; dringt das Meer vor, so überfluthet und verhüllt es die Merkmale seines früheren Standes, so daß positive Bewegungen weit leichter der Wahrnehmung entgehen. Nur die Korallenbauten bieten hier einen gewissen Ersatz, doch diese fehlen in den außertropischen Meeren.

Doch auch bei den negativen Spuren ist scharfe Kritik geboten. Die Strandlinien Norwegens wurden früher allgemein als Zeichen des früheren Meeresstandes angesehen und boten wegen ihrer so überaus wechselnden Höhe jedem Erklärungsversuch die größte Schwierigkeit. Süß zeigt in vortrefflicher Analysirung, wie die Strandlinien Norwegens zum sehr großen Theil rein lokalen Ursachen ihre Entstehung verdanken, indem sie nicht durchweg Merkmale eines früheren Meeresstandes, sondern nur Merkmale des zurückweichenden Inlandeises sind. Auch im Mittelländischen Meere werden die Meeresschwankungen auf ein richtiges Maß zurückgeführt.

Ganz besonders beachtenswerth ist eine Kritik der Anzeichen, welche nach früheren Anschauungen eine heute noch anhaltende Bewegung beweisen sollten. Süß weist eine große Anzahl von Vorgängen nach, welche hier das Urtheil über Verschiebungen der Strandlinie irre zu führen vermögen. Lokales Zusammensinken des Bodens, Anschwemmungen, Abrutschen lockeren Grundes, nicht zum mindesten menschliche Thätigkeit und noch verschiedenes andere können wohl an einzelnen Stellen eine Aenderung der Küste bewirken, doch hat das mit allgemeinen Verschiebungen der Strandlinie nichts zu thun. Auch das berühmte Beispiel des Serapistempels bei Puzzuoli, welches eine mehrfache Verschiebung der Strandlinie seit der Römerzeit beweisen sollte, wird durchaus lokalisirt, so daß man daraus Schlüsse auf allgemeinere Vorgänge nicht mehr zu ziehen vermag. Die Vorgänge am Serapistempel werden durch die Lage in dem alten phlegräischen Krater zu erklären versucht. — Einen zu weit gehenden Einfluß auf das Schwanken der Meere schreibt Süß klimatischen Einflüssen zu, indem er z. B. das bekannte Aufsteigen der schwedischen Küsten auf eine anhaltende Entleerung der Ostsee zurückführt, die ihrerseits durch eine verminderte Wasserzufuhr seitens der Flüsse wegen verringerter Regenmengen begründet wird. In derartig weitgehenden Anwendungen an anderen Stellen vielleicht berechtigter Annahmen wird man Süß nicht zu folgen vermögen.

Blicken wir zum Schluß noch einmal kurz auf den Inhalt des großartigen Werkes zurück, so sehen wir im zweiten Bande einmal das Streben, die thatsächlichen Verschiebungen der Strandlinie zu erkennen, anderenseits aber auch das, was man früher fälschlich dafür hielt, aus dem Rahmen des Problems auszuscheiden. So bleiben denn gewisse Bewegungen bestehen, Bewegungen, welche dem Verfasser mit den Bewegungen des Festlandes, die er im ersten Bande seines Werkes eingehend studirt und beschrieben hat, seine Gemeinschaft zu haben scheinen; welches kann ihre Ursache sein? Es giebt allgemeine Bewegungen der Ozeane; wenn ein neues Meer durch Einbruch sich bildet und mit Wasser sich füllt, wenn ein schon bestehender Meeresboden tiefer sinkt, muß eine allgemeine Senkung des Wasserspiegels dem folgen; wenn die Flüsse des Erdballs die Kontinente abtragen und mit ihrem Schutte die Meere anfüllen, muß ein allgemeines Ansteigen des Wasserspiegels dem folgen. Doch diese eustatischen Vorgänge, wie Süß sie nennt, reichen nach ihrer Wirkungsart und ihrem Betrage zur Erklärung jener Erscheinungen, welche die Transgressionen der geologischen Zeiten, welche die heutigen Strandlinien und Korallenbauten beweisen, so wenig hin, wie die Festlandschwankungen des ersten Bandes, und so ist das Wesen der Formation noch ein Räthsel. Süß ist sich wohl bewußt, der Lösung des Problems noch fern zu stehen, doch er ist der Ansicht, daß es noch gewisse allgemeine Bewegungen der Ozeane giebt, welche in einer periodischen Umsetzung der Wassermassen von den Polen zum Aequator und umgekehrt bestehen. Ob diese Ansicht begründet ist, ob das Wesen der Formation hierin seine Erklärung gefunden, muß die Zukunft entscheiden. Bisher stehen wir noch bei dem Satz des Aristoteles: „Es wird zur See, wo früher Land war, und zu Land, wo See war; und es ist Grund zu meinen, daß dieser Wechsel nach einem bestimmten System und in bestimmten Zeitabschnitten sich vollzieht"; weiter hat auch das „Antlitz der Erde" das Grundproblem nicht gefördert. Doch als die erste umfassende Sammlung und geniale Kombination des aus allen Weltgegenden zusammengeströmten wissenschaftlichen Materials ist Eduard Süß' „Antlitz der Erde" ein Kosmos in neuer Form, welcher das wissenschaftliche Leben der Gegenwart beherrscht und noch für lange Zeit der geographischen Forschung seinen Stempel aufzuprägen bestimmt ist.

Queensländer Pflanzen- und Thierleben.

(Mit sieben Abbildungen.)

Bei dem Mangel an strengen Naturgrenzen innerhalb des australischen Erdtheils kann es nicht befremden, daß die Flora und Fauna der verschiedenen Gegenden desselben zahlreiche Formen mit einander gemein hat, und daß die meisten Formen wohl spezifisch australisch, nicht aber spezifisch queensländisch oder spezifisch west- oder südaustralisch genannt werden können. Von dem Pflanzen- und Thierleben der benachbarten Erdräume ist das australische scharf unterschieden, und auf diese Thatsache vor allen Dingen hat man ja bekanntlich die Theorie aufgebaut, daß Australien bereits seit den mesozoischen Zeiten ein gesondertes Dasein geführt hat, oder mit anderen Worten, daß es der selbständigste unter den sogenannten Erdtheilen ist.

Auch die Queensländer Flora ist im allgemeinen noch streng australisch zu nennen, und die meisten Pflanzenarten, welche seine Wälder und Steppen zusammensetzen, kommen auch in Neu-Süd-Wales und Nordaustralien, sowie sogar auch in Victoria und Südaustralien vor. Unter dem anderen

Digitized by Google

klimatischen Regime — von heißerer Tropensonne bestrahlt und von reicheren Niederschlägen befeuchtet — entwickeln sie sich nur in der Regel üppiger und in dichteren Beständen. Eine beträchtliche Zahl von Arten — man kennt gegenwärtig etwa 500 — gehört zugleich den südostasiatischen Inseln und Halbinseln an, und durch sie bildet Queensland im terrestrischen Organismus den Uebergangsglied zwischen Australien und Asien. Am häufigsten begegnet man den asiatischen Formen selbstverständlich im Norden des Landes, also auf der York-Halbinsel. Dort fanden die fremden Einwanderer aus dem Pflanzenreiche eben die besten Voraussetzungen ihrer Acclimatisation.

Die dominirenden Bäume sind auch in Queensland die Eukalypten, sowohl was die Stattlichkeit ihres Wuchses als auch was ihre Arten- und Individuenzahl anbetrifft. Hervorzuheben sind namentlich Eucalyptus amygdalina, E. gigantea, E. globulus (blue gum tree), E. rostrata (red gum tree), E. mannifera, E. resinifera, E. viminalis. Zugleich ist diese Gattung auch für Queensland ebenso wie für die übrigen australischen Kolonien weitaus die praktisch wichtigste, indem sie außer zu den verschiedensten Zwecken geeignetes Nutzholz auch Harz, Oel ꝛc. liefert. Die Höhe dieser Bäume überschreitet auch in Queensland oft genug diejenige eines stattlichen Kirchthurmes (300 Fuß), und an dem Johnstone-Flusse findet sich ein Koloß, der in 55 Fuß Höhe noch einen Umfang von 88 Fuß hat.

Nächst den Eukalypten spielen auch in den Queensländer Forsten die Proteaceen und Kasuarinen mit ihren

Im Lagunen-Thale des oberen Burdekin-River.

schmalen, lederartigen Blättern die Hauptrolle; so namentlich die Gattungen Banksia (beefwood und honeysuckle), Melaleuca (pea tree, Kajeput-Baum), Grevillea (silky oak, Seiden-Eiche), Casuarina (swamp oak und river oak). Auch die Akazien (ironwood, brigalow [Acacia harpophylla], myall [Acacia homalophylla]) und Myrthengewächse sind zahlreich, namentlich auf dürrem Boden. Einen sehr großen Raum nehmen ferner die Araucarien — Araucaria Cunninghamii (die Moreton Bay pine oder Moreton-Tanne), A. Bidwelli (der Bunya-bunya-Baum) — die Kauri- oder Dundathu-Fichten (Dammara robusta), die Cypressenfichten (Callitris verrucosa) und die Cedrelen (Cedrela australis), ein.

Der Flaschenbaum Nord-Queenslands, auch Gichtstamm-Baum (gouty stem tree) genannt (Delabechia Gregorii), erinnert mit seinem mächtigen Stamme in gewisser Weise an den afrikanischen Affenbrotbaum (S. Abbildung 7).

Unter den echten Palmen bilden namentlich Livistona (die sogenannte Kohlpalme) und Ptychosperma herrliche Bestände. Daneben sind die Gattungen Pandanus und Cycas stark vertreten, und Palmlianen (Calamus) schwingen sich von Stamm zu Stamm und machen das Dickicht undurchdringlich.

Zu stattlicher Baumhöhe entfalten sich auch die Farne, so daß man besonders in den Gebirgs- und Sumpfgegenden vielfach von förmlichen Farnwäldern reden, und sich in das Steinkohlenalter zurückversetzt glauben kann (S. Abbildung 4). Zum Theil erreichen die Stämme die respektable Höhe von 6 bis 8 m. Andere Farne mit graziösen Wedeln überkleiden

Digitized by Google

die Felſen, wachſen aus gefallenen Urwaldbäumen heraus, klettern an den Stämmen lebendiger Bäume empor ꝛc. Die berühmteſten Arten ſind Platycerium alcicorne (Einhorn-Farn) und Asplenium laserpitiifolium. Grammitis Muelleri findet ſich nur im Oſten. Ein Aspidium hat Blätter von nahezu 2 m Länge.

Unter den Gräſern, die die queensländiſchen Weiden bilden, iſt das Mitchell-Gras (Danthonia pectinata) das wichtigſte, beſonders weil daſſelbe die oft ſo lange anhaltende Dürrezeit in vorzüglicher Weiſe überdauert. Daneben gedeihen Poa caespitosa (weeping Polly), Chloris divaricata (dog-tooth, Hundszahn), Chloris ventricosa (blue star, Blauſtern), Anthistiria membranacea (das Barcoo- oder Landsborough-Gras), A. ventacea (der ſogenannte Hafer), A. australis (das Känguru-Gras), Andropogon nervosus (rat-tail, Rattenſchwanz), Aristida eramosa (das Schirmgras) ꝛc. Panicum laevinode (das Coola-Gras) trägt durch ſeinen Samen ein weſentliches zur Ernährung der Eingeborenen bei.

Für den Unterhalt der Heerden ſind neben den genannten Gräſern namentlich noch von Bedeutung verſchiedene Arten von Atriplex (saltbush), Chenopodium und Rhagodia; für den Unterhalt der Menſchen Colocasia macrorhiza (die Kalo- oder Taropflanze), Mesembryanthemum praecox (das Eiskraut) ꝛc.

Im übrigen fehlt es der Queensländer Flora auch nicht an ſtark duftenden Blumen aus den Familien der Labiaten, der Rutaceen ꝛc.

Die einheimiſche Fauna Queenslands darf im allgemeinen reicher genannt werden als diejenige von Neu-Süd-Wales und Victoria — entſprechend den beſſeren Lebensbedingungen, die die Thiere daſelbſt finden. An Säugethieren beſitzt die Kolonie aber abgeſehen von einigen Fledermäuſen und Nagethieren ebenfalls nur Monotrematen und Beutler — jene merkwürdigen Thierformen, die in Auſtralien von einem längſt verfloſſenen geologiſchen Zeitalter her überlebten, während ſie in Aſien und Europa untergingen, um daſelbſt von zahlloſen anderen Formen erſetzt zu werden, die Auſtralien auf ihren Wanderungen nicht erreichen konnten. Der auſtraliſche Hund oder Dingo, der heute auch in den queensländiſchen Wildniſſen die Nächte mit ſeinem Geheul erfüllt, und der in gezähmtem Zuſtande ein Hauptmitglied des Hausſtandes der Eingeborenen bildet, iſt ohne Zweifel erſt mit den Menſchen nach Auſtralien gekommen, und derſelbe kann bei der thiergeographiſchen Betrachtung alſo nur ganz nebenbei in Betracht kommen. Unter den Nagethieren, die als die höchſt organiſirte einheimiſche Thierform Auſtraliens gelten müſſen, iſt die Gattung Hydromys dem Erdtheile eigenthümlich.

Jabbi.

Flughörnchen.

Die Beuteltiere ſind theils Fleiſch-, theils Pflanzenfreſſer, ſo daß hinſichtlich der Lebensweiſe ſowohl unſere Raubthiere als auch unſere Wiederkäuer und Nagethiere durch ſie vertreten ſind. Obenan ſtehen auch in Queensland die verſchiedenen Arten von Kängurus — das Rieſenkängnru (Macropus giganteus), das Wallaroo (M. robustus), das Wallaby (M. Billardierii) ꝛc. Wie ein Affe auf Bäumen lebt das Baumkanguru oder Bungari (Dendrolagus), das mit den Baumkängurus von Neuguinea verwandt iſt. Da es nur in ſchwer zugänglichen Gebirgsgegenden haust, ſo hat man daſſelbe in Queensland erſt neuerdings entdeckt. Das Jarri oder der Beutelmarder (Dasyurus maculatus, S. Abbild. 5) bildet durch ſeine Raubgewohnheiten in manchen Gegenden eine große Landplage, beſonders für die Geflügelzucht der Koloniſten. Das Flughörnchen (Flying 'possum, Petaurista, S. Abbildung 3) treibt ſein Weſen auf den höchſten Eukalypten, iſt aber auch dort vor den Eingeborenen, die ihm mit Hilfe ihres „Kamin“

Digitized by Google

Queensländer Farn-Vegetation.

Digitized by Google

(Kletter-Rotangs) und durch den nachgeahmten Ruf des Nachtvogels nachſtellen, ſeines Lebens durchaus nicht ſicher. Eine ſehr kleine Flughörnchenart, die eine ähnliche Lebensweiſe führt, iſt Petaurus breviceps. Verwandt iſt ihnen das ſogenannte Tulla (Pseudochirus archeri), das mit ſeinem gelbgrünen und ſchwarz und weiß geſtreiften Felle ein gutes Beiſpiel ſympathiſcher Färbung giebt, indem man es kaum von dem flechten- und moosbedeckten Baum-

Jarri.

ſtamme, auf dem es herumklettert, unterſcheiden kann. Das Jabbi (Pseudochirus lemuroides, S. Abbildung 2) erinnert an die Halbaffen Madagaskars. Das Jopolo (Hypsiprymnodon moschatus) bildet eine Uebergangsſtufe von den Kängurus zu den Phalangiſten. Andere intereſſante Beutelthiere ſind der dem juraſſiſchen Amphitherium ver-

Queensländer Schlangenplage.

wandte Ameiſenfreſſer (Myrmecobius), der Beuteldachs oder Bandikut (Perameles nasutus), die Beutelratte (Smynthopais Virginiae) ꝛc.

Die Monotrematen ſind durch das wohlbekannte Schnabelthier (Ornithorhynchus paradoxus) vertreten.

Viel reicher als die Welt der Säugethiere iſt die Vogelwelt Queenslands. Vor allem iſt da der prächtig gefärbte paradiesähnliche Rifle-Bird (Ptiloris Victorinae) zu nennen, ferner der auſtraliſche Papagei (Platycercus pulcherrimus), der Leierſchwanz (Menura superba), der Kaſuar (Dromaeus

Digitized by Google

Flaschenbäume.

Digitized by Google

Novae Hollandiae), das truthennenähnliche Dschungel- oder Großfußhuhn (Megapodius tumulus), das Talegalla- oder Dschungelhuhn (Talegalla Lathami), die taubenartige Mesoenas (Galoprepia magnifica), der Jabiru (ein Strandläufer, Myeteria australis), der Taucherkönig (Alcyone azurea) ꝛc.

Auch Reptilien giebt es genug, am zahlreichsten und lästigsten darunter sind aber die Schlangen. Eine Anzahl derselben sind von stattlicher Größe (Morelia variegata), andere sind giftig (so besonders Pseudechis porphyreus [die Schwarzschlange], Acanthophis antarctiens [die Todtennatter] und Hoplocephalus), die meisten aber harmlos (Tropidonotus, Dendrophis, Dipsas etc.). An der Küste finden sich auch mehrere Seeschlangenarten. — Eidechsen und Iguanas (Hydrosaurus) sind ebenfalls gut vertreten. Frösche giebt es zwar nicht sehr viele Arten, wohl aber an Seen und Sümpfen Individuen in großer Menge; die verbreitetsten Gattungen sind Limnodynastes, Pelodryas und Hyla. Schwanzlurche fehlen gänzlich.

Die queensländische Fischfauna ist ebenso originell wie die Land- und Luftfauna.

Was die Insekten betrifft, so sind die Ordnungen der Zweiflügler und Käfer durch viele Arten, die Ordnung der Schmetterlinge aber nur durch wenige vertreten, und die letzteren tragen überdies zu einem großen Theile indischen Typus.

Die Mollusckenfauna wird desto reicher, je weiter man nach Norden kommt. Gerade in Bezug auf die Verbreitung und die Eigenart der Mollusckenspezies giebt es aber zuvörderst in Queensland noch viel zu erforschen.

Die Tschilon-Höhle, der Schauplatz einer abchasischen Variante der Prometheus-Sage[1]).

Von **N. v. Seidlitz.**

Fünf gute deutsche Meilen ostsüdöstlich von Suchum und zweieinhalb Meilen von der Küste des Schwarzen Meeres trifft man am Südgehänge eines Abchasien von der Zebelda oder dem Kodor-Thale abgrenzenden Gebirgszuges, auf dem Wege, der von Abchasien nach Mingrelien über die uralten Klöster und Kirchen von Mokwi und Bedia führt, auf das Dorf Tschilon mit seinen merkwürdigen Höhlen. Ausschließlich von Abchasen bewohnt, besitzt Tschilon eine hölzerne Kirche und hatte bis zum Juli 1877 auch ein hölzernes Schulhaus, das aber den aufständischen Abchasen zur Zeit des letzten türkischen Krieges einen zu guten Hinterhalt gewährte, um nicht von den russischen Truppen abgebrannt zu werden, als sie es gestürmt hatten. Der dortige Gutsbesitzer, Fürst Chodsnge Anschibadse, theilte dem seinem verstorbenen Schul-Inspektor Lichatschew folgende in seiner Familie erhaltene Ueberlieferung vom örtlichen Prometheus mit:

„Die Familie der Fürsten Anschibadse ist sehr alt. Ein Vorfahr derselben, Beslan Anschibadse, hatte in Abchasien einen Milchbruder, den Nieken Ablaßkir. Dieser Ablaßkir war Götzendiener und erkannte den wahren Gott nicht an; er war dermaßen stolz, daß, wenn er zu Pferde auf eine von den Bäumen herabhängende Weinrebe stieß, er solche zerhieb, um sich nicht zu bücken und jemandem einen Vorwand zu geben zu denken, als beuge er sich vor Gott. Dieser Ablaßkir vernichtete fortwährend den in Abchasien und am ganzen Gestade des Schwarzen Meeres meilenweite Mäichen bedeckenden Adlerfarn, der hier noch heutzutage den Erfolg der Landwirthschaft arg behindert. Ebensowenig liebte Ablaßkir aus irgend welchen Gründen rothhaarige Leute mit grauen Augen, die er beim ersten Zusammenstoße mit ihnen niedermachte.

Als endlich Gottes Geduld ausging, verschwand Ablaßkir plötzlich. Lange suchte ihn sein Milchbruder Beslan Anschibadse und kam endlich auf den Gedanken, ihn in der Höhle von Tschilon zu suchen, da die Eingeborenen ihm sagten, daß das aus dieser Höhle hervorkommende Wasser Pferdedünger mitzuführen begonnen habe. Beslan belud zwei Esel mit Lebensmitteln und Lichtern, und diese Thiere vor sich hertreibend, begab er sich in die Höhle. Wie lange er ging, ist schwer zu bestimmen, nur bemerkte er, daß die Hälfte seiner Lichter verbrannt war. Endlich gelangte er in einen mächtigen Saal, aus dem ein Stöhnen hervorkam. Beslan Anschibadse fragte laut: „Wer bist du, der du in dieser Höhle stöhnst?" Da hörte Beslan die Antwort: „Ich bin dein Milchbruder Ablaßkir; für meinen Hochmuth bin ich und mein Roß dermaßen an die Decke der Höhle angeschmiedet, daß wir nicht herabkommen vermögen. Sage mir: wachsen bei euch noch wie vor Weinreben und Adlerfarn, und leben noch rothhaarige Leute? Solange werde ich mich am Felsen quälen, bis bei euch die Weinreben und Adlerfarn verschwunden und die rothhaarigen Leute umgekommen sein werden. Du aber, Bruder Beslan, kannst mir nicht helfen, kehre schnell zurück und erzähle den Leuten von meiner Strafe; wenn aber deine Lichter ausgehen, so laß die Esel vorangehen, welche, ihrer Witterung nach, dich aus der Höhle hinausführen werden."

„Vor vierzig Jahren", fügte Fürst Anschibadse hinzu, „besuchte mein Großvater die Höhle von Tschilon, konnte aber deren Ende nicht erreichen, da sie, nach der Ansicht der Abchasen, ebensoweit reichen soll, wie der Weg von Tschilon bis Kelasskir (einem Orte bei Suchum, — an die fünf deutsche Meilen) und, ihrer Meinung nach, niemand außer Beslan Anschibadse bis zu deren Ende kommen könne". Einer solchen Erzählung keinen Glauben schenkend, wandte der Erzähler, Fürst Chabuk, seinen Eifer auf die unwohnenden Abchasen dazu an, sie zu bereden, daß sie sich ihm bei einer neuen Besichtigung der Höhle von Tschilon behilflich erwiesen. Lange ließen sie sich nicht bereden, da der bloße Gedanke an eine Besichtigung der Höhle eine abergläubische Furcht über sie brachte. Endlich kam dieser Besuch im Mai 1876 zu Stande.

Mit Sonnenaufgang betraten die Forscher, mit Lichtern versehen, die Höhle. Ihr Boden erwies sich glatt und zum Ausgang hin geneigt. Aus der Höhle heraus strömt ein kreißender Fluß, dessen Tiefe an einigen Stellen bis zu 0,7 m reicht. An vielen Stellen nimmt dieser Fluß die ganze Breite der Höhle ein, so daß die Besucher derselben im Flußbette gehen müssen. Die Lage ist mit Stalaktiten, von denen Wasser herabträufelt, bedeckt. Die Höhle wird bald breiter, bald schmäler; bisweilen gelangt man in geräumige Säle, während man an die 40 m durch das Wasser kriechen muß, wobei man über dem Kopfe angezündete Lichter hält.

[1]) Nach den Verhandlungen des Archäologischen Kongresses in Tiflis.

Digitized by Google

Ihren Weg dem Flußbette entlang fortsetzend, kamen die Besucher durch einige ungeheure Säle hindurch, und gelangten zuletzt an den Ort, wo sich der Bach in zwei Arme theilt; der rechte Arm hatte sehr kaltes Wasser, während der linke, unbedeutende Arm schwefelhaltiges, heißes Wasser führte. Der linke Arm kommt aus der Tiefe einer Kammer von bedeutenden Dimensionen, mit Stalaktiten und Stalagmiten, hervor, die hier in der Gestalt von Vorhängen, Pritschen, Bettstellen, Säulen u. dergl. erscheinen. Inmitten des Gemaches springt aus der Erde ein heißer Quell hervor, der eine Vertiefung in Gestalt einer Wanne erfüllt und den oben genannten Fluß bildet.

Der rechte, aus reinem, kalten Wasser bestehende Arm entspringt einem runden Gemache, ebenfalls mit Pritschen und Bettstellen aus Stalaktiten erfüllt, und sprudelt gleichfalls aus einem Fußboden von Stalaktiten hervor.

Der Fürst Antschibadse rechnete, gegen Sonnenuntergang aus der Höhle herausgelangend, daß er zu deren Begehen mehr als zehn Stunden verwandt habe, was ihn zur Annahme veranlaßt, daß er hin und zurück mehr als vier deutsche Meilen gemacht habe, und daß man solcherweise die Tiefe der Höhle auf mehr als zwei deutsche Meilen anschlagen könne.

Angeregt durch die Schilderungen des Fürsten Antschibadse, machte sich der verstorbene Lichatschew, damaliger Inspector der Schulen der Gesellschaft zur Wiederherstellung des Christenthums im Kaukasus, an eine Untersuchung der Höhle von Tschilon, wobei er sich der Hilfe des Orts-Geistlichen, David Achwediani — eines gründlichen Kenners der abchasischen Sprache — erfreute. Dem Laufe des Flüßchens Atab (so genannt nach einem in demselben lebenden Fische) über eine halbe deutsche Meile folgend, kamen sie um zehn Uhr morgens an den mit dichtem Walde bedeckten Berg Ogyrdä. In dessen Kalkfelsen strömt ein Arm des Flusses Atab aus der Höhle von Tschilon hervor.

Die Abchasen nennen diese Höhle Asich-ke-ssutyqua, was sich mit „Pferde-Dünger herausbringend“ übersetzen läßt — ein in alter Zeit dem Bache gegebener Name, als derselbe durch eine solche Zuthat die Anwohner darauf schließen ließ, daß die Höhle bewohnt sei.

Bei der Untersuchung der Höhle erwies sich, daß ihr Eingang von mächtigen Stalaktitensäulen derartig verschlossen sei, daß in dieselbe nicht anders als durch das hier an 0,7 m tiefe und 2 m breite Flußbett zu gelangen sei. Weiter mußte man gebückt unter herabhängende, Wasser herabträufelnde Stalaktiten dahingehen.

In den untersten Schichten fühlten die Wanderer einen starken aus der Höhle kommenden Luftzug, mit einem Geruche von Schwefelwasserstoff, der auf die Gegenwart einer Schwefelquelle in derselben hinwies. Die Eingeborenen versichern, daß die Fische aus dem Flusse Atab sich im Winter in der Höhle verstecken. Bei einer äußeren Lufttemperatur von 20° R. zeigten sich am Eingange 18°, und je näher zum Wasser, desto niedriger ward die Temperatur und fiel bis zu 10½° R., während das Wasser selbst bloß 10° maß.

Nach den Worten der Landesbewohner ist die beste Jahreszeit zur Besichtigung der Höhle der Mai- und Juni-Monat, wenn das Wasser wärmer ist und weniger hoch steht. Zur Regenzeit strömt ihrer Angabe nach so viel Wasser aus der Höhle hervor, daß es völlig den Eingang in die Höhle versperrt. Dabei pflegt es dann trübe zu sein, was deutlich auf einen Zusammenhang der Höhle mit der Außenluft durch Felsspalten und Trichter hinweist, deren es in der Kalkformation Abchasiens eine Menge giebt.

Sehr wahrscheinlich diente die Höhle von Tschilon vormals den Menschen zum Aufenthaltsorte, und Archäologen und Naturforscher könnten bei so gründlicher Erforschung, wie solche den Höhlen Westeuropas gewidmet ward, große wissenschaftliche Schätze heben.

Doch wir wollen uns nicht bei der Aufzählung von Höhlen aufhalten, an denen Abchasien — oder der heutige Suchumer Bezirk — so reich ist. Dagegen wollen wir einiger Oertlichkeiten im westlichen Kaukasus Erwähnung thun, an welche sich andere interessante Prometheus-Mythen anknüpfen.

Am Nordabhange des Kaukasus, auf dem Wege aus Schegirei zum Passe Mebowei, über dem vormaligen abasinischen Aul Bag (nachmals die Kosakenstanize Bagowskaja, in 58° 15′ östl. L. und 44° 10′ nördl. Br., am Chodi, einem linken Nebenflusse der Laba gelegen), erhebt sich der Berg Anschibog „in der Form eines mächtigen Thores“, dessen Felsgehänge von Höhlen durchbrochen sind.

Dort auch, etwas höher aufwärts, an der kleinen Laba, liegt der Berg Diz, umgürtet von drei Reihen Felsen, in denen sich einige tiefe Höhlen finden. Ein schwarzer Schlund an der Spitze des Berges selbst führt in eine ungeheure Höhle, die nach Angabe der Eingeborenen bis zum Fuße des Berges hinabreicht. In der Tiefe dieser Höhle liegt der lokale Prometheus, Daschkal, mit sieben Ketten angeschmiedet. Mit seinem Arme müht er sich ab, sein Schwert zu erfassen. Vor Zerstörung der Welt wird er in einer, dem Antichrist entsprechenden Rolle — um die Menschen zu verwirren — erscheinen. So erzählt Baron Tornau in seinen „Erinnerungen eines kaukasischen Offiziers“, in seiner ergreifenden Schilderung einer Recognoscirung, die er im Jahre 1835 aus Gagry über das kaukasische Hochgebirge in das Land der feindlichen Tscherkessen unternahm, in deren Gefangenschaft er bei dieser Gelegenheit gerieth.

Im vormaligen Gebiete des Stammes der Schangiteier, im Thale Pschegäschcho, das zum gleichnamigen Passe führt, war eine gute deutsche Meile oberhalb Pschebai (in 44° 5′ nördl. Br. und 58° 25′ östl. L.) — in einer Höhle — der Riese Abdez, ein anderer lokaler Prometheus, mit eisernen Ketten angeschmiedet. So berichtete dem in Suchum Jahre lang lebenden Naturforscher Tschernjawski ein ehrenwerther Abchase — der in Suchum angestellte Uebersetzer Mahmud Bek-Bulatow, ein vorzüglicher Kenner des Gebirges und ein ausgezeichneter Erzähler.

Im Thale von Kuwin, 1½ Meilen von der heutigen Stanize Storoschewaja (in 59° 5′ östl. L. und 43° 55′ n. Br. am Oberlaufe des kleinen Selemtschuk gelegen) ist der Schauplatz einer der Heldenthaten des Narten Sofrukwo, der mit dem Riesen Kuwyrnyß (ирпуß — im Kabardinischen „der Held“, „der Brave“) kämpfte.

Kürzere Mittheilungen.

Dr. Alfred Hettner's neue südamerikanische Reise.

Dr. Alfred Hettner hat über seine neue südamerikanische Reise bereits mehrere Berichte an den Vorstand der Berliner Gesellschaft für Erdkunde eingesandt. Wir entnehmen denselben die folgenden Angaben. Von Lima aus unternahm der Reisende zuerst einen Ausflug auf der großartigen Oroya-Bahn und nach dem Minendistrikte von Yauli. Dann trat er von Mollendo und Arequipa aus die Reise nach dem peruanisch-bolivianischen Hochlande an, über Puno, am Titicaca-See, nach La Paz, das er zu seinem ersten Haupt-

Digitized by Google

quartiere machte, und von dem aus er die Gegend des Desaguadero sowie auch die Mungas und die Cordillere im Osten des Titicaca-Sees durchstreifte. Ferner wandte er sich dann von Puno über Lampa und Santa Rosa nach Cuzco, wo er Anfang Mai eintraf, um von da aus die Anden auf mehreren Linien zu queren. — Vom Meere aus steigt das von Dr. Hettner bereiste Land stufenförmig auf — zuerst zu einer von Schluchten durchschnittenen, welligen Platte von gegen 400 m Erhebung, an die sich die sogenannten „Lomas", eine krystallinische Bergkette von 1100 m Höhe anlehnt. Jenseits derselben liegt eine 40 km breite Ebene, die von 1000 m allmählich zu 1700 m aufsteigt, und die unpassenderweise „Pampa de Islay" genannt wird. Sie endigt an der Kette der gleichfalls krystallinischen „Cerros", über welche hinweg man nach der noch höheren Ebene von Arequipa gelangt (Arequipa 2360 m), die im Nordosten durch die breitmächtigen Vulkanberge Pichu-Pichu, Misti und Chachani ihren Abschluß findet. Die infolge einer starken Brandung schwer nahbare Küste erhält durch das Vorspringen widerstandsfähiger krystallinischer Gesteinsmassen aus den weicheren sedimentären Bildungen eine gewisse Gliederung. Eine charakteristische Bildung der wüstenhaften Pampa de Islay bilden die 5 bis 6 m hohen Flugsandbügel der Medanos, die ihre konvexe Seite — dem vorherrschenden Südwinde entsprechend — gegen Süden kehren. Am nordöstlichen Rande der Ebene treten dieselben am massenhaftesten auf, in manchen Gegenden fehlen sie. In den Lomas rufen die Wassernebel noch einen Kräuter- und Graswuchs hervor, in der Pampa ist die Vegetation an die tief eingeschnittenen Flußläufe, die von dem höheren Gebirge kommen, gebunden. Die Ebene von Arequipa besteht ganz aus vulkanischen Schuttmassen, die zum Theil zu einem harten Tuff verkittet sind. Jenseits der genannten Vulkanberge, von denen namentlich der Ubinas noch eine rege Thätigkeit entfaltet, liegt die Hochebene des Titicaca-Sees in einer Höhe, wie sie nur von wenigen europäischen Alpengipfeln erreicht wird. Der See selbst ist etwa so groß wie das Königreich Sachsen. Sein Spiegel ist im Laufe der Zeiten aller Wahrscheinlichkeit nach bedeutenden Schwankungen unterworfen gewesen. Es beweisen dies die ausgesprochenen Terrassen seiner Ufer. In einer jüngstvergangenen geologischen Periode muß der Seespiegel etwa 20 m höher gelegen haben wie heute, und zugleich muß sich der See über den größten Theil der Ebenen, welche sich gegenwärtig an ihn anschließen — vielleicht bis zum Poopo- oder Aullagas-See — erstreckt haben. In einer früheren Periode hat der Seespiegel sogar 200 m über dem heutigen gelegen. Aber zwischen diesen Perioden scheint der Spiegel zum Theil sogar noch tiefer als heute gesunken zu sein. Seine höchste Lage ist älter als die Vergletscherung der Gegend (wohl jungtertiär) und gleichzeitig mit einer Periode starker vulkanischer Thätigkeit. Die Terrasse von 20 m Höhe könnte der bolivianischen Eiszeit angehören. Für die Annahme einer alten Meeresbedeckung fanden sich keine Stützen, jedoch müßte zur Entscheidung dieser Frage erst der südliche Theil des Hochlandes genauer untersucht werden. Zur Zeit der Terrasse von 200 m Höhe könnte immerhin eine Verbindung zwischen dem See und dem Meere vorhanden gewesen sein. (Vergl. d. Verhandlungen der Gesellschaft f. Erdkunde zu Berlin, Bd. 15, S. 402 ff. und Bd. 16, S. 154 ff. und 269 ff.)

E. D.

Einige Mittheilungen über Nelaaue.

Pater Strub, ein Missionar am Senegal, macht im „Bulletin de la Société de Géographie de Marseille" interessante Mittheilungen über Nelaaue — die eigenthümliche Schlafkrankheit der Neger — denen wir auszugsweise folgendes entnehmen:

Die von der Krankheit ergriffenen Personen sind von einer unüberwindlichen Schlafsucht ergriffen, sie essen und trinken, sie verrichten die gewöhnlichen Lebensfunktionen unter dem Einflusse derselben, ohne einen freien Augenblick zu haben. Pater Strub hatte Gelegenheit an einem seiner Schüler beinahe ununterbrochen den ganzen Verlauf der Krankheit zu beobachten; derselbe entstammte einer angesehenen Familie, welche die Belehrung des Jünglings nicht gern gesehen hatte; sein Vater hatte sich erst durch dieselbe so beleidigt gefühlt, daß er geschworen hatte, seinen Sohn nie mehr wiederzusehen.

Der Jüngling, welcher sich der besten Gesundheit erfreut hatte, erkrankte plötzlich an furchtbarem Kopfschmerz; mit krampfhaft gegen die Stirn gepreßten Händen wälzte er sich unter dem Rufe „Suma bop, suma bop" („mein Kopf, mein Kopf") auf dem Boden; verschiedene Mittel wurden vergebens versucht bis auf der Schaar der Umstehenden, welche sich lebhaft unterhielten (wobei Strub das Wort Nelaaue unterscheiden konnte), eine alte Negerin hervortrat, welche dem Kranken auf dem Boden ausstreckte und seinen Kopf mit aller Kraft gegen denselben andrückte. Die Wirkung dieses Verfahrens war beinahe augenblicklich; die Aeußerungen des heftigen Schmerzes hörten auf, es trat eine Zeit der Ruhe ein. Uebrigens ist dies ein sehr gewöhnliches Mittel gegen Migräne, welches aber leider nur vorübergehend wirkt; so war es auch hier der Fall. Sobald die Negerin aufhörte den Kopf zu pressen, stellte sich der Schmerz wieder ein, und es bedurfte der Behandlung durch verschiedene, einander ablösende Neger, um nur eine etwas längere Unterbrechung zu erzielen. Dies dauerte 25 Tage lang; Samba, dies war der Name des jungen Mannes, wälzte sich unter den furchtbarsten Schmerzen auf dem Boden, schlief nicht, aß beinahe nicht und klagte fortwährend. Die ebenholzschwarze Farbe seiner Haut war verbleicht und erdfarben geworden. Von Zeit zu Zeit besuchten ihn seine Verwandten, welche seinen Kopf drückten, um ihn einige Erleichterung zu verschaffen. Gegen den 30. Tag wurden seine Leiden kraftlos und am 36. Tage sein ganzer Körper schlaff; die Kopfschmerzen hatten aufgehört, der ganze Organismus schien von einer unüberwindlichen Trägheit ergriffen zu sein. Von dem Augenblick an, daß diese Erscheinungen eintraten, war der Kranke nicht mehr im Stande auch nur das geringste zu verrichten, während seine Geistesfähigkeiten vollständig von der Krankheit unberührt blieben. In diesem Zustande verkehrte Samba ein ganzes Jahr lang. Während dieser Zeit empfing Pater Strub von einem eingeborenen Muselmann, den er auf dem Todtenbette tanfte, folgende Warnung: Hüte dich, dich dich vor dem Nelaaue! dein Freund Samba ist von seiner eigenen Familie vergiftet worden, weil er den katholischen Glauben angenommen hat; hüte dich also!

Die dritte Periode der Krankheit war gekennzeichnet durch einen blödsinnigen Blick, durch beinahe fortwährenden Schlaf und durch widerlichen Anöchlag; nachdem dieser Zustand etwa ein Jahr lang gedauert hatte, trübte sich auch Samba's Vernunft, und er wurde unfähig zu denken. Stundenlang richtete er den Blick auf irgend einen Gegenstand, um dann ohne Veranlassung in schallendes Gelächter auszubrechen, darauf einige unzusammenhängende Worte zu murmeln und sich zu einem langen, unruhigen Schlafe niederzulegen. Sein Wärter hatte die größte Mühe seinen Körper zu reinigen, da Samba ganz kraftlos war, und die Sache wegen des immer mehr um sich greifenden Ausschlages ihre Schwierigkeiten hatte. Das fortwährende Jucken veranlaßte den Kranken sich zu kratzen, und hierdurch wurde die Sache noch schlimmer, da schmerzhafte Wunden entstanden.

In der vierten Periode seines Zustandes war der Kranke vollkommen kraftlos; der hinfällige Körper ward durch keinen

Digitized by Google

Funken von Vernunft mehr belebt; außer dem Herzschlage konnte man bei Samba kein Lebenszeichen bemerken; diejenigen aus seiner Umgebung, welche schon öfter Fälle von Retauane beobachtet hatten, sagten den Augenblick der Auflösung beinahe auf die Stunde voraus; sie trat ein, nachdem der Zustand 25 Tage gedauert hatte. Die Section der Leiche konnte nicht vorgenommen werden, weil dieselbe zu schnell in Verwesung überging. — Wie oben schon angedeutet worden ist, bestand schon vor dem Tode die Vermuthung, daß Samba vergiftet worden sei; die Gerüchte traten immer bestimmter auf, und man beschuldigte seine Familie, ihm das Gift im Neid beigebracht zu haben. Ein Freund des Verstorbenen klagte sogar den Vater und den Oheim desselben öffentlich an. Eine Untersuchung gegen sie blieb aber erfolglos, da die Angeklagten, ehe man ihrer habhaft werden konnte, vorübergehend das Land verlassen hatten.

Pater Strub spricht seine Ansicht dahin aus, daß alle Fälle von Retauane auf Vergiftung, und zwar durch ein vegetabilisches Gift, zurückzuführen seien. Die Neger jener Gegend sind jedes Verbrechens fähig und mit der Anwendung schädlicher Substanzen so vertraut, daß sie nie Essen oder Trinken annehmen, ehe derjenige, welcher es anbietet, dasselbe gekostet hat. Er tritt der Ansicht derjenigen entgegen, welche glauben, daß die Schlafkrankheit die Folge der zufälligen Vergiftung des Trinkwassers durch vegetabilische Substanzen sei; wenn dies der Fall wäre, meint er, würden mehr Gruppenerkrankungen stattfinden, als thatsächlich der Fall ist. Der Vollständigkeit wegen möge noch angeführt sein, daß die Schwarzen, und unter ihnen besonders die Mohammedaner, Zauberei als die Ursache der Krankheit betrachten. Der Zauberer, sagen sie, murmelt erst seine Beschwörungsformel gegen die Person, welche die Krankheit bekommen soll, faßt sie dann an einem Arme oder Fuße, manchmal auch an einem Ohre. In dem Theile, welcher angefaßt wurde, machen sich sofort heftige Schmerzen fühlbar, denen dann die Krankheit in ihrem oben beschriebenen Verlaufe folgt. Thatsache ist es allerdings, daß Schmerzen in den Extremitäten oder in den Ohren als Vorläufer der Retauane auftreten, die manchmal sehr heftig sind.

E. M.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die im Jahre 1888 begründete Finländische Geographische Gesellschaft veröffentlicht unter dem Titel „Fennia“ eine längere Reihe von wichtigen geographischen Abhandlungen. Die meisten derselben beziehen sich auf die heimische Landeskunde und sind theils in schwedischer, theils in finnischer, theils in deutscher, theils endlich in französischer Sprache geschrieben. Wir heben besonders hervor: A. Bonsdorff, Untersuchungen über die Hebung der Küste Finlands in den Jahren 1858 bis 1887; B. Witkowsky, Ueber die Lokalattraction von Wiborg; J. J. Sederholm, Ueber die Eiszeitbildungen im Innern von Finland; Aug. Hjelt, Die Structur der Bevölkerung Finlands im Jahre 1880; A. Donner, Wasserstandsbeobachtungen am Saima-See 1847 bis 1887. Die in finnischer Sprache erschienenen Arbeiten dürften freilich nur auf einen kleinen Leserkreis zu zählen haben, so interessant sie auch sein mögen. Einen recht guten Eindruck machen die beigegebenen Karten.

— Der weitere Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes macht beträchtliche Fortschritte, wenn auch natürlich von amerikanischer Hast dabei nicht das geringste zu spüren ist. Am 1. Januar 1889 betrug die Gesammtlänge der russischen Bahnen 26 113 Werst (gegen 25 276 Werst im Vorjahre). Sowohl der Personen- als auch der Güterverkehr fand stark im Zunehmen begriffen.

Asien.

— Lieutenant F. E. Younghusband, der durch die große ost- und centralasiatische Reise, die er in den Jahren 1886 und 1887 ausgeführt hat, berühmt geworden ist, ist nach dem oberen Industhale aufgebrochen, um im Wetteifer mit dem russischen Hauptmann Grombtschefski die Gebirgspassagen, welche über das Karakorum-Gebirge aus Kaschmir nach Chinesisch-Turkistan führen, genauer zu erforschen. Daß seine Reise einen militär-politischen Hintergrund hat, versteht sich nach seinem und seines Reisegefährten James' Berichte über die Mantschurei von selbst. (Vergl. Globus, Bd. 54, S. 156, 271 und 319; Bd. 55, S. 79, 175 u. 303).

— Auf Anregung des Statthalters der russisch-asiatischen Küstenprovinz, Baron Korf, hat Dr. L. Grinewezki von Wladiwostock aus eine Reise nach den Gestadeländern der Behringsee angetreten, um sich daselbst mehrere Jahre aufzuhalten, und sowohl die ethnologischen Verhältnisse der Tschuktschenbevölkerung als auch die geographische Natur des Landes und die wirthschaftlichen Aussichten, die dasselbe gewährt, einem sorgfältigen Studium zu unterwerfen. Dr. Grinewezki ist ein wohlbewährter Reisender, der bereits an mehreren wissenschaftlichen Expeditionen Theil genommen hat.

— Ueber die Schwierigkeiten des Verkehrs im Innern von Syrien, berichtet der britische Konsul in Aleppo im wesentlichen folgendes: Trotz einer äußerst reichen Ernte, welche die Brot- und Kornpreise im vergangenen Jahre so sehr herabsetzte, daß sich der Bau kaum verlohnte, war der Getreide-Export fast null, und dem Lande ging der Gewinn, den es sonst von dieser Quelle zu ziehen pflegt, vollständig verloren. Schuld daran sind die unsicheren Zustände, namentlich aber der Mangel an billigen Kommunikationsmitteln. Auf diese Weise vermodert das Getreide in den Scheunen und Dorfgruben, obwohl der Weizen von Aleppo in Italien, Griechenland und in der Levante sehr vortheilhaft verkauft wurde, bis indischer und russischer Weizen ihn verdrängte. Als Beispiel der Unkosten des Verkehrs dient die Thatsache, daß der Transport durch Kamele von Aleppo nach Alexandrette — eine Entfernung von 77 englischen Meilen — sich auf 50 Prozent des Preises von dem besten Weizen beläuft. Fast unglaublich erscheint es, daß die Kosten, die sich mit dem Transport von Lakritzen von der Ebene Antiochias bis Alexandrette verknüpfen — eine Entfernung von 30 bis 40 Meilen —, fünfmal so groß sind, als die von dem letztgenannten Hafen bis New-York; die Kosten des Transports eines Baarenballens von London nach Alexandrette sind sogar nur halb so groß, als die von dort nach Aleppo. Noch schlimmer sind die Verkehrshindernisse in dem benachbarten Distrikte, wo die seßhaften Beduinen anfangs dem Emporat große Mengen von indischem Weizen erbauen. Davon kosten drei Scheffel in Aleppo zwölf Piaster und die Miethe eines Kameels bis nach diesem Orte — eine Reise von drei Tagen — beträgt zehn Piaster, so daß der Bauer einen Gewinn

Digitized by Google

von nur zwei Piaster erzielt. Die Straße zwischen Alexandrette und Aleppo, 163 Kilometer lang, geht Dank der Rücksichtigkeit der Regierung — die weder durch die Erhaltung der Wege noch durch die Herstellung von Eisenbahnen für die Erleichterung des Verkehrs ist dem Innern sorgt — allmählich wieder zu Grunde. Die Karawanen benutzen den älteren und 40 Kilometer kürzeren Weg, und überlassen den Fahrweg den baufälligen Wagen und halbverhungerten Pferden, welche bei schönem Wetter Passagiere zwischen den beiden Orten zu dem Preise von 3 bis 5 Pfd. Sterl. befördern, und welche auch vielfach das offene Feld der Straße vorziehen. Trotz alledem, und trotz dem Umstande, daß diese Straße schon mehr gekostet hat als eine gute Eisenbahn, werden immer noch Zölle für vorgebliche Reparaturen erhoben, und der Zustand, in dem sie sich jetzt befindet, ist charakteristisch für den allgemeinen Verfall einer der schönsten Provinzen der Türkei.

Nordamerika.

— Da die amerikanischen Waldungen und Gefilde notorisch arm an befiederten Sängern sind, so ist man in Oregon auf den Gedanken gekommen, dem Mangel durch einen massenhaften Import europäischer Singvögel und durch Akklimatisation derselben im Freien abzuhelfen. Es sind demnach fürs erste mehrere Hundert Buchfinken, Hänflinge, Staare, Amseln, Nachtigallen und Lerchen nach Portland übergeführt und daselbst in Freiheit gesetzt worden. Viele derselben sollen ihre Geneigtheit, sich in der Neuen Welt einbürgern, auch bereits dadurch bekundet haben, daß sie zum Nestbau sowie zum Brutgeschäft geschritten sind.

— Der gesammte Außenhandel der Vereinigten Staaten belief sich im letztvergangenen Fiskaljahre (1. Juli 1888 bis 30. Juni 1889) auf 839 043 352 Dollars im Export und 774 090 549 Dollars im Import. Gegen das Vorjahr bedeutet dies wieder eine beträchtliche Zunahme, ganz besonders was den Waaren- und Produktenexport angeht. Auf letzteren kamen 742 401 799 Dollars (gegen 695 954 507 Dollars im Jahre 1887 bis 1888). Mit Deutschland steht die Union betreffs der Gesammtziffer des Außenhandels (rund 1613 Millionen Dollars oder 6855 Millionen Mark) ungefähr auf der gleichen Höhe, nur hat Deutschland eine Unterbilanz des Exportes gegenüber dem Importe zu verzeichnen, die Union aber eine Ueberbilanz (Vergl. S. 111). — Die amerikanische Einwandererziffer erfuhr gegen das Vorjahr eine starke Herabminderung (von 539 815 auf 438 614).

— Die Bierproduktion, mit allem, was darum und daran hängt, ist im Wirthschaftsleben der Vereinigten Staaten bereits ein ganz bedeutender Faktor. Im Jahre 1888 sind in den Vereinigten Staaten 24 718 327 Faß, d. h. rund 29 Millionen Hektoliter Bier gebraut worden. Die Einfuhr aus England, Deutschland und Oesterreich belief sich auf etwas mehr als ein Siebentel dieses Betrages. Der Verbrauch betrug demnach etwa 55 Liter jährlich pro Kopf. Die Zunahme in der Fabrikation im Vergleich zum Vorjahre betrug 2½ Prozent; sie war am stärksten in den Staaten New York, Illinois, Missouri, Wisconsin und Kalifornien; in letzterem Staate betrug sie 12 Prozent. Starke Abnahme fand in Pennsylvanien und Ohio statt. England und Deutschland waren noch um nahezu fünfzig Prozent in der Biererzeugung voraus. — Kanada liefert jährlich nicht voll 500 000 Faß Bier, wovon der Löwenantheil, 323 000 Faß, auf die Provinz Ontario kommt. Trotzdem daß, wie in mehreren Staaten der Union, der Verbrauch von spirituösen Getränken gesetzlich stark eingeschränkt ist, nimmt die Bierproduktion doch von Jahr zu Jahr zu. Die kanadische Gerste ist zum Brauen ganz vorzüglich geeignet.

— In der Provinz Ontario besuchten im Jahre 1887 insgesammt 491 242 Kinder die Schulen; davon erhielten 482 572 (d. i. 97 Prozent) den Unterricht ausschließlich in englischer Sprache; von den übrigen erhielten 7482 den Unterricht zum Theil in französischer, 1188 zum Theil in deutscher Sprache. Es gab 5549 Schulen in der Provinz; in 5423 davon herrscht ausschließlich die englische, in 112 zum Theil die französische, in 14 zum Theil die deutsche Sprache. Die Zahl der Lehrkräfte (zum sehr großen Theil weiblichen Geschlechts) belief sich auf 5850. Gegen die vorwiegend französischen Schulen im östlichen, der Provinz Quebec benachbarten Theile der Provinz besteht augenblicklich eine äußerst lebhafte Agitation, die in der Furcht vor der Erweiterung der Macht und des Einflusses der römischen Kirche ihren Ursprung hat.

Südamerika.

— Der Bau der argentinisch-chilenischen Andenbahn macht unter der Leitung des Oberingenieurs Schatzmann rüstige Fortschritte, und bis Uspallata hofft man dieselbe bereits Ende dieses Jahres eröffnen zu können. Die 190 km lange Strecke, welche herzustellen ist, bereitet der Technik manchertei Schwierigkeiten. Vor allen Dingen macht der wilde Rio Mendoza, dem die Bahn entlang führt, zahlreiche feste Brückenbauten (12 größere und mehr als 20 kleinere) nöthig, und ebenso sind auch mehrere (sechs) Tunnelanlagen durch den Granit des Hochgebirges hindurchzusprengen, darunter einer von 8 bis 10 km Länge. Gegenwärtig sind die Arbeiten auf der argentinischen Seite bis zum 89. Kilometer in vollem Gange, und auf der chilenischen Seite werden sie nunmehr ebenfalls begonnen.

Australien und Polynesien.

— Die „Proceedings" der Londoner Geographischen Gesellschaft (Vol. XI, p. 492) enthalten einen Reisebericht von Ernest Favenc, in dem sich dieser wohlbekannte Australienforscher über die im Jahre 1888 von ihm besuchten Quellgebiete des Gascoyne- und des Ashburton-flusses ausspricht. Obgleich er die Tributäre der genannten Ströme vielfach ganz wasserleer fand, so gab es doch auch ausgedehnte Strecken vorzüglichen Weidelandes entlang denselben. Die geologische Bildung der Gegend sprach im allgemeinen gegen die Wahrscheinlichkeit, daß man große Mineralschätze daselbst finden werde. Die Eingeborenen machten einen sehr verkümmerten Eindruck, sowohl was ihren Wuchs als auch was ihre Intelligenz anlangt — wahrscheinlich infolge der Kümmerlichkeit des Bildstandes und der anderen Subsistenzmittel.

— Einer Nachricht aus Sydney zufolge hat die englische Regierung einige weitere kleine Annexionen in der Südsee vornehmen lassen, indem sie durch ein Kriegsschiff auf den Hauptinseln der Phönix- und Union-Gruppe, im Norden von Samoa, die englische Flagge hat aufpflanzen lassen. Auch dieser Zuwachs zum britischen Weltreiche muß mit dem Projekte des australisch-kanadischen Kabels in Zusammenhang gebracht werden.

— Auf den Sandwichinseln hat der Vulkan Kilauea abermals zwei Seen flüssigen Feuers an der Westseite seines Kegels gebildet. Dieselben sind aber bloß halb so groß wie der „Neue Feuersee", der im Jahre 1881 entstand und im Jahre 1886 wieder verschüttet wurde. An Stelle des sogenannten „Halemaumau" — des früheren Feuersees — hat sich seit 1886 eine kegelartige Erhöhung gebildet.

— Am 8. März d. J. ist die Insel Tonga von einer verheerenden Fluthwelle heimgesucht worden. Dieselbe brach sich glücklicherweise an dem sogenannten Lifu, d. h. an der gegen den Wind gelegenen Seite desselben, welche nahezu zu allen

Digitized by Google

Zeiten durch ein flaches, vor dem Strande sich hinlagerndes Riff geschützt ist. Eine später vorgenommene Untersuchung des Lika stellte heraus, daß die Welle eine Höhe von vollen fünfundzwanzig Fuß über dem gewöhnlichen Hochwasserstande erreicht und die Küste auf Meilen hinaus von Bäumen und Strauchwerk, die mit fortgerissen wurden, gekahlt hatte. In der Gegend von Falcloa waren die Fluthen zwar nicht bis zu gleicher Höhe gestiegen, immerhin hatten dieselben aber noch genügend Gewalt besessen, um 5 bis 6 Tonnen schwere Felsmassen 14 bis 20 Fuß hoch auf eine steile Anhöhe zu schleudern. Auch an anderen Stellen ließen sich Verwüstungen bis auf 15 Fuß Höhe nachweisen; namentlich waren sämmtliche ins Meer herausspringende Landzungen mit fortgewaschen worden und neue Buchten entstanden. Wären die Wellen nur noch weitere 10 Fuß gestiegen, so wäre auch ganz Eua — die am höchsten gelegene Insel der Gruppe — unter Wasser gesetzt worden, während auf den niedriger gelegenen, flachen Inseln die gesammte Bewohnerschaft hätte ertrinken müssen.

— Die Queensländer Goldproduktion hat sich im letztvergangenen Jahre (1888 bis 1889) noch weiter gesteigert, indem sie 481 643 Unzen (55 720 Unzen mehr als im Vorjahre) betrug. In hervorragendster Weise ist an dem Aufschwunge des Goldbergbau der Mount Morgan bei Rockhampton betheiligt. Im ganzen waren 9491 Bergleute und Goldgräber am Werke, die Zahl der Chinesen darunter hat aber abgenommen.

— In der Kolonie Victoria wurden in der Nähe von Morwell (einer Eisenbahnstation 140 km ostsüdöstlich von Melbourne) und Boolarra Braunkohlenlager von beträchtlicher Ausdehnung entdeckt.

Polarregionen.

— Die dänische Grönlandforschung hat für die nächsten Jahre die Ostküste des Landes zwischen dem 66. und 73. Grad nördl. Br. in Aussicht genommen, und es soll im nächsten Frühjahre eine Expedition, die auf 2¼ Jahre ausgerüstet ist, dahin abgehen.

Allgemeines.

— Welche Bedeutung die britischen Kolonien für das wirthschaftliche Leben des Mutterlandes haben, geht aus den folgenden, den britischen Zollausweisen entnommenen Ziffern hervor. Im Jahre 1888 betrug:

	der Import aus Pfd. Sterl.	der Export nach Pfd. Sterl.
Westafrika (incl. Goldküste)	839460	824040
Südafrika	5639661	6409517
Mauritius	275546	288072
Aden	287306	211670
Indien	30763677	33830273
Straits Settlements	5351322	2742795
Ceylon	2532999	741742
Hongkong	1296690	3003379
Australien	25865059	28596569
Britisch-Nordamerika	9268209	8692046
Britisch-Westindien	2237470	2518162
Britisch-Guyana	1128404	795922
Britisch-Honduras	229641	120508

— Nach einer Berechnung, die von Selim Fares Effendi angestellt worden ist, beträgt die jährliche Zahl der Mekka-Pilger in runden Ziffern:

	zu Wasser:	zu Lande:
aus der Türkei	8500	1000
aus Egypten	5000	1000
aus Marokko, Algerien und Tunis	15000	—
aus Yemen und Oman	3000	—
aus Hadramaut und Asien	3000	—
aus Ost-Arabien (Bahabiten)	—	5000
aus Hedschas	—	22000
aus dem Sudan	2000	—
aus Zanzibar	1000	—
aus Malabar und Persien	6150	2500
aus Indien	15000	—
aus den Malayen-Ländern	12000	—
aus China	200	—
also im ganzen	93350	

Bücherschau.

— J. Silvestre, L'empire d'Annam et le peuple Annamite. Paris 1889. Félix Alcan. — Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, auf Grund eines umfassenden Quellenmaterials ein übersichtliches und zuverlässiges Gesammtbild des französischen Schutzstaates Annam zu entwerfen, und wer sein Buch eingehender prüft, wird gestehen müssen, daß ihm dies auch in einem hohen Grade gelungen ist. Das Werk bildet in jeder Beziehung ein würdiges Seitenstück zu den Lanessan'schen Werke über Tongking und enthält eine Fülle von wirthschaftsgeographischen und völkerkundlichen Angaben, die auch für den gebildeten Deutschen, insbesondere aber für den fachmännischen Vertreter der betreffenden Disciplinen in Deutschland von hohem Interesse sein müssen. Die beigegebene Karte steht nicht auf der Höhe der heutigen kartographischen Technik, ist aber historisch ohne Zweifel von Werth.

— Adolf Friedrich Graf v. Schack, Geschichte der Normannen in Sicilien. Zwei Bände. Stuttgart 1889. Deutsche Verlagsanstalt. — Ein Hinweis auf dieses Buch würde außerhalb des Rahmens unserer Zeitschrift liegen, wenn nicht der Anhang beider Bände dadurch von geographischem Interesse wäre, daß darin eine Beschreibung Palermos von Ibn Hankal, eine Geographie von Sicilien aus der Kosmographie Edrisi's, ein Auszug aus dem geographischen Wörterbuche Abu Abdallah Yakuts und ein Bericht Ibn Tschubair's über seine Reise in Sicilien enthalten. Die Bilder, die die alten arabischen Autoren von den von ihnen besuchten Ländern und Städten entworfen haben, sind aber im allgemeinen so schwer zugänglich, daß wir sie von einem befugten Kenner der arabischen Literatur mit großem Danke entgegennehmen müssen. Die geistvollen historischen Ausführungen über die Fahrten und Eroberungen der Nordmänner, die für Andere die Hauptsache sind, mag der geographische Leser als angenehme Zugabe betrachten.

— Otto Hübner's Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. Herausgegeben von Prof. v. Juraschek. — Frankfurt 1889. W. Rommel. — Eine Schatzkammer bequemer staatenkundlicher Information, die die Popularität, welche sie genießt, auch in ihrer neuesten Ausgabe vollkommen verdient.

Inhalt: Dr. Erich von Drygalski: Das Antlitz der Erde von Eduard Süß. — Queensländer Pflanzen- und Thierleben. (Mit sieben Abbildungen.) — R. v. Seidlitz: Die Tschilon-Höhle, der Schauplatz einer abchasischen Variante der Prometheus-Sage. — Kürzere Mittheilungen: Dr. Alfred Hettner's neue südamerikanische Reise. — Einige Mittheilungen über Neuguinea. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Nordamerika. — Südamerika. — Australien und Polynesien. — Polarregionen. — Allgemeines. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 24. August 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Das Uélle-Gebiet.

Nach Dr. W. Junker's wissenschaftlichen Reiseergebnissen geschildert von H. Seidel.

I.

(Mit einer Karte.)

In der stattlichen Reihe der Sudanforscher nimmt der Deutsch-Russe Wilhelm Junker neben Schweinfurth und Emin Pascha unbestritten die erste Stelle ein, und dieser Ruhm gründet sich nicht nur auf seine glänzenden Entdeckungen, sondern ebenso sehr auf die überaus vielseitige wissenschaftliche Thätigkeit des Reisenden während seiner afrikanischen Wanderjahre. Seit er auf der Expedition in das Bergland von Kaffa (1877/78) an den Quellen des räthselhaften Uélle stand, hat er nicht geruht, bis das Problem dieses Stromes gelöst und auf endlosen Kreuz- und Querzügen das Wassernetz der Hauptader und ihrer Zuflüsse befriedigend festgelegt war. Rechnet man die Länge der Junker'schen Routen zusammen, so ergiebt sich, ganz abgesehen von den früheren Strecken, allein für die Jahre 1880 bis 1884 die gewaltige Zahl von 6250 km, das ist etwas mehr als eine doppelte Durchquerung Afrikas von der Kongomündung nach Zanzibar. Dabei liegt dieses Itinerar völlig innerhalb der Grenzen des ägyptischen Sudan, von der Meschra-er-Rek bis Ladó — weil die Heimreise nicht mitgezählt ist —, worans wohl am besten erhellt, wie sorgfältig Dr. Junker sein Arbeitsfeld nach den verschiedensten Richtungen hin unterjucht hat. Die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Forschungen sind uns jetzt in Gestalt zweier Ergänzungshefte zu Petermann's „Geographischen Mittheilungen" zugänglich gemacht, und zwar enthält diese hochbedeutsame Publikation 1. eine von Junker selbst verfaßte „Hydrographie, Orographie und Ethnographie des Uelle-Makua-Gebietes", 2. eine von Dr. A. Schmidt in Gotha herrührende Bearbeitung der „Höhenbestimmungen und meteorologischen Beobachtungen von Dr. Junker und Dr. Emin Pascha" und 3. eine Abhandlung Dr. Bruno Hassenstein's über die „kartographischen Arbeiten Dr. W. Junker's von 1877 bis 1886", zugleich als Memoire dienend für die dem Werke beigegebene Vierblattkarte von Zentralafrika im Maßstabe 1:750 000.

Wenn wir es unternehmen, gestützt auf diese vorzügliche Quelle [1]), eine Schilderung der von Dr. Junker erforschten Länder zu entwerfen, so wird die Bestimmung eines Grenzrahmens, innerhalb dessen sich die Beschreibung halten muß, nothwendig unsere erste Aufgabe sein. Wir beginnen mit dem Ausziehen dieser Linie im Osten, wo der obere Lauf des Nil, der Bahr el Dschebel (Gebel), von seinem Austritt aus dem Mwutan bis Ladó, für unser Gebiet die beste natürliche Scheide ausmacht. Im Westen bewirken dies die unbekannten Länder zwischen dem 22. und 23. Längenkreise, welche südlich die Vereinigungsstelle des Mbómu mit dem Uélle umschließen, nördlich aber zur Wasserscheide des Schari und Kongo hinaufsteigen. Gegen Mittag umkandet der Nepoko Junker's Forschungsbereich, und im Norden endlich bilden die Sitze der Dinka, Bongo, Djur und Kredj den trennenden Abschluß. Von der Gesammtfläche dieses Raumes entfallen etwa 400 000 qkm auf das Regime der

[1]) Daneben sind aber fortgesetzt auch die Originalberichte Junker's in Petermann's Mittheilungen von 1879 und den folgenden Jahren verglichen worden.

Digitized by Google

Kongo-Tributäre, unter denen der Uëlle-Mâkua allein 360 000 qkm — oder mehr als das Areal des Preußischen Staates — für sich beansprucht, so daß der Loika-Dimbiri nur 30 000 qkm und der Nepoko noch 10000 qkm erhält.

Bestimmend für den orographischen Aufbau wird zunächst die im Westen vom Albert-See und dem Bahr el Dschebel mauerartig emporsteigende Hochkette der „Blauen Berge", deren isolirte Kuppen von 2000 m und darüber auf unseren Karten die Namen berühmter Sudanforscher tragen. Den Nordabschnitt dieses Systems erschloß Dr. Junker's Reise von 1877/78, die ihn in die Quellregion des Uëlle-Kibali führte, wo sich das Gebirge „wie eine Alpenlandschaft" vor den Augen des Besuchers austhat. Die Wasserscheide streicht hier von Süden nach Norden, um später, fast genau unter $3^1/_2$ Grad nördl. Br., plötzlich nach Westen umzubiegen; ihre Höhe beträgt an der Stelle, wo Junker sie am 3. Dezember 1877 überschritt, noch reichlich 1300 m, sinkt aber von da an bald zu geringeren Maßen herab. Zugleich mit dieser Wendung ändert sich der Charakter des Geländes; das Hochgebirge zerfällt, je weiter nach Norden, in einzelne kleinere Bergzüge, zerstreute Felsegel und wirre Hügelmassen, deren Kulme schließlich unter 600 m zurückbleiben. Für die übrigen Gebiete, etwa bis zum 23. Meridian, bildet die jetzt nordwestlich gerichtete Wasserscheide den Landesfirst, wiehalb die Gewässer der nordöstlichen Abdachung zum Bahr el Ghasal, die der südwestlichen hingegen zum Uëlle oder den sonst benachbarten Nebenadern des Kongo gehören. Sieht man von den vielen unregelmäßig vertheilten Einzelbergen und Hochkuppen ab, die nur selten zu Gruppen genähert sind, so stellt sich die Gegend im allgemeinen als ein mehr oder minder gropwelliges Flachterrain dar, mit zahlreichen, tief eingerissenen Thälern oder schroff aufgesetzten kleinen Plateaus. „Ueberall", sagt Dr. Junker, „in den ausgedehnten Strichen, die ich durchzogen habe — sei es im Norden oder im Süden vom Uëlle, sei es im weiten Osten oder im Westen —, ist es in den meisten Ländern die gewellte Form der Erdoberfläche, die der Konfiguration des Bodens die charakteristischen Merkmale ausdrückt."

Um schnell eine befriedigende Uebersicht zu gewinnen, thun wir am besten, mit Dr. Junker zuerst die Hauptwasserscheide zwischen Kongo und Nil, sofern sie uns hier angeht, einer genaueren Betrachtung zu unterziehen. Von jener oben erwähnten Bruche läuft die Abflußgrenze bogenförmig gestaltet über Nordwesten durch den Schnittpunkt des vierten Parallels mit der 30. Mittagslinie, springt dann bis $4^1/_2$ Grad fast nördlich hinauf und fällt unter spitzem Winkel über die Hügel Dbuku und Angabbi nach Südwesten zurück. In geschlängeltem Zuge erreicht sie den 28. Meridian, nachdem ihr unterwegs der Dschebel Baginse eine deutliche Marke verliehen hat, schlägt darauf eine hoch nordwestliche Richtung ein und kreuzt den fünften Parallel, bis sie, etwas südlich vom sechsten Breitengrade, in die Bergreihen des Pambia-Landes eintritt, um so gegen den 26. Längen- und 7. Breitengrad weiterzuziehen. Erhebungen, wie der Daragumbo und andere gehen ihr auf der letzteren Strecke ein schärferes Gepräge, während sie sonst meist über einen nur mäßig undulirten Boden fortstreicht und sich öfter so wenig markirt, daß sie auf den ersten Blick kaum wahrnehmbar ist; ja vielerorts greifen die nach verschiedenen Seiten abfließenden Gewässer „fingerförmig" in einander. Raumeyr verliert sie sich in einem nördlichen Bogen, der wohl an den achten Parallel stößt, durch mehrere Längengrade nach Westen; doch bedeutet sie jenseits des 23. Mittagskreises nicht mehr die Scheide zwischen Uëlle und Nil, sondern trennt hier bereits das Schari- und Kongo-Gebiet. Nach Junker's Messungen liegt die Wasserscheide bei den Kibaliquellen an 1400 m hoch; für den Wendepunkt nach Westen sind 100 m abzuziehen, und für die Strecke von Tomaja's Distrikt nach Uando am Berge Baginse vorüber dürfen noch 1000 m als Erhebungsmaß gelten. Zwischen Uando, Mokumua und Dem-Soliman (26 Grad östl. L.) werden, abgesehen von einzelnen Gipfeln, im Durchschnitt nur 700 bis 800 m zu rechnen sein.

Nach dieser vorläufigen Orientirung wäre jetzt eine ins einzelne gehende Darlegung der Oro-Hydrographie des Uëlle-Gebietes am Platze. Dr. Junker hat es vorgezogen, Wasser- und Bodenbau getrennt zu behandeln, zu ersteres zunächst zur Sprache zu bringen; gleichwohl glauben wir nicht Unrecht zu thun, wenn wir versuchen, beide Theile angemessen mit einander zu verknüpfen und in Beziehung zu setzen, damit ein möglichst geschlossenes Bild jenes Erdraumes entstehe. — Unser Ausgangspunkt ist die Heimath des Uëlle; sie liegt zwischen $2^1/_2$ bis $3^1/_2$ Grad nördl. Br. und unter dem 31. Meridian, auf dem Westabhange der Blauen Berge, in 1300 m Seehöhe. Etwa 100 m tiefer sind die Quellbäche bereits in zwei größere Adern, den Sir und Kibbi, gesammelt.

Mit starkem Gefälle tobt der junge Fluß, ganz westlich gerichtet, dergab und hat bis zur Einmündung des Dongú sein Niveau bei 250 km Lauflänge schon um 490 m erniedrigt. Zugleich ist ihm ein neuer Name, Kibali, zuertheilt worden, der jedoch bald der Bezeichnung Uëlle oder Uëlle-Mâkua weichen muß. Immer noch eilig rinnt er sodann die nächsten 100 km ins Thal, um sich mit der Gadda zu verbinden, die ihm von Süden her zugeht. Die 30 m Gefäll dieser kurzen Strecke gehören großentheils auf die durch G. Schweinfurth berühmt gewordenen Schnellen am Kissanga; außerdem scheinen auch noch andererseitige Störungen vorzuliegen, die aber bis zur Konfluenz völlig ausgeglichen sind. Fortan ist das Flußbett gleichmäßig geregelt, zeigt hohe, oft senkrechte Wandungen, bei einer je nach der Jahreszeit sehr wechselnden Tiefe. Das Gefäll beträgt für die 70 km bis zum Eintritt des Mbrôole kaum 10 m; gerade noch einmal so viel kommen auf den folgenden, 85 km messenden Abschnitt zwischen dem Mbrôole und Junker's Uebergangspunkt von den A-Mâdi zu den A-Bârmbo, womit zugleich der große, nach Süden gekrümmte Bogen des Uëlle begrenzt ist. Der Fluß lenkt nämlich vom Eintritt der Gurba, unsern des Mbrôole, plötzlich mit scharfem Knie aus seiner bisherigen Richtung ab, und diese Abweichung wird um so bemerkenswerther durch die eigenthümliche Ursache, welche der Erscheinung zu Grunde liegt. Der Fluß umkreist hier auf bedeutende Erstreckung das bergige A-Mâdi-Land, wozu er in einer früheren Zeit ohne Zweifel durch jetzt verschwundene Gebirgsmassen genöthigt worden ist. Die heute sichtbaren Hügel und Berge sind nur noch die Zeugen einstiger Erhebungszüge, welche annähernd westnordwestlich gerichtet waren und an geeigneter Stelle dem Flusse einen Durchgang gewährten. Gerade vor der südlichsten Ausweichung des Stromes erhebt sich der tafelförmige Madjánu; ihm schräg gegenüber im Nordwest liegt der Ngurra oder Angba, dem wieder der Lingua und endlich der Malingbe folgt, der beinahe mitten in der Sehne des Bogens seinen Platz hat. Die Höhe des Lingua wird von Dr. Junker zu 930 m angegeben; für die übrigen Gipfel scheinen verläßliche Messungen zu fehlen. Am flüßchen Hekke, das auf dem Malingbe entspringt, hat der Uëlle den Parallel der Gurba- und Mbrôole-Mündung wieder erreicht und kann jetzt, nach Ueberwindung sämmtlicher Hinderniße, als wahres Muster eines „Längenstromes mit Nebenflüssen an beiden Seiten" der beliebten Westrichtung bis zum 22. Meridian östlich von Greenwich unentwegt treu bleiben.

Digitized by Google

Den Bogenlauf des Uéllé charakterisirt übrigens eine reiche Inselbildung, die den widerstandsfähigen Resten des festigen Untergrundes ihr den widerstandsfähigen Resten des festigen Untergrundes ihr Dasein verdankt. Fremdlich winken die dichtbegrünten Eilande über den Strom; aus den üppigen Bananenpflanzungen ragen die Kegeldächer der Negerhütten empor, und die Hochufer hüben und drüben schmückt ein in großer Formenfülle prangender Urwald. Oefter liegen die Inseln in Gruppen vereinigt, deren Dr. Junker etwa sechs gezählt hat.

Wesentlich anders gestaltet sich jener Abschnitt des Uéllé vom Bache Loï, am Westende des großen Bogens, bis zum südlichen Nebenflusse Mbima, 215 km von ersterem Orte entfernt. Das Niveau vermindert sich dabei um 110 m, was zur Genüge für das Bestehen von Wirbeln, Stromschnellen und Kataraften spricht, obschon eine genaue Untersuchung zur Zeit noch fehlt. Auf einen persönlichen Eindruck, den Junker während seiner letzten Rundreise in die stark geänderten Verhältnisse des Uéllé gewann, baut er die Schlußfolgerung, daß der Strom hier kein ausgesprochenes Bergland durchzieht, sondern daß das jähe Gefäll einzig von dem allgemeinen Absturz des Geländes herrühre, welches sich von den höher gelegenen östlichen Plateaugebieten zu dem niedrigeren Flachlande im Westen des 23. Meridians hinuntersenkt. Ein treffliches Bild giebt uns Junker's Beschreibung des Flusses beim Häuptlinge Bagbinne, gerade gegenüber der Seitenader Mbima, wo der Spiegel des Uéllé noch 450 m Seehöhe hat. Der Reisende befand sich auf dem rechten Ufer, konnte aber der vielen vorgelagerten Inseln wegen die Breite nicht sicher bestimmen; schon der nördliche Arm allein maß über 500 Schritt. Da die flachen Uferwände nicht ausreichen, um das Hochwasser im eigentlichen Bette zusammenzuhalten, so ist die Gegend öfters Ueberschwemmungen ausgesetzt. Zwischen der Mbima- und Uérre-Mündung liegen die gefürchteten Kataraste bei der Insel Kombiako, und ähnliche Störungen werden noch mehrfach, selbst bis Ali Kobbo hin — Junker's fernstem Punkte (23½ Grad östl. Länge) — im Thalwege vorkommen. Denn unbedingt gehört auch der letzte in unseren Rahmen fallende Theil des Uéllé in das vermittelnde Absturzgebiet, ist aber auf dieser Strecke nur bei der früheren arabischen Station Hassan (24½ Grad östl. Länge) von einem mit Dr. Junker bekannten Führer aus Nakai's Mannschaft gesehen worden, welcher berichtete, daß der Fluß daselbst viele Inseln besitze und von namhafter Breite sei. Dieselbe Zertheilung in zahlreiche größere und kleinere Arme bietet der Strom an der Station Abd-Allah, unweit Ali Kobbo, so daß „phantasievolle Uebertreibung der Araber behauptet, es benöthige einer Zeit von fünf Tagen, um über die Kanäle und großen Inseln auf das Südufer des Flusses überzusetzen". Etwas mehr unterhalb treten die vorher getrennten Wasser plötzlich in ein einziges breites Bett zusammen, das sich in majestätischen Windungen fern im Westen verliert. Hohe Uferwaldungen fassen die Seiten ein; das Land ist flach, Gebirge fehlen, und beruhigt zieht der Uéllé, immer westlich gerichtet, dem schließlichen Wendepunkte nach Süden zu, den er unter dem 22. Meridian erreicht. Kurz vorher geht ihm aus Norden einer seiner stärksten Nebenflüsse, der Mbomu, zu, nach dessen Aufnahme der Uéllé seinen Namen in „Mobángi" verändert. Damit ist nun der Anschluß an die vom Kongo her unternommene Erforschung des Stromes erreicht; denn gerade mit dem 22. Längenkreise endet Kapitän van Gele's Fahrt auf dem Dampfer „En Avant", durch die vom Oktober 1887 bis Januar 1888 der größere bis dahin unbekannte Theil des Mobángi eröffnet wurde. Schon früher, zu Anfang des Jahres 1885, hatte der verdiente Missionar Grenfell mit dem „Peace" eine Untersuchung des Mobángi gewagt und namentlich über dessen Endlauf schätzenswerthe Nachrichten geliefert[1]).

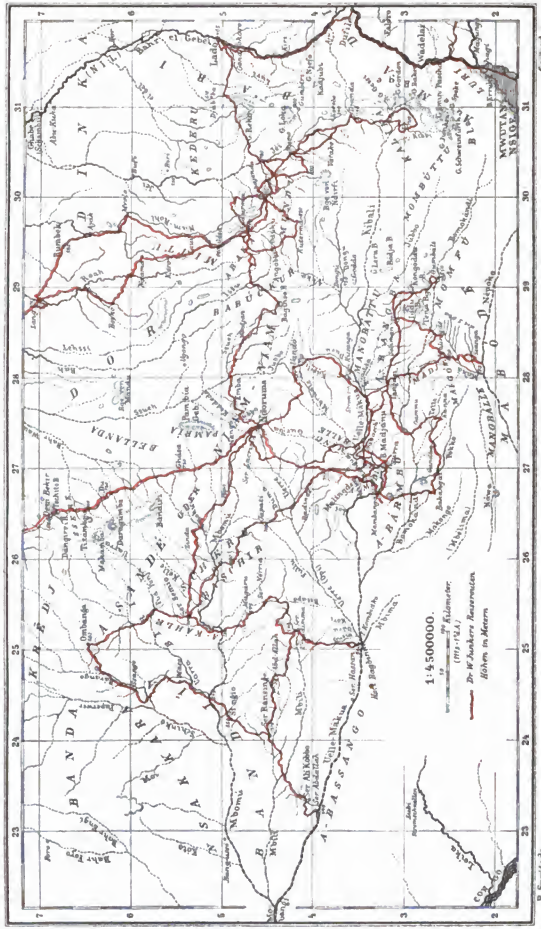
In der jetzt folgenden Uebersicht der wichtigsten Zuflüsse des Uéllé werden wir zunächst die dem rechten oder nördlichen Ufer angehörenden Tributäre besprechen. Als erster derselben ist der Dongú zu nennen, welcher wahrscheinlich in den Bergen von Ndirfi auf der Hauptwasserscheide, nahe den Quellen des Jéi, Rohl und Jfju, entspringt. Dann kommt der Duru, der aus den Erhebungen südwestlich vom Dschebel Baginse quillt und in seinem Unterlaufe vielfach zur Bildung von Sümpfen neigt, was ihm seine zahlreichen Beifällußchen mit Konsequenz nachthun. Dieselbe üble Eigenschaft besitzt auch die dritte rechtsseitige Nebenader des Uéllé, der kleine Kápili. Bedeutend kräftiger ist der Mbrúóle, dessen Anfänge mit denen des Jubbo aus dem System des Bahr el Ghasal korrespondiren. Er mündet nicht weit von der Gurba, kurz vor Beginn des großen Uéllébogens, und ist dort ein ansehnliches Gewässer von 75 Schritt Breite; seine Richtung verläuft, wie die der östlichen Vorgänger von Nordost nach Südwest, wohingegen sein nächster westlicher Nachbar, die Gurba, fast genau nordsüdlich gerichtet ist. Die Quellen der Gurba sprudeln in Nbornma's Gebiet und sind von Dr. Junker auf seinen Zügen von und nach der Station Lacrima öfter berührt worden. In dieser Gegend entsteht auch der Uérre-Dépi, unser sechster nördlicher Zufluß, der sowohl wegen seiner namhaften Verstärkungen als auch wegen seiner bedeutenden Länge die früheren Wasserrinnen erheblich übertrifft. Ein Plateau scheidet ihn von den Zuflüssen des nach Norden gewandten Jubbo; auf halbem Wege dorthin erhebt sich ein Chaos von schroffen, vollständig kahlen Granitbergen, von denen der Emba mit kaum 400 Fuß der höchste ist. Sonst dehnt sich das Gelände schwach wellig viele Meilen hin aus, und nur der Kóbbede und Niángo stellen eine merkliche Unterbrechung in dieser Einförmigkeit dar. Abweichend von der Gurba schlägt der Uérre sofort eine südwestliche, ja sogar streckenweise rein westliche Richtung ein, die ihm eine bequeme Erweiterung seines Regimes verstattet und seinen Lauf über drei Meridiane ausdehnt. Da er sehr breit ist und ein nur mäßiges Gefäll besitzt, mögen die Eingeborenen Recht haben, welche Junker versicherten, daß ein beträchtlicher Theil des Flusses schiffbar sei. Zu sein nördliches Ufer tritt unter spitzem Winkel der starke Duma, dem tiefer hinab die von der Scheide-Wasserscheide zwischen Uérre und Mbomu rieselnden kleineren Adern Fullu, Bitapo, Kóri, Gurn und Gusia folgen. Fast noch winziger sind die Beistüsse des linken, südlichen Ufers, denen durch die Nähe der Gurba und des Uéllé selbst kein genügender Raum zur Entwickelung bleibt.

Da die Mündungen der Gurba und des Uérre über zwei Längengrade auch einander liegen, und der Hauptstrom unterdeß den oben beschriebenen Südbogen gemacht hat, so können sich im Lande der A-Madi, vom Malingbe, dem bergigen Mittelpunkte dieses Gebietes ausgehend, mehrere Nebenflüßchen bilden, die strahlig geordnet zum gemeinsamen Hauptbette fortziehen.

Unter dem 22. Mittagskreise ergießt sich sodann als größter nördlicher Zufluß der Mbómu in den Uéllé. Der Mbómu übertrifft an Flächeninhalt seiner Absußzone sowie an Breite und Wasserreichthum alle anderen Tributäre, auch die südlichen, und seine Quellregion greift bis zum fünften Parallel nach Norden vor. Mehr noch als der Uérre neigt er einer westlichen Hauptrichtung zu und durchfließt von seinem Ursprunge in

[1]) Vergl. Mittheilungen der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft, Bd. IV, S. 391.

Digitized by Google


1:4500000.
Dr. W. Junkers Reiserouten
Höhen in Metern
KANDAHAR
KANDAHAR
KANDAHAR

27½ Grad östl. Länge bis zum Gewässer 5½ Meridianabstände, was eine Ausdehnung von 600 km ergiebt. Sein Bett ist durchweg ziemlich stark abschüssig; auf dem Oberlauf, der von Junker zu 150 km gerechnet wird, kommen 140 m Gefäll; der 180 km zählende Mittellauf beansprucht 70 m und der Unterlauf mit 270 km noch immer volle 100 m.

Die durchgängig nur mittelhohen Ufer vermögen in der Schwellzeit nicht die ganze Wassermenge zu fassen, vielmehr überfluthet diese auf bedeutende Strecken das angrenzende Land und richtet schweren Schaden an. Als Verstärkungen empfängt der Mbómu von Norden her vier nennenswerthe Tributäre, deren Netz gelegentlich bis an den achten Breitengrad stößt. Die beiden ersten sind der Boku und Kelle, dieser am Daragumba entspringend, während jener aus den Bambiabergen herkommt, die unter 27° 30′ östl. Länge in flachem Bogen von Norden nach Süden streichen. Der dritte oder Uárro, auch Füs oder Fouj genannt, korrespondirt mit den Quellen des Busseri und Tschib, der später zum Bahr el Homr wird und in den Bahr el Ghasal geht. Im Ursprungsgebiete dieser Flüsse begegnen wir mehrfach jenen charakteristischen Einzelbergen mit höchstens 200 bis 300 Fuß relativer Erhebung, von denen der Titámbojo, Makamba, Daragúmba und Bándiri gerade auf der Wasserscheide des Mbómu und Bahr el Ghasal stehen. Unsern der Junker'schen Route von Dem-Bekir nach Mbóruma liegen außerdem der Tchito, Dángiri, Du und Ghafa, sämmtlich aus Granit, welches Gestein hier sehr häufig und namentlich auf den kleinen Plateaus zu beobachten ist. Noch ansehnlicher als die vorigen Beiflüsse ist viertens der Schiulo, der vom achten Breitengrade herabzieht, also mit seinem oberen Abschnitt schon in die Zone der kürzer dauernden Regen fällt, und durch das seichte Bett, die niedrige Uferbildung bei enormer Breite, die veränderte Bodenbeschaffenheit und das weniger üppige Wachsthum der anstehenden Vegetation „bereits an Uebergänge typischer Wasserläufe der nördlichen arabischen Länder erinnert". — Zahlreicher, aber minder bedeutend sind die südlichen Tributäre des Mbómu, von welchen Dr. Junker zehn namhaft gemacht hat, aus deren Reihe wir nur den letzten, fast in der Mitte zwischen Mbómu und Uélle hinströmenden Mbilli nachdrücklich erwähnen. In seiner Umgebung terne Junker auf der Reise von der Seriba Banfunge nach NNO bis Umbánga eine selten trübselige Gegend kennen. „Auf weite Tagereisen herrscht steiniger Boden vor, streckenweise tritt vollkommen baumloses Land auf, und nur an den Flüssen entlang bleibt ein Waldstreifen sichtbar." Felsplateaus wechseln mit hamadaähnlichen Wüstenstrichen ab, und nirgend zeigt sich ein Berg oder ein Hügel, obgleich zu Fernblicken vielfach Gelegenheit ist.

Wir verlassen jetzt das Nordufer des Uélle und wenden uns den südlichen Zuflüssen des großen Längenstromes zu. Die Nachbarschaft des Népoko einerseits, sowie des Kongo andererseits läßt auf dem mittäglichen Ufer des Uélle wenig Raum zur Entstehung kräftigerer Nebenadern übrig. Eine zuverlässige Bestimmung der Wasserscheide ist in der beinahe ganz unerforschten Region zur Zeit noch nicht möglich; doch läßt sich für den östlichen Theil etwa der zweite Parallel als wahrscheinlichste Grenzlinie feststetzen. Hier liegen die Quellen des Bomekándi, welche bogig von der Wasserscheide umzogen werden, die von nun an jedenfalls eine westliche Richtung befolgt, ohne daß wir angeben können, wie sich die hydrographischen Verhältnisse jener Länder im Einzelnen gestalten. Die linksseitige Entwässerungszone des Uélle stellt sich durch den Parallelismus des Bomokándi mit der Hauptrinne als ein langer, schmaler Streifen dar, der annähernd einen Grad in der Breite mißt und dieses Maß nur selten überschreitet. Mit der rechtsseitigen Abflußzone verglichen, wird die südliche etwa die Hälfte des Flächenraumes jener einnehmen, was ziffernmäßig ausgedrückt für erstere 240 000 qkm und für letztere 120 000 qkm ergiebt. Orographisch stellt sich die Sekundär-Wasserscheide im Westen als ein hochgewelltes Land dar, dessen Erhebung nach Osten allmählich zunimmt, bis zwischen dem 28. und 29. Grade östl. Länge der Boden zur ausgesprochenen Gebirgsform anschwillt. Die Spitzen Léru und Bódja, der Tafelberg Komgoddu, der Ibbu und der noch höhere Tena bezeichnen die Gipfelpunkte des Geländes, hinter welchem, ganz im Osten, drei neue Züge sichtbar werden [1]).

Bei dem über zwei Längengrade betragenden Abstande von Junker's Route an den Quellen des Kibbi und Sir bis zu Emin Paschas Reiseweg im Reiche der Mari und Manghattu ist es wohl denkbar, daß der Kibali unterdeß mehrere, wenn nicht gar beträchtliche Tributäre aus Süden erhalten hat. Der erste, durch Erkundigungen nachgewiesene Zufluß von links her ist der Jubba, auf welchen die schon von Dr. Georg Schweinfurth gesehene Gabba folgt, deren Quellen in den Bergen der A-Bangba liegen, von wo aus sie — wie später aus dem Lande der Momfu — einen Schwarm größerer und kleinerer Zuläufe empfängt, die sie zu stattlicher Breite anschwellen lassen. Rund gerechnet wird die Gabba nicht über 100 km lang sein und dabei ein Gefäll von gerade 100 m besitzen, indem ihr Ursprung in 780 m Seehöhe und ihr Austritt in den Uélle in 680 m stattfindet.

Die westliche Fortsetzung des bergigen und hügeligen Landes zwischen dem 28. und 29. Längenkreise oder mit anderen Worten: die Sekundär-Wasserscheide Uélle-Bomokándi ist die Quellregion „für unzählige Flüsse und Flüßchen dritter und vierter Ordnung, die zu beiden Seiten zum Uélle und zum Bomokándi" hinabrieseln. „Die kleinen Wasseradern in allen jenen Gebieten, häufig mit Sumpfbildung, sind nach Hunderten zu rechnen, und zur Mühsal und Last des Reisenden treten sie täglich und stündlich hindernd entgegen."

[1]) Emin Pascha sieht diese Stöcke, deren höchster der Tena ist mit 2500 Fuß (relativ), als die letzten Ausläufer der Ketten an, welche, vom Südende des Albert-Sees kommend, das Land der Logao und A-Madi durchziehen und sich gegen Monbuttu hin abdachen. Vergl. das Sammelwerk von Schweinfurth und Ratzel: „Emin Pascha ꝛc.", Seite 190.

Digitized by Google

Die Kanarischen Inseln.

(Mit fünf Abbildungen.)

Die vom Meere ausgefüllte Kluft, welche die östlichen Kanarien — Lanzarote und Fuerteventura — von dem afrikanischen Kontinente trennt, ist weder eine sehr breite noch eine sehr tiefe, und bei der allgemeinen morphologischen Betrachtung des Archipels muß man um so mehr geneigt sein, denselben als eine physikalisch-geographische Dependenz Afrikas anzuerkennen, als die Inselreihen, die ihn zusammensetzen, ebenso wie die Längsachsen der einzelnen Inseln zugleich ziemlich genau parallel mit der gegenüberliegenden afrikanischen Küste und mit der Längsachse des Atlas-Gebirges streichen. Von der Punta de Jacomar auf Fuerteventura nach dem Kap Dschuby in Süd-Marokko

Orotava.

sind es nur etwa 90 km, und der Meeresraum zwischen den beiden Punkten erreicht an seinen tiefsten Stellen noch nicht das Maß von 500 Faden.

Die geologische Untersuchung der Inseln scheint die Annahme von einem alten Landzusammenhange mit Afrika ebenfalls bestätigen zu wollen. Einmal hat man ja in dem tiefen Thaleinschnitte der sogenannten Caldera auf Palma unter den neuerlich aufgeschütteten vulkanischen Massen altes Trapp- und Diabasgestein entdeckt, und sodann fehlt es auch bis zu beträchtlichen Höhen hinauf nicht völlig an muschelführenden Sedimentärbildungen, die wahrscheinlich tertiären Alters sind [1]). Die Verhältnisse dürften also in der fraglichen Beziehung fast genau ebenso liegen, wie bei der Madeira-Gruppe: es ist ein altes Grundgerüst vorhanden, über das sich jüngere Auswürflinge und Laven dergestalt ausgebreitet haben, daß sie es beinahe vollkommen verhüllen, und daß man lange hat glauben können, es handle sich bei den Inseln überhaupt nur um aus der Tiefe des Meeres emporgestiegene Vulkane [2]). Die einst vorhandene Landbrücke nach Afrika wurde durch das Nagen der Meeresbrandung sowie durch Absenkungen wohl erst in der späteren Tertiärzeit zerstört, und erst dadurch sind die

[1]) Vergl. L. v. Buch, Physikalische Beschreibung der Kanarischen Inseln (Berlin 1825), S. 258 u. 342; K. v. Fritsch, Reisebilder von den Kanarischen Inseln (Gotha 1866); sowie desselben Verfassers Mitteilungen in der Zeitschrift d. Deutsch. Geol. Gesellschaft, Bd. 14, S. 547.

[2]) So Charles Lyell und Oskar Peschel; vergl. Peschel-Leipoldt, Phys. Erdkunde (Leipzig 1879), Bd. 1, S. 390. — Bezüglich Madeiras vergl. „Globus", Bd. 55, S. 257 ff.

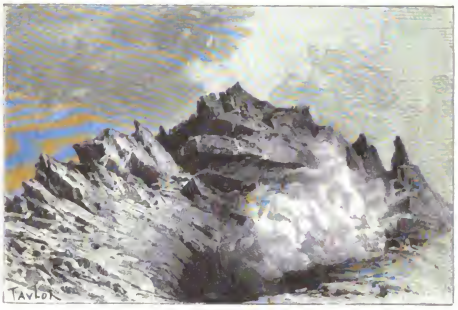
Digitized by Google

Inseln winzige „Welttheile“ für sich geworden. Heute befindet die Brandung namentlich an der Nordküste der verschiedenen Inseln, welche Zerstörungen sie im Laufe der Zeiten auch an dem festesten Basaltfelsen anzurichten vermag[1]).

Die Schlüsse, welche man aus den pflanzengeographischen Eigenthümlichkeiten des Archipels ziehen kann, bewegen sich in der gleichen Richtung. Auch bezüglich der Flora ist eine enge Anlehnung an Afrika unverkennbar. Der Art nach sind zwar die meisten kanarischen Pflanzen von den afrikanischen verschieden, nicht aber zugleich auch der Gattung nach, und es ist daher anzunehmen, daß einst eine vollkommenere Uebereinstimmung zwischen beiden bestanden habe, und daß sich die Formen erst nach Abtrennung der Inseln von dem Festlande mehr und mehr differenzirt haben. Man kennt heute über 1000 Phanerogamen auf den Kanarien — eine vergleichsweise sehr reiche Flora —, und davon kommen mehr als 25 Prozent anderweit überhaupt nicht vor, während sich etwa 33 Prozent außerdem nur noch auf der Madeira-Gruppe und auf den Azoren vorfinden. Das starke endemische Element deutet allerdings darauf hin, daß die Kanarien ihre Selbständigkeit bereits geraume Zeit besitzen, andererseits macht es aber auch ihre Insularität während des Tertiär durchaus unwahrscheinlich.

Die Fauna der Inseln läßt sich zur Beurtheilung ihrer Entwickelungsgeschichte zuvörderst schwer benutzen, weil man nicht weiß, bis zu welchem Grade dieselbe von den Menschen beeinflußt worden ist. Die Existenz des letzteren reicht ja auf den Kanarien in die prachistorischen Zeiten zurück, und namentlich sind wohl alle Säugethiere, welche die Spanier im 14. Jahrhundert auf den Inseln vorfanden, erst mit den verschiedenen Völkerwanderungen von Afrika herüber gekommen. Die Vogelfauna weist beachtenswertherweise mehrere endemische Formen auf, darunter den bekannten Kanarienvogel (Fringilla butyracea).

Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß die gewaltigen Vulkaneruptionen, denen die Kanarien seit der Tertiärzeit, zum



Die Fumarolenthätigkeit des Pik von Teneriffa.

Schauplatze gedient haben, nothwendigerweise die mannigfaltigsten Verwüstungen und Umgestaltungen in der Pflanzen- und Thierwelt der Inseln bewirkt haben müssen.

Unter sich weichen die sieben größeren Inseln, die den Archipel bilden, hinsichtlich ihrer Lebewelt stark von einander ab, und jeder derselben kommt in der fraglichen Beziehung eine ausgesprochene Individualität zu, was bei der Gleichartigkeit ihrer jungvulkanischen Bildung überraschen muß. Auch dabei hat aber augenscheinlich die Entwickelungsgeschichte des Archipels eine maßgebende Rolle gespielt, und überdies boten die verschiedenen Inseln den Pflanzen und Thieren doch auch in mehrfacher Beziehung außerordentlich verschiedene Lebensbedingungen. Die beiden östlichen Inseln — Lanzarote und Fuerteventura — standen wahrscheinlich am längsten mit dem afrikanischen Kontinente in fester Verbindung, und außerdem haben sie infolge ihrer großen Landnähe sowie infolge ihrer geringen vertikalen Erhebung auch ein entschieden afrikanisches Klima. Was Wunder also, wenn sie in Flora und Fauna die stärksten Anklänge an diesen Erdtheil zeigen! Die westlichen Kanarien — Gran Canaria, Teneriffa, Gomera, Palma und Ferro —, die von den östlichen durch eine über 1000 Faden tiefe Rinne geschieden sind, stützten wohl viel länger ein gesondertes Dasein, sie liegen zugleich viel weiter draußen im Ozeane — Palma etwa 300 km vom Kap Dschuby —, und ihre Gebirge erheben sich zum Theil zu sehr imposanter Höhe[1]). Auf ihnen haust daher auch eine viel reichere und originellere Thier- und Pflanzenwelt.

Was den Vulkanismus betrifft, dem die Inseln ihr Relief und ihre Küstengestalt mehr als jedem anderen Umstande verdanken, so ist derselbe in früheren Jahrtausenden ohne Zweifel viel reger gewesen als gegenwärtig, und man kann füglich von einem allmählichen Ermatten desselben reden. Aber lebendiger als auf Madeira ist er doch geblieben, und kaum einer von den kanarischen Hauptvulkanen darf als erloschen be-

[1]) Vergl. Dr. W. Biermann, Zur physischen Geographie der Kanarischen Inseln („Globus“, Bd. 52, S. 177 ff.).

[1]) Ferro ist sogar ebenso wie die Salvages (die als ein Anhängsel des Kanarien-Archipels betrachtet werden müssen) rings von Tiefen über 1500 Faden umgeben.

Digitized by Google

Der Pik von Teneriffa (Pico de Teyde).

Digitized by Google

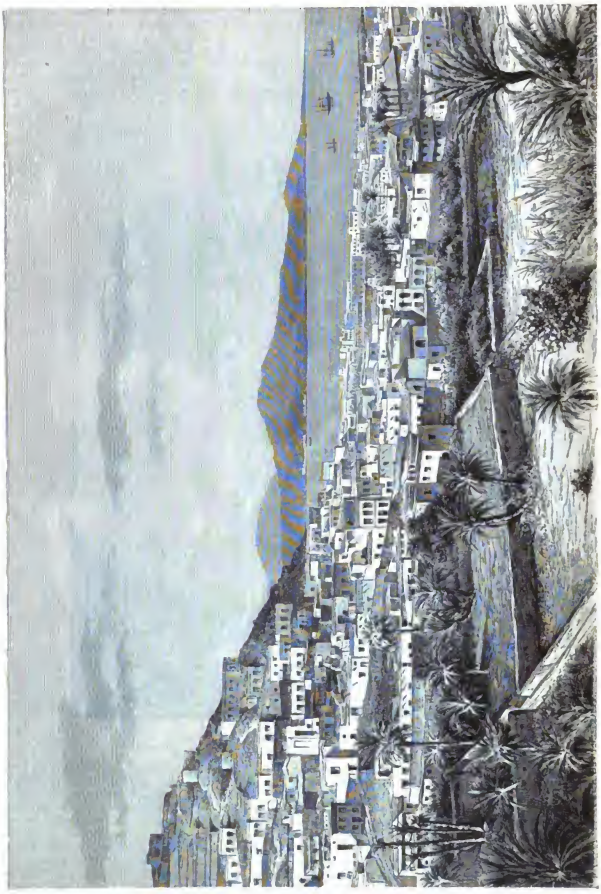
zeichnet werden. Der Pico de Teyde, der die Inſel Teneriſa beherrſcht, hatte ſeine letzten großen Eruptionen in den Jahren 1704 bis 1706 ſowie im Jahre 1798 (ein Jahr vor der Ankunft Alexander von Humboldt's auf der Inſel), und in den Jahren 1886 und 1887 wurde wenigſtens ſeine Fumarolenthätigkeit — die niemals ganz aufgehört hat — wieder ſo lebhaft, daß man die aus ſeinem Krater aufſteigenden Rauchwolken aus beträchtlicher Ferne deutlich beobachten konnte (S. die Abbildung 2). Ebenſo fanden in den Jahren 1558, 1646 und 1677 heftige Ausbrüche auf Palma ſtatt, und in den Jahren 1730 bis 1736 ſowie im Jahre 1824 ebenſo auf Lanzarote. Am ruhigſten verhielten ſich in den hiſtoriſchen Zeiten die Vulkane von Gran Canaria, Gomera, Ferro und Fuerteventura, indeß bezeugen auch dort wohl erhaltene Krater und Lava- und Bimsſteinfelder zur Genüge, daß die Zeit der Activität

Der Drachenbaum von Icod.

bei ihnen ebenfalls noch nicht ſehr weit zurückliegt, und ein gelegentliches Wiedererwachen erſcheint bei ihnen ſo wenig ausgeſchloſſen wie bei den anderen.

Der weitaus gewaltigſte unter den kanariſchen Vulkanen, deſſen Name durch die Beſuche, die ihm Alexander von Humboldt (1799) und Leopold von Buch (1824) abgeſtattet haben, in Aller Mund gekommen iſt, iſt der Pico de Teyde auf Teneriſa (S. Abbildung 3). In ihm haben ſich die vulkaniſchen Maſſen ſogar noch weſentlich höher emporgethürmt als im Aetna, und die einzelnen Lavaſtröme laſſen ſich an ihm noch ſehr deutlich verfolgen. Der ſchöne Kegel erhebt ſich aus einer Bimsſtein-Ebene, um die ſich ein hoher Ringwall — die Montañas de las Canadas (ein Analogon zu der Somma des Veſuv) — in weitem Bogen herumzieht. Der Hauptgipfel des Pik — der ſogenannte Piton (das Hörnchen) oder der Pan de Azucar (der Zuckerhut) — hat eine Höhe von 3711 m, und der Nebengipfel — die Chahorra oder der Pico viejo, aus dem der Ausbruch von 1798 ſtattfand, eine ſolche von 3210 m; die Montañas de las Canadas aber ragen in

Digitized by Google



Las Palmas.

Digitized by Google

der Guajara wenigstens bis zu 2115 m auf[1]). Und mit diesem seinem Cirkus-Gebirge nimmt der Riesenvulkan an die zwei Drittheile der Insel ein.

Der Höhe nach die nächst gewaltigsten Bultanberge besitzt Palma, wo sich der Roque (Pico) de los Muchachos zu 2345 m und der Bergspitz zu 2010 m erhebt, und dies stets in gutem Einklange mit der Jugendlichkeit der dortigen Eruptionen. Auf Gran Canaria, das an Flächenausdehnung etwa doppelt so bedeutend ist als Palma, erreicht der Pico de los Pechos (der Pico de Pozo de la Nieve) nur 1951 m, der Rubio nur 1862 m und der Saucillo 1849 m. Ferro endlich gipfelt im Alto de Malpaso mit 1415 m, Gomera im Cumbre Carojona mit 1340 m, Fuerteventura im Pico del Fraile mit 844 m, und Lanzarote im Monte Famara mit 684 m. Auf den beiden zuletzt genannten Inseln war die Energie des Bultanismus augenscheinlich am geringsten, wenn auch auf Lanzarote der letzte Ausbruch stattgehabt hat.

Die Thalbildung durch die von den vulkanischen Bergmassen herabrinnenden Gewässer ist am weitesten vorgeschritten auf Gran Canaria und Palma, und beide Inseln verdanken diesem Umstande nicht zum geringsten Theile ihre hohe Produktivität. Das große Thal von Tejeda auf Gran Canaria und die berühmte Caldera von Palma erinnern in gewisser Weise an das Curral von Madeira[2]). Auf Tenerifa ist nur der Nordosten — das Anaga-Gebirge, das als der älteste Theil der Insel gelten muß, — von tieferen Thälern, die ein reiches Pflanzenkleid tragen, durchfurcht. Im übrigen ziehen sich von allen Höhen die Schluchten der Barrancos hinab, in denen nur während der winterlichen Regenzeit wilde Bäche dahinstürmen, um ihre Erosionsarbeit zu verrichten. Die Auswaschung lockerer Tuffmassen und festeren Gestein hat daneben zu einer sehr ausgedehnten Höhlenbildung geführt.

Das Klima der Kanarien ist im allgemeinen demjenigen von Süd-Marokko ähnlich, nur bedingt der Wechsel der Bodengestalt die mannigfaltigsten lokalen Modifikationen. Die Inseln stehen jahraus jahrein unter der Herrschaft des Nordost-Passatwindes, der ihnen nur in den Wintermonaten Regen bringt. Am ärmsten an Niederschlägen — und infolgedessen auch an Quellen — sind durch die bereits erwähnten Umstände Lanzarote und Fuerteventura. Die übrigen Inseln sind während der Monate Oktober bis April namentlich in ihren höheren, dem Regenwinde exponirten Lagen ziemlich niederschlagsreich. Am besten bewässert ist Gran Canaria, wo ein einziger Dezemberguß schon 144 mm Regen brachte[3]).

Für die Kulturen ist auf keiner der Inseln die künstliche Bewässerung zu entbehren, und man hat Tausende von Stau-Becken (estanques) anlegen müssen, um die Pflanzungen während der sieben Monate anhaltenden Dürrezeit von ihnen aus mit Wasser zu versorgen. Die Temperaturschwankungen von Monat zu Monat sind nicht sehr bedeutend, so daß sich verschiedene Punkte recht gut als Luftkurorte benutzen ließen. Den Vergleich mit Madeira halten die Inseln aber hinsichtlich der Gleichmäßigkeit des Klimas nicht aus[4]). Gewitter sind ebenso wie auf Madeira selten. Stürme wehen gelegentlich aus Westen und Süden. Ein ausdörrender Südwind, der als eine Fernewirkung der Wüste Sahara betrachtet werden muß — der sogenannte „Levante“ — tritt besonders im Winter auf.

Die Vegetation ist auf den Kanarien im allgemeinen keine so üppige wie auf Madeira, und namentlich das spärlich bewässerte Küstenland ist bei weitem nicht so reich bewachsen. Die Inseln erscheinen auf diese Weise gleich beim ersten Anblick „todter als Madeira“, wie Karl v. Fritsch sagt. Das hindert aber natürlich nicht, daß an verschiedenen Orten herrliche Gärten gedeihen, und daß insbesondere der Botaniker auf eine Fülle von interessanten Pflanzenformen stößt. Unter den letzteren heben wir an dieser Stelle namentlich hervor: die vollkronige kanarische Palme (Palma canaria), von der Las Palmas, die Hauptstadt von Gran Canaria, mit gutem Grunde den Namen führt (S. Abbildung 5); den kanarischen Lorbeer (Laurus canariensis), der die Gehänge der meisten Barrancos bekleidet; die kanarische Föhre (Pinus canariensis), die besonders in den höheren Gebirgslagen von Palma stattliche Wälder bildet; den säulenkaktusähnlichen Cardon (Euphorbia canariensis); den bekannten Tabayba-Strauch (Euphorbia Regis Jubae); die Tamarinde (Tamarix canariensis); die Baumheide (Erica arborea); die Retama (Retama blanca oder Spartium nubigenum). Einer ausdrücklichen Erwähnung bedarf aber vor allem der Drachenbaum (Dracaena Draco), auf den Alexander v. Humboldt die Aufmerksamkeit der Welt gelenkt hat. Der berühmte Baum von Orotava, den Humboldt maß, war freilich bereits 1857, als H. Schacht ihn besuchte, zur Ruine geworden, und heute ist keine Spur mehr von ihm übrig geblieben. Andere Exemplare der wunderlichen Baumspezies finden sich aber bei dem gartenreichen Orotava (S. Abbildung 1), sowie anderwärts noch in beträchtlicher Zahl, und an dem Baume von Icod (S. Abbildung 4), der heute alle anderen durch seine Dimensionen übertrifft, konnte zugleich auch die bekannte Humboldt'sche Rechnung, die für den Baum von Orotava ein Alter von 10000 Jahren ergab, kritisch nachgeprüft werden. H. Schacht hat die Dracaena von Icod im Jahre 1857 gemessen und dabei den Umfang ihres Stammes in Fußhöhe zu $9^1/_2$ m bestimmt. 27 Jahre später maß dann H. Christ den Baum wieder, und er fand in derselben Höhe (von 2,8 m) 11 m 70 cm, was eine Zunahme des Stammumfanges um 2,2 m ergiebt. Der Baum wächst also augenscheinlich viel rascher, als Humboldt glaubte, und um einen Riesen von ähnlicher Art, wie der von Orotava war, zur Entfaltung zu bringen[1]), bedarf es demnach wahrscheinlich nicht von ferne des angegebenen ungeheuren Zeitraumes.

An Kulturpflanzen, die zum größeren Theile erst verhältnißmäßig spät auf den Kanarien eingeführt worden sind, erwähnen wir noch: die Dattelpalme, den Weinstock, die Banane, den Feigenbaum, die Opuntie (zur Cochenillezucht), die Agave und die Barilla (Mesembryanthemum crystallinum).

Neben dem Anbaue dieser Gewächse sowie der Getreidearten Mais, Weizen und Gerste bildet die Fischerei die einzige nennenswerthe Hülfsquelle für die Inselbewohner.

An guten Häfen fehlt es den Kanarien ebenso wie Madeira, und auf der von starker Brandung freien Ostseite finden sich nur wenige brauchbare Reeden, an denen die größten Städte entstanden sind — Las Palmas auf Gran Canaria, Santa Cruz de Tenerifa auf Tenerifa, Arrecife auf Lanzarote und Santa de Cruz de Palma auf Palma. Durch die Lage an den großen Schiffahrtsstraßen um das Kap der Guten Hoffnung und nach Südamerika spielten die Inseln aber in dem Verkehre der Völker von jeher eine wichtige Rolle, und Santa Cruz de Tenerifa dient gegenwärtig einer ganzen Reihe von Dampferlinien als Station.

[1]) Der Arina mißt nur 3304 m.

[2]) Vergl. „Globus“, Bd. 55, S. 259 ff.

[3]) Die gesammte Regenhöhe von Las Palmas beträgt etwa 65 cm, die von Laguna de Tenerifa 55 cm, und die von Orotava 33,5 cm. Vergl. Dr. W. Biermann, Beiträge zur Kenntniß des Klimas der Kanarischen Inseln (Meteorolog. Zeitschrift 1887, S. 1 ff.) und J. Hann's Mittheilungen (Meteorolog. Zeitschrift 1885, S. 334; 1887, S. 178, u. 1889, S. 316).

[4]) Im Orotava hat der Januar eine Temperatur von 16,1° C., der Juli aber eine solche von 25,2° (vergl. Biermann a. a. O.). Ueber Madeira vergl. „Globus“, Bd. 55, S. 273.

[1]) Die Humboldt'sche Dracaena hatte einen Stammumfang von 45 Fuß. Vergl. H. Schacht, Madeira und Tenerifa mit ihrer Vegetation (Berlin 1859), S. 24 ff. und H. Christ, Eine Frühlingsfahrt nach den Kanarischen Inseln (Basel 1886), S. 200 ff.

Digitized by Google

Die sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse der bolivianischen Indianer-Bevölkerung.

Von Chr. Nusser.

(Fortsetzung aus Nr. 9.)

Die Unabhängigkeitserklärung von 1824 und die damit proklamirten Grundsätze waren für den bolivianischen Indianer reiner Hohn, da er bis jetzt noch eine Rassensteuer bezahlt, die man als eine Ungerechtigkeit und Ungleichheit bei seiner Nation mehr vorfindet. Zu dieser Steuer gesellen sich für den Communario noch andere Lasten, die, obwohl sie durch das Herkommen geheiligt sein mögen und durch die besonderen Umstände der dortigen Gesellschaft, ihrer Bedürfnisse und Entwickelungsstufe einigermaßen erklärt werden können, nichtsdestoweniger den Stempel eines schimpflichen Aussaugungssystems an sich tragen, weil der wehrlose Eingeborene eingerissene Mißbräuche, gegen welche sich alle Verordnungen ohnmächtig erweisen, ruhig über sich ergehen lassen muß.

Es muß übrigens schon weit gekommen sein, wenn sich nachgerade auch im eigenen Lande zahlreiche Stimmen erheben, die eingestehen, daß es der eingeborenen Bevölkerung unter der Kolonialherrschaft denn doch nicht gar so schlimm erging und daß manche Anschuldigungen gegen das spanische Regiment in das Reich der Legenden und Uebertreibungen gehören: Wenn die eingeborene Rasse während der Kolonialzeit durch die Mitas (Frohnden) und andere von der Gier nach Schätzen Potosis erfonnene Zwangsdienste hart mitgenommen worden ist, so machte sie wenigstens der über ihr wachende staatliche Schutz zum Herren eines unantastbaren Grundbesitzes und verbürgte ihr strupulös den Gebrauch ihrer persönlichen Rechte. Unterthan damals der Krone, genoß der Indianer, sobald er die von der Kolonialregierung vorgeschriebenen Leistungen erfüllt hatte, volle Sicherheit für seine Person. Die Rechte, die ihm gewährt waren, wurden geachtet; niemand störte die Ruhe seiner Heimstätte.

Heute in der Republik sieht sich der Indianer, der doch ein Glied eines freien und unabhängigen Staatswesens ist, thatsächlich aller Garantien beraubt, welche durch die Gesetze gewährleistet werden.

Die persönliche Freiheit ist eine Fabel für ihn.

Sein Eigenthum steht zur Verfügung dessen, der es nehmen will.

Die Unverletzlichkeit des Domizils besteht für ihn nicht; der niedrigste Scherge, der verworfenste Strolch spielt sich in seiner Hütte als Herr und Meister auf.

Sein Leben zählt nicht, wenn es gilt, es im Interesse irgend einer Parteisache oder eines Günstlings der Machthaber zu opfern.

Das Gefängniß, die Peitsche und noch andere an das mittelalterliche Gerichtswesen erinnernde Strafen sind die gewöhnlich gegen ihn zur Anwendung gebrachten Maßnahmen, sei der offizielle Charakter dessen, der sie verhängt, noch ein so untergeordneter, und bestehen Beweggründe für solche Erniedrigungen oder nicht. Ja, noch mehr! Wird doch das, was dem Herzen der Eltern am theuersten ist, das Kind, zuweilen in Zahlung genommen für eine hinterlassene Schuld, wenn die Waise sie nicht zu tilgen vermag; oder die zarten Geschöpfe sind die Kriegsbeute roher Soldaten, wenn bei einem Aufstand das Schwert ihre Ernährer weggefressen hat.

Belegen wir unsere Behauptungen mit einigen charakteristischen Thatsachen, die als „Herkommen“ auf den Indianer verbitternd einwirken. Die „Rama“ ist eine der unwürdigsten Zudeutungen, welche sich in den Communidades die Obrigkeit gegen die Indianer zu Schulden kommen läßt. Kaum hört man vom Durchmarsch oder der Einquartirung eines Truppenkorps, von der Ankunft einer in der Zivilverwaltung oder der Armee stehenden hohen Persönlichkeit, so zirkulirt der Befehl zur Rama. Die Korregidoren bestimmen den jeden Indianer ihrer Jurisdiktion treffenden Beitrag und erlassen den peremptorischen Befehl, Lebensmittel, Schlachtvieh, Geflügel, Futter und Brennmaterial zu liefern, bei Strafe der Einkerkerung für die, welche sich weigern oder widerspenstig zeigen. Den Gästen werden glänzende Gastmähler gegeben in unverantwortlicher Verschwendung der kargen Subsistenzmittel des Indianers. — In der Zwischenzeit hat der Korregidor auf fremde Kosten seine Vorrathskammern gefüllt.

Mit den Frohnde-Tagen (trabajos obligados) werden des Ferneren die Indianer um Arbeitsleistungen betrogen, die wie eine Zwangskontribution auf ihnen ruhten, da man sie im Namen des Staates von ihnen fordert. Die Subpräfekten und Korregidoren, welche in diesem Mißbrauch eine mit Vortheil auszubeutende Mine erblicken, häufen Vermögen in Gebäulichkeiten und Feldbetrieb an, ohne mehr Kapital, als die unumschränkte Macht, die sie mit all dem Despotismus eines Pascha ausüben. Der Angriff auf das Eigenthum, der Hausfriedensbruch mitten in der Nacht und die Verletzung seiner individuellen Freiheit sind die gegen den Indianer gewöhnlich als Kundgebungen der Gerechtigkeitspflege angewendeten Maßregeln. Unter dem Vorwande einer gerichtlichen Vorladung oder eines Zahlbefehles wird sein Domizil mitten in der Nacht durch den Korregidor oder irgend einen, der sich für einen Verwaltungsbeamten ausgeben will, mit der gleichen Unbefangenheit überfallen, wie wenn man in einen offenen Dorfplatz hineindrängen würde. Das erste, was die Diener der Gerechtigkeit mit ihm anfangen, ist, ihn an den Haaren von seinem Lager herabzuzerren, die Hände zu binden, ein Seil um den Hals zu schlingen und ihn ins Dorfgefängniß zu schleppen, nicht ohne vorher seine Hütte durchsucht und alle Habseligkeiten, die der nächtlichen Justiz in die Augen stechen, gestohlen zu haben. — Da darf man sich wohl fragen, welches Vorgehen nöthig ist die Autoritäten zu so ungewohnten und gewaltthätigen Handlungen? — Keines, in hunderten von Fällen.

— Warum geschieht es? — Um sich etwas anzueignen, um in der Branntweinlaune einer Bagatellschuld wegen Unfug zu verüben oder um sich für einen von dem „Indio liso“ (frechen Indianer) verbreiteten unverschämten Anspruch zu rächen.

Die Kirche selbst, statt ihn zu heben, statt ihm Trost im Unglück zu bringen und ihm den Weg zu wahrer Gesittung zu weisen, ist für ihn eine weitere Ursache der Degradation.

Verroht, ohne religiösen Unterricht, ohne anderes Verständniß als das für einen groben Materialismus, ist eine

Digitized by Google

plumpe lächerliche Statue des heiligen Jago der Gegenstand seiner Verehrung. Von Gott weiß er nichts. Alles was er gefühlt, gesehen und kennen gelernt hat in Bezug auf Religion ist das „Alferado" — eine kirchliche Orgie, die vom Vorabende des Festes bis zum Ende des folgenden Tages eine wahrhafte Schändung der göttlichen Vorschriften des Christenthums ist. Feierlichkeiten aber, deren Verlauf er sich von Jugend auf nicht anders denken kann, sind nicht dazu angethan, den bei ihm zu unausrottbarem Laster gewordenen Branntweingenuß einzudämmen.

Er weiß ferner, und man hat es ihm scharf eingeprägt, daß das, was er für Religion hält, ihn öfters eine Hand voll Thaler und andere Leistungen zu kosten hat; er weiß, daß bloß gegen Entrichtung von klingender Münze, Santiago, sein vornehmster Heiliger, und das Kreuz, mit dem er an bestimmten Tagen aufmarschirt, die Hallen des Tempels betreten können. Zu einem höheren oder niedrigeren Tarif, je nach der Größe seiner Symbole und Statuen; er weiß, daß bis zu seinem letzten Athemzug seine Gedanken sich mit weltlichen und für den armen Indianer quälenden Angelegenheiten zu befassen haben. — Wieviel wird sein Begräbniß kosten? — Werden seine Frau oder seine Kinder dafür aufzukommen im Stande sein? — Hat möglicherweise das dafür herzuhalten, was er hinterläßt, nun den Hunger der Waisen zu stillen?

Mit seltenen Ausnahmen ist der Indianer der Sklave des Pfarrers (Cura), der, obwohl zu seiner sittlichen Hebung verpflichtet, ihn in der erniedrigendsten Unwissenheit erhält, und in den verabscheuungswürdigsten Gebräuchen des Aberglaubens, die sich, wie schon gesagt, unter der Bezeichnung von Alferado und anderen Namen verbergen, und bei welchen die Trunkenheit die Hauptrolle spielt. Der Indianer ist dem Pfarrer etwas weniger als ein Thier; Alles für und durch den Pfarrer; er besteht für ihn das Kirchengut, leistet ihm mit den Seinen alle möglichen Hausdienste, und nicht selten sind die Fälle, in welchen sich der Pfarrer für die Beerdigungsgefälle mit den Kindern des in Armuth verstorbenen Indianers bezahlt macht. — Ohne einen Schritt weiter zu thun auf diesem Wege, der in Betreff der moralischen Haltung der Geistlichkeit zu beruhbenden Beobachtungen führen würde — ein Zustand, für den die Geistlichkeit selbst nicht voll verantwortlich gemacht werden kann, weil er zum Theil die Frucht langjähriger Irrungen ist, in welche die Heranbildung der ganzen dortigen Gesellschaft gerathen — so ist doch zu bedauern, daß die katholische Kirche, geeignet wie kein anderes Bekenntniß, um die Indianer zu erziehen, ihre Aufgabe hier nicht besser überwacht; daß sie übersieht, daß auch in jenen Ländern der Geist der Kritik erwacht und, in seinen Folgerungen sich überstürzend, das ganze religiöse System in Mißachtung bringt.

Die auf dem Comunario lastende Kopfsteuer (Tributo, Contribucion oder Capitacion genannt), welche als Erbschaft von der Kolonialepoche angetreten wurde, hat von jeher den meisten Anstoß erregt, weil sie als eine gar zu schreiende Ungleichheit in der Behandlung der Staatsbürger empfunden wurde; aber nicht von Seiten des Indianers, der als ein ausnehmend am Althergebrachten hängendes Wesen weniger gegen den Tribut selbst, als gegen dessen beständig antizipirte Erhebung protestirte. Die Schwierigkeit war nur, diesen Ausfall in den Staatseinnahmen, die sich auf ungefähr eine Million Thaler belaufen würde, durch anderweitige Einnahmen zu ersetzen. Der Vorschlag, die Kopfsteuer auch auf die weiße Bevölkerung auszudehnen, stieß auf entschiedenen Widerstand, weil letztere sich von jeher gegen jede direkte Besteuerung gewaltig gesträubt hat. Gegen die Abschaffung des Tributs wurde geltend gemacht, daß die in den fünfziger Jahren durch den Präsidenten Castilla erfolgte Abschaffung des Indianertributs in Peru, welche sich dieses Land, auf vermeintlich unerschöpflichen Guanoreichthum bauend, erlauben zu können glaubte, in ökonomischer Hinsicht schädigend wirkte: „So lange die Republik (Peru) ihnen den Tribut auferlege, waren die Indianer gezwungen, die ihnen angeborene Lässigkeit zu bekämpfen und in der Agrikultur und der Lohnarbeit die Mittel zur Bezahlung der an den Staat zu entrichtenden Beträge zu suchen; aber einmal von dieser Steuer befreit, fielen sie in ihre Sorglosigkeit zurück, und der Ackerbau sah sich seiner hauptsächlichsten wirkenden Kraft beraubt."

So würde es auch in Bolivien gehen, und um dies zu vermeiden und in den Staatseinnahmen keinen Verlust zu erleiden, mußte, sollte der Tribut verschwinden, auf einen Ausweg gesonnen werden, der diesen Problem zu Gunsten der ökonomischen und finanziellen Frage lösen würde. — Zuwieweit sich dies durch die neueste Gesetzgebung über diesen Punkt bewirken läßt, werden wir weiter unten sehen.

Die Orijinarios bezahlen einen Jahrestribut von acht Bolivianos (1 Boliviano = 4 Mark, ohne Kurs-Verlust), der semesterweise im Juni und Dezember erhoben wird. Die Agregados zahlen vier Bolivianos. Da diese Abgabe eine Kopfsteuer ist, so zahlen die Eltern den Tribut für ihre Kinder von deren zartesten Alter an, um sie sobald wie möglich von der Verpflichtung zu befreien, denn der Indianer hat den Tribut während 40 Jahre zu entrichten. Gesetzlich war kein Anfangsalter vorgeschrieben, weil auf der Matrikel nie eine Kontribution auszahlen oder ohne Bezahlung bleiben konnte; denn wird eine Sapaña frei — d. h. sind seine Erben dafür vorhanden — so nimmt, wie früher dargelegt, irgend ein Nicht-Orijinario sie in Besitz und tritt als Kontribuent ein. Die monströse Ungerechtigkeit, daß auch die Forasteros, die keine Ländereien besitzen, Tribut zu bezahlen haben, ist durch neuere Gesetze aufgehoben. Der Tribut ist, wenn man die Forasteros abrechnet, als eine Erbzinspacht zu betrachten, welche der Indianer für die der Domäne gehörigen Ländereien, auf denen er angesiedelt ist, bezahlt.

Nun bestehen aber über jenes Landeigenthumsrecht gänzlich entgegengesetzte Ansichten. Die einen behaupten unter Herbeiziehung vieler Gründe, die Ländereien, auf welchen der Comunario lebe, seien von jeher sein legitimes Eigenthum gewesen; die anderen vertreten mit eben so viel Eifer die Ansicht, der Staat besitze das absolute Eigenthumsrecht auf diese Ländereien. Die letztere Meinung scheint in Anbetracht der in Peru ursprünglich herrschenden Staatsform und den von der Kolonialregierung vertretenen Prinzipien die richtigere zu sein. Sei dem wie ihm wolle; im Jahre 1826 ordnete der Befreier Simon Bolivar durch ein diktatoriales, in Trujillo erlassenes Dekret die Vertheilung der (im Besitze der Comunarios befindlichen) bolivianischen Staatsländereien (tierras de orijen) unter die Indianer an, und zwar in Parzellen von je einem Topo (1 Topo = 5000 Quadrat-Varas). Den Abkömmlingen von edlem Blut (caciques de sangre) und deren Weibern und Kindern sollten fünf Topos jedem zufallen. Der nach der Vertheilung sich ergebende Landüberschuß sollte öffentlich verkauft und sein Produkt zur Bezahlung der Unkosten des Befreiungskrieges verwendet werden.

Der Kongreß von 1831 (in Sucre) bestätigt mehr oder weniger durch drei Gesetze obige Vertheilung und Expropriacion (Aufhebung des Erbpacht- und Gemeingutverhältnisses) der Staatsländereien; diese Gesetze gelangen aber nie zur Ausführung. Die Administration des Präsidenten Santa Cruz erklärt die „Caciques de Sangre" für Eigenthümer ihrer respektiven „Cacicazgos" (die von Alters her im Besitz der Kazikenfamilie befindlichen Ländereien), und die Orijinarios, die mehr als zehn Jahre im Besitze

Digitized by Google

ihrer Ländereien gewesen wären, für Eigenthümer der Hälfte derselben, und bestimmt die andere Hälfte für deren unmittelbare Nachfolger. Sieben Jahre später bestätigt die gleiche Administration die „Exvinculacion" der Cacicazgos, annullirt die durch Exvinculacion an die Orijinarios erfolgte Schenkung der Ländereien, bestätigt aber die Verkäufe, welche die Orijinarios mittlerweile an dritte bewerkstelligt haben, insofern die Indianer nicht ihrerseits diese Verkäufe rückgängig zu machen wünschen, in welchem Fall sie dann den erhaltenen Kaufpreis an den Käufer zurückzuerstatten haben.

Die Güter der Kazikenfamilien wurden jedenfalls bald von den Weißen absorbirt und ihre Eigner sanken wahrscheinlich in die Reihen der gewöhnlichen Indianer zurück; wenigstens ist uns nicht eine Person bekannt geworden, auf welcher die Qualität des Blutes mit namhaftem Landbesitz vereinigt geblieben wäre.

Es ist begreiflich, daß eine der delikatesten Operationen, die es giebt, die Neuvertheilung des Landbesitzes an die Indianer als Schenkung und rechtmäßiges Eigenthum in Parzellen von bestimmter Größe, an der Unmöglichkeit scheitern mußte, 5000 Quadrat-Varas so zu arrondiren, daß der Indianer Pflanzland, Weide, Wasser u. s. w. erhielt, wie es in Ansehung der Bodenbeschaffenheit und des Klimas absolut nothwendig für ihn ist. Auch wenn der bestimmte Flächeninhalt in mehreren jene nothwendigen Bedingungen in sich schließenden Parzellen aufgebracht worden wäre, so waren doch keine wissenschaftlich gebildeten Kräfte vorhanden, die ein Unternehmen von so großer und bei den Indianern zweifellos großen Widerstand hervorrufender Tragweite hätten zu Ende führen können.

Mit Ausnahme der den Kaziken ertheilten Schenkungen und den wohl wenig zahlreichen, von den Comunarios bewerkstelligten Verkäufen blieb es also beim alten, wie unter der Kolonialherrschaft, bis zum Jahre 1868, wo die Regierung des General Melgarejo mit den Comunidades eine vom damaligen Kongreß (zwangsweise) sanktionirte Radikalkur vornahm, nicht um ein rationelleres System herbeizuführen oder das Loos der Indianer zu verbessern, sondern um sich, Präsident und Minister, die Taschen zu füllen.

Die Regierung geht nunmehr von dem Grundsatze aus, daß die Ländereien der Comunidades dem Staate gehören; sie erläßt das Gesetz der Exvinculation und verfügt zu gunsten der Indianer, daß sie ihre Ländereien konsolidiren können als persönliches Eigenthum, wenn sie dem Staate 20 Prozent des Schätzungswerthes vergüten. Was von den Indianern nicht erworben wurde, wurde öffentlich versteigert, wobei der Kaufpreis zu drei Viertel in verfallenen Gehaltsanprüchen der Beamten und Offiziere, sogenannten Liquidationsdokumenten, und ein Viertel baar erlegt werden durfte. Der Staat schuldete nämlich seinen Angestellten permanent, manchmal von Jahren her, bedeutende Summen rückständiger Gehalte. Um diese schwebende, drückende und die Existenz der Regierung gefährdende Schuld zu tilgen und nebenbei wieder zu baarem Gelde zu kommen, da bei der maßlosen Verschwendung die Staatskasse stets leer war, so wurde zu dieser Maßregel geschritten, der eigentlich nichts vorzuwerfen ist, als daß sie auf einfältige Weise ausgeführt und auf skandalöse und spitzbübische Weise ausgebeutet wurde. In ökonomischer Hinsicht mußte sie ausgezeichnete Resultate zeitigen.

Wer demnach Staatsländereien zu kaufen beabsichtigte, verschaffte sich vor allem Liquidationen, die von den Staatsangestellten in Menge erhältlich waren, und zwar mit einem Abzug oder Nachlaß von 40 bis 50 Prozent; denn die Beamten waren froh, für ihre Papiere, die bei dem Sturze der Regierung werthlos gewesen wären, überhaupt nur Geld zu sehen. Von der Regierung wurden die Liquidationen für voll angenommen, wodurch dem Käufer schon im voraus ein ganz erheblicher Vortheil erwuchs.

Für den Verkauf der Communidades waren: alle diejenigen, die billig zu schönen Landgütern gelangen wollten, zugleich aber auch das damit verbundene Risiko nicht scheuten; man traute nämlich dem Landfrieden nicht recht, trotzdem ein Kongreß den Verkauf gutgeheißen hatte; ferner die Günstlinge und Beamten der Regierung, entweder um große Ländereien heimabe umsonst zu annektiren oder ihre Gehaltscertifikate in baar Geld umzusetzen; und einige Comunarios, die entweder zu konsolidiren beabsichtigten oder vorzogen Privatcolonos zu werden. Gegen den Verkauf waren: die Grundbesitzer (soweit sie nicht selbst an der Spekulation theilnahmen), weil ihre Haciendas durch die Menge der neu entstehenden entwerthet wurden; diejenigen, die nicht einmal das kleine für einen Kauf erforderliche Kapital besaßen, oder es nicht wagten, auf diese Weise und unter dieser Regierung zu Haciendas zu gelangen; und ein beträchtlicher Theil der Comunarios, die am Alten hingen. Die Regierung beging den Fehler, ganz unwissende Generäle und Offiziere zu Taxatoren zu ernennen, welche die Ländereien nach Gutdünken und Laune taxirten; sie sprach sich in ihren Repräsentanten, mir nichts dir nichts, fürstliche Areale als Privateigenthum zu, wobei die Einzahlungen nur auf Spiegelfechterei ausliefen; sie brachte viel zu viel Ländereien gleichzeitig auf den Markt, was bewirkte, daß die ohnehin zaghaften Käufer noch schlechtere Gebote machten und für die prächtigsten Landkomplexe, die in normalen Zeiten 60000 bis 80000 Thaler werth gewesen wären, kaum mit 6000 bis 8000 Thalern bezahlt wurden, den Rabatt der Liquidationen noch nicht einmal gerechnet.

Hauptsächlich die an der peruanischen Grenze wohnenden Comunarios waren der Exvinculacion abhold. Sie wollten weder vom Verkauf ihrer Ländereien, noch von deren Konsolidation für eigene Rechnung etwas wissen und mußten mit Waffengewalt, wobei viel Blut floß, zur Unterwerfung gebracht werden.

Die Resultate der angebahnten Reform waren für die Machthaber, insofern es sich um die in klingender Münze geflossenen Summen handelte, wenig bedeutend; für die ersten Käufer wenig erfreulich, weil, wie ja in jenen Ländern das meiste mit Halbheit, ohne genügende Kenntnisse und Vorbereitungen angefaßt wird, die ersten Verkäufe wegen enormer Schädigung des Staates angefochten und einer nochmaligen Versteigerung unterworfen wurden, die Käufer deshalb den erworbenen Besitz nicht ruhig genießen konnten; für das öffentliche Wohl hätten sie aber, wäre diese Ablösung im Laufe der Jahre energisch durchgeführt worden, unberechenbaren Nutzen gebracht, denn schon in der kurzen Zeit der Mobilisirung der Staatsländereien machte sich gerade in den unentbehrlichsten Nahrungsmitteln ein gewaltiger Preisfall fühlbar. Die Kartoffeln z. B., die seit Jahren im Durchschnitt mit vier Thalern die Carga (ein großer Mehlsack voll) bezahlt wurden, fielen auf zwei Thaler, die anderen Artikel im Verhältniß. Eine intensivere Bodenbewirthschaftung zog eine größere Produktion und Zufuhr, folglich eine Preisermäßigung, bei der die Gutsbesitzer noch bestehen konnten, nach sich.

Der Comunario produzirt nur das für seine geringen Bedürfnisse unumgänglich Nothwendige. Der Gutsbesitzer sucht aus seiner Hacienda eine möglichst große Rente zu ziehen. Die in Hacienda umgewandelte Comunidad, auf der, wie stets anzunehmen war, die Orijinarios, Agregados und Forasteros fernerhin als Colonos des Eigenthümers bleiben würden, mußte natürlich in intelligenter Hand ganz andere Quantitäten hervorbringen, als in den Händen der Indianer.

Digitized by Google

Viele kleinere Leute hätten, wenn sie des für alle Zeiten unantastbaren Eigenthumsrechts auf die ausgedehnten Staatsländereien versichert gewesen wären, ebenfalls gekauft, der allgemeine Wohlstand aber und der Verbrauch der zum Komfort des Lebens beitragenden Gegenstände hätte in ungeahnten Proportionen zugenommen.

Man darf noch fragen, welche Gründe konnten einen Theil der Comunarios bestimmen, ohne Widerwillen von einem Zustand relativer Unabhängigkeit und Freiheit und im Besitz von Sayañas, die sie als Eigenthum erwerben konnten, in denjenigen des Colono einer Privathacienda überzugehen, der faktisch doch nur Taglöhner ist?

Die Antwort hierauf ist uns im Lande selbst gegeben worden: Was ist der Comunario? — Das bequeme Opfer des Subpräfekten, des Korregidor und des Pfarrers. Der Lieferant von Futter, Hühnern, Eiern, Schafen u. s. w. für diese Herren. Und wer beschützt ihn gegen die Anbeutungen, die von allen Seiten über ihn hereinbrechen? — Den Indianer der Hacienda beschützt sein Patron, er entreißt ihn den Händen der Soldaten, wenn jene ihn in der Straße aufgreifen und zu den erniedrigendsten Dienstleistungen gebrauchen wollen; er befreit seine Esel und Maulthiere, wenn sich die gewaltthätige Polizei ihrer bemächtigt, um den Herrenstroß darauf fortzuschaffen; er entzieht seine kleinen zu Markte gebrachten Vorräthe dem Monopol der ihn drängenden und bestimmenden Aufkäuferinnen; er vertheidigt seine Rechte vor den Tribunalen; er beschützt ihn in Allem und gegen Alle, das liegt in seinem Interesse. Wer aber beschützt den Comunario? — Während der Kolonialherrschaft der Protektor de los Indios; heute... niemand!

Wir müssen die Richtigkeit dieser Beweisführung anerkennen als den Verhältnissen thatsächlich entsprechend.

(Schluß folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Die deutsche Plankton-Expedition.

Ueber die deutsche Plankton-Expedition[1]), die am 15. Juli dieses Jahres von Kiel ausgegangen ist, und an der außer Professor Hensen auch noch die Professoren Brandt und Dahl als Zoologen, Dr. Schütt als Botaniker, Dr. Fischer als Bakteriolog und Professor Krümmel als Geograph theilnehmen, ist ein erster Bericht eingelaufen. Danach hatte der Dampfer „National", der die Expedition trägt, bei der Fahrt über die Nordsee ziemlich stürmisches Wetter zu bestehen. Auf dem offenen Atlantischen Ocean angelangt, begannen die eigentlichen Untersuchungen, und man machte reichliche Fänge, auch glückte es, verschiedene Thiere vom Grunde heraufzuholen. Bald begann die See aber wieder so unruhig zu werden, daß nur den eigentlichen Aufgaben der Expedition, nämlich der quantitativen Bestimmung des bis etwa 400 m tief treibenden Materials an kleinen lebenden Wesen, genügt werden konnte. Die Bestimmungen können erst nach Rückkunft der Expedition vollendet werden, und ihrer Natur nach nicht sofort neue Resultate ergeben. Ueberhaupt darf man nicht glauben, daß eine Fahrt, welche in kürzester Frist so große Strecken, wie es im Plane liegt, zu durchlaufen hat, gleiche Ergebnisse in Bezug auf das Auffinden neuer und merkwürdiger Formen erzielen kann, wie dies bei den größeren und eine Reihe von Jahren dauernden Expeditionen der Engländer und Amerikaner (des „Challenger", „Blake" 2c.) der Fall gewesen ist.

Bis Grönland war das Wetter nicht gerade schlecht, aber meist herrschte hoher Seegang, und immer nur auf kurze Zeit gestalteten sich die Verhältnisse günstig genug, um Fänge zu machen, die dann für die übrige Zeit des Tages Arbeit in Menge ergaben.

Professor Hensen leitete die Fischerei und die sonst dafür und für die Arbeiten an Bord erforderlichen Maßnahmen und Vorbereitungen, Dr. Schütt nahm die für die quantitative Bestimmung erforderliche Behandlung und Konservirung vor, Professor Brandt und Dr. Dahl nahmen die mit verschiedenen Netzen größerer Art gemachten Fänge zur Bestimmung und Konservirung in Empfang, von welchen der die Expedition begleitende Marinemaler Eckke manche Formen zeichnete. Professor Fischer beschäftigte sich mit den kleinsten im Meere vorkommenden Formen — den Bakterien —, von denen bisher fast nichts bekannt war, und Professor Krümmel verfolgte das physikalische Verhalten des Meeres. Die Thätigkeit war trotz der Ungunst des Wetters eine sehr umfangreiche, so daß es oft schwierig erschien, rechtzeitig zu den Mahlzeiten zusammen und in dieser Richtung eine strenge Disziplin eingeführt werden mußte.

Im Eise bei Grönland setzte ein Nordweststurm ein, und man konnte deshalb nicht wagen, weit in die treibenden Eisschollen vorzudringen, sondern man mußte südwärts nach Neufundland steuern. Unterwegs traf man einen Eisberg, der mehrfach umfahren, photographirt und gemalt wurde; mit einem englischen Dampfboote konnten Signale ausgetauscht werden.

Das Meer war in dieser Gegend durch dichte Wolken von zusammengeschaarten Krebschen braunroth gefärbt, so daß man sich ohne weitere Hülfsmittel von seinem Reichthume an thierischem Leben überzeugen konnte.

Nebel und bewegte See verzögerten den Lauf des Schiffes auch hier erheblich, und die Zeit, um behufs Meeresuntersuchungen still zu liegen, blieb sehr knapp gemessen. Es wurden jedoch an einigen Abenden Untersuchungen mit unterseeischen elektrischen Lampen angestellt. Die bezüglichen Einrichtungen bewährten sich vortrefflich, aber die Anziehungskraft, welche das Licht auf die Thiere, namentlich die Fische, ausüben sollte, erwies sich nicht als groß. Zwar erschienen bald bei der Lampe einige kleinere Fische, von denen auch einige gefangen wurden, aber größere Fische und bedeutendere Mengen von Fischen ließen sich weder auf hoher See noch in dem fischreichen Meere bei den Bermudas herbeilocken.

Der südliche Theil des Golfstromes wurde bei schönem Wetter durchkreuzt, und es konnten namentlich diese Beobachtungen über die eigenthümlichen Gegensätze in dem Verhalten des Wassers auf den Neu-Fundlandbänken und in dem Golfstrome, sowie über die Massen treibenden Seegrases und dessen Bewohner angestellt werden. Rasch wurden alsdann die Bermudas erreicht (am 6. August), und damit war der erste Theil der Expedition vollendet.

Die Theilnehmer der Expedition erfreuten sich alle guten Wohlseins, und es waren keine nennenswerthen Unfälle an Bord vorgekommen.

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 55, S. 143.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach den vor kurzem veröffentlichten offiziellen Aufstellungen repräsentirte der griechische Außenhandel im Jahre 1888 einen Gesammtwerth von 204,8 Millionen Drachmen (Francs), wovon 109,15 Mill. auf die Einfuhr und 95,65 Mill. auf die Ausfuhr kamen. Gegen das Vorjahr war sowohl die Einfuhr als auch die Ausfuhr bedeutend geringer, was sich einerseits durch den geringeren Getreidebedarf des Landes (infolge einer guten Ernte), andererseits durch die Korinthen-Krisis erklärt. Im Jahre 1887 belief sich der Import auf 131,85 Mill. D. und der Export auf 102,05 Mill. D. Die Korinthenproduktion betrug 1888 ungefähr 350 Mill. venetianische Pfund, 1887 aber nur 270 Mill. Pfund.

Asien.

— Ueber das Unglück der beiden Engländer Doukin und Fox, wovon im „Globus“ wiederholt die Rede gewesen ist (Vergl. Bd. 55, S. 111 und S. 222), verlautet neuerdings noch folgendes: Am 15. Juli (a. St.) machten sich der Präsident des englischen Alpenklubs Dent und der Ehrensekretär der Londoner Geographischen Gesellschaft Douglas Freshfield zusammen mit zwei anderen Herren und vier Schweizer Führern auf den Weg, um die im vorigen Jahre Verunglückten aufzusuchen. Man stieg, dem Laufe des Tutunsy folgend, zu dem Gletscher gleichen Namens hinauf, welcher vom Koschtan-tau herabkommt und in eine weite Schlucht einmündet, die von allen Seiten von felsigen Graten umgeben ist. Am Fuße des Gletschers wurde übernachtet und mit Sonnenaufgang der Aufstieg zum Koschtantau über den Gletscher unternommen. Bald bemerkten die Reisenden einen von Menschenhand aufgethürmten Steinhaufen, wo nach allen Anzeichen die verunglückten Bergsteiger ihr letztes Nachtlager gehabt haben mußten. Und wirklich fanden sich im Schnee die von Doukin und Fox hier zurückgelassenen Effekten wohlerhalten vor: warme Kleider, ein Thermometer, Mundvorräthe, ein Revolver, eine warme Decke, ein Feldkessel ꝛc. Weiterhin folgte die Expedition den noch erkennbaren Spuren bis zum Passe beim Koschtan-Tau, aber weiter vorzudringen war unmöglich; senkrecht abfallende Felsen und Schneemassen machten den Aufstieg auf den Berg unausführbar, trotzdem daß man mit allen nöthigen Werkzeugen reichlich versehen war. Bei einer eingehenden Besichtigung der Schneefelder bemerkte man noch die Reste einer Mütze, aber die Leichen selbst aufzusuchen gelang nicht. Die Expedition kam zu dem Schlusse, daß Doukin und Fox in einen Abgrund gestürzt sein müssen. Auf diese Weise wird auch das Gerücht widerlegt, welches sich in letzterer Zeit vielfach verbreitet hatte, daß nämlich die genannten das Opfer eines Raubmordes geworden seien.

— Die auswärtige Schiffahrtsbewegung der japanischen Häfen betrug im Jahre 1887 3221 Schiffe über 2 255 209 Tonnen, an welchen Zahlen England mit 635 Schiffen und 913 262 Tonnen, Deutschland mit 498 Schiffen und 379 732 Tonnen, die Vereinigten Staaten mit 136 Schiffen und 255 015 Tonnen und Frankreich mit 64 Schiffen und 116 523 Tonnen participirten. Die englische Antheilnahme an dem japanischen Seeverkehre zeigte der Zahl der Schiffe nach gegen das Vorjahr einen Rückgang (um 71), blieb sich aber der Zahl der Tonnen nach beinahe gleich; der amerikanische Antheil ging in beiden Beziehungen auffällig zurück; der deutsche Antheil machte namentlich hinsichtlich der Tonnenzahl starke Fortschritte (um 72 394 Tonnen), und ebenso auch der französische (um 44 065 Tonnen).

Afrika.

— Der französische Reisende Trivier ist im Februar dieses Jahres in Stanley-Falls angekommen, um sich von dort aus dem Lukuga zuzuwenden und diesen Strom bis zu seinem Ausflusse aus dem Tanganika-See zu verfolgen. Nachdem er diese Aufgabe gelöst haben wird, will er die afrikanische Ostküste bei Zanzibar zu erreichen suchen.

— F. C. Selous, der bekanntlich den Plan hatte, vom oberen Zambesi nach Garenganze, im Westen des Bangweolo-Sees, vorzudringen, ist im Gebiete der Maschukulumbwe von den Eingeborenen überfallen und ausgeplündert worden, als er eben im Begriffe war, den Kafue-Strom zu überschreiten. Nur unter großen Schwierigkeiten gelang es ihm, Sesheke (am Zambesi) zu erreichen (Vergl. „Globus“, Bd. 55, S. 351).

Bücherschau.

— J. B. Hans Nordhoff, Hof-Markt und Gemeinde Nordwestfalens in historischem Ueberblicke. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, IV, S. 1 ff.) Stuttgart 1889. Engelhorn. — Der Autor nimmt an, daß die Bildung der Einzelhöfe erst lange nach der Römerzeit und selbst nach der Eroberung des nördlichen Westfalen durch die Sachsen stattgefunden hat, schwerlich vor dem sechsten Jahrhundert, wahrscheinlich erst nach 530, und daß sie wesentlich unter dem Einflusse der Berührung mit den Franken erfolgte. Anfangs wurde nur der bebaute Acker nebst der Wohnstätte aus der Mark ausgesondert, dann in verschiedenen Theilungen — aber in den einzelnen Bezirken nicht in derselben Reihenfolge — auch Wiesen, Holzung, Weideland und Heide. Karl der Große fand das Hofwesen und Hofrecht schon völlig ausgebildet, hie und da auch schon zahlreiche Höfe in einer Hand; er vergab die Höfe der gefallenen oder vertriebenen Sachsen an seine Franken, oder an Klöster und Pfarreien, was vielfach zu Dorfgründungen oder anderweitiger Zersplitterung der Höfe führte; der Abgang wurde durch Anlage neuer Rotthöfe auf frisch gerodeten Waldgrund nur theilweise ersetzt. Durch das ganze Mittelalter hindurch ist der Kampf gegen die alten Haupthöfe weiter gegangen, und nur bezimirt und heruntergekommen sind sie in unser Jahrhundert eingetreten. Ko.

Inhalt: H. Seidel: Das Ueele-Gebiet. 1. (Mit einer Karte.) — Die Kanarischen Inseln. (Mit fünf Abbildungen.) — Chr. Kuiser: Die sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse der botivianischen Indianer-Bevölkerung. (Fortsetzung aus Nr. 9.) — Kürzere Mittheilungen: Die deutsche Plankton-Expedition. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 31. August 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Thalbildung in Australien und Neuseeland.

Von Dr. R. v. Lendenfeld.

(Mit zwei Abbildungen.)

Es ist eine der vielen stillschweigend acceptirten, man möchte sagen axiomatischen, und dennoch irrigen Anschauungen, daß die Thäler in den Berglandern erst gebildet werden, nachdem schon die Bergketten selber erhoben sind. Denn es ist klar, daß sich die Gebirge so langsam erheben, daß während ihres Emporsteigens den Atmosphärilien, die ja dann ebenso wie zu anderen Zeiten wirken, hinreichend Zeit gegönnt ist, um lokal die Hebung durch Abspülung zu paralysiren. Der Regen und die Temperaturschwankungen freilich vermögen die ansteigenden Gesteine nicht so rasch abzunagen, als sie sich erheben, wohl aber vermögen dies die Bäche und Flüsse, welche in den Strichen, die sie einmal eingenommen haben, gar keine Erhebung aufkommen lassen und das Grundgestein ebenso rasch abhobeln, als es steigt — ihr Gefäll erhaltend. Später erst, wenn sich mächtige Berge im Grunde und zu den Seiten des Hauptthales erhoben haben, beginnt auch das Thalbett sich zu heben, und zwar infolge der Anhäufung des Gesteinsschuttes, welcher von den Berghängen herabkommt und sich so lange im Thalgrunde ansammelt, bis das Gefälle dadurch derart verstärkt wird, daß das fließende Wasser hinreichende Kraft erlangt, nun die später hinzukommenden Schuttmassen fortzuschaffen. Quertterrassen in den Thälern können durch Verschiedenheiten in der Härte des Grundgesteines oder durch lokale Schutthaufungen gebildet werden. Sie führen zur Bildung von Stromschnellen oder Wasserfällen, deren Wirkungsweise eine derartige ist, daß sie immer an Steilheit zunehmen und sich immer weiter ins Gestein — thalauf — einfressen.

Dies ist die Bildungsweise der Thäler in jungen, noch immer ansteigenden Gebirgen.

Hört die Gebirgsbildung auf, dann fährt das fließende Wasser fort auszuhöhlen, und es wird dann der nivellirenden Thätigkeit desselben kein Gegengewicht mehr gehalten. Die Thäler werden tiefer und die Berge niedriger, bis endlich nichts mehr als ein flaches Tafelland von dem ganzen Gebirge übrig ist.

Um einen klaren Einblick in diese Verhältnisse zu gewinnen, genügt es nicht, ein Gebirge zu studiren, wie etwa unsere Alpen; wir müssen vielmehr die Thalgestalten in den Gebirgen anderer Erdtheile zur Vergleichung heranziehen. Aus diesem Grunde will ich hier die Thäler der Alpen Australiens und Neuseelands beschreiben, welche beide älter sind als die europäischen.

In den Australischen Alpen hat die Faltung schon zu Ende der palaeozoischen Periode aufgehört, in den Neuseeländischen viel später, etwa zur Jurazeit. Es sind deshalb die Neuseeländischen Alpen den jungen europäischen ähnlicher, wie die Australischen.

Die mächtige Gebirgskette, welche den nordwestlichen Theil der Südinsel von Neuseeland durchzieht, ist ein echtes Faltengebirge. Korallenbauten und Vulkankegel haben keinen Antheil an seinem Aufbau. Es erhebt sich in seinem Kulminationspunkte Mt. Cook zu einer Höhe von 3768 m, und der Hauptkamm übersteigt auf 150 km hin 2000 m.

Der Hauptkamm — zugleich die Wasserscheide — ist der Nordwestküste parallel und liegt ihr so nahe, daß die nordwestlichen Thäler klein und unbedeutend bleiben. Viel

Digitized by Google

Das Waimakariri-Thal.

Digitized by Google

bedeutender sind die Thäler der Südostseite, welche hinaus führen in die weite Ebene, die sich dort an den Fuß der Berge schmiegt.

Der Ostabhang des Centralstockes der Neuseeländischen Alpen wird entwässert von den Zuflüssen eines der größten Ströme Neuseelands, des Waitangi. Alle Gletscher des Ostabhanges zwischen Mt. Tyndall und Mt. Ward ergießen ihre Abflüsse in denselben. Der Waitangi entsteht durch den Zusammenfluß dreier großer, einander ähnlicher Gewässer, des Tekapo-, Chan- und Pukaki-Branch. In seinem Mittellaufe erhält er noch einen weiteren bedeutenden Zufluß, den Ahuriri, welcher sich aber wesentlich von den drei oben genannten Quellflüssen unterscheidet. Die letzteren entspringen alle aus Alpenseen, in welche sich die Bergströme ergießen. Als eigentliche Quelle des Waitangi kann wohl das Thor des Tasman-Gletschers angesehen werden, aus welchem sein mächtigster Arm hervorbricht. Diesem wollen wir nun folgen und das Thal betrachten, welches er durchfließt.

Das Gletscherthor, aus dem dieser „Tasman"-Fluß entspringt, liegt 730 m über dem Meere, nahe der Mitte der Südinsel, von der Südostküste weiter entfernt, als von der Nordwestküste.

An warmen Tagen, besonders bei Föhnwetter, ist der Tasmanfluß an seiner Quelle so reißend und tief, daß er zu Fuß gar nicht und auch zu Pferde nur mühsam und mit Gefahr überseht werden kann. Er fließt von hier in südlicher Richtung, mit einem Gefäll von 1 : 102 und mündet nach 35 km langem Laufe in den Pukaki-See, dessen Spiegel gegenwärtig 523 m über dem Meere liegt. Auf dieser Strecke nimmt er links den Murchison- und Jollieffluß, rechts den Hooker-Fluß auf. Murchison und Hooker sind gleich dem Tasman Gletscherabflüsse.

Vom Gletscherthor bis zum Pukaki-See behält der Strom den gleichen Charakter bei. Das Thal aber, welches er durchzieht, erstreckt sich mit gleichbleibendem Habitus noch über beide Enden dieser Stromstrecke hinaus: die Zunge des Tasman-Gletschers im Norden und der Pukaki-See im Süden sind nur lokale Ueberschwemmungen eines ähnlichen Thalbodens, wie er dazwischen vom Tasmanflusse durchzogen wird. Dieses Tasman-Thal ist gegen 70 km lang und nahezu gerade, und es hat einen 4 bis 6 km breiten, ganz flachen, aus Geröll bestehenden Boden. Die Thalseiten sind ziemlich steile, größtentheils mit Gras bewachsene Böschungen, die im oberen Theile des Thales hinaufziehen zu den umliegenden Hochgebirgen, im unteren aber — besonders die linke Thalwand — zu einem welligen, 300 m über der Sohle des Tasman-Thales ausgebreiteten Plateau. An den Thalhängen, welche die Gletscherzunge umgeben, wachsen dornige Halbsträucher und in höheren Zonen Wachholder und Alpengras. Die dornige Strauchvegetation zieht sich 10 bis 15 km weit unter das Gletscherende hinab, hie und da von Fagusbeständen unterbrochen. Weiter thalab finden wir an den Hängen nur mehr Prairiegras. Die rasche Abnahme der Niederschlagsmenge vom Hochgebirge gegen das Flachland im Südostsen findet ihren Ausdruck in dieser Aenderung der Vegetation.

Der flache Thalboden selber wird, wie erwähnt, am oberen Ende von der Tasman-Gletscherzunge, und am unteren Ende von den Fluthen des Pukaki-Sees zugedeckt. Auf der 35 km langen dazwischen liegenden Strecke besteht der Thalboden größtentheils aus lahlem, vegetationslosem Geröll. Er wird durchzogen von einem Netze ewig wechselnder Torrenten: den Armen des Tasmanflusses. An der Stelle, wo ich dieses Thal querte, bestand damals (1883) der Tasmanfluß aus 22 Armen. Dort, wo der Fluß längere Zeit nicht hinkommt, siedelt sich Gras auf dem Geröll an. Diese Grasflecken haben alle — außer jenen an den Thalbodenrändern — eine langgestreckt rhomboidale oder dreieckige Gestalt, wie sie eben von den Torrenten vorgezeichnet wird. Gegen den Pukaki-See hin nimmt die Größe der Rollsteine, aus denen das Geröll der Thalsohle besteht, allmählich ab, und es mischt sich auch immer mehr anderer Detritus — Gletscherschlamm — denselben bei, einen günstigeren Boden für den Pflanzenwuchs schaffend. Deshalb, und auch weil wegen des abnehmenden Gefälles der Fluß im Unterlaufe weniger wechselvoll und reißend ist, nehmen die Grasflecken thalab an Größe und Anzahl stetig zu. Am Ufer des Sees selbst kommt fast gar kein kahles Geröll mehr vor.

Ich kenne kaum einen trostloseren Anblick als den oberen Theil dieses Thales mit seinen riesigen kahlen Geröllfeldern und seinen wilden, mächtigen Gletscherterrorten.

Der Pukaki-See verdankt seine Entstehung einer ungeheuren Moräne, welche der viel größere Tasmanglet scher der neuseeländischen Eiszeit (vergl. „Globus", Bd. 53, 353 ff.) am unteren Ende desselben abgelagert hat, einen riesigen Damm von mehreren Kilometern Breite bildend, welcher gegenwärtig den Tasmanfluß an dieser Stelle zu einem See staut.

Der Seeabfluß ist beträchtlich in den Moränenwall eingeschnitten, und die deutlichen Terrassen über den Seeufern zeigen, daß derselbe vor nicht allzulanger Zeit viel größer gewesen und sein Niveau höher gestanden wie gegenwärtig. Der Pukaki-See ist 17 km lang und 8 km breit. Der Strom, der aus dem See hervorbricht, heißt Pukaki-Branch, er hat ein Gefäll von 1 : 279 und vereinigt sich nach kurzem Laufe mit den übrigen Quellflüssen des Waitangi.

Der Hauptstrom selber — der Waitangi — hat ein durchschnittliches Gefäll von 1 : 233, und er fließt gerade, südöstlich, in kürzester Linie dem Meere zu. In seinem Unterlaufe durchzieht er die große Ebene, welche sich an den Südostfuß des Gebirges anlehnt, in viele Arme aufgelöst und so weit ausgebreitet, daß die Eisenbahnbrücke über denselben nahe seiner Mündung über einen Kilometer lang gemacht werden mußte. Geröll und Schlamm bringt er in großer Menge mit herab vom Gebirge, obwohl viel von dem Schutt in den Seen aufgefangen wird, welche von seinen Quellströmen durchflossen werden. Er bant sich so einen Damm in der Ebene auf, auf dessen Krone er fließt, so lange diese nicht zu sehr die umliegende Ebene überragt; dann ändert er seinen Lauf, mit dem Baue eines neuen Dammes dieser Art beginnend.

Vor seiner Mündung breiten sich Sandbarren aus, welche so ausgedehnt sind, daß nur kleine Boote vom offenen Meere her in den Waitangi hinein können. Der Fluß ist übrigens auch in seinem Unterlaufe trotz seines Wasserreichthums nicht schiffbar — zu weit horizontal ausgebreitet und seicht, und dabei recht reißend.

Die beiden Quellflüsse Tekapo- und Chan-Branch, welche sich mit dem beschriebenen Pukaki zur Bildung des Waitangi vereinigen, haben genau denselben Charakter, wie der Pukaki: sie durchfließen breite, ganz flache Thalböden, umgeben von Steilhängen, münden in Seen, welche von mächtigen alten Moränen aufgestaut sind, brechen aus diesen, seichte Schluchten bildend, hervor und breiten sich dann im Flachlande wieder aus.

Doch nicht die Thäler im eigentlichen Herzen des Gebirges allein haben diese eigenthümlichen breiten Thalböden: auch weiter im Norden werden solche angetroffen, wie z. B. das Waimakariri- und das Otirathal (vergl. die Abbildungen). Beim letzteren treten ausnahmsweise die Thalhänge an einer Seite so nahe an einander, daß ein Alpenthal entsteht, wie wir es in Europa zu sehen gewohnt sind. Die Wildheit und der trostlose Charakter der neuseeländischen Alpen-

Digitized by Google

Die Otira-Schlucht.

Digitized by Google

thäler tritt besonders in der Abbildung des Otira deutlich zu Tage.

Im allgemeinen kommt man zu dem Schlusse, daß die Eigenthümlichkeit der neuseeländischen Alpenthäler in ihren breiten und flachen Gerölllöden besteht — ein Charakter, der den, von dem Herzen des Gebirges herabziehenden Nebenthälern durchaus zukommt. Bei uns trifft man solche Thalgestalten erst weiter ab vom Gebirge, in den Haupt-, d. i. Längsthälern an, wie etwa im Rhônethal. Dieser Unterschied ist auf das größere Alter der Neuseeländischen Alpen, den europäischen gegenüber, zurückzuführen; es haben in Neuseeland die fließenden Gewässer in den Nebenthälern schon jene Wirkung erzielt, die in den europäischen Alpen erst in den Hauptthälern erreicht ist.

Am Westabhange des Centralstockes der Neuseeländischen Alpen werden ähnlich breite, wenn auch kürzere und steilere Thäler, wie am Südostabhange, häufig angetroffen. Weiter im Süden ändert sich der Charakter der Thäler. Hier finden wir an der Westküste tief eingeschnittene Fjorde, am Südostabhange aber tiefe, langgestreckte Seen. Der Charakter dieser Thäler ist jenem der norwegischen vollkommen ähnlich, und wie diese verdanken sie der Wirkung ungeheurer Eismassen — solcher, wie sie heute Grönland bedecken, ihren eigenthümlichen Charakter. Natürlich waren diese Thäler vor der Eiszeit da, sie bildeten sich gleichzeitig mit der Erhebung des Gebirges, in dem sie eingeschnitten sind; ihre gute Erhaltung aber und ihre eigenthümliche Form sind Wirkungen des Gletschereises der neuseeländischen Eiszeit.

Die palaeozoischen Alpen Australiens sind nichts als der Sockel, auf dem einstens ein hohes Gebirge aufgebaut war. Nichts als weite Plateaus sind von demselben noch übrig — Plateaus, welche kaum die Höhe von 2000 m übersteigen. Mount Townsend, der höchste Berg Australiens, ist nur 2241 m hoch.

Hier ist alles Hochgebirgsgeröll aus den Alpenthälern verschwunden. Tief eingeschnitten in das Grundgestein — Gneiß und Glimmerschiefer — sind die Flüsse, und fruchtbarer Hummus- und Lehmboden breitet sich in den Hauptthälern aus.

Die Thalseiten sind nirgends steil, und enge Schluchten werden nicht angetroffen. In den Vorbergen haben die Thäler einen ganz anderen Querschnitt, wie auf der Höhe der Tafeln. Wir finden nämlich, daß dort, weiter ab vom Gebirge, die Thalwände konver sind — nach unten hin an Steilheit zunehmend —, während sie auf dem Plateau konkav erscheinen — nach unten hin an Steilheit abnehmend. Dieser Unterschied ist eine einfache Wirkung der Verschiedenheit in dem Modus der Thalaustiefung in höheren und tieferen Regionen. In der Hochregion geht die Verwitterung auf den Kämmen und an den Bergflanken rascher vor sich, als die Thalaustiefung durch den hier noch kleineren Fluß. In der Tiefe liegen die Verhältnisse umgekehrt: hier frißt sich der wasserreichere Strom rascher in das Grundgestein ein, als die bewadeten Berge verwittern. Gleichwohl ist auch hier die Verwitterung eine genügende, um die Bildung besonders steiler Thalhänge zu verhindern.

Die Thäler, welche sich in der eingangs angeführten Weise gleichzeitig mit dem Gebirge bilden, sind naturgemäß schmal und umgeben von Steilhängen, nur in den Synklinalen der Schichtenfalten oder an Längsbrüchen mit klaffenden Wänden findet sich Raum, in dem die Thäler sich ausbreiten können. Dementsprechend finden wir in den jungen, vielleicht heute noch aufsteigenden europäischen Alpen die Querthäler meist eng, die Längsthäler aber meist breit.

Hört die Gebirgsbildung auf, dann verbreitern sich zunächst die Nebenthäler, und es treten Verhältnisse ein, wie wir sie in den Neuseeländischen Alpen kennen gelernt haben: breite, flache Querthäler mit den Charakterzügen von Längsthälern.

Im weiteren Verlauf der Nivellirung wird Alles abgetragen, das Geröll, welches die flachen Böden der Thäler bildete, wird hinausgewaschen, und wieder werden die Thäler eng; jetzt aber nicht nur die Querthäler, sondern bei fortschreitender Abtragung des Gebirges auch die Längsthäler. Dieses Stadium stellen die Australischen Alpen dar. Sobald die Flüsse sich bis zum Niveau des umgebenden Flachlandes oder Meeres hinabgenagt haben, hört natürlich die weitere Austiefung der Thäler auf. Die Abrasion der Berge aber hat ihren Fortgang, und es bleibt schließlich nichts von dem Gebirge übrig. Die abradirten Falten liegen dann im Niveau der Umgebung, wie etwa in Südschottland.

Das von den Bergen herabgeschwemmte Material bildet, auf dem Meeresgrunde zur Ruhe gelangt, flache Sedimentgesteine, welche durch spätere Faltung zu neuen Gebirgen erhoben werden können.

So schließt sich der Kreis, und so können wir durch Vergleichung einen Einblick gewinnen in die Entstehung, das Wachsthum, den Verfall und das Verschwinden jener Runzeln unserer Erdrinde — der Alpengebirge.

Archibald Little's Fahrt durch die Jangtsekiang-Schluchten von I-tschang[1]).

(Mit drei Abbildungen.)

Unter den wirthschaftspolitischen Problemen, die in Ostasien ihrer Lösung harren, ist neben der Herstellung eines chinesischen Eisenbahnnetzes die Eröffnung des oberen Jangtsekiang für die freie Schiffahrt ohne Zweifel das bedeutsamste. Erscheint ja doch der Riesenstrom, den die Chinesen mit Vorliebe entweder den „Fluß" („Kiang") schlechthin oder den „Großen Fluß" („Ta Kiang") nennen, um so mehr als die natürliche Hauptverladeader des chinesischen Verkehrs, als sein Zwillingsbruder — der Hoangho — seine Dienste der Schiffahrt vollkommen versagt[1]), und wird er ja doch zusammen mit seinen Nebenflüssen auch seit uralten Zeiten von zahllosen Dschunken und Sampans belebt. Nur den Europäern gestattete man die Fahrt auf ihm gemäß der bekannten chinesischen Abschließungspolitik nicht über Wan-schang-fu (S. Abbildung 1) hinaus, und die Jngeständnisse, zu denen man sich im Vertrage von Tschi-fu bezüglich der Jangtse-Schiffahrt verstehen mußte — im Falle, daß sich der Strom dazu geeignet erweisen sollte, europäische

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 58, 305 ff. und 331 ff.

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 9 ff.

Digitized by Google

Dampfer bis Tſchung-king zuzulaſſen, ſuchte man nachträglich ſo viel als irgend möglich wieder rückgängig zu machen.

Angeſichts dieſer Lage iſt es in den letzten Jahren vor allen Dingen ein Mann geweſen, der mit all der Zähigkeit und Energie, die der angelſächſiſchen Raſſe eigenthümlich iſt, daran gearbeitet hat, das angedeutete Problem zu löſen, und die Regierung zu Peking dazu zu veranlaſſen, das gegebene Wort in ſeinem vollen Umfange zu löſen — Archibald John Little. Wir verſäumen es daher nicht, an dieſer Stelle nochmals nachdrücklich auf die Beſtrebungen deſſelben hinzuweiſen, und zu dieſem Zwecke einen kurzen Abſchnitt aus ſeinem von der Yangtſekiang-Frage handelnden Buche, das wir bereits einmal beſprochen haben, in freier Weiſe wiederzugeben[1]), die Schilderung der Little'ſchen Fahrt durch die beigegebenen Illuſtrationen ſo viel als möglich veranſchaulichend. Der betreffende Abſchnitt lautet:

Es war am 18. März, als wir von Jetſchang aufbrachen, um unſere Fahrt nach dem fernen Weſten Chinas weiter fortzuſetzen. Das Gras war feucht vom Morgenthau, Veilchen blühten dazwiſchen, und Wohlgerüche erfüllten weit und breit die Luft.

Während unſeres Aufenthaltes in Jetſchang hatte das ſommerliche Steigen des Stromes ſeinen Anfang genommen, die Strombreite war um mehrere Hundert Fuß gewachſen, und die Sandfläche, welche bisher etwa ein Viertel des Strombettes eingenommen hatte, war vollſtändig überfluthet, ſo daß wir in ſeichtem Waſſer über ſie dahin rudern konnten, ſtatt gegen die ſtarke Strömung nahe an dem gegenüber-

Der Yangtſekiang bei Wu-tſchang-fu.

liegenden Steilufer anzukämpfen. Drei Meilen oberhalb I-tſchang mußten wir aber den Strom queren, und nun begann für unſere unermüdlichen Schiffszieher ein ſchweres Stück Arbeit. Sie ſprangen hinaus auf die Felſen, kletterten um rieſige Blöcke herum, wo immer ihr ſandalenbekleideter Fuß einen Halt finden konnte, und ſuchten das Boot an der Leine vorwärts zu bringen. Die Breite des Yangtſe beträgt oberhalb I-tſchang etwa dreiviertel Meile, und da man weder vor ſich noch hinter ſich einen Ausgang erblickt, ſo wird man hier an einen abgeſchloſſenen Gebirgsſee gemahnt. Beſonders hat man dieſen Eindruck bei der kleinen Schnelle namens „Chi-pa". Ganz plötzlich öffnet ſich aber zur Linken eine Schlucht, und man erblickt den großen Strom wieder in ſeiner ganzen Majeſtät, auf 400 Yards verſchmälert, und zwiſchen ſteilen Kalkſteinklippen dahinfließend. Erſt in weiter Ferne ſcheinen dieſe letzteren wieder näher und näher zuſammen zu rücken, um keinen Raum für den Fluß zwiſchen ſich übrig zu laſſen. Keine Feder iſt im Stande, die Schönheit des Anblickes zu ſchildern, den wir nun drei Stunden lang genießen, indem wir zwiſchen den großartigen Felſenmauern unſerem nächſten Nachtquartiere zuſteuerten. Das Waſſer iſt in dieſer Schlucht nicht weniger als 50 bis 100 Faden tief. Nicht die leiſeſte Bewegung iſt an der Oberfläche ſichtbar, und die Rufe der Schiffszieher nebſt dem Echo, das ihnen nachhallt, ſind die einzigen Laute, welche das unheimliche Schweigen unterbrechen. Die Wolken, welche die höheren Bergſpitzen ein-

[1]) Archibald John Little, Through the Yang-tse Gorges. London 1888. Sampson Low, Marston, Searle & Rivington. Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 45.

Digitized by Google

hüllen, machen die Schlucht nur noch düsterer, als sie ohnedies sein würde. Die Kalksteinschichten liegen vollkommen horizontal, die Stromrinne aber durchschneidet sie lothrecht, und die engen Seitenschluchten, durch welche kleinere Nebenflüsse in den Jangtse hinein treten, tragen ganz denselben Charakter, und in einigen derselben kürzen Wasserfälle von den jähen Wänden herab. Der Pflanzenwuchs ist, wo er überhaupt platzzugreifen vermag, reich und üppig, und die Fruchtbäume erscheinen über und über mit Blüthen bedeckt. Das Flußwasser ist nicht mehr so klar und durchsichtig, wie bei I-tschang, und die Frühjahrsfluth, die ihm eine dunkle Schmutzfarbe giebt, wird bereits sehr bemerkbar.

Als Spuren von Menschenleben erblickt man auf der ganzen weiten Wasserfläche nur ein paar Tschunken, die sich beim Herannahen als von stattlicher Größe und Tragfähigkeit erweisen, und die Landesprodukte Sze-tschwans thalwärts führen. Aus der Ferne erschienen sie wie winzige Sampans, wohl weil in der umgebenden Naturscenerie alles von so gewaltigem Maßstabe ist. Aus den Seitenthälern schauen gelegentlich malerische Dörfchen, umgeben von grünenden Weizenfeldern und weißblühenden Pflaumenbaum-Pflanzungen hervor.

Der Jangtsekiang ändert hier von Monat zu Monat seinen Charakter, und im Sommer, wo sein Wasser 50 bis 60 Fuß höher steht — den niedrigsten Stand hat er im Februar —, gewährt er ein ganz anderes Schauspiel, als im Winter. Die Felsen bedecken sich dann mit Wasser, und an Stelle der getrennten, mit stillem Wasser wechselnden Schnellen entsteht ein einziger wirbelnder Strom, der eine Geschwindigkeit von etwa sechs Knoten besitzt. Für Tschunken ist hier die beste Schiffahrtszeit jene, wo das Niederwasser in das Hochwasser übergeht, während für Dampfer die eigentliche Hochwasser-Periode, deren Strömung für sie kein wesentliches Hinderniß bildet, am günstigsten sein würde.

Weiter aufwärts kommt man an großen Steinbrüchen vorüber, in denen der Kalkstein zu Bauzwecken lediglich vermittelst eiserner Keile und ohne Sprengstoffe losgebrochen wird. Hier macht der Strom eine weitere rechtwinklige Biegung, und man gelangt in den Theil der Schlucht, welcher „Teng-ying-tse" („Lampenschein-Schlucht") heißt, im

Das Thal des oberen Jangtsekiang.

Gegensatze zu der weiter unten gelegenen „Hoanz-mao" („Gelbkatzen-Schlucht"). Die wunderlichen Verwitterungserscheinungen, die hier die hohe Kalksteinwand des rechten Ufers krönen, sehen aus wie von Menschenhand gebaute, uneinnehmbare Bergfesten. Das linke Ufer ist weniger schroff und läßt hie und da Raum für kleine Dörfer, sowie für Haine von Talg- und Firniß-Bäumen und Bambu. Am oberen Ende der Schlucht hat der härtere Kalkstein der Erosion des sandbeladenen Wassers augenscheinlich besser widerstehen können, und daher ist die Schlucht an dieser Stelle ganz besonders eng. Hier steigen die weißen Felsenzinnen des linken Ufers gegen 3000 Fuß empor, an die Dolomiten der Alpen erinnernd. Der Kalkstein des rechten Ufers ist nach wie vor schwarzblau. Eine großartige Felsbildung an der engsten Stelle nennen die Chinesen bezeichnend genug „Säule des Himmels". Am Ende der Schlucht, durch die etwa 200 Fuß über dem Wasserspiegel ein bequemer Pfad hindurch führt, liegt am Ausgange eines lieblichen Seitenthals und an der Mündung eines Tributärstromes der Ort Nan-to. Ein besonders auffälliger Felsen ist hier ganz und gar mit Inschriften bedeckt, die aber in China nicht wie in Amerika marktschreierische Anzeigen irgend eines Verkaufsartikels, sondern poetische Ergüsse über die Schönheit der umgebenden Natur sind, allerdings nicht gerade Poesien von hohem Schwunge — „Chiang tion yi nai" („Strom und Himmel tragen dieselbe Farbe"), „Shuo shui ohing yin" („Die Berge glänzen, und das Wasser ist dunkel") ꝛc.

Nun gelangt man mit einem male in eine geologisch ganz anders beschaffene Gegend. Der Kalkstein hört auf, und Gneiß und Granit treten an seine Stelle, und die Gewässer haben diese Gesteine anzeichenlich in ganz anderer Weise bearbeitet als jene. Der Jangtse hat sie nicht in einer engen Schlucht zerfägt, sondern er hat sich in ihnen ein meilenbreites Thal geschaffen, und rings herum erheben sich nur mächtige Blöcke als Ruinen der zerstörten Formation, zwischen denen sich das niedrige Winterwasser hin- und herwindet. Vielfach durchsetzen den Gneiß Grünstein- und Porphyrhdämme, die rechtwinklig zur Stromrichtung streichen, und dieselben bilden im Fahrwasser gefährliche Klippen, so

Digitized by Google

Jangtsekiang-Schlucht unterhalb Kwei-tschau fu.

Digitized by Google

daß die Strecke von den Schiffern sehr gefürchtet wird. Die Schiffszieher haben hier ein ganz besonders schweres Werk, und sie müssen wie Gemsen beständig an den Felsblöcken auf und ab klimmen. Die Hauptrinne des Stromes ist verhältnißmäßig breit und tief, die Dschunken halten sich aber mit Vorliebe in den engen Seitenkanälen nahe am Ufer, wo sie am Seile gezogen werden können. Die betreffende Strecke heißt „Jao-tsa-ho“ und ist etwa 15 englische Meilen lang. Die am schwierigsten zu überwindende Schnelle auf derselben wird „Ta-tung“ („Otterhöhlen-Schnelle“) genannt, und den Dschunken kostet dieselbe bei der Fahrt stromauf öfters einen vollen Tag harte Anstrengung. Kleinere Fahrzeuge, die genügend elastisch sind, um einem gelegentlichen Anstoßen an den Felsen widerstehen zu können, kommen leichter darüber hinweg.

Es folgt hierauf eine weitere enge Schlucht, namens „Tung-ling-hsia“ („Durchbohrter Berg“), an deren Eingange sich hoch oben auf der Felswand sieben kleine Wachtthürmchen erheben, von denen aus in den Zeiten innerer Unruhen Rauchsignale gegeben werden, und die daher „Yen-tun“ („Rauchthürme“) genannt werden. Bei ihnen hat man einen prächtigen Ueberblick über die Schlucht. Die Thürmchen selbst sind verfallen, wie fast Alles, was die Regierung in dem Lande errichtet hat.

Die Tung-ling-Schlucht ist nur vier Meilen lang, und an ihrem oberen Ausgange theilt eine von Felsblöcken überdeckte Insel den Strom in zwei wildschäumende Arme. Es folgt nun alsbald die „Niu-kan-ma-fei-hsia“, die ihren wunderlichen Namen („Ochsenleber-Pferdelungen-Schlucht“) von ein paar Tropfsteingebilden an einem Felsen nahe bei ihrem Eingange führt. Den Schiffern, die die einzelnen Stromstrecken benannt haben, dienen derlei Dinge eben als Merkzeichen. Der verderbte Name „Lu-kan“, der der Schlucht auf den Karten beigelegt wird, ist aus Niu-kan entstanden. Die Schnelle zwischen den beiden Schluchten bot dem Fahrzeuge keine nennenswerthe Schwierigkeit, und es galt nur zwischen den Felsen, die um diese Zeit noch aus dem Wasser emporragen, geschickt hindurch zu steuern. Im Jahre vorher hatte aber der Oberstkommandirende der Hupe-Provinz, General Pao-tschao, mit seiner Dschunke hier Schiffbruch gelitten, und seine zwei Söhne waren dabei in dem Wirbel ertrunken.

An einer stillen Bucht vor dem Eingange in die zweite Schlucht steht ein taoistischer Tempel, der wie alle mittelalterlichen Tempelbauten der öhlichen und der westlichen Welt in eine herrliche Natur hineingestellt worden ist — mit hohen Bergen dahinter und jähen Felsen, die sich an die 4000 Fuß erheben, davor. Die Stromenge heißt davon auch noch „Miao-ho-hsia“ („Stromtempel-Schlucht“). Die durchbrochenen Felsen sind wieder Kalkstein.

Oberhalb treten die letzteren allmählich wieder weiter aus einander, und dadurch hat das Dorf Schin-t'an (oder Ching-t'an, wie der Name am Orte selbst ausgesprochen wird) Raum gefunden. „Schin-t'an“ bedeutet soviel wie „Neue Schnelle“, und diese in drei Theile zerfallende und auf etwa zwei Meilen ausgedehnte Schnelle gilt zugleich für die schlimmste des ganzen schiffbaren Jangtse. Sie ist erst unter dem Kaiser Tschia-tsching von der Ming-Dynastie — vor etwa 250 Jahren — durch Einsturz eines steilen Ufersberges, der sich an der rechten Seite des Stromes erhob, entstanden. Nur der unterste Theil verdankt sein Dasein in der Hauptsache den moräne-ähnlichen Ablagerungen und Steinblockanhäufungen eines Nebenflusses, der dort aus einer engen Seitenschlucht heraustritt.

Das Theehaus des Dorfes Schin-t'an liegt ziemlich 200 Fuß über dem Niederwasser des Stromes, trotzdem aber ist es nicht vollkommen gesichert gegen die Hochfluth desselben, und in der Hauptstraße des Dorfes gewahrt man noch an fast allen Häusern Spuren von der großen Ueberschwemmung des Jahres 1870, die ganze Städte von dem Erdboden hinwegfegte. Das Tempelhaus des Dorfes Schin-t'an liegt ziemlich 200 Fuß über dem Niederwasser des Stromes, trotzdem aber ist es nicht vollkommen gesichert gegen die Hochfluth desselben, und in der Hauptstraße des Dorfes gewahrt man noch an fast allen Häusern Spuren von der großen Ueberschwemmung des Jahres 1870, die ganze Städte von dem Erdboden hinwegfegte. Die Fahrt hatte durch die Schnelle eine sehr mühsame Fahrt.

Als dieselbe endlich zurückgelegt war, gelangte man in die „Ping-shu-yao-chien-hsia“, die nur etwa zwei Meilen lang ist. Der Name bedeutet „Wehrgefeg- und Kostbare-Klingen-Schlucht“, rührt aber auch wieder von Stalaktitenbildungen her, die man hoch oben an einer Klippe bemerkt, und deren Gestalt an das wohlbekannte und auf chinesischem Porzellan vielfach dargestellte Sinnbild der altchinesischen Geschichte erinnert. Die Felsen steigen senkrecht bis zu einer Höhe von 1500 Fuß empor, und ebenso tief sollen sie nach dem Volksglauben unter dem Wasserspiegel hinunterfallen. Die dahinter liegenden Berge mögen etwa das doppelte dieser Höhe haben. Ein grauer Sandstein untermischt mit Schiefer, in den die Atmosphärilien zahlreiche Höhlen hinein und säulenähnliche Bildungen heraus gewaschen haben, setzt die Ufersfelsen zusammen. Das Ziehen des Fahrzeuges war hier unthunlich, ein frischer Wind trieb dasselbe aber vorwärts, und die Strömung (von etwa drei Knoten) wurde leicht überwunden. An der Oberfläche sieht man kaum eine Bewegung des Wassers. Den Baumkronen nach zu schließen muß der vorherrschende Wind immer der Ostwind sein, so daß die Dschunken-Schiffahrt stromauf dadurch sehr wesentlich erleichtert erscheint.

Von der oberen Oeffnung der Ping-shu-Schlucht, wo die Berge (bis 4000 Fuß hoch) wieder weiter zurücktreten, bis nach Kwei-tschou sind es noch sechs Meilen, und hier ist das Strombett wieder angefüllt mit ungeheuren Steinblöcken und steinbedeckten Sandbänken, zwischen denen abermals eine Schnelle der anderen folgt.

Oberhalb Kwei-tschous sind dann noch mehrere Jangtse-Schluchten zu passiren, bezüglich ihrer sowie bezüglich der ganzen Strecke bis Tschun-king müssen wir aber auf das interessanteste Buch Little's selbst verweisen.

Das Uéllé-Gebiet.

Nach Dr. W. Junker's wissenschaftlichen Reiseergebnissen geschildert von **H. Seidel**.

(II. Schluß.)

Unstreitig der bedeutendste aller südlichen Tributäre des Uéllé ist der Bomokándi, der weit im Osten aus dem Westabfalle der Blauen Berge entquillt und eine Gesammtlänge von 500 km besitzen mag. Schon bei Gumbáli, unter den Monuíu fand ihn Dr. Junker Anfang März, noch vor Beginn der Regen, an 50 Schritt breit und 3 Fuß tief; zur Schwellzeit steigen seine Wasser um 4 bis 5 m. Von erwähnenswerthen Zuflüssen nimmt er aus Norden gegen acht,

Digitized by Google

aus Süden nur vier ansehnliche Verstärkungen auf, von denen jedoch die südlichen infolge ihres umfangreicheren Entwickelungsraumes ohne Frage die kräftigeren sind [1]).

Wieder parallel mit dem Bomokándi strömt der letzte hier in Betracht kommende Tributär des Uëlle seinem Sammelbett zu. Es ist der Mbísima oder Mbima, wie er von den Eingeborenen an der Mündung genannt wird. Sein Ursprung ist unter dem 27. Meridian zu suchen, so daß er mehr als zwei Längengrade durchlaufen muß, was immerhin einen günstigen Rückschluß auf seine Bedeutung zuläßt.

In der Geschichte des Uëlle-Problems, das jetzt durch Junker's Forschungen und die Dampferreisen eines Grenfell und van Gèle so glücklich gelöst ist, hat seinerzeit, als die Zugehörigkeit unseres Stromes zum Kongo noch lebhaft bestritten wurde, ein südlicher Nachbar des Uëlle — der hier schon genannte Népoto — eine wichtige Rolle gespielt. In ihm sahen die Verfechter der Uëlle-Schari-Hypothese den gesuchten Oberlauf des Aruwimi endlich gefunden; sein Dasein schien jede Verbindung des Uëlle mit dem Kongo hinfällig zu machen [2]), und stattlich verlängert tauchte bereits hie und da der Schari trotz der ernstlichen Abmahnung anderer Denkender in Büchern und Karten auf. Der Népoto verdient also wohl, trotzdem unser Wissen von ihm nur klägliches Stückwerk ist, daß seiner zum Schlusse noch mit kurzen Worten gedacht wird. Von seiner Quelle schlägt er anfänglich, wie der Uëlle und Bomokándi, eine westliche bis westnordwestliche Richtung ein, die er aber vom 28. Grade östl. Länge an aufgiebt, um sich nach Süden zum Kongo zu wenden, den er, etwas nördlich vom ersten Breitengrade, als Aruwimi erreicht. Gerade in seiner höchsten Biegung nach Norden geht ihm ein eigentümliches Wassersystem zu, dessen einzelne Theile von Dr. Junker unter dem Namen „Obá" bezeichnet werden. Der Reisende traf von Norden nach Süden nicht weniger als fünf solcher Obá, d. h. breite, flache, baumlose Sumpfniederungen, bedeckt mit ein bis zwei Fuß hohem, dichtem Grase, unter dem sich eine langsam fortziehende Wassermasse nach Westen bewegte. Die fünf einzelnen Obá vereinigen sich später zu einem größeren, über 1000 Schritt breiten Sammel-Obá, das sich schließlich in einen offenen Fluß verwandelt — den Máko, der kurz vor dem 28. Meridian in den Népoto ausbricht.

Damit ist unser Aufriß der Oro-Hydrographie des Junker'schen Reisegebietes beendet, und es erübrigt uns jetzt, die Schilderung des Landes nach anderen Gesichtspunkten zu vervollständigen. Die Höhenbestimmungen Dr. Junker's sind, soweit es thunlich schien, bereits im vorigen Abschnitte verwerthet worden. Um nun auch die Wetterlage der Uëlle-Region kennen zu lernen, sei es gestattet, aus den von Dr. A. Schmidt bearbeiteten meteorologischen Aufnahmen diejenigen Punkte herauszuheben, welche die klimatischen Verhältnisse dort klar zu legen vermögen. — Die ehedem ägyptische Aequatorialprovinz zeigt in klimatischer Hinsicht ein ziemlich einheitliches Gepräge, und selbst die zwischen manchen Theilen bemerkbaren Unterschiede sind nicht erheblich genug, um eine zusammenfassende Darstellung unmöglich zu machen. Den wesentlichsten Charakterzug im jährlichen Verlaufe der Witterung bildet hier, wie überall in den Tropen, der Wechsel zwischen feuchter und trockener Zeit. Eine völlig regenlose Periode wird allerdings — nach Dr. Junker's Erfahrungen — besonders für den ganzen Westen nicht anzunehmen sein, höchstens könnte man den östlichen Abschnitten eine solche zuerkennen, indem z. B. Ladó in den Monaten Dezember, Januar und Februar sehr selten und nur ausnahmsweise Niederschläge erfährt. Im Regime des Uëlle fallen Regen, gelegentlich sogar von bedeutender Stärke, in jeder Trockenzeit, die daselbst von Mitte November bis Mitte Februar dauert, und zwar sind es meistens östliche bis südöstliche Winde, welche die Güsse herbeiführen. Mit dem Aufrücken der Sonne zum Aequator beginnt eine Aenderung in der Richtung des Windes, indem sich derselbe allmählich über Ost und Süd die Südwest dreht, um dann, wenn die Sonne ihren „nördlichsten Stand erreicht hat, in umgekehrter Reihenfolge die ähnlichen Lagen zu durchlaufen", bis im November wieder die Nordostwinde zur Herrschaft gelangen. Dabei scheint sich die Stärke der Luftbewegung fortgesetzt in mäßigen Grenzen zu halten; Stillen sind namentlich in den Morgen- und Abendstunden recht häufig, viel seltener über Tag, weil dann der atmosphärische Zug gewöhnlich ununterbrochen anhält. Die regelmäßigen Winde — also im Dezember und Januar die nordöstlichen, im Juni und Juli die westlich-südwestlichen — mögen im Durchschnitt etwas stärker wehen, als die übrigen. Schwere Stürme sind nur wenig beobachtet worden; weder Junker, noch Emin Pascha und Casati haben öfter als einoder zweimal das Maximum ihrer Windfalen verzeichnet; Bohndorff allein, der nach zehntheiliger Skala rechnete, giebt verhältnißmäßig viel die Stärke „neun" in seinem Wetterjournal an. Mit der Morgenstille tritt in der zweiten Hälfte des Jahres eine häufige Nebelbildung ein, welche sich zu Zeiten außerordentlich steigert. Die regenreichste Periode dehnt sich über die Monate mit südlichen Winden aus, währt demnach ungefähr vom März bis gegen den November, und empfängt nach Abzug des „Anfangs- und Endmonats eine so nachhaltige Befeuchtung, daß durchschnittlich jeder zweite Tag ein Regentag ist. Die vielfach von Gewittern begleiteten Güsse halten meist nicht lange an, doch „kommen auch solche von der Art unserer sogenannten Landregen vor". Welche Wassermassen aber in kürzester Zeit des öfteren zur Erde stürzen, entzieht sich fast unserer Vorstellung; denn die Niederschlagsmenge der „wolkenbruchartigen" oder „bituvialen" Regen, welche Junker und Emin Pascha in reichlicher Zahl anführen, übertrieft die bei uns vorkommenden Extreme meist um einen vielmals höheren Satz. Die größte Intensität besaß der von Emin gemessene Südstrichregen vom 29. April 1883, der bei einstündiger Dauer eine Niederschlagshöhe von 37,9 mm lieferte, d. i. mehr als das Doppelte der Menge, welche beispielsweise in Berlin die schweren Gewittergüsse der Nacht vom 15. zum 16. Mai dieses Jahres insgesammt ergaben (17,3 mm). Die stärksten Tagesmaße bezifferten sich nach Emin auf 44,6 mm, 53,6 mm und endlich auf 65,3 mm, von denen die letzte Summe den zwiefachen mittleren Jahresfall von Suez (30 mm) noch um etwas übertrifft und gerade die Hälfte aller Feuchtigkeit ausmacht, welche sich im Jahresmittel über Astrachan (120 bis 130 mm) ergiebt [1]). Sonst scheint das Land durchschnittlich während eines Regentages — außer in den trockenen Monaten — ziemlich stetig 8 mm Niederschlag zu empfangen. Gar nicht selten stellen sich auch elektrische Erscheinungen ein, die an den höher gelegenen Orten hin und wieder von Hagel begleitet sind. Der Entladung geht in der Regel ein plötzlich hereinbrechender orkanartiger Luftstrom voraus, wie dies die Leser schon aus Schweinfurth's Schilderung des Tropengewitters bei König Munsa's Tanjseê kennen.

Die jährliche Temperaturschwankung in der Aequatorialprovinz ist unbedeutend und beläuft sich für Ladó etwa auf

[1]) Vergl. Junker's Brief aus dem Lande Semio vom 8. Dezember 1882 in Petermann's Mittheilungen 1883, S. 93.

[2]) Vergl. Dr. Junker's Brief aus Tangasi vom 2. August in Petermann's Mittheilungen 1883, S. 292.

[1]) Vergl. auch „Die Niederschlagsverhältnisse Mexiko's" im Globus, Bd. LV, S. 351.

Digitized by Google

4,8° C. und für die übrigen Stationen im Mittel auf 2,2 Celsiusgrade. Die durchschnittliche Tageswärme erreicht ihren höchsten Betrag in der zweiten Hälfte des März, während der niedrigste auf den Monat August fällt. Als Maxima kamen vor in Ladó 42,2° C. und in Junker's Station Semio 40° C., wofelbst andererseits ein Minimum von 10° C. gemessen wurde, hinter welchem nur noch eine Beobachtung an der Gadda mit 9,4° C. zurückbleibt. Solche Kühle ist natürlich für Weiße und Schwarze gleich unangenehm, und man sucht sich nach Kräften vor der „tropischen Kälte" zu wahren, obschon die betreffenden Stämme zu dem Zwecke nicht so merkwürdige Mittel ersonnen haben, wie die Eingeborenen von Gombé in Senegambien, die sich gegen das nächtliche Frieren durch hohle, heizbare Thonbänke, worauf sie schlafen, zu schützen wissen.

Wir stehen endlich auf dem Punkte, in die ethnographische Beschreibung der von Dr. Junker besuchten Völker eintreten zu können. Seit Schweinfurth's epochemachender Reise sind die Namen der Niam-Niam, der Monbuttu, der zwerghaften Akka, der Babuckr und Mommun in Fachkreisen albekannt; wer aber die von Schweinfurth gezogenen Volksgrenzen mit den neueren Erhebungen durch Dr. Junker vergleicht, wird überrascht sein von den tiefgreifenden Veränderungen, die im Laufe von 10 bis 15 Jahren auf diesem Felde vor sich gegangen sind. Ein Negerreich ist eben nichts Festes und Stabiles, das lange Geschlechter überdauert, sondern ein schwankender Bau, der meist bei dem ersten ernstlichen Ansturm in wirre Trümmer zerfällt. Die ewigen Kriege der Schwarzen — unter sich sowohl wie gegen fremde Stämme — befördern ungemein den raschen und beständigen Wechsel in der Bevölkerung. Andererseits leisten die unzähligen, auf ihre vermeintliche Gleichberechtigung eifersüchtigen Häuptlinge der Auflösung größerer Volksgemeinden in zwergliafte Kleinstaaten kräftigen Vorschub; und das Ende ist, daß die von der starken Allgemeinheit abgelösten Theile in das Hörigkeitsverhältniß zu angrenzenden Despotenreichen sinken. Die Unterworfenen werden zu Frohndiensten verwendet und bilden sich allmählich zu einer besonderen Sclaven-Kaste aus, die in der Regel von anderer Nationalität ist, als das herrschende Element. Ihrer Abkunft nach sind die Hörigen entweder Reste der ursprünglichen Bevölkerung des Landes vor dem Einbruch der fremden Sieger, oder sie sind von fern her zugezogen und haben sich freiwillig unter den Schutz des größeren Staates begeben, oder sie sind endlich durch zwangsmäßige Kolonisation aus unterjochten Stämmen eingeführt worden. In allen Fällen bedeuten sie eine „untergeordnete, meistens zur Arbeit herangezogene Klasse", die jedoch nicht mit ihren Oberherren gemischt wohnt, sondern sich für gewöhnlich zu verschiedenen Enlaven oder Volksinseln vereinigt hat. Deshalb ist es falsch, ohne weiteres anzunehmen, daß ein Negerreich „nur von einer bestimmten Völkerschaft", z. B. von den A-Sandó oder Mangbattu oder Mommun allein bewohnt sei, vielmehr waltet allerorts eine überraschende ethnographische Zerrissenheit vor, die das Verschiedenartigste bunt durcheinander gewirbelt hat. Der Niam-Niam-Fürst Semio, bei dem Junker viele Monate weilte, gab selbst an, daß er kaum 1000 Mann von unverfälschter „alter Abstammung in seinem Gebiete habe, während er doch Tausende von Leuten fremden Ursprungs — wie A-Kähle, Biri und A-Bárumbo — zu seinen Unterthanen zählte". Mbómma, recht im Mittelpunkte der A-Sandé, gebot über „Pambia, A-Bárumbo und andere Stämme — Theile von fremden Völkern mit besonderer Sprache und eigenen Sitten und Gebräuchen, so weit diese nicht bei der Vermischung und in dem täglichen Leben mit den A-Sandé in ihrer Originalität Einbuße erlitten hatten". Unter solchen Umständen gehen natürlich auch die reinen Rassenmerkmale mehr und mehr verloren, und damit wird jede Statistik über die Volkszahl der herrschenden wie der eingesprengten Tribus unendlich schwierig, wenn nicht gar unmöglich. Den weitaus größten Komplex im Gebiete des Uélle nimmt das Reich der Niam-Niam oder A-Sandé ein, die fast ein Drittel oder 100 000 qkm der gesammten Entwässerungszone an sich gebracht haben. Das Schwergewicht ihrer Macht liegt auf dem rechten Ufer des Stromes, obschon sie auch auf dem linken Ufer nicht ohne Landbesitz sind. Begrenzt wird ihr Gebiet im Osten vom Dongu, bis zum Dschebel Baginse, von wo ab der Fluß Sueh die weitere Trennung bewirkt. Bei 28 Grad östl. Länge und 6 Grad nördl. Breite zieht die Grenze westnordwestlich am Berge Daragumba vorüber, um später mit einem großen Bogen durch Osten und Südosten nach Süden herumzuschwingen. So endet sie, zuletzt schon südwestlich gerichtet, beim Häuptling Bagbime am Uélle, den wir, mit Ausschluß des von A-Mádi besetzten Terrains in der südlichen Beuge, vorläufig als mittägliche Grenze ansehen wollen. Innerhalb dieses Raumes wögen nun, wie Dr. Junker aus vielfältigen Beobachtungen ableitet, an 500 000 Menschen — allerdings in sehr ungleichmäßiger Dichtigkeit — wohnen, was einen Satz von fünf Personen für jeden Quadratkilometer ergiebt. Von dieser Summe sind aber „gewiß kaum die Hälfte A-Sandé"; die andere Hälfte entfällt auf „unterworfene, kolonisirte und eingewanderte Stämme". Die erstaunliche Menge fremder Elemente legt den Schluß nahe, daß das heute von den A-Sandé beherrschte Territorium nicht ihr Stammland ist, sondern daß vor ihnen ein anderes Volk, und zwar wahrscheinlich die A-Bárumbo, den Haupttheil jenes Areals besiedelt hatten. Außer den A-Bárumbo waren ehedem auch die Schere oder Baschir, wie sie die Niam-Niam nennen, ein mächtiger, einheitlicher Stamm, der anscheinend den ganzen Nordabschnitt des jetzigen A-Sandé-Reiches besaß. Mit ihnen verwandt sind die aus dem gleichnamigen Berglande stammenden Pambia, wie jene ungemein zersplittert und in Kolonien über weite Strecken ausgesäet. Näher beim Uélle hausen ferner als kolonisirte Tribus die Bagirsó, die A-Mádi [1]) und die A-Bangba, denen mehr thalab, im südwestlichen Theile der A-Sandé-Herrschaft, die Maránga und Angu folgen. Die Sitze der A-Kähle, nördlich vom Mbómu, wurden erst unter dem vorletzten Geschlechte von den Niam-Niam erobert. — Noch bunter fällt die ethnographische Karte der nordwestlichen Grenzzone aus, wo neben den A-Sandé die Kredi, Tágbo, Banda und Bandjía wohnen, und obendrein von den arabischen Händlern die verschiedenen Typen ihrer Gefolgschaften eingeschleppt sind. Aehnliche Zustände charakterisiren auch den Osten der Niam-Niam-Länder, also den Verwaltungsdistrikt eines Rafái-Aga, der hier seine Stationen unterhält und den Negern, sehr zu ihrem Nutzen, die ewigen Fehden verboten hat. Die Zeiten sind dahin, wo die A-Sandé von einem wenigen mächtigen Fürsten regiert wurden und den Schrecken ihrer Nachbarn bildeten; die jetzt gebietenden Häuptlinge haben meist nur wenig Land und Volk unter ihrer Gewalt und erliegen, einer nach dem anderen, dem Araberthum.

Westlich von den Niam-Niam auf der schmalen Zunge zwischen Uélle und Mbómu liegt die Heimath der Bandjía, eines in früheren Tagen zahlreichen und kräftigen Volkes, das nach gegenwärtig in seinem Territorium bei weitem nicht die ethnographische Zerrissenheit aufweist, welche wir bei den A-Sandé bemerken. Nach Sprache und Sitten müssen sie mit den A-Sandé verwandt sein, obschon sie

[1]) Zu unterscheiden von den unabhängigen A-Mádi im Uélle-Bogen.

Digitized by Google

selbst einen solchen Ursprung leugnen und eine besondere Abkunft behaupten. Wie im Norden den Mbómu, so haben sie im Süden auch den Uéllé getrennt, und hier wie dort Besitz erworben, auf welchem sie jedoch in starker Mengung mit fremden Stämmen leben, was in derartigen Außenbezirken ganz natürlich ist.

Das Nordufer des Mbómu — genauer den rechtsseitigen Unterlauf des Schinko und des Mbómu — hat das Volk der Nsakkara besiedelt, von deren König Bangussso der Kapitän van Gèle auf seiner Mobangi-Reise erzählen hörte. Zwischen Schinko und Wómoro und westlich noch weit über den Schinko hinaus sitzen die Bánda, welche durch die aus Dar For kommenden Sklavenhändler seit vielen Jahren fortgesetzt decimirt werden. Die Kredj, wieder nördlich von den Bánda, hat bereits G. Schweinfurth beschrieben, wohingegen von einem Schwarm kleinerer Tribus, z. B. der A-Ngádda, der Gunga, A-Ngálla u. s. w., kaum mehr als die Namen bekannt sind. Die Biri (am Zusammenflusse des Goangoa mit dem Uárro) leben, dem sumpfigen Grunde ihres Landes entsprechend, in Pfahlbauten; andere Stämme, wie die A-Bassango, bevorzugen die Inseln und haben als Fischer und Fährleute einen Ruf erlangt. Im Uélle-Bogen endlich sitzen die A-Mádi „als kleine Kernbevölkerung noch ein Leben scheinbarer Selbständigkeit“, nur schwächen sie sich selbst durch die unausrottbare Sucht zu Kämpfen und durch die Eifersüchteleien unter den Häuptlingen. Die Inseln der Stromkurve halten die Embatá besetzt, die zugleich mit ihren Booten den Flußverkehr bewerkstelligen.

Bei den Völkern auf dem südlichen Ufer des Uélle grüßen uns sofort mit vertrautem Klange die Namen der Monbuttu — oder Mangbáttu, wie Dr. Junker schreibt —, der A-Bangba, Babuckr, Momfu und Akka. Zwar der große Munsa ist längst gefallen, und sein Reich hat sich aufgelöst, und an Stelle des rohen Herrschers beherrschen Günstlinge der Araber, ein Niangara, ein Gambári und Kabobó. Bei Niangara sah Emin Pascha [1]) die einstige Lieblingsfrau Munja's, Kettivoto, den angesehenen und einflußreichen Rang der ersten Frau und Beratherin einnehmen, und Munsa's Tochter, „eine eingebildete, sehr aristokratische Person“, ist mit dem zweiten Gewalthaber, mit Gambári, verheirathet. Munja's Söhne hingegen sind als kleine Häuptlinge im Lande verstreut, fröhnen leidenschaftlich der Menschenfresserei und hoffen daneben auf die Wiedererlangung des väterlichen Erbes. Das Volk der Mangbáttu hat sich nach dem Tode des Königs haltlos in größere und kleinere Theile zerfetzt; viele sind ausgewandert, und viele von den A-Bángba verdrängt, die jetzt der dominirende Stamm im früheren Monbuttu-Reiche sind. Die A-Bángba wohnen zur Zeit zwischen Kibali und Gadda und breiten sich südlich bis zum Bomokándi aus. Dort und an den Sumpfflüssen Obá hausen die mit den Mangbáttu verwandten Mádje, welche sonst nur als verstreute Kolonisten angetroffen werden. Den A-Bángba nähern sich die weit zerstreuten Maigo, Mundu und Babuckr, während die Mangbálle mehr Aehnlichkeit mit den Monbuttu zeigen, wodurch aber eine gewisse Zusammengehörigkeit aller dieser Völker nicht aufgehoben wird. Sie besitzen, wenn auch sprachlich oft verschieden, doch eine Reihe gemeinsamer Merkmale, die sie von den isolirt stehenden Momfu und Mabódo bestimmt abgrenzen. Momfu und Mabódo — diese im Süden, am obern Nápoto, jene im Osten, am oberen Bomokándi — erinnern in ihrem ganzen Habitus eher an die Negerstämme, welche in Kalikà und Lúbari ihren Sitz haben. Die Momfu sind „in Kleinstaaterei zerfallen und theilen sich in unzählige, unter sich in Fehde lebende Stämme“, was der stetig nach Osten vordringenden Fremdherrschaft bequemen Fortgang erlaubt. Ihre Sprache zeigt keinerlei Anklänge an die westlichen Idiome. Die Mabódo gehören verwandtschaftlich gleichfalls zu den Negern des Ostens, weichen aber schon in der Sprache von den Momfu ab, so daß sie als gesondertes Volk zu betrachten sind. Isolirt stehen auf dem südlichen Ufer des Uélle ferner die A-Sandó und die A-Bárumbo, die wir vorher in der Hauptsache auf dem rechten Ufer angesiedelt sahen. Sie haben auf der Südseite das Gebiet zwischen der Hauptader und dem unteren Bómokándi bis zur Konfluenz beider Wasser inne und dehnen sich gegenüber noch zum Nakóngo und Pükko aus. Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein Zweig dieser A-Sandó vor langen Jahren tief nach Süden an den Arwuimi ausgewandert ist, wofür die Nachrichten über einen ehemaligen Verkehr zwischen den nördlichen und südlichen A-Sandé, wie nicht minder die übereinstimmend gearbeiteten Waffen zeugen.

Wie ein fremdartiges Ueberbleibsel aus der Vergangenheit muthen uns endlich die viel bewunderten Zwergstämme der Akka oder Tikki-Tikki an. Unstät und flüchtig schweifen sie durch die Lande, ein Nomadenvolk unter lauter sehhaften, ackerbautreibenden Menschen. Lange hat man über ihr Dasein gestritten, darüber gelächelt, was Herodot und Aristoteles von den Pygmäen an den „Seen oberhalb Aegyptens, wo der Nil entspringt“, erzählten. Selbst die Bilder und Inschriften aus Karnak, die den König zeigen, wie „zu ihm die Zwerge kommen aus den Ländern des Südens, um zu dienen seinem Hause“, konnten nicht eher Glauben finden, als bis durch unverdächtige Gewährsmänner die Existenz des kleinen, eigenartigen Urvolkes unwiderleglich nachgewiesen war. Die Entdeckungen der Sudanforscher erhielten dann durch Dr. Ludwig Wolf [1]), einen Theilnehmer der Wißmann'schen Kassai-Expedition, eine schöne und unerwartete Ergänzung, indem dieser Beobachter das Vorhandensein der Zwergnation auch für den Süden des Kongo klarzustellen vermochte. Der von Dr. Wolf den Pygmäen beigelegte Name „Bátua“ ist nichts weiter als eine dialektische Abweichung der Aussprache „Wótschua“ oder „Atschúa“, wie Dr. Junker die Akka zwischen Bomokándi und Népoto nennen hörte.

Im Junker's großem Reisewerke, das bereits im Erscheinen begriffen ist, werden wir — hoffentlich nicht in zu ferner Zeit — die genaue Ausführung der gedrängten Berichte lesen, welche bisher über die in jeder Beziehung wichtigen und interessanten Verhältnisse des Uélle-Gebietes vorliegen.

[1]) Derselbe giebt viele und sehr wichtige Nachrichten über die Mangbáttu. Vergl. das Sammelwerk: Emin Pascha, S. 184 bis 211 und 439 bis 452.

[1]) Vergl. Globus, Bd. LV, S. 103.

Digitized by Google

Die sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse der bolivianischen Indianer-Bevölkerung.

Von Chr. Nusser.

(Schluß.)

Am 15. Januar 1871 brach eine sechs Jahre lang mit blutiger Strenge aufrecht erhaltene Diktatur zusammen; die eigenen Offiziere, welchen es schließlich selbst für ihr Leben bangte, trugen zum Sturze des vor Trunksucht oft halb wahnsinnigen Despoten bei, und das Unglaubliche, aber nicht Unverhoffte geschah: Die neue Regierung erklärte alle Handlungen und Maßnahmen der vorhergehenden sechsjährigen Administration für ungiltig, also auch die vom Kongreß gutgeheißenen und garantirten Verkäufe der Comunidades, und erließ die Verordnung, daß ihre Funktionäre den Indianer begreiflich zu machen hätten, 1) daß sie sich in Bezug auf ihre Ländereien wiederum im vollen Besitze ihrer früheren Rechte befänden, 2) daß einer der Zwecke der Revolution war, diesen Unglücklichen wieder Garantien für ihre Person und Eigenthum zu theil werden zu lassen, ohne daß andere Pflichten für sie beständen, als die wie früher gegen Staat und Kirche zu erfüllenden.

Die Kongresse von 1871 und 1874 bestätigen diese Auffassung, betrauen den Staat der Communidades-Ländereien und erklären, daß die Indianer die rechtmäßigen Eigenthümer von jeher waren und noch sind.

Die Käufer der Communidades verloren alle ihr Geld und erhielten nie einen Groschen Entschädigung, weder für den erlegten Kaufpreis, noch für die auf den Haciendas errichteten Gebäulichkeiten, noch für Anpflanzungen, den eingeführten Viehstand u. s. w. — Es ist zum Lachen, wenn das betreffende Dekret sagt, man solle den Indianern begreiflich machen, daß diese Gebäulichkeiten zu Landschulen für ihre Kinder bestimmt seien! Da könnte man auch fragen, woher Schullehrer nehmen und nicht stehlen!

Doch die Frage der Staatsländereien war im Fluß; sie mußte endlich und endgültig gelöst werden; schon die Rücksicht auf die zur Erhöhung der fiskalischen Einnahmen nothwendig gewordene Finanzreform, die von den Doktrinären oft angegriffene Einrichtung des Tributs und die alsdann dafür in die Lücke tretende Grundsteuer mußten zu erneuter Antastung der Communidades-Ländereien führen. So entstand denn vom Jahre 1880 weg die Ley de Revisita, ein Gesetz, welchem dasjenige des Katasters folgte. Beide Gesetze stehen in innigem Zusammenhange zu einander, und an beiden wird zur Stunde noch laborirt.

Die Revisita beruht nur den Comunario, der Kataster aber alle Klassen von Grundbesitzern des Landes, Indianer und Weiße, wie aus Nachstehendem hervorgehen wird. Die Revisita schafft die Kopfsteuer ab; an die Stelle der Kopfsteuer einerseits und der Zehnten und Erstlinge andererseits tritt eine Erwerbsteuer, ermittelt durch die Revisita und Katasteraufnahme und daherige Feststellung des Grundbesitzwerthes und seines Ertrages, denn jetzt haben sowohl Indianer als Weiße eine Steuer zu bezahlen auf die Rente, welche ihr unbewegliches Eigenthum abwirft.

Sehen wir uns die Operation der Revisita (Schätzung der Communidades-Ländereien und Zutheilung derselben) näher an. Sie bezweckt die Feststellung des Bodenwerthes, um diejenigen Indianer, die Landeigner sind (Orijinarios, Agregados) zu absoluten Eignern ihrer Grundstücke zu machen, damit sie dieselben verkaufen, testiren, kurz nach Gutdünken damit verfahren können.

Der Indianer wurde Eigenthümer vermittelst einer Urkunde, für deren Stempel der Agregado 10 Bolivianos, der Orijinario 20 Bolivianos zu zahlen hatte. Der nun seine Urkunde besitzende Indianer bleibt zur Zahlung der Kontribution verpflichtet, aber nicht mehr als Kopfsteuer, sondern für das in seinem Besitze befindliche Land, bis die dafür bestellte Kommission ihm die Quote bezeichnet, die er als Erwerbsteuer zu bezahlen hat wie irgend ein anderer Haciendabesitzer. Einmal abgeschätzt (Revisitado) ist der Indianer von allen Dienstverrichtungen für den Staat, den Korregidor und den Pfarrer entbunden, mit alleiniger Ausnahme der Depeschen- oder Postbeförderung, für welche jede Gemeinde wöchentlich zwei Indianer zu stellen hat. Der Betrag des auf der Urkunde anzubringenden Stempels war zur Zahlung der Revisitations-Kommission bestimmt. In jeder Provinz funktionirte eine Kommission; war die Provinz groß, so gab es deren zwei; sie setzte sich zusammen aus einem Richter, einem Feldmesser, einem Sekretär und einem Hilfsarbeiter. Ihre Aufgabe war, aus der Tributmatrikel jeden Indianer zu streichen, der seine Ländereien besaß (vornweg also die Forasteros) und die Eigenthumstitel an diejenigen zu verabfolgen, welche Sayañas inne hatten. Sie stellte demnach eine neue Matrikel auf für die Einziehung der Kontribution, die aber wie oben gesagt nur ein Provisorium bildet. Es war den Communarios freigestellt, die Abgrenzung und Besitzergreifung ihrer Ländereien individuell per Sayañas, oder kollektiv als Communidad zu verlangen. Die individuelle Einsetzung in den Grundbesitz war überaus schwierig, und ist es überhaupt sehr zweifelhaft, ob sie zu zufriedenstellenden Resultaten geführt hat, weil die Indianer außer dem Lande, das an ihre Hütten stößt, ihre über das ganze Gemeinde-Areal zerstreuten Landparzellen besitzen, die Reparto-Ländereien gar nicht gerechnet. Es ist dies vielleicht erklärlich: jeder suchte, sowohl Pflanz- als Weideland zu haben; folglich setzte sich eine Sayaña aus einer Anzahl Landparzellen auf verschiedenen Punkten des Gemeindeareals zusammen.

Was die Landanweisung in kollektiver (pro indiviso) Fassung anbelangt, so wurde die Communidad vermessen und gab man jedem Indianer (aber nicht den Forasteros) das Eigenthumsrecht für den auf ihn entfallenden Antheil, wobei festgesetzt war, daß der Orijinario doppelt so viel erhielt als der Agregado. Diese Vertheilung kann man nominell nennen, denn jeder Indianer verblieb im Besitze der Ländereien, die er schon vorher hatte, wobei gar nicht selten die Anomalie zum Vorschein kommt, daß ein Agregado doppelt so viel Land hat als ein Orijinario.

Aus dem Bisherigen geht hervor, daß der Indianer, Orijinario oder Agregado, nach Beendigung der Revisita den Rang eines unabhängigen Grundbesitzers einnahm. Die Weißen machten sich diesen Umstand zu nutze und warfen sich mit Ungestüm auf den Ankauf von Sayañas sowohl als von Communidades. Eine abermalige Nichtigkeitserklärung war nicht mehr zu befürchten. Eine Anzahl von

Digitized by Google

Comunarios „verkaufen sich“, um Colonos de Hacienda zu werden, blos in der Absicht, eine Stütze (am Patron) zu haben und sich von der Zahlung der Kontribution zu befreien, denn der Käufer des Titels war zu allen Lasten verpflichtet. Der Preis der Sayañas war sehr verschieden, wie es nicht anders sein konnte; es sind aber Fälle vorgekommen, wo der Indianer sie für den Betrag des Urkundenstempels, d. h. für 10 oder 20 Bolivianos verkauft hat!

Ueber die Wirksamkeit der die Kommissionen der Revista bildenden und Revisitadores genannten Glieder mag uns ein von allen Seiten bestätigter Passus aufklären: Die Gier der Revisitadores (mit wenig Ausnahmen) war so groß, daß sie Expressungen begingen, die Ekel erregen, wenn man sich nur daran erinnert. — Das Memorial des Ministers des Inneren (1886) giebt uns über diese unglaublichen Vorkommnisse Aufschluß: „Die Revisita für die Aufstellung des Katasters wurde unglücklicher Weise unwissenden oder unredlichen Leuten anvertraut, mit wenigen und ehrenvollen Ausnahmen, so daß den Gebrechen des Revisitations-Reglements und dem durch Anhäufung von Dekreten, Entschließungen und Erläuterungen hervorgerufenen Chaos verschiedene gewichtige Ursachen sich zugesellen, welche die Indianer in beständigem Alarm erhielten. Die Revisitadores haben die Sayañas vervielfältigt, um so viele Urkunden ausgestellen als sie Sayañas erdachten; sie erhoben demnach nicht zu rechtfertigende Stempelabgaben für illusorische Eigenthumstitel. Es muß nämlich bemerkt werden, daß auf den im Besitz der Driisianos befindlichen Sayañas sich gewöhnlich 8 bis 10 Forasteros oder, wie man sie im Norden der Republik nennt, Yanaconas oder Huta-guaguas aufhalten. Revisitadores haben zu Gunsten von jedem derselben Eigenthumsurkunden ausgefertigt und Gebühren von 5 bis 20 Bolivianos dafür erhoben. Unbeschadet dieser Expressung nöthigte man sie noch, die Kontribution mit einem Zuschlage von 20 Prozent zu bezahlen.“ Dieses kleine Beispiel genügt, um über die Unsummen von Schwierigkeiten im Klaren zu sein, welche sich der Reform entgegenstellen.

Heutzutage (März 1888), sagt unser Gewährsmann, sind die Haciendas selten, die aus Comunidades-Ländereien (in Folge der Revisita) hervorgegangen sind; sei es, daß die Indianer unter dem Vorwande „ungeheuer Schädigung“ ihre Verkaufskontrakte rückgängig gemacht haben, sei es, daß sie sich einfach weigern, die herkömmlichen Arbeiten für den neuen Patron zu verrichten, indem sie sich gleichzeitig aber auch gegen die Zahlung der Kontribution sträuben. Da diese Streitigkeiten vor den Gerichten ausgetragen werden müssen, so verewigen sie sich. Selbst wenn der Patron seinen Prozeß gewinnt, ist er um kein Haar besser daran; er müßte auf seiner Hacienda eine bewaffnete Truppe unterhalten, um seine Colonos zur Unterwerfung zu zwingen.

Der Verkauf der Communidades hat demnach wieder Fiasko gemacht. In Bezug auf die wenigen im Jahre 1868 von den Comunarios konsolidirten Gemeindegrundstücke hat sich die Regierung in gewissen Fällen zur Anerkennung der Konsolidation herbeigelassen und die Indianer von der Zahlung des Stempels auf ihren Urkunden befreit.

Der dem Revisita-Gesetz zu Grunde liegende Gedanke war einestheils sehr gut, denn er beabsichtigte Expinculacion der Communidades vermittelst eines dem Indianer eingehändigten Besitztitels, damit jene Ländereien durch gesetzlichen Verkauf in die Hände der Weißen übergehen sollten; aus der todten Hand in den Wirkungskreis des intensiver wirthschaftenden Elementes.

Aber das Revisitations-Reglement — in der gleichen Fassung gültig für das ganze Land — konnte nicht mangelhafter und unzulänglicher sein, was sich schon daraus ersehen läßt, daß es sowohl für die tropischen Thäler und Niederungen, als auch für die halbtropischen Thäler und die gemäßigten und strenge Hochbetue zu dienen hatte. Der Widerstand und die Neigung zum Aufruhr gegen die Vertheilung der Ländereien und deren Expinculacion waren nicht ungerechtfertigt, denn in den warmen und heißen Thälern, wo der fruchtbare Boden Jahr für Jahr die Kultur von werthvollen Produkten erlaubt, ist die Vertheilung und die Expinculacion durch Besitztitel möglich; auf dem ganzen Hochplateau der Anden aber, wo das kalte Klima den Boden sterilisirt, wird nicht Jahr für Jahr kultivirt. Der Boden liegt oft jahrelang brach, bis er wieder ertragsfähig geworden ist; das Gleiche und mit größerem Rechte kann von den gebirgigen Distrikten gesagt werden (selbst wenn ihr Klima sonst nicht rauh ist), weil die aufgebrochene Scholle nach zwei- oder dreijähriger Kultivirung von den Regengüssen weggewaschen wird und nur der festige Untergrund zurückbleibt, der erst nach vielen Jahren sich bessert durch die Erde, die an den Wurzeln des Cordilleragrases zurückgehalten wird. Daher kommt es, daß die Comunarios, welche beträchtliche Ländereien besitzen, gemeinschaftlichen Anbau betreiben in „Ayllocas“ oder Fraktionen, welche erst nach vielen Jahren wieder an die Reihe kommen; und nur dadurch vermeiden sie den durch ihre eigenen Heerden zu befürchtenden Schaden, die, wenn eine wirkliche Theilung erfolgen würde, alles aufzehren würden. Auf diesem Grunde auch mußte die Revisita pro individuo zugestanden werden. Auch diesmal sind die Operationen mit viel zu großer Eile ausgeführt worden. Angesichts der unzähligen zweifelhaften Fälle, zu welchen das Gesetz Anlaß gab, sind Anfragen an die Regierung ergangen, welche, indem sie dieselben erläuterte, noch größere Konfusion hervorrief. Neue Dekrete wurden erlassen, andere kamen in Wirkung getretene wieder nichtig erklärt, so daß schließlich das Gesetz der Revisita heutzutage einen eigenen Kodex für sich bildet. Later solchen Auspizien kann man sich nicht wundern, daß seit 1881, wo mit den Revisitas begonnen wurde, nach Distrikte besehen, die nicht revisitirt wurden; manchmal wegen des Widerstandes der Indianer; in einzelnen Fällen, weil sich niemand zum Revisitador hergeben wollte. Das Ergebniß ist vorderhand ein wahrhaftiges Chaos, denn es giebt keinen Communidadkäufer, der nicht im Prozesse mit seinen Colonos wäre, noch einen Comunario, der nicht mit seinen Grenznachbaren zu litigiren hätte. Die Indianer lösen nebenbei alle ihre auf die Communidad-Ländereien bezüglichen gerichtlichen Streitfragen durch lokale Tumulte und Kämpfe, die ganz den Charakter einer barbarischen Kriegsführung haben. Die Tribunale sind mit Kriminalprozessen überhäuft, deren letzter Abschen einstößt.

Die Taxationen sind der Punkt, wo das Gesetz der Revisita an dasjenige der einzuführenden Erwerbssteuer anknüpft; sie bafiren auf dem Verständniß des Feldmessers. Man geht dabei von dem Grundsatze aus, daß die Communidad — für ihre Ausdehnung — im Verhältniß zu der in ihr geleisteten Arbeit produzirt. Es war nun nachgewiesen, daß die Rente eines Agregado nicht niedriger als 18 Bolivianos per Jahr sein konnte, was zum Zinsfuß von 6 Prozent ein Kapital von 300 Bolivianos repräsentirt, mithin den Werth der Sayañas des Agregado, und 600 Bolivianos denjenigen der Sayañas des Orijinario. Der Gesammtwerth der Communidad wurde demnach durch die Zahl der Länderbesitzer ermittelt. Begreiflicherweise kann eine solche Taxation nur approximative Bedeutung haben. — Diese Basis der Berechnung war freilich Abänderungen unterworfen, je nach Natur, Lage und Qualität der Güter. Jeder Vermesser hatte, das ist sicher, seine eigene Manier für die Aufstellung seiner Gutachten.

Digitized by Google

Der Tribut verbleibt, bis die Katasterfrage dereinigt ist, auf acht Bolivianos für den Orijinario und vier Bolivianos für den Agregado jährlich, und wird durch den Korregidor eingezogen nach der von der Revisita-Kommission aufgestellten Matrikel. Auf dieser Matrikel kann es keine Abänderung mehr geben, da ja die Grundstücke unter allen Umständen ihre Eigener haben werden. In der Zwischenzeit erfolgen die Abgaben an den Staat in Bezug auf die Communidades in denjenigen Distrikten, die schon revisitirt sind, nach der Matrikel der Revisita, und in denjenigen, die es noch nicht sind, nach der alten Tribut-Matrikel, aus der man aber alle Individuen ohne Ländereien (Forasteros) ausgemerzt hat.

Es erübrigt uns noch, über den Kataster im allgemeinen zu reden, dessen Aufnahme angeordnet ist. Der Krieg mit Chile forderte energisch die Erschließung neuer und richtiger vertheilter Einnahmequellen, die zugleich dem Überlebten Systeme der Kopfsteuer, welche der Indianer allein zu tragen hatte (wie ja positiv auch er allein beinahe alle Staatskosten trug) und den Zehnten und Erstlingen ein Ende machen sollte. Dies konnte nur geschehen durch eine städtische und ländliche Erwerbssteuer von der Immobilarrente, und hierfür war die Katasteraufnahme unumgänglich nothwendig. Die Herstellung eines guten Katasters ist aber eine der schwierigsten Operationen, und hierfür gebricht es in Bolivia an Leuten. Es konnte demnach nicht die Rede davon sein, einen wissenschaftlich vollendeten Kataster anzufertigen, sondern man mußte sich auf das beschränken, was unter den herrschenden Umständen und mit den vorhandenen Kräften geleistet werden kann. Durch Dekret vom März 1888 werden Kommissionen eingesetzt, welche binnen einem Jahre die in den ihnen zugewiesenen Landestheilen vorzunehmenden Arbeiten zu erledigen haben. Sie sind besoldet. Die Katasteraufnahme erfolgt kantonsweise. Die Pfarrer haben in den Sonntagsmessen die Eigenthümer, Administradoren und Miether von Landgütern mit der Verpflichtung bekannt zu machen, sich vor der Kommission einzufinden und wahrheitsgetreue Angaben für die richtige Abführung der Erwerbssteuer zu machen, ebenso die Hacienda-Indianer dahin zu bringen, daß sie über ihre (Privat) Produktion den Eigenthümern und Administradoren Aufschlüsse ertheilen. Die Landeigenthümer haben ihre Kaufbriefe, Miethverträge oder die letzten Taxationsdokumente vorzulegen und unter eidlicher Bekräftigung ein Formular auszufüllen, auf welchem die Ausdehnung des Landgutes approximativ nach Legnas oder nach Produktionsmaß (z. B. Zuegabas) oder nach wirklicher Vermessung (Hektaren), die Grenznachbarn, das kultivirte und nicht kultivirte Terrain, die Bodenklasse (steinig u. s. w.), die Bewässerung, die Erzeugnisse (Weideland, Mais, Gemüse u. s. w.), die Zahl der Colonos, der Tagewerth der Hacienda und deren Rente ausgeworfen sind. Auf einem zweiten statistischen Formular sind die Vorräthe von Erzeugnissen und Produktionen sowie auch der Viehstand nicht nur des Eigenthümers, sondern auch der Colonos im einzelnen zu verzeichnen.

Für die, welche nicht lesen und schreiben können, füllt der Sekretär auf mündliche Aufschlüsse hin die Formulare aus. Bei ungenügender Auskunft oder bei Widerstand haben mit den Verhältnissen bekannte Personen die Kommissionen in ihrer Aufgabe zu unterstützen. Die Kommission hat ihr Hauptaugenmerk auf den Betrag der Netto-Rente zu werfen, welche die Basis der Steuer zu bilden hat. Unter Netto-Rente ist der jährliche Ertrag der Immobilien nach Abzug der Kultivations- und Ausbeutungskosten zu verstehen. Die Haussrente berechnet sich nach dem Verwiethungswerth der Häuser, nach Abzug von einem Sechstel für Reparatur. Die jährliche Steuer ist auf 2 Prozent normirt. Der wirkliche Domanialbesitz und die Ländereien der Communidades, seien letztere in der Hand von Orijinarios oder sonstigen Personen, sind in der Kataster aufzunehmen in Uebereinstimmung mit der Matrikel und den vorhandenen Besitztiteln. Da die territoriale Erwerbssteuer die Zehnten, Erstlinge und Zwanzigstel zu ersetzen hat, so müssen die Gutsbesitzer gleichzeitig die Rente ihrer Colonos, Miether und Antheilhaber berechnen, um die Totalrente ihrer Ländereien auszudrücken. Sobald die Erwerbssteuer eingeführt ist, können die Gutsbesitzer von ihren Colonos, Miethern und Antheilhabern keine Zehnten, Zwanzigstel oder Erstlinge mehr erheben, sondern das, was sie an deren Stelle mit ihren Leuten als Arbeitsleistung oder Vergütung in Geld vereinbart haben. Strafen sind angedroht für die, welche unrichtige Angaben machen oder Grundbesitz verheimlichen.

Werden alle Momente der in Ausführung begriffenen Reformen in Bezug auf die Indianer zusammengefaßt, so ergiebt sich, daß sie — die besitzenden Communarios — nach der Revisita Landeigenthümer sind, mit allen Privilegien der übrigen Staatsbürger und daß die veraltete Einrichtung des Majorats abgeschafft und durch die gesetzliche Erbfolge ersetzt ist; wenn die Indianer aber durch den Verkauf ihrer Ländereien sich in die Reihen der abhängigen Colonos zu stellen haben, so darf man fragen, ob ihre Interessen durch ein Gesetz, das ihnen die Ländereien als Eigenthum zusprach, auch wirklich gefördert worden sind.

Kürzere Mittheilungen.

Dr. A. Walther's und Dr. Kükenthal's Polarfahrt.

Die Forschungsreise der Herren Dr. A. Walther und Dr. Kükenthal ist zwar von einem Unfalle betroffen worden, indem das Schiff „Bertine", das sie zu ihren Fahrten benutzten, an der Küste Spitzbergens strandete. Glücklicherweise sind die beiden Reisenden aber sammt ihrer Ausrüstung gerettet worden, und zugleich waren sie auch im Stande, ihre Arbeiten mit Hilfe eines anderen Fangschiffes, der „Cäcilie Magdalena" weiter fortzusetzen und Anfang September mit reicher Ausbeute nach Tromsöe zurückzukehren. Im übrigen schreibt Dr. Kükenthal über den Verlauf der Expedition unterm 29. Mai an die Bremer Geographische Gesellschaft: „Wir liegen hier mit fünf anderen Fahrzeugen fest eingeschlossen im Eise an der Westseite von Steen-Foreland. Festes Eis haben wir erst auf 75° nördl. 23° östl. v. Gr. getroffen, es erstreckte sich von Südost nach Nordwest. Ein heftiger Sturm trieb uns zwischen die Untiefen des Südkaps von Spitzbergen, wir segelten indessen heil hinaus und setzten unsere Fahrt der Westküste entlang fort. Das bis dahin kalte, stürmische Wetter schlug um, wir hatten einige Tage lang herrliche Fahrt. Eis war fast gar nicht zu sehen, außer einige unbedeutende Treibeisstreifen, welche wir leicht durchbrachen. Am 21. kam starker Sturm aus Nord, wir mußten deshalb in der Magdalena-Bai vor Anker gehen (79° 36' N.). Am nächsten Tage kam ein Segelfahrzeug in Sicht, die englische Flagge am Top ließ keinen Zweifel, daß wir die Jagdexpedition des Mr. Pike vor uns hatten, der mit einigen

Digitized by Google

Mann auf Danöt-Oen überwintert hat. Die Leute erzählten uns, daß sie einen abnorm milden Winter gehabt hätten, um Weihnachten herum hatte es gethaut, die strengste Kälte ist — 28° R. gewesen. Starke Nordstürme haben zuletzt vorgeherrscht. Das Eis, ungewöhnlich starkes Packeis, liegt bereits dicht an Amsterdam-Oen (79° 59') gänzlich undurchdringlich. Ihre Ausbeute war äußerst gering, nur acht Bären und ein Walroß, sowie einige Robben. Wir sahen bald, daß ein weiteres Vordringen unglos war, denn am nächsten Tage segelten wir nordwärts und fanden das Eis „dicht wie eine Wand", wie unsere Leute sich ausdrückten. Die folgenden vier Tage trieben wir in Sturm und Schneetreiben zwischen den Eismassen herum. Dann entschlossen wir uns zur Rückreise, um die Ostküste zu versuchen. In diesen vier Tagen hatte das Eis infolge des Nordwindes eine Fahrt bis zum Nordkap von Prinz-Karl-Foreland gemacht, wo wir einen schmalen, aber dichten Streifen durchbrechen mußten. Am Südkap hatten wir, wie es dort gewöhnlich ist, Sturm, dann aber prächtige Fahrt nordostwärts. Eis trafen wird erst neun Meilen von Steen-Foreland, wir konnten hindurchsegeln und befanden uns am Abend des 27. Mai unter Land in der Diana-Bai. Hier erlegten unsere Harpuniere zwei Walrosse, einen Bären, der sich an der Küste zeigte, konnten wir nicht bekommen, da ein furchtbares Unwetter aus Süd hereinbrach. Wir gewannen einen kleinen Hafen nördlich von Whaled Point. Heute früh wurde der Wind westlich, und bei dem heftigen Sturme rückten die Eismassen mit furchtbarer Geschwindigkeit heran. Es war eine bewegte Scene heute Morgen, als die sechs Fahrzeuge bei dem starken Seegang und dem heraustürmenden Eis sich zu bergen suchten, es kamen mehrere Kollisionen vor. Unser Hecboot wurde eingedrückt, das Boot des Engländers zwischen Schiff und Eis wie ein Strohhalm zerknickt, dann aber gewannen wir Schutz hinter drei mächtigen, auf den Strand gerathenen Eisblöcken. Glücklicherweise war helles Wetter, sonst wäre die Sache nicht so gut abgelaufen. Bon da aus sieht man kein Wasser, nur festgeteilte Eismassen. Bei hellem Sonnenschein unternahm ich darauf mit Dr. Walther eine Tour an Land, das hier eine ziemliche Strecke weit flach ist; wir schossen 11 Rennthiere, noch im Winterkleide, und wollen versuchen, ein paar Felle zum Ausstopfen mitzubringen, da in Deutschland wohl kaum ein Museum derartige Exemplare besitzt. Unsere wissenschaftliche Ausbeute ist natürlich noch nicht groß, wir haben viermal dredgen können und prächtige Sachen erhalten. Die Wassertemperatur ist aber noch sehr niedrig, wir hatten ein paar mal — 3° R. Dr. Walther hat schöne ornithologische Studien gemacht. Im Juli gehen wir wieder an die Nordküste."

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Als neuestes Ereigniß auf kolonialpolitischem Felde haben wir die Erwerbung der Benadir-Küste (zwischen Lamu und Gouberschech) durch die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft zu verzeichnen. Da wir von dem kulturgeographischen Werthe dieser Küste im vorigen Bande (Nr. 12 und 13) ausführlicher gehandelt haben, so haben wir nicht nöthig, weitere Erläuterungen an diese Nachricht anzuknüpfen. Was von der Küste des Somali-Landes noch frei bleibt, ist das unzugänglichste Stück derselben. Daß die deutsche Kolonialpolitik dabei einen neuen empfindlichen Schlag erhalten hat, können wir nicht leugnen.

— Aus dem Kongo-Staate lauten die neueren Nachrichten so günstig, als man nur wünschen kann. So schreibt Hauptmann Becker unterm 18. April von den Stanley-Fällen, es herrsche dort eine außergewöhnliche Regsamkeit infolge bedeutender Verschiffungen von Elfenbein nach dem unteren Stromgebiete. Die Beziehungen zu den Arabern seien vorzügliche; in Nyangwe, in Ubschidschi, ja sogar bis nach Tabora hin sei es bekannt, daß der weiße Freund, den Tippoo-Tib in Tabora und Zanzibar kennen gelernt — Becker selbst —, das Elfenbein zu sehr vortheilhaften Preisen aufkaufe. Daher die bedeutenden Zufuhren nach den Fällen. Seit die Deutschen (!) sich der Oststüste bemächtigt haben, sei der Stapelhandel in Zanzibar für die Araber von seiner früheren Bedeutung gesunken. Viele halten die Wege nicht mehr für sicher und beklagen sich über die steigenden Durchfuhrzölle im Ugogo-Gebiet. Becker ist deshalb überzeugt, daß in Bälde alles Elfenbein vom Tanganika-See den Weg über die Stanley-Fälle nehmen, und daß gleichzeitig das Sklaventreiben abnehmen werde. Er fügt hinzu, daß die Beamten des Kongostaates durch offenkundiges Fördern der Handelsgeschäfte in der Achtung der Araber stiegen, da letztere für wissenschaftliche Arbeiten kein Verständniß haben und hinter denselben stets feindliche Zwecke argwöhnen. — Ebenso versichert auch Lieutenant Hanense, der bisherige Kommandant der Station Stanley-Falls, daß bei seiner im April erfolgten Abreise die Lage an den Fällen die allerbefriedigendste war, und daß die Europäer sowohl mit den Eingeborenen als auch mit den Arabern im besten Einvernehmen standen. Bei seiner Abreise von der Station sei die Nachricht von der Ankunft und dem Anmarsche eines Weißen im Norden von Tabora eingegangen, es sei aber nicht zu ermitteln gewesen, ob dieser Reisende etwa Stanley sei. — Der Bau der Kongobahn erscheint durch Antheilnahme der belgischen Regierung an dem Werke nunmehr ebenfalls gesichert, und dürfte demnächst in Angriff genommen werden.

Bücherschau.

— Europäische Wanderbilder (Nr. 143 bis 163). Zürich, Orell Füssli. — Von den „Europäischen Wanderbildern" liegen uns zehn weitere Bändchen vor, denen wir bezüglich der Ausstattung und des Textes ein gleiches Lob spenden können wie den früheren (Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 288). Uebrigens sind dieselben sehr zur rechten Zeit gekommen; so im Hinblick auf die französische Weltausstellung Paris (von Dr. A. Geißler) und im Hinblick auf die Alpen- und Badereisen Martinach und St. Maurice (von Dr. F. O. Wolf), Chamounix (von Alfr. Cereſole), Meran (von H. Malten), die Pilatusbahn von J. Hardmeyer), die ungarischen Ostkarpathen (von Karl Siegmeth), Le Prese und Waldhaus Flimé (von Dr. E. Killias) und Gießhübl-Puchstein (von Dr. Gaſtl).

Inhalt: Dr. A. v. Lendenfeld: Thalbildung in Australien und Neuseeland. (Mit zwei Abbildungen.) — Archibald Little's Fahrt durch die Jangtsekiang-Schluchten von I-tschang. (Mit drei Abbildungen.) — H. Seidel: Das Ukeſe-Gebiet. (II. Schluß.) — Chr. Kuffer: Die sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse der bolivianischen Indianer-Bevölkerung. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Dr. A. Walther's und Dr. Kükenthal's Polarfahrt. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 7. September 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Der Sault Ste. Marie-Kanal.

Von Dr. H. Töppen.

Bei den reißend schnellen Fortschritten, die der amerikanische Westen und Nordwesten fortdauernd macht, ist es in Europa für denjenigen, der nicht sein besonderes Interesse diesem Theile der Erde zuwendet, oft schwer, sich aus Büchern und Karten eine richtige Vorstellung von dem gegenwärtigen Stande der Entwickelung der einzelnen Gegenden zu machen. Erscheinen doch Theile der westlichen Staaten und Territorien, die jetzt schon dicht besiedelt sind, auf gangbaren Karten noch als kaum in Angriff genommene Prärielandschaften, und Städte, die schon anfangen, auf den Rang von Großstädten Anspruch zu machen, wie Denver, Kansas City, Omaha, Minneapolis u. s. w. sind darauf in Uebereinstimmung mit der Zählung von 1880 als bescheidene Ortschaften dargestellt.

Nicht gar lange ist es her, da kam zu einem bekannten deutschen Journalisten in St. Louis in Missouri ein junger weltreisender Nimrod aus Deutschland und erzählte von seiner Absicht, sich in den Westen zu wagen. Zunächst wollte er bis „Fort Independence“, wo ja die Besiedelung des Landes aufhöre und wohl auch bald die Büffelregion anfange! So war es in der Zeit, als die Einwanderer, die dem Westen zuströmten, noch in langen Wagenzügen die Prärie kreuzten. Heute aber ist Independence selbst eine ansehnliche Stadt, wenige englische Meilen westlich davon liegt Kansas City, welches schon mit St. Louis zu wetteifern wagt, und Hunderte von englischen Meilen westlich liegt die Metropole des Felsengebirgslandes, Denver. Der Büffel ist längst aus den Staaten verschwunden, und der unbesiedelte Westen fängt überhaupt nirgends mehr an.

Das Eisenbahnnetz pflegt auf gewöhnlichen Karten nur in den großen transkontinentalen Linien eingetragen zu werden, und es giebt Gegenden, die schon von einem dichten Netze von Schienenwegen bedeckt sind, ohne daß der europäische Leser oder Nachschlagende an den üblichen Stellen Kunde davon findet. So ist z. B. das Bergland von Colorado — der höchste Theil der Felsengebirge auf dem Boden der Vereinigten Staaten — heute in allen Richtungen von Bahnen durchzogen, die sämmtliche Schönheiten desselben bequem zugänglich machen, und wo vor ein paar Jahren noch vollkommene Wildniß war, wachsen jetzt elegante Bade- und Luftkurorte empor.

Zu denjenigen Theilen Nordamerikas, deren Entwickelung in den letzten Jahren in ungewöhnlich raschem Tempo vorgeschritten ist, gehören auch die Gebiete an den Ufern des Oberen Sees, zuerst namentlich auf dem Unionsgebiete, in neuester Zeit aber auch auf der kanadischen Seite. Und diese Entwickelung ist doch erst in ihrem Anfangsstadium, denn noch ungeheure Flächen anbaufähigen Hinterlandes sind vorhanden, und wenn auch ein rauher Winter jenen Landstrichen in gewisser Beziehung etwas Abstoßendes verleiht, so zeigen doch die Thatsachen, daß der Strom der Einwanderer dadurch nicht aufgehalten werden kann.

In dem Verkehr auf der Wasserstraße zwischen dem Oberen See und dem Huron-See findet jene Entwickelung des Nordwestens den klarsten Ausdruck, und es lohnt sich wohl der Mühe, die Angaben über die Zunahme und gegenwärtige Ausdehnung dieses Verkehrs und die Geschichte jener Wasserstraße an dieser Stelle (im Anschluß an die Zeitschrift „Engineering“) zu verzeichnen.

Der Obere See und der Huron-See sind durch den Ste. Marie-Fluß verbunden, der eine Länge von 75 engl.

Digitized by Google

Meilen hat. Durch diesen Fluß und die beiden Seen läuft die Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada. Der Fluß verläßt den Oberen See an seinem östlichen Ende und ergießt sich in den Huron-See etwa 50 engl. Meilen östlich von der Mackinaw-Straße, welche aus dem Huron-See in den Michigan-See führt, der bekanntlich mit ihm auf einer Höhenstufe liegt. Der Obere See, liegt etwa 22 engl. Fuß höher, und sein Ausfluß war im Naturzustande durch Sandbänke und Felsblöcke und durch die Schnellen und Fälle von Ste. Marie unschiffbar. Die letzteren sind etwa 15 engl. Meilen vom oberen Ende des Flusses entfernt und nehmen eine Strecke von einer englischen Meile ein. Von dem ganzen Gefall kommen auf sie 18 engl. Fuß. Unterhalb dieser Stelle fällt der Fluß bis zum Mud-Lake um 2,3 engl. Fuß und erreicht damit schon das Niveau des Huron-See's. Auf der oberen Strecke des Flusses beträgt das ganze Gefäll $1^1/_2$ englische Fuß. Vor dem Austritte des Flusses aus dem Oberen See, bei Pointe aux Pins, wo die Seeschiffahrt ihren Anfang nimmt, beträgt die Entfernung nach Port Arthur, dem wichtigsten kanadischen Hafen am Oberen See, 266 engl. Meilen, und nach Duluth, dem wichtigsten Hafen auf dem Vereinigten-Staaten-Gebiete, 390 engl. Meilen von der St. Joseph's-Insel, die vor der Mündung des St. Marie-Flusses in den Huron-See liegt, bis zur Belle Isle-Straße, dem Ausgange aus den kanadischen Gewässern ins Weltmeer, sind es 1938 engl. Meilen — eine Wasserstraße von Flüssen, Seen und Kanälen, die jetzt für Schiffe von 600 bis 700 Tonnen fahrbar ist.

Vor einem halben Jahrhundert befand sich das Gebiet um den Oberen See herum noch fast ganz im Naturzustande. Einzelne Bergleute machten hie und da mit mehr oder weniger Erfolg Versuche, und Stationen der großen Handelsgesellschaften lagen zerstreut um das 32 000 engl. Quadratmeilen bedeckende Wasserbecken herum. Man kann sagen, daß damals bei dem Sault Ste. Marie die bekannte Welt aufhörte. Als aber der Staat Michigan geschaffen wurde, wandte sich das öffentliche Interesse jenen westlichen Gebieten zu, und bereits in der ersten Jahresbotschaft machte der Gouvernent des neuen Staates darauf aufmerksam, welche ungeheure Wichtigkeit ein Kanal zur Umgehung der genannten Fälle haben würde. Daraufhin wurde von der Bundesregierung eine Vermessung angeordnet, und im Jahre 1852 wurden dem Staate Michigan 750 000 Acres Land überwiesen, deren Ertrag dazu dienen sollte, den Kanal ins Leben zu rufen. Der Staat übertrug die Schenkung einer Gesellschaft, und schon am 11. Juni 1856 war der Kanal fertig und wurde der Staatsregierung übergeben.

Der Kanal war 5400 englische Fuß lang, und in der Nähe des unteren Endes befanden sich zwei Schleusen, jede 350 engl. Fuß lang, 70 Fuß breit und 12 Fuß tief, und jede bestimmt, 9 Fuß Steigung zu überwinden. Jede Schleuse war groß genug, um einen Schleppdampfer und drei der damals allgemein auf dem Oberen See gebräuchlichen Fahrzeuge aufzunehmen. Die damals gebauten Schleusenwände, welche aus Ohio-Kalkstein hergestellt sind, befinden sich noch heute in vollkommen gutem Zustande. Der Kanal entsprach durchaus den gehegten Erwartungen, und in der Schiffahrtsperiode gingen 100 000 Tonnen Güter durch denselben.

Im Jahre 1869 hatte sich der Verkehr trotz der Hemmung alles Handels und Wandels durch den Bürgerkrieg bis auf 500 000 Tonnen gehoben, und die Schleusen fingen an, dem Bedürfniß des Verkehrs nicht mehr zu genügen. Die Ausbeutung der Eisen- und Kupferlager an den Ufern des Oberen Sees war jetzt in vollem Gange, und man fing an, zu erkennen, daß Duluth ein überaus wichtiger Platz für den Handel mit den Ländern des Nordwestens und sogar der pacifischen Küste werden müßte.

Es wurde also der Wunsch nach einem breiteren und tieferen Kanale laut, der Fahrzeugen von 16 engl. Fuß Tiefgang die Durchfahrt gestatten sollte. Im Jahre 1870 wurde eine Summe für Erweiterung des Kanals votirt, und so jedes folgende Jahr bis 1881. In diesem Jahre war die neue Schleuse nahezu vollendet, und das ganze Werk wurde von der Staatsregierung der Bundesregierung übertragen. Am 1. September des genannten Jahres wurde die neue Schleuse dem Verkehr geöffnet, obgleich die ganze Erweiterung der Wasserstraße erst zwei Jahre später beendigt wurde. Die neue Schleuse liegt neben den beiden alten, und zwar unterhalb derselben, vom Flusse aus gerechnet. Sie ist 515 engl. Fuß lang, in dem Hauptstheile 80 und bei den Schleusenthoren 60 Fuß breit. Sie führt 17 Fuß Wasser und hebt die Schiffe 18 Fuß hoch. Der Kanal hat in seiner neuen Gestalt eine Breite von 108 bis 270 Fuß, am westlichen Eingange aber, wo die Schiffe oft liegen bleiben, ist er 200 bis 500 Fuß breit. Die gesammten Kosten der Umänderung haben 2 400 000 Dollars betragen.

Die neue Schleuse war gerade zur rechten Zeit fertig geworden, denn der Verkehr entwickelte sich nun so schnell, daß die durch den Kanal gehende Masse von Gütern im Jahre 1884 so groß war, wie in den Jahren 1855 bis 1860 zusammengenommen. Man hatte gehofft, die alten Schleusen neben der neuen noch benutzen zu können, aber sobald die Wasserstraße so geändert war, daß Schiffe von 16 Fuß Tiefgang auf ihr verkehren konnten, änderte sich das Wesen des ganzen Verkehrs, und schon im Jahre 1884 hätten nur noch 11 Prozent der gesammten Fracht die alten Schleusen benutzen können. Im Jahre 1881, als zuerst die neue Schleuse benutzt wurde, gingen 1 567 741 Tonnen durch den Kanal; bis 1885, also in vier Jahren, war der Betrag auf 3 256 628 Tonnen — auf mehr als das Doppelte — gestiegen. Der Verkehr wuchs schneller, als man je zu hoffen gewagt hatte, und ein im Jahre 1885 an die Regierung erstatteter Bericht wies nach, daß, wenn der Verkehr noch vier Jahre lang in gleicher Weise zunähme, auch die neue Schleuse nicht mehr genügen würde. Es wurde daher der Plan entworfen, an Stelle der beiden alten Schleusen noch eine neue zu setzen, ohne die schon bestehende neue in ihrem Betriebe zu stören.

Die Hauptfracht, welche durch den Kanal geht, ist aufwärts Kohle und Bauholz, abwärts Eisenerz, Kupfer und Getreide; diese Artikel machen sechs Siebentel des gesammten Verkehrs aus. An Kohlen gingen durch den Kanal im Jahre 1855 3500 Tonnen; bis 1870 stieg dieser Betrag langsam bis auf 20 000 Tonnen; dann aber, mit der fortschreitenden Besiedelung des Nordwestens und der Entwickelung des Bergbaues, bis 1880 auf 170 000 Tonnen, mit der Eröffnung der neuen Schleuse 1881 auf 295 000 Tonnen, und bis 1884 auf die ungeheure Menge von 700 000 Tonnen. Kupfer gingen im Jahre 1855 3500 Tonnen durch den Kanal, 1884 36 000 Tonnen; Eisenerz 1855 noch keins, 1857 12 000 Tonnen, 1884 aber 1 122 828 Tonnen; Bauholz, welches in den ersten 20 Betriebsjahren im Durchschnitt nicht eine Million Fuß (Längenmaß) erreichte, stieg bis 1884 auf 131 Millionen Fuß oder 200 000 Tonnen. Weizen — vor 1870 gar nicht verzeichnet, denn der Nordwesten brachte bis dahin wenig genug davon hervor —, erreichte 1884 14 Millionen Bushels, d. i. doppelt so viel, als im Jahre vorher.

Im Jahre 1884 wurde der ganze Kanal mit elektrischem Licht versehen.

Die Zahl der Schiffe, die im Jahre 1885 durch den Kanal gingen, betrug 3035, mit zusammen 3 035 937 Ton-

Digitized by Google

nen Gehalt. Im Jahre 1886 passirten ihn 3880 Dampfer, 2033 Segler und 290 Flöße und in den Aufzeichnungen nicht unterschiedene Fahrzeuge. Diese enthielten zusammen 922 158 Tonnen Kohlen, 32 615 Tonnen Kupfer, 1 696 263 Faß Mehl, 17 346 212 Bushels Weizen, 1 529 021 Tonnen Eisenerz, 73 961 Tonnen Roheisen und verarbeitetes Eisen, 136 664 000 Faß Holz, 3434 Tonnen Silbererz; insgesammt 3 701 014 Tonnen Fracht. Im Jahre 1887 war die Tonnenzahl der Schiffe 4 388 691, die Zahl der Tonnen wirklicher Fracht 4 882 802. Der Tonnengehalt der Fahrzeuge hatte also in einem Jahre um 24, die Menge der Fracht um 32 Prozent zugenommen.

In Anbetracht dieses ungeheuren Verkehrs liebt es der Amerikaner, seinen Sault Ste. Marie-Kanal mit dem Suez-Kanale zu vergleichen, und unter Anwendung einiger Kunstgriffe rechnet er heraus, daß jener diesem beinahe schon voran ist in der beförderten Gütermasse. Dabei wird aber irrthümlich angenommen, daß der Kanal, wenn er das ganze Jahr über befahren werden könnte, in der jetzt für die Schiffahrt nicht in Betracht kommenden Winterszeit in demselben Maße benutzt werden würde, wie in der übrigen Zeit. Offenbar würde sich aber der jetzige Gesammtverkehr dann nur anders vertheilen. Streng genommen sind beide Kanäle überhaupt nicht vergleichbar, denn dem Sault Ste. Marie-Kanal fällt ein großer Theil des Binnenhandels der Vereinigten Staaten zu, während der Suezkanal nur dem internationalen Handel dient, und sodann sind es auf jenem namentlich Rohprodukte, auf diesem zum großen Theil Industrieprodukte, die befördert werden, so daß sich das Werthverhältniß ganz anders gestalten würde, als das Massenverhältniß. Dennoch seien die betreffenden Berechnungen hier angeführt.

Der Sault Ste. Marie-Kanal war im Jahre 1886 220 Tage für die Schiffahrt offen, und es gingen Schiffe mit einem gesammten Tonnengehalt von 3 529 184 Tonnen hindurch, also durchschnittlich täglich 16 000 Tonnen, was ein Verhältniß von 8 zu 8,7 im Vergleich zum Suez-Kanal ergiebt. Im Monat Juli gingen durch den Suez-Kanal 528 671 Tonnen, während die Fracht des Sault-Ste. Marie-Kanals 561 238 Tonnen, d. h. 32 567 Tonnen mehr betrug. Dabei besindet sich der Verkehr durch den Sault Ste. Marie-Kanal in starker Zunahme, während beim Suez-Kanal sogar eine kleine Abnahme eingetreten ist. Die 3690 Fahrzeuge, welche im Jahre 1885 durch den Suez-Kanal gingen und 6 335 753 Tonnen Fracht führten, zahlten 13 009 909 Dollars Fracht, d. h. 2,05 Dollars von der Tonne. Würde von den durch den Sault Ste. Marie-Kanal gegangenen Schiffen ein ebenso hoher Zoll erhoben worden sein, so würden die Einnahmen 7 235 827 Dollars betragen haben, d. h. $2^1/_2$mal mehr, als der ganze Kanal gekostet hat.

Gegenwärtig besteht der Plan, dem Kanal durchweg eine Tiefe von 21 engl. Fuß zu geben, um Schiffen von 20 Fuß Tiefgang seine Benutzung zu ermöglichen, und an Stelle der beiden alten Schleusen soll eine neue von 800 engl. Fuß Länge, 100 Fuß Breite, 21 Fuß Tiefe und 18 Fuß Hebung gesetzt werden. Die Kosten sind auf 2 055 576 Dollars für die Schleuse und 496 600 Dollars für die Vertiefung des Kanals veranschlagt. Außerdem will die kanadische Regierung auf der kanadischen Seite der Wasserstraße einen eigenen Kanal bauen lassen, um Kanada für alle Fälle eine eigene, unabhängige Verbindung zu sichern. Damit sollen gleichzeitig großartige Anlagen zur Benutzung der vorhandenen Wasserkraft verbunden werden, wozu die kanadische Uferseite sich besonders eignet. Die Regierung hat bereits zu Angeboten auf diese öffentlichen Arbeiten aufgefordert und nimmt solche bis Oktober dieses Jahres in Empfang. Der neue Kanal soll durch die Insel Ste. Marie gehen.

Eine Eisenbahnbrücke, welche am letzten Tage des Jahres 1887 dem Verkehr übergeben worden ist, überschreitet die großartige Wasserstraße in der Nähe der Schleusen.

J. Chaffanjon's Reisen im Gebiete des Orinoko und Caura.

IV [1]).

(Mit einer Karte und sechs Abbildungen.)

Im Februar des Jahres 1886 machte sich J. Chaffanjon abermals nach Venezuela auf, um diesmal bis nach den Quellen des Orinoko vorzudringen. In Ciudad Bolivar kostete es ihm einen längeren Aufenthalt, bevor er die erforderlichen Leute zu seiner Begleitung zusammen bringen konnte. Die einzigen, welche den Strom über Urbana hinaus zu befahren pflegen, und welche die Raudals von Atures und Maipure, sowie die sonstigen Fährlichkeiten der Schiffahrt auf dem oberen Orinoko kennen, sind die Baninas-Indianer vom Atabapo. Da es solche in Ciudad-Bolivar nicht gab, so mußte der Reisende zuwörderst wieder nach Caicara zu gelangen suchen, und mit Hilfe des Gouverneurs von Alto Orinoco, der mehrere Bootsleute zur Verfügung stellte, wurde dies bewirkt.

Da der 10. Juni herangekommen war, als der Aufbruch von Ciudad Bolivar erfolgen konnte, so wurde die zweite Fahrt nach Caicara aber unter wesentlich anderen Umständen ausgeführt als die erste. Die Regenzeit hatte gemäß der allgemeinen Regel bereits Mitte April eingesetzt, und mit ihr hatte auch das Anschwellen der Wassermasse des Stromes begonnen, um bis Mitte August anzuhalten [2]). Die Sandbänke, welche sonst allerwärts aus dem Wasser herausschauen — zuweilen in der Länge von mehreren Kilometern —, waren verschwunden, und die Fluthen füllten nicht blos das Bett bis zur Höhe seiner Ufer, die sich zum Theil 12 bis 15 m über das Niederwasser erheben, sondern sie überstiegen dieselben sogar auf weiten Strecken und zogen die Wälder, welche sich daselbst ausdehnten, mit in das Bereich ihrer Herrschaft hinein. Beträchtigt sind besonders in der Zeit des Beginnes der Regen die heftigen Windstöße (chubascos), welche über die Wasserfläche dahin fahren. Der Wind weht während der Regenzeit aus Westen, und er wirkt also bezüglich der Schiffahrt in dem gleichen Sinne wie die verstärkte Strömung: den Fahrzeugen die Reise stromauf außerordentlich erschwerend.

[1]) Vergl. Nr. 7 des laufenden Bandes.

[2]) Einen zweiten geringeren Hochwasserstand hat der Orinoko im November (die sogenannte crescienta de los muertos).

Digitized by Google

Um die beiden widrigen Umstände, welche in der fraglichen Zeit obwalten, zu bekämpfen, bedient man sich zweier verschiedener Methoden: der sogenannten Palanca-Fahrt und der Espilla-Fahrt. Bei der ersteren ist die „Falca" (das Kanu) mit vier Bootsleuten und einem Kommandeur (patron) bemannt; drei der Leute führen lange gegabelte Stangen (palancas), mit denen sie das Fahrzeug vorwärts stoßen, der vierte dagegen sucht mit einem langen Haken (garapato) in das Astwerk der Uferbäume zu fassen, um jene bei ihrem Bemühen durch Ziehen zu unterstützen. Bei letzterer bedient man sich eines aus Palmbast (chiquichiqui) hergestellten Taues von etwa 40 m Länge, das man entweder um geeignete Uferbäume schlingt, um sich daran von Stufe zu Stufe emporzuziehen, oder mit dem zwei der Leute am Ufer entlang gehen, um das Boot daran zu schleppen (S. Abbildung 1).

Mühsam und langsam genug wird die Fahrt von Ciudad Bolivar nach Caicara auf diese Weise zurückgelegt, unter beständigen heftigen Regengüssen sowie unter furchtbarer Insektenplage, und inmitten von Fieberdünsten abends seine Hängematte zwischen ein paar Uferbäumen ausspannend, oder einfach im feuchten Ufersande lagernd. Der böse Wille der Bootsbemannung, die in Mapire zum größeren Theile entwich und dem Reisenden bei dieser Gelegenheit seine Provisionen stahl, erhöhte noch die Widerwärtigkeiten der Fahrt, und bei Bonitas litt man sogar bedenklichen Mangel an den nothwendigsten Lebensmitteln. Was Wunder, daß J. Chaffanjon und seine Begleiter dann in Caicara, das ohnehin ob seiner Gesundheitsverhältnisse übel berufen ist, einen Monat lang von heftigen Fieberanfällen heimgesucht wurden.

In Caicara beobachtete der Reisende, dessen medizinische Kenntnisse und Medikamente von den Einwohnern vielfach in Anspruch genommen wurden, unter anderem auch

einen Fall von Geophagie. Er kam dabei aber zu dem Schlusse, daß das Erdessen nicht sowohl ein allgemeiner Landes- oder Stammesbrauch am Orinoko ist, sondern vielmehr ein zu förmlicher schwerer Krankheit ausgearteter Laster, wie die Trunksucht oder das Opiumrauchen. Die in den Verdauungsapparat aufgenommene Erde bildet allgemach einen großen Klumpen in dem Magen, und der Unterleib schwillt bis zur Unförmlichkeit an, indeß der übrige Körper mehr und mehr abmagert. Viele, namentlich auch Kinder, gehen daran zu Grunde. Merkwürdig ist es übrigens, daß auch Thiere, und insbesondere Hunde und Esel, gelegentlich leidenschaftliche Geophagen sind.

Am 21. August ging die Fahrt von Caicara weiter nach San Fernando, indem man sich an zwei Händler anschloß, die gerade dahin reisten. Bis zur Meta-Mündung hin galt es in der Hauptsache immer noch nur alte Bekanntschaften zu erneuern und zu vervollständigen, und das Land und seine Bewohner in einer anderen Jahreszeit mit seinen prüfenden Blicken zu streifen.

Hinter Caicara nahm man den Kurs quer durch einen noch unter Wasser stehenden Guajaven-Wald (Psydium pyriferum) hindurch. Dann kam man wieder zu den Schildkrötenbänken bei Urbana, die in den Kämpfen der Indianerstämme seiner Zeit immer ein Haupt-Streitobjekt gebildet haben, und die der Reihe nach den Yaruros, den Mapoyos, den Guamos, den Panares und den Taparitos gehört haben, bis diese Stämme sich gegenwärtig in einer eigenthümlichen Weise in den fraglichen Besitz theilen, indem sie sich in seiner Nutznießung ablösen, die Begegnung mit einander sowie mit den civilisirten Weißen aber dabei im allgemeinen sorgfältig vermeiden. Die Moskitoplage war immer wieder eine schreckliche, und sie ist im Grunde genommen das Unangenehmste und Schwerste, was der Reisende in dieser Gegend zu ertragen hat.

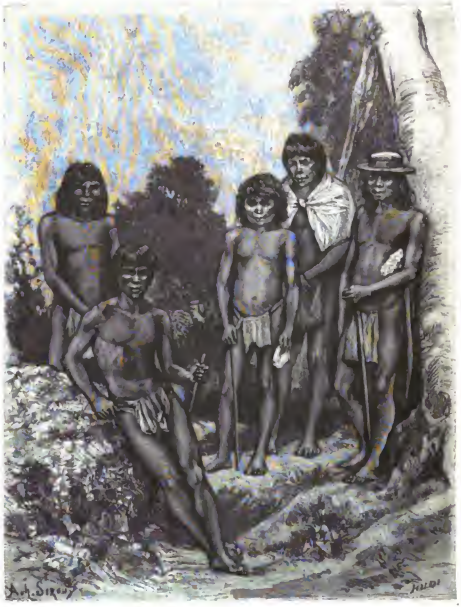
Digitized by Google

Palanca- und Espilla-Schiffahrt.

Digitized by Google

Am 11. September befand man ſich wieder am Raudal von Cariben, wo eine Anzahl Yaruros beim Herannahen der Boote ſchleunigſt die Flucht ergriff, und am folgenden Tage hatte man die Meta-Mündung erreicht, wo ein tüchtiger „Chubasco“ mit Donner und Blitz und wolkenbruchartigem Regen losbrach, um alsbald von dem herrlichſten Wetter und dem klarſten Sternenhimmel gefolgt zu werden. Das Meta-Gebiet gilt für ſehr fruchtbar, iſt aber noch die ausſchließliche Domäne der wilden Guahibos, die der Civiliſation aufs äußerſte widerſtreben.

An der Mündung der Meta hauſen die Quivas (S. Abbildung 2), die erſt ſeit einigen Jahren vom Cafanare in Colombia herbeigewandert ſind, nachdem ſie einem Verſuche der dortigen Regierung, ſie zu unterwerfen, widerſtanden und dabei zahlreiche Hatos verwüſtet haben. An der Spitze dieſes Stammes ſteht ein alter Neger, der wegen der Ver-



Quivas.

brechen, die er begangen hat, weithin einen üblen Ruf genießt, und die Schiffer und Kaufleute, welche an ſeinem Gebiete vorüber müſſen, haben alle Urſache vor ihm auf der Hut zu ſein. Die Quivas lauern ihnen auf, ſuchen ſie durch die Zurufe ans Ufer zu locken, und überfallen ſie dann und morden und plündern ſie.

Am 17. September tauchte die Gebirgskette am Horizonte auf, die den Raudal von Atures bildet, am 18. hörte man die Fälle in der Ferne donnern, und am 19. befand man ſich unmittelbar vor der gefürchteten Stelle. Auf einer Strecke von 10 km toſt der gewaltige Strom hier zwiſchen Gebirgsmauern und über zahlloſe Felſeninſeln und Klippen dahin, um zuletzt eine lange Reihe von Schnellen und Kataraften zu bilden, die das Hindurchkommen mit dem beladenen Boote vollkommen unmöglich machen. Die Ladung muß alſo wiederholt ans Land gebracht und am Ufer aufwärts getragen werden, indeſſen das leere Boot an der Leine emporgezogen wird — eine

Digitized by Google

Operation, die im ganzen nicht weniger als 11 Tage in Anſpruch nimmt.

Atures iſt ein kleines Dörfchen, das nur ſieben oder acht Häuſer und etwa 25 Bewohner zählt, und das am Orinoko die letzte Stelle bezeichnet, an der man Rinderzucht treibt. Der Ort iſt geſund und frei von Moskitos, dagegen leiden Menſch und Thier daſelbſt Unſägliches von den Sandflöhen (niguas), und die Füße der Rinder und Schweine ſind von den Kolonien dieſer Thiere vielfach dick angeſchwollen. Chaffanjon verweilte elf Tage in Atures,

Inſchrift auf dem Cerro Pintado.

und es gelang ihm dabei, eine Reihe von intereſſanten Informationen und Materialien betreffs der alten Bevölkerungen der Gegend zu ſammeln, und dadurch an die Arbeiten Crevaux' anzuknüpfen. Insbeſondere konnte er die Höhle von Arvina mit ihren Begräbniß-Urnen beſuchen; ferner die Inſel Cucuritale, wo Crevaux Reſte der alten Atures-Indianer aufgefunden hatte; ebenſo den Cerro de los Muertos mit ſeiner Höhle, die den Piaroas als Grabſtätte

Piaroa-Indianer.

dient; und endlich den Cerro Pintado mit ſeinen Inſchriften, die als eins der impoſanteſten Denkmäler der alten Indianer-Civiliſation betrachtet werden müſſen (S. Abbildung 3). Die Figuren, welche auf die ſteile Felswand aus Granitporphyr eingegraben ſind, haben rieſige Dimenſionen, und die größte darunter — eine Schlange — hat eine Länge von reichlich 120 m. Wie die Indianer zu der unzugänglichen Höhe emporgedrungen ſind, und mit welchen Werkzeugen ſie gearbeitet haben, iſt ein Räthſel.

Auf der Fahrt von Atures nach Maipure ſind die beiden kleinen Raudals von Garcita und Guahibos zu überwinden, was bei erſterem mit leichter Mühe geſchieht,

Digitized by Google

bei letzterem aber vermittelſt Bootes nur in der Regenzeit möglich iſt.

Das Dorf Maipure hat nur ſechs Häuſer und zwanzig Einwohner, die ausſchließlich von Fiſcherei leben und ihren

Der Zuſammenfluß des Atabapo und Guaviare.

Der Raudal von Maipure.

Bedarf an Manioc — der einzigen Brotfrucht am oberen Orinoko — von den Guahibos am Rio Bichada beziehen.

Der Raudal von Maipure iſt kürzer als der von Atures — nur etwa 6 km —, aber noch ſchwieriger zu paſſiren (S. Abbild. 6).

Digitized by Google

Oberhalb des Raudals von Sijaumi, der weiter südwärts folgt, begegnete man mehreren Piaroa-Kanoë, die nach dem Rio Sipapo fuhren, wo der betreffende Stamm seine Hauptsitze hat. Es sind harmlose Waldmenschen, die sich kegelförmige Hütten aus Palmstroh bauen, und die theils von Jagd und Fischfang, theils von Manioc-, Mais- und Bananenbau und theils vom Kautschukſammeln leben. Am Orinoko ist Matawoni von Piaroas bewohnt — ein Dorf, das aus neun großen Hütten besteht (S. Abbildung 4). In ihren Körpermerkmalen kaum von den früher beschriebenen Stämmen abweichend, und nur etwas dunkler von Hautfarbe, sind sie besonders durch ihren Aberglauben interessant. Beim Hüttenbau halten sie beispielsweise ängstlich darauf, daß der die Stätte inneha bende böse Geist vertrieben wird — indem er durch Beschwörungen, Gesänge und Tänze gezwungen wird, in einen bereit gehaltenen Pfefferfresser zu fahren und mit diesem davon zu fliegen. Sodann glauben sie auch an eine Art Seelenwanderung, und als ihr Ahn, von dem sie abstammen, gilt ihnen der Tapir, den sie deshalb auch nicht tödten, und den sie sogar ihre Pflanzungen (conucos) verwüsten lassen, ohne dagegen einzuschreiten. Ueberhaupt sind sie davon überzeugt, daß alle Pflanzen und Thiere von Geistern beherrscht und bewegt werden.

Die kleineren Raudals von Aji und Castillito, welche weiter stromauf liegen, sind rasch, aber keineswegs ohne Gefahr zu überschreiten. Dann kommt man nach Siquito, wo ein civilisirter Indianer auf einem in den Strom vorspringenden Felsen sein Haus erbaut hat, um von da aus Branntwein, Werkzeuge und Stoffe gegen Kautschuk, Cassave und Schweine zu verhandeln.

An der Vereinigung des Guaviare mit dem Orinoko (S. Abbildung 5) macht der letztere Strom eine seiner entschiedensten Wendungen, und der Weg auf ihm hinauf geht nunmehr im allgemeinen nicht mehr südlich, sondern östlich. Am Guaviare aber liegt etwa 3 km aufwärts, dort wo der Atabapo sein klares Wasser in ihn ergießt, das Dorf San Fernando de Atabapo, mit etwa 200 Einwohnern. Dasselbe ist durch seine Lage in dem Konfluenzpunkte der drei großen schiffbaren Ströme von jeher der Hauptplatz am oberen Orinoko gewesen, und bei der fortschreitenden wirthschaftlichen Entwickelung der Gegend kann es kaum verfehlen, eine noch höhere Bedeutung zu erlangen. Seine Bevölkerung ist eine aus Weißen, Negern und Indianern gemischte. Die Indianer sind vorwiegend civilisirte Baniwas, die aber neben ihrem christlichen Glauben noch manchen heidnischen Brauch bewahrt haben. Sie verfertigen Taue zum Schiffziehen (espillas), Hängematten (chinchorros), sammeln Kautschuk und verdingen sich gern als Bootsleute zu Fahrten nach Ciudad Bolivar.

Der internationale Kolonialkongreß zu Paris.

Von Dr. A. Oppel.

Bei Gelegenheit der Pariser Ausstellung und im Anschluß an dieselbe haben diesen Sommer drei Kongresse stattgefunden, welche dem Kolonialfreund wie dem Geographen vermöge des Inhalts und der Art ihrer Verhandlungen in gleichem Maße Interesse abzugewinnen vermochten. Es waren, um die französischen Titel beizubehalten: der „Congrès colonial international“, der „Congrès international des sciences géographiques“ und der „Congrès international de l'intervention des pouvoirs publics dans l'émigration et l'immigration“. Den Reigen unter den dreien eröffnete der Kolonialkongreß, fünf Tage, vom 30. Juli bis zum 3. August, dauernd. Unmittelbar darauf folgte der geographische Kongreß, welcher sich über eine volle Woche, vom 5. bis 10. August, erstreckte. Den Beschluß machte der Kongreß mit dem langen Namen und der verhältnißmäßig kurzen Zeitdauer, der vom 12. bis 15. August währte.

Der Kolonialkongreß, welcher, vom Handelsminister zum Studium der kolonialen Fragen ins Leben gerufen, unter dem Vorsitz des ehemaligen Ministers Barbey in den Räumen des Collège de France stattfand, wurde durch eine feierliche Sitzung im Trocaderopalaste am 30. Juli vor einer zahlreichen Versammlung eröffnet. Die Erschienenen waren in überwiegender Zahl Franzosen, denn, obgleich der Kongreß ein internationaler sein sollte und in seinem vorher aufgestellten Programme neben den französischen Kolonien auch die aller übrigen Staaten Europas, mit Ausnahme Italiens, berücksichtigte, so waren die letzteren doch nur theilweise vertreten. Eine uns vorliegende Liste der theilnehmenden Mitglieder weist nämlich 112 Franzosen, aber nur 30 Vertreter nichtfranzösischer Länder auf, und zwar hatten nur Spanien, Portugal, Belgien und die Niederlande Abgeordnete zu dem Kongreß entsandt. Die übrigen Kolonialländer, die das Programm berücksichtigt hatte, also Großbritannien, Rußland, Dänemark und Deutschland, hatten sich nicht vertreten lassen, Italien aber war seitens des Organisationskomités noch nicht als Kolonialmacht anerkannt worden.

Die feierliche Eröffnungssitzung im Trocadero wurde durch eine längere Rede des Vorsitzenden Barbey eingeleitet, an die sich kürzere Ansprachen einiger auswärtiger Mitglieder, des Spaniers Balanero de Montenegro, des Niederländers Dr. Wijmalen und des Portugiesen Lucrano Coreiro, anschlossen.

Da Barbey's Rede eine wohlgegliederte, formgewandte Uebersicht über das gesammte europäische Kolonialwesen darbot, so mag es gestattet sein, den Gedankengang derselben sowie einige besonders bezeichnende Stellen in sinngetreuer Uebersetzung im Folgenden wiederzugeben. Nach einer kurzen Begrüßung der Versammelten, insonderheit der auswärtigen Abgeordneten, hob Herr Barbey hervor, daß das Werk, welchem sich der Kongreß widme, ein durchaus friedliches sei. „Wir haben uns versammelt“, sagte er, „nicht um die brennenden Fragen zu erörtern, welche die Völker und die Regierungen trennen, sondern um in einem einmüthigen und von wechselseitigem Wohlwollen erfüllten Geiste eine der größten Aufgaben zu studiren, welche gegenwärtig das alte Europa beschäftigen.“ Darauf wird die große Bedeutung der Kolonialfrage und ihre Tragweite nach den verschiedenen Richtungen auseinandergesetzt und mit diesem Gedanken die Ueberleitung zu dem eigentlichen Inhalte der Rede, der Geschichte des Kolonialwesens, ausgeführt.

„Diese Geschichte hat zwei Phasen. Die erste ist die der Entdeckungen und der Eroberungen, der Zeitraum, wo kühne Abenteurer dem westlichen Europa theils mit Waffengewalt, theils durch Geschäftsthätigkeit die Neue Welt und den äußersten Osten eröffnet haben; er umfaßt das 15. und einen Theil des 16. Jahrhunderts. Die zweite Phase ist

Digitized by Google

diejenige der eigentlichen Kolonisation. Damals traten an Stelle der Individuen die Regierungen und die Handelsgesellschaften und versuchten in planmäßiger Weise die eroberten Gebiete zu verwerthen. Diese Epoche beginnt in der Mitte des 16. Jahrhunderts und erstreckt sich bis zur unmittelbaren Gegenwart."

Nachdem nun das Wesen der großen Entdeckungen und die leitenden Motive dieser „heroischen Epoche der Kolonisation" sowie die eingreifende Thätigkeit der betheiligten Staatsregierungen gekennzeichnet sind, heißt es weiter: „In den ungeheuren Gebieten, deren sie sich bemächtigt, legen sie die Grundlage zu neuen Gesellschaften, welche, aus ihrem eigenen Blute hervorgegangen, ihre Sprache reden und ihre Tradition fortpflanzen. Sie zerstören nicht mehr, sie schaffen, sie kolonisiren." Aber derselbe Beweggrund, der die Conquistadores leitete, haftet auch den Bestrebungen der Regierungen in der älteren Kolonialepoche an. „Ihre Hilfsmittel zu steigern, seltene und kostbare Produkte zu gewinnen, gewisse Handelswege zu monopolisiren war ihr Hauptzweck. Ein allgemein anerkannter Grundsatz war es, daß die Kolonien dazu da seien, das Mutterland zu bereichern; demgemäß sollten sie viel leisten, aber möglichst wenig kosten." Um dieses Ziel zu erreichen, schuf man die industriellen und kommerziellen Monopole, man bediente sich der Sklavenarbeit, und man schloß die Kolonien von den Fortschritten, folglich auch von dem materiellen Gedeihen aus, dessen sich das Mutterland erfreute.

„Bei diesem System wurden die Kolonien nicht wie junge Gesellschaftswesen betrachtet, deren gedeihliche Entwickelung das Mutterland zu schützen und zu begünstigen habe, sondern wie gewerbliche oder Ackerbauanlagen, aus denen man den größtmöglichen Gewinn zu ziehen beabsichtigt. Dieses System ist erst in unseren Tagen seinem Ende nahegekommen. Spanien, Portugal und Holland haben es eben erst aufgegeben, und in der Gesetzgebung unseres Landes giebt es noch Spuren davon. Vier Jahrhunderte lang aber ist es von den größten Kolonialmächten befolgt und aufgenutzt worden."

Die Bedeutung und der Werth der Leistungen dieser langen Epoche ist nicht zu verkennen und zu unterschätzen, aber ihr Verfahren läßt sich nicht länger aufrecht erhalten. Denn im Laufe der letzten fünf Jahrzehnte sind verschiedene Ereignisse eingetreten, welche die Möglichkeit einer solchen Kolonialpolitik vollständig untergraben haben. Dazu gehören vor allem die Handelsfreiheit, die Abschaffung der Sklavenarbeit und die zunehmende Ausbreitung der weißen Rasse außerhalb Europas.

Daß durch die ersten beiden Ereignisse die wirthschaftliche Lage vieler Kolonien tief erschüttert worden ist, läßt sich nicht leugnen; manche haben indeß im Laufe der Jahre die schwersten Schläge, die sie betrafen, überwunden, andere leiden aber noch bis auf den heutigen Tag daran. In sittlicher und politischer Beziehung, meint Barben, hat die Abschaffung der Sklavenarbeit im allgemeinen günstige Folgen nach sich gezogen, denn den ehemaligen Sklaven ist nicht nur das Gefühl ihrer Menschenwürde wiedergegeben, sondern auch der Wunsch erweckt worden, ihre wirthschaftliche Lage zu verbessern. Außerdem beginnen sich die Rassenvorurtheile zu verwischen.

Ferner hat sich durch jene beiden Ereignisse auch das Verhältniß zwischen Kolonie und Mutterland verschoben und zum Besseren gewendet. Denn während früher das eine die andere ausschließlich zu seinen Gunsten auszunutzen versuchte, haben die Kolonialmächte jetzt eine edlere und höhere Auffassung von ihrer Stellung zu den auswärtigen Besitzungen: „Sie hören auf sie einzig als ertragreiche Anlagen zu behandeln; sie betrachten sie als entfernte Theile des gemeinsamen Vaterlandes; sie begreifen, daß ihr eigenes Interesse, nicht zu reden von Recht und Billigkeit, ihnen vorschreibt jene zu unterstützen und zu heben, aber nicht sie auszubeuten."

Die Folge dieser veränderten Auffassung des Begriffs der Kolonien konnte nur die sein, daß letztere sich rasch und günstig entwickelten. Und ähnlich wie die ehemaligen Kolonialländer — die Vereinigten Staaten, Brasilien, Chile, Argentinien u. a. — seit ihrer Befreiung außerordentliche Fortschritte gemacht haben, konnten auch die jetzigen unter dem Genusse einer größeren Freiheit sich ausdehnen, erweitern und verbessern. „Kanada, Australien, das englische Südafrika, das französische Nordafrika scheinen einer ähnlich glänzenden Entwickelung entgegenzugehen, wie jene sie erreicht haben."

Solche Ergebnisse aber konnten nicht erzielt werden ohne die Mitwirkung des dritten oben bezeichneten Ereignisses, d. i. die zunehmende Ausbreitung der weißen Rasse außerhalb Europas — eine Erscheinung, die zu den merkwürdigsten der ganzen Weltgeschichte gehört. Noch vor zwei Jahrhunderten in der Hauptsache auf Europa beschränkt, herrscht die weiße Rasse gegenwärtig auch in Nordamerika, Südamerika und Australien. Afrika hat sie an allen Seiten in Angriff genommen und an seinen äußersten Enden im Norden und Süden bereits festen Fuß gefaßt. Diese die jetzt im Flusse befindliche Bewegung nicht langsamer wird, so dürfte in kurzem die Hälfte der Erde der weißen Rasse angehören.

Wenn nun schon durch die außerordentliche Thatsache der Ausbreitung der Europäer das Kolonialwesen völlig umgeändert ist, so bleibt es doch nicht ausgeschlossen, daß auch jetzt noch Unternehmungen älteren Stiles stattfinden. Solche sind nicht nur nützlich, sondern auch nothwendig und einträglich. Barben meint damit Handelskolonien, wie die europäischen Niederlassungen an den afrikanischen Küsten, oder Ausbeutungskolonien, wie das britische und niederländische Indien, das französische Hinterindien und die spanischen Antillen. Welches aber auch die Kolonialmethode sein mag, die ganze Bewegung hat die Ausbreitung der weißen Rasse und die Entstehung neuer europäischer Völker außerhalb Europas herbeigeführt. „Diese neuen Völker, aus den unseren hervorgegangen und den unseren ähnlich, sind berufen in den zukünftigen Jahrhunderten unsere Werke und unsere Aufgaben fortzusetzen. Vielleicht wird es einmal eine Zeit geben, wo das mächtigste Land unserer Epoche in der Welt nur einen Theil von der Zahl und der Kraft seiner auswärtigen Nachkommen darstellen wird. Das Volk aber, welches die Kunst der Kolonisation nicht versteht, wird zu Grunde gehen."

Mit dem letzten Satze ist der Gipfelpunkt der Rede des Herrn Barben erreicht. Nachdem er bemerkt, daß dieser Gedanke allgemeine Anerkennung gefunden hat, und daß insofgedessen nicht nur die alten Kolonialmächte erneute Anstrengungen gemacht haben, sondern daß auch zu diesen solche getreten sind wie Deutschland und Italien, die dieser Thätigkeit bisher fernstanden, beginnt er, die neuen Formen kolonialer Erwerbung kurz zu charakterisiren. „Zuerst", sagt er, „erschienen die (alten) Handelsgesellschaften wieder, welche die erste Arbeit der Erwerbung und Einrichtung ausführten. Dann folgte das Protektorat, ein geistvolles System, welches dem Staate die genügende Vertretung seiner Interessen, den eingeborenen Völkern aber die Achtung vor ihren Gebräuchen und rechtlichen Einrichtungen zu gewährleisten scheint. Endlich kam die eigenthümliche Form der Kolonialregierung, wie sie durch den neubegründeten Kongostaat verwirklicht ist. So hat sich ein Wetteifer ohne gleichen der Völker und der Regierungen

Digitized by Google

bemächtigt. Sie streben nach der Eroberung der Erde, die, wie man hoffen darf, in friedlicher Weise erfolgen wird. Denn noch ist die Erde groß genug, daß wir alle uns in derselben bewegen können, ohne auf einander zu stoßen."

Mit einem kurzen Hinweis auf die dem Kongresse bevorstehenden Aufgaben endet die Rede Barbey's, die wir deshalb etwas ausführlicher wiedergeben zu sollen glaubten, weil sie so ziemlich das beste darstellt, was in den verschiedenen Versammlungen gesprochen wurde.

Der Kongreß selbst ging in den Tagen vom 31. Juli bis zum 2. August in der Weise vor sich, daß einerseits eine Reihe allgemeiner Sitzungen abgehalten wurden, anderseits in den vom vornherein aufgestellten Sektionen Vorträge und Berathungen über bestimmte Fragen stattfanden. Den ganzen in Frage kommenden Stoff hatte man nämlich von vornherein in zwei Gruppen mit mehreren Unterabtheilungen (Sektionen) zerlegt. Die eine Gruppe, mit allgemeiner Richtung, „Théorie générale de la Colonisation" benannt, zerfiel in drei Sektionen: 1) Population et produits des Colonies, 2) Colonisation, 3) Organisation des colonies. Die zweite Gruppe dagegen, welche die praktischen Gesichtspunkte verfolgen sollte, daher mit „Applications" bezeichnet, hatte nur zwei Sektionen aufzuweisen: 4) die französische Kolonisation, 5) die Kolonisation der übrigen europäischen Staaten.

Da der Inhalt der allgemeinen Sitzungen theilweise von den Vorberathungen der Sektionen abhängig gemacht war, so erscheint es empfehlenswerth, die letzteren zuerst zu besprechen.

Der ersten Sektion, zu deren Spitze der bekannte Generalsekretär der Pariser Handelsgeographischen Gesellschaft, Gauthiot, stand, waren wie auch den anderen, bestimmte Aufgaben zugewiesen worden. Diese bezogen sich auf den gesellschaftlichen Zustand der eingeborenen Völker und ihre Civilisationsfähigkeit, auf die Entwickelung des Unterrichts, die Anwendung der nationalen Sprache und Schrift, auf Gesundheitswesen und Acclimatisation sowie endlich auf Ackerbau, Gewerbefleiß und Handel. Mit anderen Worten, die erste Sektion sollte sich ganz im allgemeinen mit dem materiellen und geistigen Kulturzustande der Völker in den Kolonien befassen. Welcher? wird dabei nicht gefragt. Ein so weit und allgemein gefaßter Plan konnte natürlich in den drei abgehaltenen Sitzungen durchaus nicht vollständig durchgeführt werden; auch kamen keineswegs die betreffenden Gesichtspunkte in allgemein theoretischer Weise zur Verhandlung, sondern die gehaltenen Vorträge und Diskussionen nahmen in durchaus vorwiegender Weise Bezug auf die französischen Kolonien. Demnach behandelte die erste Sektion ganz denselben Stoff, der eigentlich und dem Programm gemäß der vierten Sektion vorbehalten war.

Eine kurze Inhaltsgabe wird das eben geäußerte Urtheil als richtig erweisen.

In der ersten Sitzung, am 31. Juli, wurde die Frage der „Entwickelung des Unterrichts" zur Diskussion gestellt, an der sich die Herren Aymonier, Direktor der Kolonialschule, Dumoutier, Unterrichtsdirektor in Tonking, Ballen, Stellvertretender Gouverneur am Kongo, Raoul, Abgeordneter von Tahiti, und Masqueray, Direktor der Ecole des Lettres, in Algier betheiligten. Das Ergebniß der einzelnen Aeußerungen wurde dahin zusammengefaßt, daß es für die kolonisirenden Völker nöthig erscheint, in ihren auswärtigen Besitzungen ihre eigene Sprache und Schrift zu verbreiten; ferner, daß, wenn eine einheimische, nicht schriftgemäße Sprache vorhanden ist, man diese gebrauchen müsse, um den Gebrauch der eigenen Sprache anzubahnen, endlich daß der Unterricht in der letzteren zu gleicher Zeit beginnen solle wie die Ausbildung in einem Handwerke.

Für die Sitzung am 1. August bildete die Frage nach dem sozialen Zustande der Eingeborenen und ihrer Civilisationsfähigkeit den Gegenstand der Behandlung. Mit Bezug darauf sprach Herr Masqueray über die Bevölkerung Algeriens, der bekannte Guyana-Reisende Coudreau über diejenige des französischen Guyana, der kürzlich aus Afrika zurückgekehrte Reisende Crampel über die Völker am oberen Ivindo und Raoul über diejenigen der ozeanischen Besitzungen Frankreichs. In der Sitzung des 2. August trug zunächst der Ingenieur Fuchs über die Einrichtung und Ziele der in Paris bestehenden Ecole Coloniale vor. Herr Ribes erwähnte die Verdienste, welche die Mission, namentlich am Gabun, bei der Erziehung der Eingeborenen sich erworben, und bittet, diese Bestrebungen nachdrücklich zu unterstützen. Herr Cerisier wies darauf hin, daß er bereits im Jahre 1880 dem Kongreß von Bordeaux eine Arbeit unterbreitet, und darin bestimmte Vorschläge aufgestellt habe, wie man Europäer für das Leben in den Kolonien vorzubereiten habe. Erst nach diesen Mittheilungen geht man dazu über, das für diesen Tag vorbehaltene Thema — Gesundheitswesen und Acclimatisation — näher zu erörtern. Dieses geschieht seitens des Herrn Poiteu Duplessy, welcher feststellt, daß „unsere Rasse die geeignetste ist für die Acclimatisation in den heißen Ländern". Chapon vermag sich dieser Folgerung nur theilweise anzuschließen, und Raoul spricht nicht der weißen, sondern der mongolischen Rasse die besondere Fähigkeit zu, sich in den tropischen Ländern zu acclimatisiren.

Voilà tout! Wie man sieht, wurden einige Theile des Programms gar nicht speziell berührt (die Fragen nach Ackerbau, Handel und Gewerbefleiß), die anderen aber nur theilweise näher erörtert. Insonderheit muß man sich darüber wundern, daß zwei so wichtige Gegenstände, wie das Gesundheitswesen und die Acclimatisationsfrage, so kurzer Hand abgethan wurden, wie dies in der zweiten Hälfte der dritten Sitzung geschah.

Auch der zweiten Sektion, welche sich mit „Colonisation" im allgemeinen befassen sollte, waren zahlreiche und wichtige Fragen zugewiesen worden. Es galt zu behandeln: die Handfertigkeit der Eingeborenen, die Einwanderung (ob frei oder durch Kontrakt), die Naturalisation, das Katasterwesen, Abtretung und Verkauf von Ländereien, Kreditinstitute, Geldwesen, Verkehrsmittel, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen und Strafversendung. Von diesen zahlreichen Gegenständen kam nur der kleinste Theil zur Besprechung. Am 31. Juli hielt nämlich der Professor der Rechte Massigli einen Vortrag über die Verwaltung des Grundeigenthums in den Kolonien und verglich, was in dieser Beziehung in Australien und in Tunesien geschehen ist, und was in Algerien und in Tahiti geschehen kann. In der zweiten Sitzung, am 1. August, wurde zuerst die Frage der Strafkolonisation besprochen und seitens des Admirals Ballon eine Mittheilung über die Frage der afrikanischen Einwanderung gemacht. Im Anschluß daran erkennt die Sektion: „daß es nicht genüge, die Sklaven in unseren afrikanischen Besitzungen zu befreien, sondern man müsse ihnen eine bestimmte Lebensstellung nach der Befreiung verschaffen".

Daß die zweite Sektion den größten Theil ihrer Aufgaben unerörtert gelassen hat, brauchen wir somit nicht besonders hervorzuheben.

Die dritte Sektion sollte hauptsächlich die Organisation der Kolonien ins Auge fassen. Die Schlagworte des Programms sind nämlich: „politische Beziehungen zwischen dem Mutterlande und den Kolonien; allgemeine Verwaltung und Gemeindebehörden der Kolonie; Finanz- und Zollwesen." Sehen wir zu, wie man sich dieser schwierigen Aufgaben entledigte!

Digitized by Google

In der ersten Zusammenkunft, am 31. Juli, sprach der Senator Isaac aus Guadeloupe einleitungsweise über die Verfassung der Kolonien; er erörterte die hierbei in Frage kommenden Grundsätze, insbesondere die der Selbstverwaltung, und meinte, daß bei Ausarbeitung von neuen Verfassungen der Wunsch der Kolonien als Grundlage dafür dienen müsse. Daran schloß sich eine Besprechung seitens mehrerer Theilnehmer: Herr Bouchie de Belle z. B. sagte, daß die französischen Kolonien, deren Verfassung auf den vorrevolutionären Grundsätzen beruhe, die Einführung des Grundsatzes der Gleichheit erwarten. „Die bei ihnen angewendete Regierungsweise ist noch dieselbe wie zu der Zeit, wo wir das Knie vor dem guten Vergnügen des Königs beugen mußten.“ In einigen Kolonien sind allerdings Verbesserungen eingeführt worden, insbesondere durch die Senatsbeschlüsse von 1854 und 1866, und hier sind die Generalräthe — seit 1870 — eifersüchtig auf ihre Rechte geworden, so daß es nicht an Reibungen zwischen ihnen und der Centralregierung gefehlt hat. In anderen Kolonien wird die Verfassung von Monat zu Monat geändert und dadurch eine Verwirrung herbeigeführt, von der man sich keinen Begriff machen kann. „Mit einem Worte, der gegenwärtige Zustand ist unerträglich.“ Diesem schweren Tadel des Herrn Bouchie de Belle gegenüber bemerkt ein anderer Theilnehmer, man dürfe nicht alle Kolonien in einen Topf werfen; vielmehr müsse jede einzelne Kolonie oder wenigstens jede Gruppe ihre besondere Verfassung erhalten. Herr Paul Révoil aber ist der Meinung, daß sich die Sektion darauf beschränken könne, die gegenwärtigen Kolonialverfassungen zu beurtheilen. Weitere Aeußerungen fanden statt über die folgenden zwei Sätze:

„1) Man muß den Senatsbeschluß vom 3. Mai 1854 revidiren, dessen Bestimmungen sich mit den Grundsätzen der Verfassung des Mutterlandes nicht vertragen. 2) Es ist wünschenswerth, daß ein besonderes Gesetz diejenigen Punkte feststellt, in denen die Gesetze des Mutterlandes auf die Kolonien angewendet werden sollen, und ferner, daß in jedem neuen Gesetze von allgemeinem Interesse angegeben werde, ob dieses auf die Kolonien sich beziehen solle oder nicht.“ Eine Resolution wurde aber nicht gefaßt. Die noch übrige Zeit der Sitzung wurde durch den bekannten Verfasser des Kolonial-Atlas, Henri Mayer, ausgefüllt, der die von ihm ausgearbeiteten Kolonialhefte (Cahiers Coloniaux) für 1889 vorlegte und deren Wesen und Aufgabe auseinandersetzte. In der zweiten und letzten Versammlung der dritten Sektion wurde eine Reihe von kolonialpolitischen Fragen besprochen, welche der allgemeinen Sitzung dieses Tages unterbreitet werden sollen. Darüber wollen wir später berichten.

Die vierte Sektion hatte die Bestimmung, die allgemeinen Verhältnisse der einzelnen französischen Besitzungen klar zu stellen. Demgemäß sprach zuerst Herr Cerisier über Guyana; er erörterte dessen Grenzen, Ausdehnung, natürliche Theile, Bevölkerung, Produkte, Handel, Klima, und besonders die Mittel, durch welche dieses bisher so vernachlässigte Land wieder gehoben werden könne. Ferner verlangte er eine genaue Grenzregulirung und empfahl die Gründung von Privatgesellschaften, welche die einzelnen Zweige der wirthschaftlichen Thätigkeit in die Hand nehmen und die nöthigen Verbesserungen ausführen sollen. Als Arbeitskräfte könnten sie sowohl eingeführte Afrikaner und Asiaten, die man durch Landabtretung an die Kolonie fesseln könne, als auch die Deportirten verwenden, die dadurch der Kolonie dauernden Nutzen leisten würden. Darauf wurde eine Arbeit des Admirals Ballon über den Senegal verlesen, die sich über die einzelnen in Frage kommenden Gesichtspunkte verbreitet. Insbesondere betont Ballon die Nothwendigkeit, die befreiten Gefangenen zu verwenden, die man entweder am Senegal selbst oder in anderen Besitzungen, z. B. in den Antillen, zu dauernder Beschäftigung verpflichten müsse. Er hebt die Wichtigkeit des Hafens von Dakar hervor, spricht sich aber gegen die theilweise bereits gebaute Eisenbahn am oberen Senegal aus, und empfiehlt dieser gegenüber eine neue Linie, die, von Cap Verde nach Bamaku oder einem anderen Orte am Niger führend, reiche und bevölkerte Landstriche durchschneiden würde. Endlich wünscht er, daß bei der Einfuhr nicht ausschließlich die französische Waare begünstigt werde; denn es komme darauf an, den Geschmack der Eingeborenen zu treffen, und wenn dies nicht geschehe, so würden diese ihre Bedürfnisse auf fremden Märkten decken. Am folgenden Tage, am 1. August, werden die Mittheilungen Ballon's über den Senegal fortgesetzt und einige besonders wichtige Stellen daraus näher besprochen. Einige markante Sätze mögen hier Platz finden: 1) Man muß den Senegal als Handelskolonie betrachten und nicht europäische Ackerbauanlagen machen wollen. 2) Die Zukunft dieser Kolonie beruht auf der Verbreitung der französischen Sprache und Schrift. 3) Der Weiße kann bei regelmäßiger Lebensführung am Senegal leben, aber die Landarbeit kann nur der Eingeborene verrichten. In der dritten und letzten Sitzung beschäftigte man sich mit den Zuständen Algeriens, über die von den Herren Bath, Warot und Masqueray eingehende Mittheilungen gemacht wurden.

Die fünfte Sektion sollte sich über die Kolonisation der übrigen europäischen Staaten verbreiten. In den drei zu diesem Zwecke abgehaltenen Sitzungen konnte aber der ausgedehnte Stoff nur zur kleineren Hälfte erledigt werden. H. J. Vool sprach über die niederländischen Besitzungen, Ferreira d'Almeida über die portugiesischen, und Wauwermans hielt einen längeren Vortrag über den Kongo-Freistaat. Da aber die Mittheilungen dieser Herren kaum etwas neues enthielten, so mag es mit der bloßen Erwähnung derselben genug sein.

Wir wenden uns nun zu den allgemeinen Sitzungen. In der ersten derselben hielt der bekannte Kulturhistoriker G. Le Bon einen Vortrag über den Einfluß der europäischen Bildung auf die Eingeborenen in den Kolonien. Sein Gedankengang gipfelt in dem Satze, daß durch die Beibringung von europäischer Bildung die Eingeborenen zu unversöhnlichen Feinden der Europäer gemacht werden. Dieser Satz, in dieser Form unbedingt behauptet, rief naturgemäß lebhaften Widerspruch in der Versammlung hervor. Gefragt, welche Bildung man denn somit den Eingeborenen geben solle, antwortet G. Le Bon: „Ich weiß es nicht.“ Die zweite Sitzung hatte zum Gegenstande zunächst einen Vortrag des bereits erwähnten Herrn Léveillé über die Strafkolonisation. Ausgehend von dem Gesetze des Jahres 1854, verurtheilt er zunächst die Unterbringung der Strafverschickten in Gefängnissen. Da die Hauptfrage die ist: „Was wird aus den Leuten nach ihrer Entlassung?“ so ist es sicher, daß bei der Unterbringung die meisten derselben rückfällig werden. Man muß bei der Verpflanzung die Leute vielmehr an Ordnung und Arbeit gewöhnen; aber das ist bisher vielfach verfäumt oder falsch ausgeführt worden, und daher sind Millionen umsonst ausgegeben. Nach Léveillé's Ansicht sind in dem bisherigen System wesentliche Aenderungen zu treffen.

In der dritten Sitzung schließlich legte der Senator Isaac eine Reihe von Wünschen bezüglich der Kolonialverwaltung vor, die in manchen Beziehungen Klarheit angezeigt haben würde. Eine Aeußerung, worin festgestellt wurde, daß die Anwendung des allgemeinen Zolltarifs in Cochinchina diese Kolonie zu Grunde gerichtet habe, rief eine lebhafte

Digitized by Google

Erregung hervor. Der Staatsrath Dislère behauptete darauf, eine solche Frage dürfe nicht vor dem Kongresse behandelt werden, denn man dürfe die Beschlüsse des Parlaments nicht in einer herabsetzenden Weise tadeln. Isaac dagegen vertrat den Standpunkt, daß jede beliebige Frage dem Programme gemäß von dem Kongresse verhandelt werden könne. Nach einigen Hin- und Herreden schloß aber der Vorsitzende die Diskussion mit dem Bemerken, daß, da der Kongreß ein internationaler sei, vor den auswärtigen Theilnehmern Fragen von persönlichem und lokalem Interesse nicht weiter verfolgt werden dürften.

Die übrigen Vereinigungen allgemeiner Art boten kein weiteres sachliches Interesse. Am 3. August vormittags machten die Vertreter Spaniens, Portugals, Belgiens und Hollands noch einige Mittheilungen. Daß kein Vertreter Großbritanniens — der größten Kolonialmacht aller Zeiten — vorhanden war, wurde schmerzlich bemerkt. Den Schluß des ganzen Kongresses bildete ein Besuch der Kolonialausstellung auf der Esplanade des Invalides, der im Pavillon von Cochinchina mit einem Festessen nebst den üblichen Toasten endete.

Welches sind nun die Leistungen und Ergebnisse des Kongresses?

Daß das ursprünglich aufgestellte Programm nicht ausgeführt wurde, geht aus dem Vorstehenden klar hervor. Was aber den Werth des wirklich Geleisteten anbetrifft, so wollen wir unser eigenes Urtheil zurückhalten und vielmehr dasjenige eines Franzosen wiedergeben. Henri Mayer, der bekannte Verfasser des „Atlas Colonial“ äußert sich nämlich in der Zeitschrift „La Géographie“ (Nr. 36) wie folgt.

„Wir haben uns an vier Tagen versammelt. Was haben wir geleistet? Nichts. Wir haben das Vergnügen gehabt, Bekanntschaft mit den auswärtigen Vertretern anzuknüpfen. Man hat geplaudert, man hat Beziehungen angeknüpft, man hat die Tahitierinnen und Javanerinnen bewundert, man hat Toaste gehalten, man hat sich ein Stelldichein nach Lissabon gegeben.

Aber Resolutionen hat man nicht gefaßt. Nicht ein Punkt des Programmes ist gründlich erörtert worden; man hat sich sogar nicht mit den wenigen theoretischen Fragen weiter befaßt, die im Laufe der Sitzungen aufgestellt worden sind.

Sicherlich fehlte es an Zeit, um gründlich zu diskutiren. Aber warum hat man die Abende nicht benutzt, warum hat man nur drei Vereinigungen veranstaltet, warum hat man die Dauer des Kongresses auf eine so kurze Zeit bemessen? Warum hat man sich nicht auf die drei Fragen beschränkt, welche die Organisationskommission aufgestellt hatte, und wenn selbst die Zeit dazu fehlte, wäre es besser gewesen, eine einzige vorzunehmen, und diese abschließend zu behandeln, als zu gar keinem Abschlusse zu gelangen.

Sage man nicht, daß man die Mehrheit dieser eigenen Angelegenheiten nicht habe vor den fremden Abgeordneten behandeln können. Ich bin vielmehr überzeugt, daß sie mit großer Theilnahme unsere Besprechungen über das von uns gewünschte Kolonialsystem angehört haben würden. Und weshalb kamen sie nach Paris, wenn sie sich nicht ein Urtheil über unsere Methoden und Ziele bilden wollten?

Weil wir also auf diesem internationalen Kongresse unsere Kolonialverfassung nicht erörtern konnten, so wünschen wir nächstens die Berufung eines nationalen Kongresses, denn diese Fragen können nie genug besprochen werden.

Allerdings sehe ich in einem solchen eine Gefahr, vor der man sich von vornherein in acht nehmen muß. Wir haben nämlich bei den Versammlungen im Collège du France das Vorhandensein zweier ganz entgegengesetzter Richtungen festgestellt: einerseits die der Kolonialangehörigen und der selbständigen Männer, welche eine vollständige Umgestaltung der Kolonialverfassung verlangen, und zwar entsprechend den Wünschen der Kolonien selbst, andererseits die der Regierungsleute, welche alles gut heißen, was bis auf den heutigen Tag geschehen ist, welche mit den Achseln zucken und vornehm lächeln, wenn man ihnen gegenüber von den Leiden, den Bedürfnissen und den Wünschen der Kolonien spricht.

Damit die Ergebnisse eines nationalen Kongresses wirksam seien, ist es aber unumgänglich nöthig, daß in ihm das Beamtenelement nicht die Oberhand habe.“

Kürzere Mittheilungen.

Die Küste von Kaiser-Wilhelms-Land.

Die von der Deutschen Neuguinea-Gesellschaft herausgegebenen „Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland und den Bismarck-Archipel“ enthalten in dem zweiten Hefte ihres laufenden Jahrganges (S. 48 ff.) eine werthvolle Beschreibung der Nordküste von Neuguinea, von Kap Croix bis zu den Legoarant-Inseln, die von dem ehemaligen Landeshauptmann Vice-Admiral Freiherrn v. Schleinitz herrührt, und der auch eine von diesem Herrn entworfene Karte beigegeben ist. Die Küste von Kaiser-Wilhelms-Land steht danach unter der Herrschaft des Südostpassatwindes, der aber zeitweilig von seinem Gegenwinde abgelöst wird — sobald nämlich die Sonne bei ihrem südlichen Stande den australischen Kontinente eine höhere Temperatur verliehen hat, als sie Neuguinea besitzt. Die Temperatur (im Durchschnitt 26 bis 27° C.) ist an ihr keine so hohe, als man ihrer Aequatornähe halber glauben sollte, theils infolge der Herrschaft des Passatwindes, der zugleich eine kühlende Meeresströmung an die Küste heantreibt, theils auch infolge der bedeutenden Höhe des größten Theiles der Insel. Der besonders in den Monaten Januar bis April wehende Nordwest besitzt im allgemeinen eine größere Intensität als der Südost, und im März bis Mai sowie im Oktober bis Dezember kommen häufig Windstillen vor. Die Niederschläge sind im allgemeinen reichlich, es walten dabei aber je nach der lokalen Landformation große Verschiedenheiten ob. „Sowohl der Südost als auch der Nordwest sind Winde, die sich viele Hunderte von Meilen über den Ozean bewegt haben, bevor sie auf das Land stoßen. Gesättigt mit Feuchtigkeit, zwingen die meist hohen Gebirge die Luft zur Abkühlung durch Aufwärtssteigen und dadurch zur Kondensirung und Abgabe des Wassergehaltes. Die Niederschläge würden durchschnittlich bedeutender sein, wenn die Richtung der Küste und der Zug der Gebirge überall in höherem Maße senkrecht zur vorherrschenden Windrichtung läge. Dies ist jedoch nur stellenweise, bezw. bei bestimmten Winden der Fall. Nur an solchen Stellen gewinnt der eine vorherrschende Wind den Charakter eines trockenen, der entgegengesetzte den eines regenreichen Windes. Bei Hafseldt-

Digitized by Google

hafen fehlen hohe, quer zur vorherrschenden Windrichtung gelegene Gebirge, auch haben die südöstlichen Winde, soweit sie sich nicht der Küste anschmiegen, längere Strecken über Land zu wehen, weshalb dort die Niederschläge im allgemeinen geringer und regelloser vertheilt sind, als weiter im Süden." Finschhafen hat eine ausgeprägtere Trockenperiode und sehr erhebliche Niederschläge in der übrigen Zeit. Konstantinhafen ist noch niederschlagsreicher, empfängt aber ähnlich wie Hatzfeldthafen den größten Betrag im Januar und Februar (während der Höhe des Nordwestmonsuns). Uebrigens schwankt die Niederschlagsmenge sehr stark von Jahr zu Jahr, und es sind Anzeichen vorhanden, daß gewisse Landstriche von Zeit zu Zeit ungewöhnlichen Trockenperioden unterworfen sind, was bei der Nähe Australiens und bei der Abhängigkeit der meteorologischen Verhältnisse Neuguineas von den dortigen nicht wunder nehmen darf. Auf Decennien reichlichen Regens suchen diesen Erdtheil bekanntlich des öfteren Jahre erschreckender Dürre heim.

Die Navigirung längs der Küste bietet weder für Dampf- noch für Segelschiffe besondere Gefahren und Schwierigkeiten, sondern sie ist eher eine außerordentlich leichte zu nennen. Wirkliche Stürme sind höchst selten, und Riffe giebt es im eigentlichen Fahrwasser gar nicht. Ebensowenig setzen die Meeresströmungen irgendwo direkt auf die Küste, und außerdem sind sie auch im allgemeinen nicht stark. Die Gezeiten sind unbedeutend, indem die Springfluthhöhen unter 1 m zurück bleiben. „Es kann für Dampfer, die zwischen der ostasiatischen Küste und der Ost- oder Südküste Australiens fahren, die Route längs des Kaiser-Wilhelmslandes, welche auch die kürzeste ist, nur empfohlen werden, um so mehr, da auch der weitere Weg nach Süden, wenn er zwischen Trobriand und Jurien-Insel hindurch, an der Ostseite von Normanby-Insel entlang genommen wird, keinerlei Gefahren birgt. Doch auch für Segelschiffe bietet diese Route den Vortheil vor einer mehr östlichen, daß bei konträren Winden die nächtliche Landbrise unter der Küste von Kaiser-Wilhelmsland zum Vorwärtskommen benutzt werden kann. Natürlich sollte von Segelschiffen der Weg südwärts nur zur Zeit des Nordwestmonsuns und nordwärts nur während des Südostpassates genommen werden."

Was die Hafenbuchten der in Frage stehenden Küstenstrecke betrifft, so wird Dregerhafen durch die durch Riffe mit einander verbundenen Inseln Matura, Kumbam und Ruffsing gebildet, und ist zwar nur vom Süden her für größere Schiffe zugänglich, aber gegen alle Winde gedeckt. Schneiderhafen, durch ein paar Korallenriffe gegen die See abgeschlossen, besitzt nur einen schmalen, 5 bis 6 m tiefen Eingang. Die Langemak-Bucht ist im allgemeinen zu tief und bietet nur in ihrer Südwestecke, südlich von der Mündung des Bubui, Gelegenheit zum Ankern; bei starken Winden steht auch hohe See in die Bucht hinein, und es entwickelt sich in der Mündung des Bubui eine mächtige Brandung. Finschhafen ist ein nicht sehr geräumiger, aber sehr sicherer Hafen. Er besteht aus einer Außenrhede und drei durch Bereguugen des Fahrwassers von einander getrennten Abtheilungen, von denen die Rhede und der äußere Hafen für Schiffe jedes Tiefgangs geeignet sind, Tiefen zwischen 15 und 40 m bietend. Der südlichste Hafen ist nur für Boote und ganz kleine Fahrzeuge brauchbar, da der aus dem mittleren Hafen zu ihm führende Kanal nur $1\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{4}$ m tief ist; im Hafen selbst vertieft sich das Fahrwasser wieder auf $2\frac{1}{2}$ bis 3 m. — Der Kelanahafen ist klein, aber sicher, mit 7 bis 8 m tiefer und 50 bis 60 m breiter Einfahrt. — Der Konstantinhafen faßt nur wenige Schiffe und ist seiner großen Tiefe wegen unbequem, hat aber guten Ankergrund und ist gleichfalls sicher. — Der Friedrich-Wilhelmshafen sowie der Friedrich-Karl- und der Alexishafen sind im einzelnen noch nicht genügend untersucht. Sie bieten aber gute Einfahrten und Ankerplätze, und ihre Bildung ist auch auf Erhebung von Korallenriffen zurückzuführen. — Der Prinz-Adalbertshafen wird durch bewaldete Inseln gebildet, und der Eitel-Friedrich- sowie der Kronprinzenhafen sind von Bergen umschlossen und sicher. — Der Hatzfeldthafen liegt in einer Einbuchtung zwischen zwei Landspitzen, zu beiden Seiten der kleinen Insel Tschirimotsch, und ist durch Korallenriffe gegen die See geschützt. Ein isolirtes Riff theilt ihn in eine östliche und eine westliche Hälfte. Für größere Schiffe hat er eine gute Einfahrt westlich von der Insel Patakoi. — Unmittelbar westlich vom Hatzfeldthafen liegen noch fünf andere Buchten, die aber weniger zu empfehlen sind.

Die gegenwärtige Bevölkerung Chiles.

Der letzte Census ist im Jahre 1885 gewesen, und der nächste wird erst 1895 sein. Der gegenwärtige Stand der Bevölkerung ist aber von der Oficina de Estadistica nach den Listen der Geborenen und Gestorbenen 2c. berechnet wie folgt:

Provinzen und deren Bevölkerung, berechnet für den 1. Jan. 1889.		Hauptstädte derselben und Bevölkerung 1885.	
Magellanes (territorio)	2 641	Punta Arenas	922
Chiloë	76 482	Ancud [1])	3 543
Llanquihue	68 580	Puerto Montt [2])	2 743
Valdivia	62 050	Valdivia	5 680
Cautin	34 292	Temuco	3 445
Malleco	61 277	Angol	6 331
Biobio	114 345	Los Angeles	8 279
Arauco	75 867	Lebu	2 690
Concepcion	204 645	Concepcion	24 180
Ñuble	154 367	Chillan	20 756
Maule	126 048	Cauquenes	6 511
Linares	113 670	Linares	7 711
Talca	137 476	Talca	23 432
Curicó	102 540	Curicó	10 110
Colchagua	158 332	San Fernando	6 959
O'Higgins	90 270	Rancagua	5 757
Santiago	358 449	Santiago	189 332
Valparaiso	212 810	Valparaiso	104 952
Aconcagua	149 460	San Felipe	11 768
Coquimbo	184 256	La Serena	17 231
Atacama	66 076	Copiapó	9 916
Antofagasta	34 645	Antofagasta	7 588
Tarapacá	46 439	Iquique	15 394
Tacna	30 408	Tacna	14 183

Die Totalsumme beträgt 2 695 926; hierzu kommt noch die Zahl der Ureinwohner — Araukaner, bolivische und peruanische Indianer — bei denen kein Census möglich ist, und deren Zahl das Statistische Bureau auf 50 000 anschlägt; endlich nimmt dasselbe an, daß beim Census 15 Prozent zu zählen vergessen sind, so daß die Gesammtbevölkerung Chiles auf 3 115 815 anzuschlagen wäre.

Die Anzahl der Personen männlichen Geschlechtes wird auf 1 263 640 und die der Personen weiblichen Geschlechtes auf 1 263 680 angegeben, was ein höchst auffallendes Verhältniß wäre. Leider ist auf diese Zahlen wie auf die ganze Volkszählung wenig Verlaß, da die mit der Aufnahme derselben beauftragten Personen sehr häufig mit der größten Nachlässigkeit verfahren sind, und die Bevölkerung ebenso auch oft der Zählung einen großen passiven Widerstand entgegensetzte.

Nach dem Census von 1885 war die Zahl der Fremden 87 077, einschließlich von 34 901 Peruanern und 13 146 Bolivianern in den kürzlich annektirten Provinzen

[1]) Heißt seit länger als 40 Jahren so, auf der vor ein paar Jahren erschienenen Karte des Herrn Pissis, des Landesgeographen, führt sie den alten, fast vergessenen Namen S. Carlos!

[2]) Der offizielle aber im gewöhnlichen Leben nie gebrauchte Name ist Melipulli.

Digitized by Google

Antofagasta, Tarapacá und Tacna. Unter den fremden Europäern sind 6808 Deutsche, 4198 Franzosen, 4114 Italiener, 2508 Spanier. Zu bemerken ist, daß diese Zahlen ganz anders ausgefallen wären, wenn die in Europa geborenen Einwohner Chiles im Census aufgenommen wären, allein alle diejenigen, welche sich das chilenische Bürgerrecht haben ertheilen lassen, sind im Census als Chilenen aufgeführt.

Es wird angegeben, daß beim Census von 1885 die Zahl der über hundert Jahre alten Individuen 484 betragen habe, nämlich 211 Männer und 273 Weiber; ein Rafael Muñoz aus Curicó figurirt mit dem Alter von 150 Jahren, und dürfte allerdings vielleicht, wie die „Sinopsis geografica estadistica“ des Jahres 1888 meint, die älteste Person des Erdballes sein.

Prof. Dr. R. A. Philippi.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach den Veröffentlichungen des Statistischen Centralbureaus zu Stockholm hatte das Königreich Schweden am Schlusse des Jahres 1888 eine Einwohnerzahl von 4748257 (gegen 4717189 am Schlusse des Jahres 1886). Personen männlichen Geschlechts gab es 2301104, solche weiblichen Geschlechts 2447153. Die Landbevölkerung belief sich auf 3888049 und die Stadtbevölkerung auf 860208, und es war gegen die Vorjahre eine beträchtliche Zunahme der letzteren, zum Theil auf Kosten der ersteren zu konstatiren. Von den größeren Städten hatte Stockholm 234990 Einwohner (Ende 1886 nur 223063), Gothenburg 99647 (1886: 92805), Malmö 46283 (1886: 45346), Norrköping 30836 (1886: 28993), Gefle 22019 (1886: 21097), Upsala 21710 (1886: 20955) und Karlskrona 20354 (1886: 19197).

— Das für die Völker Südosteuropas so bedeutsame Werk der Donau-Regulirung bei Orsova, das bereits vor geraumer Zeit beschlossen worden war, hat nunmehr seinen Anfang genommen, und im Beisein des ungarischen Ministers der öffentlichen Arbeiten und Kommunikationen sind Anfang September die ersten Sprengungsarbeiten an den Felsen des Eisernen Thores vorgenommen worden.

— In Nordwest-Griechenland (Akarnanien) hat am 26. August dieses Jahres ein starkes Erdbeben stattgefunden, dessen Stoß-Centrum wahrscheinlich im Golfe von Korinth lag. In letzterem wurde die Telegraphenleitung zerrissen. An der Oberfläche des Landes bildeten sich Klüfte, aus denen Sand und Wasser emporbrang, und die Städte Aetolikon und Amerinion wurden durch das Erdbeben unbewohnbar.

Asien.

— Daß Japan eins der erdbebenreichsten Länder der Erde ist, geht aus einer statistischen Aufstellung hervor, welche das Meteorologische Institut von Tokio veröffentlicht hat. Danach wurden in Tokio während der letztvergangenen neun Jahre nicht weniger als 592 stärkere und schwächere Erschütterungen des Bodens beobachtet. Auf das Jahr 1888 allein kamen 181, so daß also im Durchschnitt jeden zweiten Tag ein Erdbeben stattfand.

— Der Widerstand, welchen der Eisenbahnbau in China findet, scheint endlich überwunden zu sein. Wenigstens berichtet man von neuem von einem Dekrete des chinesischen Kaisers, durch das die sofortige Inangriffnahme der großen Linie Peking-Han-kau (Ein-tschang-fu) befohlen wird. Die Einführung von Eisenbahnen sei unerläßlich für den Wohlstand und die Machtstellung Chinas, und die Vicekönige der einzelnen Provinzen sollen deshalb darauf bedacht sein, die Vorurtheile des Volkes gegen die Neuerung durch Aufklärung zu zerstreuen. Der Bau soll an beiden Endpunkten gleichzeitig beginnen, und Li-Hung-Tschang ist damit beauftragt worden, die Mittel dazu durch eine Anleihe zu beschaffen. Das größte technische Problem, welches die Linie bieten würde, dürfte die Ueberbrückung des Gelben Flusses sein.

Afrika.

— Hauptmann Kund hat sich auf die Nachricht von dem Tode seines Reisegefährten Tappenbeck Anfang August wieder nach Kamerun begeben, und zur Ausfüllung der durch Tappenbeck's Tod entstandenen empfindlichen Lücke in dem Stabe der deutschen Kamerun-Forscher ist Premierlieutenant Morgen ausersehen worden, der die Reise nach Kamerun Anfang September ebenfalls angetreten hat.

— Camille Doutls soll auf seiner neuen Reise in der westlichen Sahara ermordet worden sein (Vergl. Bd. 54, S. 4 ff. und S. 63). Im Juni 1888 von Paris aufgebrochen, war er in mohammedanischer Verkleidung und unter dem angenommenen Namen El-Hadsch-Abd-el-Malek glücklich über die Oase Aulef (südlich von der algerischen Provinz Oran) hinaus gelangt, als er von seinen eigenen Führern aus Habsucht oder Fanatismus überfallen und erschlagen wurde.

— Der französische Reisende Jules Borelli hat einen Brief an die Geographische Gesellschaft zu Marseille gerichtet, in dem er sich eingehender über den Fluß Omo und seine Beziehungen zum Samburu-See ausspricht. Auf Grund seiner Auseinandersetzungen mit Graf Teleki und Lieutenant L. von Höhnel hegt er die Ueberzeugung, daß der Samburu-See mit dem Basso-Narok oder Kronprinz-Rudolf-See dieser Reisenden identisch ist, und daß der Omo sich unter dem Namen Niannam in diesen abflußlose Wasserbecken ergießt. Die von Borelli früher vertretene Hypothese von einem Zusammenhange des Omo mit dem Victoria-Nyanza und dem Nil hätte demnach zu fallen, und ebenso auch die Cecchi'sche Hypothese von einer Identität des Omo mit dem Dschuba. L. v. Höhnel spricht sich in den „Mittheilungen“ der Wiener Geographischen Gesellschaft (Bd. 32, S. 333) in dem gleichen Sinne aus.

Nordamerika.

— Henry Balfour theilt in dem „Journal of the Anthropological Institute“ (Vol. XIX, p. 54) mit, daß die Shoshone- und Bannock-Indianer von Idaho und Montana bis auf den heutigen Tag die Zähne des Wapitis als Zahlungsmittel benutzen. Ein Augenzeuge des genannten Thieres — nur solche werden in der fraglichen Qualität verwendet — gibt 25 Cents. Mit dem Seltenerwerden des Wapiti muß der Werth der Zähne aber entweder steigen, oder dieselben können als Münze nicht mehr benutzt werden. Augenscheinlich erhielten sie ihren Werth ursprünglich als seltene Trophäen, und als solche bilden sie auch ein beliebtes Schmuckstück der Indianer.

— Im Sugarflusse im südlichen Wisconsin sind Anfang August dieses Jahres Perlmuscheln entdeckt wor-

Digitized by Google

den, und zwar durch Zufall durch einen Nichtsthuer, der die Gegend durchstreifte. In dem Städtchen Albany und dem daselbst umgebenden Landestheile brach ein wahres Perlenfieber aus; Alt und Jung zog nach dem Sugarflusse und wühlte im Schlamme nach Perlmuscheln. Einige Sucher haben gute Funde gemacht. Wahrscheinlich werden nun auch die anderen benachbarten Flüsse, zunächst der Pecatonica, in den der Sugarfluß sich ergießt, durchsucht werden. Der Pecatonica ist ein Nebenfluß des bei Rock Island in den Mississippi fließenden Rod River. Flußperlen wurden bisher in neuerer Zeit in den Vereinigten Staaten nur in dem kleinen Miami (im Staate Ohio) in lohnender Menge gefunden. Früher mögen sie im Mississippigebiete häufiger gewesen sein, denn der spanische Entdecker De Soto fand viele Flußperlen im Besitze der Eingeborenen am Unterlaufe des Stromes.

— Durch einen zwischen der Regierung der Vereinigten Staaten und den in Dakota auf Reservationen hausenden Sioux abgeschlossenen Vertrag werden demnächst Ländereien in einer Ausdehnung von 11 Millionen Acres (rund 44 500 qkm) der allgemeinen Ansiedlung eröffnet werden. Der größere Theil dieses Landes liegt zwischen dem Missouri im Osten, dem White River im Süden, dem Südlichen Cheyenne im Westen und Großen Cheyenne im Norden; ein nahezu ebenso großer Theil zwischen dem Großen Cheyenne und der Belle Fourche im Süden, dem Cannon Ball-Fluß im Norden und dem 99. und 26. Meridian westlich von Washington (102 und 103° westl. v. Gr.); außerdem ein kleines Stück östlich vom Missouri in den jetzigen Counties Buffalo und Brülé, und ein kleines Stück auf dem Landstreifen zwischen Missouri und Niobrara. Die Oberfläche des Landes bildet gute schwarze Ackererde, und auch die Bewässerung scheint ziemlich reichlich zu sein. Es wird fruchtbares Land für 100 000 Farmen von je 80 Acres = 32,4 ha vorhanden sein. Das Land soll nur an wirkliche Ansiedler abgegeben werden, und zwar in den drei ersten Jahren nach Inkrafttreten des betreffenden Gesetzes zu 1¼ Dollars, in den beiden folgenden Jahren zu 75 Cents, und dann zu 50 Cents für den Acre (0,4 ha). Der Ertrag wird zum Nutzen der Indianer angelegt, welche auch durch Lieferung von Saatkorn, Vieh, Ackergeräth ꝛc. unterstützt werden. Die Zahl der in Betracht kommenden Indianer beträgt 22 567. Sie werden in Zukunft in den sechs Reservationen Standing Rock, Cheyenne River, Lower Brülé, Crow Creek, Pine Ridge und Rosebud untergebracht werden.

Australien und Polynesien.

— Eine Zusammenstellung der Säugethiere der Salomonsinseln giebt Oldfield Thomas in den „Proc. Zool. Soc. London“ 1888. Es sind zusammen 22 Arten: 17 Fledermäuse, vier Mäuse und ein Beutelthier; neun davon den Inseln eigenthümlich. Die Duke of York-Inseln, von denen die Salomonen in früherer Zeit ihre Säugethierfauna erhalten haben müssen, besitzen 24 Arten (von denen die Hälfte auch auf den Salomonen vorkommt), aber nur fünf eigenthümlich; sie haben noch vier Beutelthiere; eine Maus und ein Beutelthier sind auf die beiden Inselgruppen beschränkt.

— Die gründliche kolonialpolitische Nachlese, welche die Engländer im Stillen Ocean ebenso wie anderwelt halten, ist augenscheinlich noch immer in vollem Gange. So hat das Kriegsschiff „Espiegle“ im August d. J. auch auf der Humphrey- (Manahiki-) und der Pierson-Insel die englische Flagge gehißt. Da der betreffende Archipel zwischen Samoroff und Penrhyn und an der Linie Melbourne-Portland bezw. Auckland-Portland) liegt, so ist auch bei dieser neuesten Annexion der Zusammenhang mit dem australisch-kanadischen Kabelprojekte klar ersichtlich. Die Inseln sind korallinen Ursprungs. Einen Hafen besitzt Manahiki nicht, und die Landung ist sehr beschwerlich. Die Zahl der Bewohner beträgt noch nicht 400.

Allgemeines.

— Dem transpacifischen Kabel zwischen Australien und Kanada (s. oben) droht ein Konkurrenz-Unternehmen zu entstehen, noch bevor es thatsächlich in Angriff genommen worden ist. Wenigstens hat sich die Handelskammer von San Franzisko zu gunsten einer Telegraphenverbindung zwischen dieser Stadt und Auckland ausgesprochen. Dasselbe soll über Hawaii und Samoa geführt werden.

Bücherschau.

— Dr. Eduard Richter, Die Gletscher der Ostalpen. (Handbücher zur deutschen Landes- und Volkskunde, 3. Band.) Stuttgart 1888. J. Engelhorn. — Auf Grund der Beobachtungen und Studien, die er auf seinen vieljährigen Wanderungen in den Alpen anstellen konnte, und an der Hand der kartographischen Grundlagen, die das militärgeographische Institut zu Wien geschaffen hat, hat es Professor Richter im Auftrage der Centralkommission für deutsche Landeskunde unternommen, zum ersten male eine umfassende Behandlung des Gletscherphänomens in den Ostalpen zu bewirken. Seine Arbeit ist eine ausserordentlich eingehende und gründliche, sowohl was die gegenwärtige Gletschertopographie und die periodischen Gletscherschwankungen als auch was die Bedingungen angeht, von denen die Verbreitung und das Vor- und Rückwärtsschreiten der Gletscher abhängig ist. In dem allgemeinen Theile verbreitet es sich vor allen Dingen in kritischer Weise über die Begriffe Schnee- und Firnlinie, die große Schwierigkeit der Bestimmung dieser Linien klarlegend. Sodann charakterisirt er die (1012) einzelnen Gletscher seines Untersuchungsgebietes in zehn Hauptgruppen, dabei der Böhm'schen Eintheilung der Ostalpen folgend (Nördliche Kalkalpen, Silvretta-Alpen, Ortler-Alpen, Adamello-Presanella-Alpen, Oetzthaler Alpen, Stubayer Alpen, Zillerthaler Alpen, Oestliche Tauern, Oestliche Kalkalpen), und die Eismassen allenthalben in ihrer momentanen Ausdehnung, in ihren historischen Verhältnissen und in ihren orographischen und meteorologischen Voraussetzungen so scharf als möglich erfassend. Als ein wichtiges Ergebniß seiner Untersuchungen mag hier besonders hervorgehoben werden, daß das vielfach (so auch von Sonklar) behauptete Ansteigen der Schneegrenze in den Alpen von West nach Ost nicht besteht, sondern vielmehr ein Ansteigen dieser Linie von den Rändern des Gebietes nach dem Innern (wie bei Hochebenen). Bezüglich der Gletscherschwankungen konstatirt Professor Richter in unserem Jahrhundert zwei allgemeine Vorstöße (um 1820 und um 1850) und einen dazwischen liegenden sowie einen darauf folgenden Rückzug. Der letztere, den wir noch heute beobachten, erscheint als ein besonders langer und nachdrücklicher. Alles in allem nehmen die Gletscher der Ostalpen gegenwärtig einen Flächenraum von 1461,9 qkm ein.

Inhalt: Dr. H. Töppen: Der Sault Ste. Marie-Kanal. — J. Chaffanjon's Reisen im Gebiete des Orinoko und Caura. IV. (Mit einer Karte und sechs Abbildungen.) — Dr. A. Oppel: Der internationale Kolonialkongreß zu Paris. — Kürzere Mittheilungen: Die Küste von Kaiser-Wilhelms-Land. — Prof. Dr. A. A. Philippi: Die gegenwärtige Bevölkerung Chiles. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Australien und Polynesien. — Allgemeines. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 14. September 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Zur Geschichte des Orienthandels im Mittelalter.

Von Dr. Friedrich Hirth.

Vor der Entdeckung Amerikas bildete der Orienthandel zur See, wie er zwischen dem Becken des Mittelmeeres durch das Rothe Meer und über den Indischen Ocean hinaus nach China betrieben wurde, die Hauptschlagader in dem Organismus des Welthandels. Wie ein semitisches Volk, die Syrer, den Welthandel des Alterthums monopolisirt hatten [1]), so waren es seit dem Verfall des Römischen Reichs die Araber, die dem europäischen Markt die Erzeugnisse Asiens und der Ostküste Afrikas zuführten, und die wohl auch manches von dem Ueberflusse Europas in den Ländern des Orients verbreiteten. Wer die Geschichte dieser Handelsverbindungen kennen lernen will, muß sich daher in erster Linie an die arabischen Quellen halten. Erst mit den Berichten des Marco Polo, der am Ende des 13. Jahrhunderts durch Centralasien nach China reiste, von wo er nach mehrjährigem Aufenthalte auf dem Seewege über Indien nach seiner Heimath Venedig zurückkehrte, fangen die europäischen Quellen an, eine Rolle zu spielen. Für das 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung besitzen wir die Berichte eines arabischen Kaufmanns, namens Soleyman, mit den späteren Ergänzungen eines Geographen aus Siraf, namens Abu-Seyd, aus denen wir die Handelsverhältnisse in den Ländern an der hauptsächlichsten Route kennen lernen, die von Bagdad, Basra und Siraf über die Küste von Malabar, Ceylon und Java nach China führt. Diese Berichte, einem später in den Besitz der großen Pariser Bibliothek übergegangenen arabischen Manuskript entstammend, wurden zuerst im Jahre 1718 vom französischen Abbé Renaudot übersetzt und veröffentlicht, wodurch auf die damals noch unbekannten Beziehungen jener Zeit mit dem fernen Osten ein ganz neues Licht geworfen wurde. Erst im Jahre 1845 wurden sie von dem um die Erforschung orientalischer Handelsbeziehungen hochverdienten Reinaud wieder herausgegeben und dabei einer gründlichen Sichtung unterworfen. Die Ergänzungen des Abu-Seyd, der nach Reinaud's Ansicht als Zeitgenosse Mas'oudi's im Anfange des 10. Jahrhunderts geschrieben haben muß, deuten eine Unterbrechung der arabisch-chinesischen Beziehungen an, und Reinaud knüpft daran die Bemerkung, daß dieselben erst mehrere Jahrhunderte später, zur Zeit der mongolischen Eroberungen in Westasien, d. h. in der Mitte des 13. Jahrhunderts, dem Zeitalter Marco Polo's, wieder aufgenommen wurden. Ich bin durchaus anderer Meinung. Was die arabischen Quellen verschweigen, das ergänzen die chinesischen, und es ist der Zweck meiner Abhandlung, mit Hilfe der alten chinesischen Aufzeichnungen den Beweis zu liefern, daß mindestens ein Menschenalter vor Marco Polo ein weit verzweigter, lebhafter Handelsverkehr den ganzen Orient durchströmte, ein Verkehr, der nicht plötzlich entstanden sein konnte und aller Wahrscheinlichkeit nach nur als die Fortsetzung der im früheren Mittelalter gepflegten Beziehungen zu betrachten ist.

Wenn eine Unterbrechung jener Handelsbeziehungen stattgefunden hat, so müssten wir doch annehmen, daß bereits am Ende des 10. Jahrhunderts im Süden Chinas der fremde Handel in voller Blüthe stand. In dem Kapitel der Annalen der Dynastie Sung, das über die wirthschaftlichen Verhältnisse jener Zeit (d. i. des 10. bis 13. Jahrhunderts) handelt [1]), lesen wir, daß „im Jahre 971 n. Chr. ein

[1]) Vergl. Hirth, „Zur Geschichte des antiken Orienthandels" (Verhandlungen d. Ges. f. Erdk., Nr. 1, Jan. 1889).

[1]) Sung-shih Shih-huo-chih, citirt im Ping-tzü-lei-pien, Kap. 137, S. 19.

Digitized by Google

Shih-po, d. h. ein Zolleinnehmer für überseeischen Handel, für den fremden Handel in Canton angestellt wurde". Ja, es scheint sogar, daß der Fremdenhandel von China aus eine dauernde Unterbrechung überhaupt nicht erlitten hat. Ich entnehme einem modernen chinesischen Werke [1]), dessen Verfasser bei vollständiger Unkenntniß europäischer Quellen lediglich aus den Urkunden seiner vaterländischen Litteratur geschöpft hat, daß während der Regierungszeit der Dynastie Tang, die sich auf die Jahre 618 bis 907 n. Chr. erstreckt, drei Klassen fremder Schiffe in Canton verkehrten. Die größte Art, tu-ch'iang-po, d. h. „Einmaster", genannt, hatte einen Tonnengehalt von 1000 po-lam. Der chinesische Autor sagt, daß die Fremden unter po-lam ein Gewicht von 300 Kätty, d. i. etwa 4 Centner avoir-du-poid, verstehen. Wie wir bei fleißigem Nachforschen so manchen in den alten chinesischen Aufzeichnungen erwähnten Ausdruck in der gleichzeitigen Litteratur anderer Völker wiederfinden, so auch hier. Der Ausdruck stammt aus dem Malabarischen, wo man im Mittelalter unter bhāram eine Last von drei Pikul oder vier Centnern verstand [2]). Es würde sich also um Schiffe mit einer Tragfähigkeit von 4000 Centnern handeln. Die zweite Klasse war nur ein Drittel so groß als die erste und hieß Niu-t'ou-po, d. h. „Ochsenkopf"; und als zur dritten Klasse gehörig werden noch zwei kleinere Arten genannt, die wiederum ein Drittel von der Tragfähigkeit der zweiten Klasse besessen haben sollen. Bereits im Jahre 643 n. Chr. wurde auf die Einfuhr der vier Artikel Kampfer, Adlerholz, Gewürznelken und Kardamomen ein Zoll von 10 Prozent erhoben, vermuthlich nicht in Geld, sondern durch Ablieferung eines Zehnten von allen eingeführten Gewichtsmengen. Das System der Erhebung von Zehnten scheint, auf andere Waaren ausgedehnt, noch Jahrhunderte lang bestanden zu haben, denn noch Marco Polo spricht von einem Werthzoll in dieser Höhe, der seiner Zeit den Fremdenhandel in der Hafenstadt Zaitun belastete. Schon während der Dynastie Tang wurden diese Zölle von einem besonderen, für den auswärtigen Handel angestellten Beamten (Shih-po) erhoben. Ma Tuan-lin, der Verfasser eines bekannten encyclopädischen Werkes, der im Anfange des 13. Jahrhunderts schrieb, erwähnt einen Beamten dieses Titels als in Canton im Jahre 763 angestellt [3]). Diese Thatsache ist für uns von Interesse dadurch, daß uns die chinesischen Annalen von einem Angriff der Araber und Perser auf die Stadt Canton im Jahre 758 berichten, wonach diese die Magazine der Kaufleute plünderten, eine Feuersbrunst anrichteten und auf ihren Schiffen entflohen. Wer auch die Nachfolger jener Mordbrenner gewesen sein mögen, sicher scheint es, daß auf den Gewaltstreich der Araber keine längere Unterbrechung des Fremdenhandels folgte. Ueberhaupt kann diese Periode der Entwicklung fremder Eigenart in China nicht ungünstig gewesen sein, da noch im Jahre 781 in der Nähe von Hsi-an-fu, der damaligen Hauptstadt Chinas, ein steinernes Denkmal mit einer langen chinesischen, zum Theil syrischen Inschrift errichtet wurde, worin nestorianische Christen aus Syrien die seit Jahrhunderten in China genossene Glaubensfreiheit rühmen. Ma Tuan-lin, der uns aus alten Aktenstücken eine Uebersicht alles dessen zusammengestellt hat, was sich seiner Zeit über die Geschichte jedes wichtigen Staatsamtes, also auch des Shih-po oder „Zollinspektors für fremde Waaren", sagen ließ, erwähnt noch mehrere Ernennungen, wenn auch zum Theil nur kommissarische, zu diesem Posten; zunächst im Jahre 971 in Canton. Es scheint, daß nach dieser Zeit Canton aufhörte, den Fremdenhandel zu monopolisiren. Denn im Jahre 999, so lesen wir bei Ma Tuan-lin, wurden solche Inspektoren in Hang-chow und Ming-chow ernannt. Ersteres ist die jetzt noch so genannte Hauptstadt der Provinz Chekiang, die von Marco Polo unter dem Namen Kinsai beschrieben wurde, und die von arabischen Reisenden als ein wichtiger Verkehrshafen fleißig besucht wurde; Ming-chow aber ist der alte Name für das heutige Ningpo. Ma Tuan-lin fügt hinzu, daß diese Ernennungen auf Wunsch der fremden Beamten erfolgten (t'ing fan-kuan ts'ung-piēu); denn, wie wir aus den späteren Schilderungen der Araber ersahren, hatten diese ihre eigenen Richter, so daß wir berechtigt sind, auf das Vorhandensein exterritorialer Rechtsverhältnisse bereits in jener frühen Epoche zu schließen. In den Jahren 1068 bis 1078 bemühten sich die Kaufleute von Ch'üan-chow-fu, die bereits damals bedeutenden überseeischen Handel — wahrscheinlich nach Annam und den malayischen Inseln — trieben, und die der lästigen Bedingung der Zollkontrole in Canton unterworfen waren, um die Anstellung eines Shih-po in Ch'üan-chow-fu, welche Stadt wahrscheinlich mit dem von Marco Polo und den arabischen Reisenden so viel besprochenen Zaitun von Zaitun identisch ist. Denn, sagt Ma Tuan-lin, da sie alle versuchten, wegen des großen Umweges heimlich nach Haufe zu kommen, so verfiel alljährlich mehr als die Hälfte jener Schiffer der angedrohten Strafe, die darin bestand, daß die geschmuggelten Waaren ins Meer versenkt wurden. Lange blieben die Eingaben, die der Präfekt von Ch'üan-chow-fu zu Gunsten seiner Schutzbefohlenen an die Regierung schickte, erfolglos. Erst nachdem der Kaiser Ch'e-tsung den Thron bestiegen hatte, im Jahre 1087, wurde der ersehnte Zollbreamte dort angestellt. Das Institut der Zollinspektoren für den Fremdenhandel existirt sich trotz mancher daraus entspringenden Schäden, von denen Ma Tuan-lin berichtet, noch Jahrhunderte lang.

Für die Zeit des 12. oder den Anfang des 13. Jahrhunderts ist es mir gelungen, eine chinesische Quelle zu finden, die für die Geschichte des damaligen Handels an Ergiebigkeit den früheren arabischen Berichten nicht nachzustehen verspricht, bestehend in einer im Stile der Zeit gehaltenen Schilderung aller den Chinesen bekannten, am Seehandel betheiligten Völker und einer Beschreibung der wichtigsten in China eingeführten fremden Waaren. Wenn wir bedenken, daß diese Aufzeichnungen wiederum ein halbes Jahrhundert vor der Ankunft Marco Polo's in China entstanden sind, so werden wir dankbar jeden Fingerzeig entgegennehmen, den uns der fleißige chinesische Compilator in Bezug auf die Handelsverhältnisse seiner Zeit hinterlassen hat.

Der Autor, von dem ich rede, heißt Chao Ju-kua und sein Werk ist das Chu-fan-chih, d. h. „Aufzeichnungen über die Fremden". Ueber die Lebensschicksale des Verfassers ist uns so gut wie nichts bekannt. Da es jedoch für uns von der größten Wichtigkeit ist, zu erfahren, um welche Zeit diese Schilderungen entstanden sind, so habe ich es versucht, einige Argumente zusammenzustellen, die uns in den Stand setzen, wenigstens darüber ein annähernd richtiges Urtheil zu bilden.

Zunächst erhalten wir einige spärliche biographische Winke aus dem großen Katalog der kaiserlichen Bibliothek in Peking, der in einer anderthalb Meter langen Reihe von Bänden zu jedem der darin aufgenommenen Titel einige einleitende Bemerkungen enthält. Wir erfahren auf diese Weise, daß das Chu-fan-chih von Chao Ju-kua erst im vorigen Jahrhundert gedruckt wurde, und zwar aus einem der werthvollen Manuscripte, die in eine ältere Manuscripten-Sammlung, das Yung-lo-ta-tien vom Jahre 1407 —

[1]) T'ien-hsia-chün-kuo-li-ping-shu, Kap. 120, S. 6.

[2]) Yule, Glossary of Anglo-Indian Words and Phrases, p. 35, s. v. Bahar.

[3]) Wēn-hsien-t'ung-k'ao, Kap. 62, S. 9.

Digitized by Google

wohl die umfangreichste derartige Sammlung, die je als Manuscript existirt hat — aufgenommen waren. Wir müssen also annehmen, daß das Chu-fan-chih im Jahre 1407 entweder als Manuscript oder als seltener Druck den Compilatoren des Yung-lo-ta-tien vorgelegen hat. Ich bin geneigt, anzunehmen, daß es bereits damals gedruckt gewesen ist; denn Ma Tuan-lin führt das Buch in einer kritischen Zusammenstellung älterer Werke über Geographie unter anderen Titeln an, beruft sich aber dabei auf einen gewissen Ch'ên Chên-sun als seine Autorität für das, was er über das Werk sagt. Dieser Ch'ên Chên-sun war ein großer Liebhaber guter Bücher und hat sich durch einen beschreibenden Katalog seiner eigenen Bibliothek bekannt gemacht. Von ihm wissen wir, daß er in den Jahren 1234 bis 1237 ein öffentliches Amt bekleidete, und dies ist schon immerhin ein Fingerzeig, der nicht zu verachten ist. Denn selbst, wenn wir annehmen, daß er seinen Katalog als alter Mann geschrieben hat, so scheint doch aus der ganzen Anlage hervorzugehen, daß Chao Ju-kua, der Verfasser des von ihm in seinem Privat-Katalog erwähnten Werkes, nicht viel später geschrieben haben kann. Die Bemerkungen des Ch'ên Chên-sun sagen leider weiter nichts, als daß „der kaiserliche Zollinspektor für den fremden Handel in Fukien, Namens Chao Ju-kua, in seinem Werke, dem Chu-fan-chih, die fremden Länder und ihre Produkte schildert". Doch ist auch dies ein Fingerzeig, für den wir sehr dankbar sein müssen. Wir erfahren daraus, daß Chao Ju-kua das Amt eines Shih-po in Fukien bekleidete, wobei nur an den Hafen Ch'üan-chou-fu, das Zaitun der Araber, gedacht werden kann. Durch seine offizielle Stellung hatte der Verfasser Gelegenheit, mehr als jeder andere Chinese mit Arabern, Persern, Indiern und anderen fremden Kaufleuten und Schiffern in Berührung zu kommen; ja, wegen seines Amtes als Zollinspektor war es geradezu eine seiner hauptsächlichsten Pflichten, sich mit den Eigenthümlichkeiten der aus fremden Ländern eingeführten Waaren bekannt zu machen, und bei dieser Gelegenheit dürfte sein Interesse für die ethnographischen Verhältnisse der Länder, von denen er immer und immer wieder sprechen hörte, erwacht sein. Wir haben es also nicht mit den Berichten eines Reisenden zu thun, wohl aber mit den sorgfältigen Aufzeichnungen eines Menschenkenners, der es versteht, seine Berichterstatter in der geeignetsten Weise anzunutzen; vielleicht noch mehr als das — denn die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß ein großer Theil des Chu-fan-chih geradezu aus einem für uns verloren gegangenen arabischen, oder irgend einer anderen fremden Sprache angehörenden Werke übersetzt wurde.

Im Kataloge der kaiserlichen Bibliothek wird darauf aufmerksam gemacht, daß der genealogische Theil der offiziellen Geschichte der Dynastie Sung, die im 13. Jahrhundert durch den Einbruch der Mongolen gestürzt wurde, den Namen des Chao Ju-kua enthält; daß dieser mit der kaiserlichen Familie verwandt und ein Nachkomme des Kaisers Tai-tsung in der achten Generation war. Der erwähnte Kaiser regierte von 976 bis 998. Es ist schwer zu sagen, wie viel Jahre acht Generationen in einem einzelnen Falle in Anspruch nehmen; dennoch scheint es, daß wir dabei nicht über den Anfang des 13. Jahrhunderts hinausgehen dürfen. Der kaiserliche Katalog bestätigt ferner, was bei der Stellung des Autors so nahe liegt, nämlich, daß er seine Erkundigungen, die er durch persönlichen Umgang mit Fremden einzog, zu einem Gesammtbilde vereinigte, das später auch von den Historiographen der Dynastie Sung benutzt wurde. Als äußere Veranlassung soll bei dem Gedanken zu jenen Aufzeichnungen die Lektüre der Reisen des buddhistischen Mönches Fa-hsien gedient haben, der im Jahre 399 n. Chr. über Land nach Indien reiste, von wo er zur See nach China zurückkehrte. Von den übrigen Argumenten, die zur Feststellung der Zeit jener Niederschrift dienen können, erwähne ich nur noch, daß in dem Buche selbst eine Gesandtschaft der Araber erwähnt wird, die in den Jahren 1205 bis 1208 in China ankam. Das Buch kann daher nicht vor 1205 geschrieben sein. Ferner wird vom König von Bagdad als von einem Nachkommen Mohammeds gesprochen. Da aber die Abbassiden, die ja als Nachfolger des Propheten in Bagdad regierten, im Jahre 1258 durch die Mongolen vertrieben wurden, so muß das Buch wiederum vor diesem Jahre entstanden sein. Mohammed, heißt es an dieser Stelle, lebte vor 29 Menschenaltern oder vor 600 bis 700 Jahren. 600 Jahre nach der Hedschra würden zum Jahre 1221 führen. Bei aller Dürftigkeit des biographischen Materials über unseren Autor wissen wir doch mancherlei über seine nächsten Verwandten. Unter diesen sind diejenigen, welche die Silbe Ju im ersten Theil ihres Personennamens mit ihm gemein haben, chinesischem Brauche zufolge als Vettern, resp. als Mitglieder derselben Familie und als der gleichen Generation angehörend anzusehen. So erfahren wir, daß Chao Ju-t'an und Chao Ju-têng im Jahre 1184 sich den akademischen Grad des Chin-shih erworben; ein Chao Ju-têng starb 1261, und ein Chao Ju-tang (ein jüngerer Bruder des zuerst genannten Ju-t'an), der im Jahre 1208 promovirte, bekleidete als erstes Amt die Stellung eines Shih-po in Ch'üan-chou-fu. Möglicher Weise ist dies unser Autor. Da jedoch dergleichen Aemter, wie noch heute das Amt des Hoppo von Canton, oft durch die Gnade des Monarchen an die Mitglieder der kaiserlichen Familie verliehen wurden, so darf es uns nicht überraschen, wenn wir in den Listen ihrer Inhaber häufig denselben Familiennamen begegnen.

Wie zweifelhaft nach allen diesen Betrachtungen die genaue Feststellung der Blüthezeit des Chao Ju-kua erscheint, so gehen wir doch sicher nicht fehl, wenn wir dieselbe in den Anfang des 13. Jahrhunderts versetzen.

Es ist schwer, selbst in China ein gedrucktes Exemplar dieses Werkes aufzutreiben, und doch ist schon seit vielen Jahren ein Exemplar im Besitze der National-Bibliothek in Paris; ja, ein bekannter Sinolog, Herr Léon de Rosny, hat daraus den Abschnitt über Japan und die Lu-tschu-Inseln im Jahre 1861 übersetzt. Da derselbe Verfasser erst im Jahre 1886 die vermehrte zweite Ausgabe eines Werkes über die den alten Chinesen bekannten Völker des Orients[1]) veröffentlicht hat, ohne sich der Fülle von Material zu bedienen, die auch in Bezug auf die übrigen Länder des Ostens in dem Werke des Chao Ju-kua geboten war, so vermuthe ich, daß das Chu-fan-chih auch irgend welchen Gründen dem Herrn Verfasser nicht zugänglich war. Er hätte sonst sicher den Werth dieser reichen Quelle erkennen müssen.

Das Erkennen dieses Werthes ist allerdings mit einigen Mühen verknüpft, und ich muß gestehen, daß meine eigene Ansicht von der Bedeutung dieser Schilderungen für die Erleuchtung zahlloser dunkler Stellen in der Geschichte des Orients sich erst dann zu befestigen anfing, als ich mich nach mehrjährigem Studium in den chinesischen Text hineingelesen hatte. Ich machte die Erfahrung, die sich jedem Forscher auf dem Gebiete der chinesischen Philologie aufdrängt, nämlich daß man es zunächst mit unverständlichem, zweifelsvollem Gerede zu thun zu haben glaubt, und daß erst bei tieferem Eindringen in den Sinn sich ein verständiger, brauchbarer, oft höchst wichtiger Gedanke herauszuschälen lägt.

(Schluß folgt.)

[1]) „Les peuples orientaux connus des anciens Chinois", Paris 1886.

Digitized by Google

J. Chaffanjon's Reiſen im Gebiete des Orinoko und Caura.

V.

(Mit ſieben Abbildungen.

Von San Fernando an wurde die Reiſe Chaffanjon's eine eigentliche Entdeckungsreiſe, denn die Kautſchukhändler ſind die einzigen, welche den Orinoko noch weiter hinauf, bis zum Caſſiquiare, und über die bekannte Bifurkation desſelben hinweg bis nach San Carlos, am Rio Negro, befahren. Dieſelben vermögen aber wenig Informationen über die Gegend zu liefern, da ſie ſich um nichts kümmern, als um die Orte, an denen die „Gomeros“ (die indianiſchen Kautſchukſammler) ihre Ranchos aufgeſchlagen haben.

Was den Namen des Stromes betrifft, ſo haben übrigens manche Reiſende gemeint, derſelbe komme eigentlich mit größerem Rechte dem Guaviare zu, und der Orinoko ſei alſo ebenſo wie der Amazonas ein Abfluß der Anden, während der Strom, den man gemeiniglich als oberen Orinoko bezeichne, nichts ſei als ein vom Hochlande von Guyana herabkommender Nebenfluß deſſelben. Die Namen, welche die Eingeborenen den Strömen geben, können nicht zur Entſcheidung der Frage herbeigezogen

San Fernando de Atabapo.

werden, weil dieſelben für den unteren und oberen Orinoko ebenſowie für den Guaviare verſchieden lauten. Dagegen ſprechen eine Reihe von anderen Umſtänden allerdings dafür, daß man dem Abfluſſe des Gebirgslandes von Guyana ſeine Würde als Hauptfluß laſſe. Erſtens iſt die Waſſermaſſe, die derſelbe vor ſeiner Vereinigung mit dem Guaviare führt, mindeſtens drei mal ſo groß als diejenige dieſes Stromes; ſodann empfängt er viel beträchtlichere Nebenflüſſe als der Guaviare; ferner iſt das Waſſer des Orinoko unterhalb des Raudals von Maipure beinahe ebenſo durchſichtig und klar wie oberhalb der Guaviare-Mündung, während das Waſſer des Guaviare ſchmutzig und trübe iſt und auch das Waſſer des Orinoko vorübergehend — auf einer Strecke von 100 bis 120 km — merklich trübt; und endlich ſtimmt auch die Fiſch- und Reptilienfauna des oberen Orinoko mit derjenigen des unteren viel vollkommener überein wie mit derjenigen des Guaviare. Namentlich Caimans und Schildkröten ziehen die Flüſſe mit ſchwarzem und klarem Waſſer denjenigen mit trübem und lehmfarbenen entſchieden vor.

Um die Fahrt von San Fernando weiter fortzuſetzen, bedurfte es ſehr flachgehender Boote, und dieſelben zu beſchaffen und zu bemannen war neben dem Gouverneur namentlich ein Herr Mirabal, der in San Fernando ſeinen Wohnſitz hatte, dem Reiſenden auf das eifrigſte behülflich. Am 2. November war endlich Alles bereit, und am 3. November wurde die Weiterreiſe angetreten (S. Abbildung 1). Die Felſen an der Vereinigung des Atabapo und Guaviare waren bald wieder außer Sicht, und in wenigen Stunden ſchwamm die Expedition von neuem auf dem Orinoko. Am folgenden Tage ging es an den Inſeln Mawa und Mina vorüber, und bei den Guacamaye-Inſeln wurde in der Pflanzung eines Baniwa-Indianers das Nachtlager aufgeſchlagen.

Weiterhin fließt der Strom in ſchnurgerader Richtung durch das 20 km lange Cañon Nube, aus deſſen Mitte ſich mehrere obeliskenähnliche Felſen erheben, die an ihrem Fuße mit Hieroglyphen bedeckt ſind. Die letzteren werden aber nur bei ſehr niedrigem Waſſerſtande ſichtbar. Es iſt dies die ſogenannte Piedra Pintada.

Am 6. November kam man dann an der Stelle an, wo ſich der Rio Ventuario durch ſieben Hauptmündungen in den Orinoko ergießt, um deſſen Waſſervolumen zu verdoppeln.

Digitized by Google

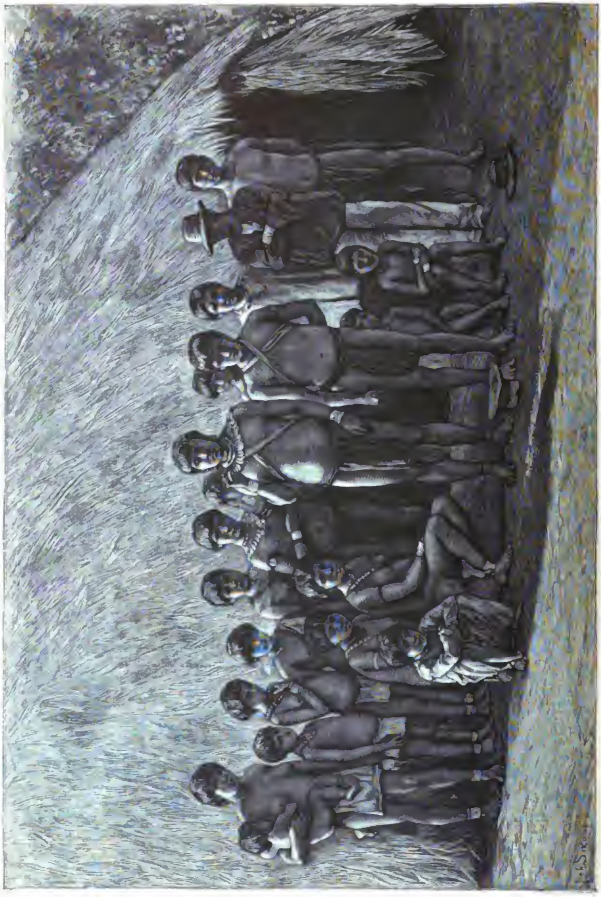
Der betreffende Tributärſtrom des Orinoko iſt zwar nicht ſehr breit, aber deſto tiefer. Die Schiffahrt iſt vor ſeinem Delta durch zahlreiche Klippen und Inſeln ſehr erſchwert und gefährdet. Uebrigens liegt hier wieder eine Haupt-

Der Cerro Yapacana.

Der Oberhäuptling Aramare und ſeine Familie.

umbiegung des Orinoko-Laufes, der von jetzt ab gegen Südoſt verfolgt werden muß.

Die Plage durch kleine animaliſche Feinde war auch auf dieſer ganzen Strecke eine ſehr ſchlimme, und außer den



Maquiritares-Indianer.

Digitized by Google

Moskitos verursachten namentlich die Stiche einer Riesenameise (formiga veinte y cuatro) und der Vampyre arge Schwellungen und Schmerzen.

Bei dem verlassenen Dorfe Santa Barbara bildet der Orinoko einen neuen Raudal, der mit Hilfe der Espilla und unter großen Mühsalen überwunden werden muß. Sodann macht er endlose Biegungen, und sein linkes Ufer ist weithin überschwemmt, bis Guachapana, die leerstehende Niederlassung eines Mischlings, erreicht ist. Die Steppe ist in dieser Gegend mit zahlreichen konischen Hügeln von 1,60 bis 2 m Höhe und ½ bis 1 m Durchmesser bedeckt, die von Termiten (comejen) herrühren, und es ist wahrscheinlich, daß die Menschen vor ihrer Invasion die Flucht ergriffen haben. In wenigen Tagen bauen sie sich diese ihre Nester auf, und legen in der Erde ihre Galerien an, und es giebt schlechterdings nichts, was ihrem Zerstörungstriebe Widerstand zu leisten vermöchte [1]).

Das Bett des Orinoko wird oberhalb Guachapana viel schmäler, und seine Breite wechselt nunmehr nur noch zwischen 400 und 450 m. Auch hier bildet er aber noch eine Reihe von Inseln, unter denen die bemerkenswerthesten Majurinabe, Perro de Agua, Gallinetas und Camucapi und Carida sind. Bei der letztgenannten sieht sich Chaffanjon plötzlich zu seiner unangenehmen Ueberraschung von seinen indianischen Begleitern verlassen. Dieselben führen ihm sein bestes Kanu (Curiare) nebst sämmtlichen Rudern fort, und der Reisende wird dadurch zu einem unfreiwilligen Aufenthalte bei einem Indianer, namens Reyes

Piaroa-Hütte.

gezwungen, der an der Laguna de Carida seine Hütte hat. Neue Ruder beschafft zwar dieser Indianer, aber um die unentbehrlichen Ersatzmannschaften für die Deserteure zu beschaffen, müssen zwei von den drei übrig gebliebenen Bootsleuten zum Regierungskommissar gesandt werden, der seinen Sitz am Cerro de Yapacana, auf der anderen Seite des Orinoko, hat. Früher hausten an der Laguna de Carida Piaroas, als aber einer derselben von einem Jaguar zerrissen wurde, verließen sie die Gegend, und Reyes nahm von einer ihrer Hütten (S. Abbildung 5), sowie von dem dabei gelegenen Conuco, der mit Mais, Manioc, Bananen und Tabak bepflanzt war, Besitz.

Die volle Zahl Ruderer für die Boote wieder zu erlangen, erwies sich als unmöglich, da die Indianer der Umgegend sämmtlich in den Wald gezogen waren, um Kautschuk zu sammeln. Trotzdem wurde die Reise am Morgen des 13. November weiter fortgesetzt, und am Abend befand man sich auf der Insel Luna, am Fuße des Cerro de Yapacana, dessen sargförmige Gestalt schon seit dem Cañon Nube sichtbar gewesen war. Aehnlich wie die Berge am unteren Orinoko erhebt er sich als isolirte Masse steil und ohne jeden Unterbau aus der urwaldbedeckten Ebene bis zu einer Höhe von ungefähr 1250 m (S. Abbildung 2).

[1]) Wir erinnern hierbei wieder an A. v. Humboldt (Reise in die Aequinoctialgegenden, Bd. 4, S. 25): . . . „wie schwer es unter den Tropen, an den Ufern der großen Ströme, dem Menschen anfangs wird, wenn er es versucht, in diesem unermeßlichen Naturgebiete, wo die Thiere herrschen und der wilde Pflanzenwuchs den Boden überwuchert, einen kleinen Erdenwinkel sich zu eigen zu machen".

Digitized by Google

Nachdem man noch einen Raudal passirt hatte, kam man dann in Piedra Danaco, dem Sitze des Regierungskommissars an und wurde von diesem letzteren — einem Bare-Indianer namens Manuel Aiomption — gastfreundlich empfangen. Den Klagen dieses Mannes nach würde die Unfruchtbarkeit der Gegend ganz wesentlich auf die Mißwirthschaft der Regierung zurückzuführen sein. Von den „Indios bravos" weiter aufwärts wußte er nur Schreckliches zu erzählen, und dringend warnte er, noch weiter in die Wildniß vorzudringen. Als Chaffanjon sich dadurch aber von seinem Plane nicht abbringen ließ, gab er sich alle Mühe, die gewünschten Ruderer herbeizuschaffen, und schließlich gelang es ihm auch, vier Indianer dazu zu bewegen, mit nach Cómeralda zu gehen. Den Aufenthalt in Danaco konnte der Reisende dazu benutzen, einen näheren Einblick in das Treiben der Kautschuksammler (gomeros) zu gewinnen. Das erste was der Gomero unternimmt, ist eine genaue Untersuchung des Waldes. Sodann sucht er sich nach jedem zur Ausbeutung geeigneten Baume einen Zugweg zu schaffen. Der Stamm wird sorgfältig gereinigt und bis zu einer Höhe von etwa anderthalb oder zwei Metern abgeschabt. Alsdann fertigt der Gomero aus dem Marke von Palmenblättern eine Art Gürtel, welcher um den Baum gelegt und an einem Punkte so zugespitzt wird, daß der ganze Saft zu dieser Stelle herabfließt, sobald der Einschnitt gemacht wird. Unterhalb dieses Gürtels wird ein kleiner Becher oder Eimer — auch aus Blättern hergestellt — befestigt. Die Ernte fängt im November an und dauert bis März oder April.

Maquiritares-Hütte.

Jeden Morgen früh macht der Gomero einen Einschnitt an den Gummibäumen, mit Hülfe einer kleinen Art, deren Klinge eine Breite von einem Centimeter besitzt. Je nach der Größe des Baumes werden vier bis zwölf Einschnitte gemacht, aber dergestalt daß die spätere Ertragfähigkeit des Baumes nicht beeinträchtigt wird. Der Saft läuft dann während ungefähr acht Stunden den Baum hinab und in die Eimer hinein. Am Ende dieser Zeit wird er von dem Gomero gesammelt und nach Hause gebracht, wo er dem Prozeß des Räucherns unterzogen wird. Zu diesem Zwecke wird auf der Erde ein Feuer aus grünen Palmenzweigen gemacht, welche einen sehr starken Rauch hervorrufen. Vor diesem Feuer sitzend, taucht der Gomero ein Brett in den frischen Kautschuksaft und hält es in den Rauch. Der Kautschuk gerinnt, wird etwas härter und bildet eine klebrige, elastische Masse um das Brett. Dieses Verfahren wird so lange fortgesetzt bis der Saft ausgeschöpft ist, und es wird auf diese Weise eine Art Teig gewonnen, der später den Kautschuk ersterer Qualität liefert. Am nächsten Tage wird ein einziger Einschnitt in die Bäume gemacht unterhalb derjenigen des vorigen Tages. Am ersten Tage läuft der Saft nur spärlich, nach acht bis zehn Tagen wird aber die Ernte sehr reichlich. Vor etwa 30 Jahren kannten die Indianer dieser Gegend den Kautschuk noch nicht. Ein Franzose namens Truchon entdeckte ihn zuerst am oberen Orinoko, ließ sich in San Fernando nieder und lehrte den Indianern die Gewinnung des Saftes (S. Abbildung 7).

Nachdem die neuen Bootsleute angeworben waren, ging die Fahrt weiter, und an den Inseln Mavilla, Danta, Catana und Sarinavicori vorüber gelangte man zu dem

Digitized by Google

Ein Guaraco Lager.

Digitized by Google

Rancho eines Gomero, der sich vor anderen derartigen Ranchos durch seinen großen Komfort auszeichnete. Er gehörte einem Venezuelaner von geheimnißvoller Herkunft, der darin mit einer Bare-Indianerin lebte. Da sich in der Nacht ein Tapir bei dem Hause bemerklich machte, zog man am anderen Morgen aus, das Thier zu jagen; Chaffanjon mußte aber bald wieder zurückkehren, da von ein paar Baumzweigen, die er gestreift hatte, eine Menge winziger Ameisen auf ihn herabgefallen waren, die ihn arg quälten und zu einem die Wunden heilenden Bade ins Wasser trieben.

Die Breite des Stromes beträgt in dieser Gegend nur noch etwa 350 m. Weiter aufwärts liegt die Felseninsel Guanami, die von zwei schmalen aber tiefen Armen umflossen wird, und an den Ufern erheben sich kleine Granithügel von 25 bis 30 m Höhe.

An der Mündung Canio Guanami steht auf einem solchen Hügel eine Gruppe von drei Häusern, in denen zur Zeit der Kautschuk-Ernte der Maquiritares-Oberhäuptling Aramare seinen Sitz aufschlägt. Der Reisende findet dieselben aber noch leer, und er kann darin nur eine verhältnißmäßig gute Nachtruhe halten.

Bei der Insel Tembladar kann er von einem Vollblutneger namens Ricardo, der hier und bei der weiter aufwärts gelegenen Insel Madecapani Ranchos hat, um von ihnen aus Kautschukhandel zu treiben, ein anderes Boot erwerben, da eins von den bisher benutzten von der Fahrt arg mitgenommen worden ist, und zugleich erhält er von ihm auch mancherlei Informationen über die Maquiritares, unter denen sich Ricardo mehrere Jahre bewegt hat. Dank diesem Ricardo können die Boote bei der Insel Chapaflor, oberhalb der Mündung des Canio Cunurumi, auch wieder voll benannt werden, indem derselbe ein paar von seinen Peonen (Maquiritares-Indianer) zur Disposition stellt.

An der Mündung des Canio Caricha wird der Hauptstrom auf eine kurze Strecke verlassen, da der genannte Nebenfluß ein Stück oberhalb durch einen schmalen aber tiefen „desvaho“ noch eine zweite Verbindung mit dem Orinoko hat und darin ein viel ruhigeres und bequemeres Fahrwasser darbietet. Hier taucht auch die imposante Bergmasse des Cerro Duida — der höchsten Erhebung von Ost-Venezuela — zum ersten male vor den Blicken des Reisenden auf.

Weiter passirt man nun die Inseln Cangreo, Dorocajupure, Babilla und Maricapure, und vor der Mündung des Rio Cunucunuma stößt man abermals auf eine „Piedra Pintada“, die mit Indianer-Zeichnungen bedeckt ist, von denen aber momentan nur eine einzige über dem Wasserspiegel sichtbar ist. Auf dem zuletzt genannten Strome, dessen Breite zwischen 50 und 200 m wechselt, und dessen schwarzes und klares Wasser rasch dahin fließt, unternahm Chaffanjon mit einem Theile seiner Leute eine mehrtägige Bootfahrt zwecks Aufnahme desselben sowie zwecks eines Besuches bei den Maquiritares. Am Raudal von Atacaria, stieß man auf eine erste Maquitares-Hütte, die zur Zeit nur als Provisions-Niederlage diente, aber am Canio Caramoni fand man in einer anderen Hütte drei Indianerinnen mit ihren Kindern, und am Raudal von Afurure auch deren Männer, die gerade damit beschäftigt waren Bäume auszuroden und ein neues „Conuco“ anzulegen. Zwei der letzteren verstärkten die Bootsbemannung, und mit acht Ruderern ging es dann nach dem Dorfe Guachari, von dem ein Brand nur zwei Häuser übrig gelassen hatte, und durch eine Reihe von Raudals hindurch nach dem Aufenthaltsorte des Ober-Häuptlings Aramare, am Raudal de Chipirina. Derselbe empfängt den Reisenden anfangs unwirsch genug, und die Bernfung auf den Regierungsbefehl läßt ihn vollkommen gleichgültig, durch eine reichliche Kunstpende gelingt es aber schließlich, ihn etwas freundlicher zu stimmen. Als Abkömmling einer alten Kaziksamilie genießt der Mann bei seinen Stammesgenossen ein hohes Ansehen, und alles, was die Regierung bei den Maquiritares überhaupt ausrichten will, muß durch seine Autorität geschehen (S. Abbildung 3).

Viele der Maquiritaresweiber haben noch niemals einen weißen Mann geschehen, und Chaffanjon ist daher ein Gegenstand allgemeiner Neugier. Die meisten tragen ebenso wie die Männer nur einen Guayuco, sie verfertigen und befestigen denselben aber mit einem gewissen Geschmack und verzieren ihn vielfach mit Perlen (S. Abbildung 4). Die konischen Hütten der Maquiritares haben eine gewisse Aehnlichkeit mit den Piaroa-Hütten (S. Abbildung 5 und 6), sie sind aber im allgemeinen viel besser gebaut und zugleich auch viel wohnlicher eingerichtet. Der untere Theil jeder Hütte besteht aus in die Erde eingerammten Pfählen, die durch Flechtwerk mit einander verbunden und mit Mörtel bewors en sind, so daß es eine Art Mauer von 15 bis 20 cm Dicke bildet. Das Dach besteht wie bei den Piaroa-Hütten aus Palmstroh. Jede Hütte wird von mehreren Familien bewohnt, jedoch nicht so, daß die einzelne Familie einsach in dem einen oder dem anderen Winkel Platz nimmt, sondern so, daß ihr eine besondere abgeschlossene Kammer in der Hütte zugetheilt wird. In der Mitte nur befindet sich ein Raum, der Allen gemeinsam ist. In zwei gegenüber liegenden Wänden befinden sich sorgfältig verschlossene Thüren, und im Innern herrscht vollkommenes Dunkel.

Nachdem bei dem Raudal de Chipirina einige topographische und photographische Aufnahmen bewerkstelligt worden waren, ging es den Cunucunuma hinab. Bei der Fahrt stromauf hatte man übrigens auch sehen können, wie ein einziger sintfluthartiger Regenguß hinreichte, den Strom zum Ueberlaufen zu füllen und eine Ueberschwemmung seiner Ufer landschaft zu veranlassen. Der Rio Cunucunuma wird durch den Rio Cumachi verstärkt, welcher von dem Kaolin-Schlamm, den er von seinem Quellgebiete thalwärts führt, ganz milchweiß gefärbt erscheint.

Die beim Rathhausbau in Hamburg aufgefundenen Baureste und der Spiegel der Nordsee.

Von E. H. Wichmann.

Für den Bau des neuen Rathhauses ist in Hamburg der Grund bis auf 0 ausgehoben worden, hierauf sind über den ganzen Bauplatz, je 1 m von einander entfernt, Kiefernstämme bis zu 14 m Länge eingerammt und auf + 0,5 m (über preuß. Normal-Null) gekappt worden. Die Zwischenräume zwischen den Rammpfählen sind alsdann mit klein geschlagenen Mauersteinen, also 0,5 m hoch, ausgefüllt, und endlich hat man die ganze Fläche mit einem Betonklotz von

Digitized by Google

1 m Stärke bedeckt, so daß der eigentliche Bau + 1,5 m oder 4 m unter dem Straßenpflaster beginnt.

Außer einer Reihe von verschiedenen Funden, welche meist nur für die Hamburger Geschichte eine größere Bedeutung haben, ist in dieser Baugrube ein Baurest aufgedeckt, der wohl für weitere Kreise von Interesse sein dürfte. In der Tiefe von 0 bis + 0,7 m war der Boden 10 bis 15 cm hoch mit dünnen Weidenzweigen (Salix fragilis) bedeckt, an manchen Stellen fanden sich zwei, zuweilen selbst drei Schichten über einander, welche durch ebenso dicke Erdschichten von einander getrennt waren. In der Baugrube ist dieser Damm auf einer Fläche von etwa 4000 qm verfolgt worden, im Osten und Westen erstreckte derselbe sich aber noch über die Grenze der Baugrube hinaus, so daß sein Umfang noch bedeutend größer sein wird.

Der Bau liegt auf Klaie, d. h. auf aufgeschwemmtem Boden, welcher sowohl Gehäuse von Süßwasserschnecken, z. B. Valvata piscinalis, Bythinia tentaculata ꝛc., als auch Schalen von Meermuscheln, z. B. Cardium edule, Tellina baltica, Mactra solida ꝛc., enthielt; es muß demnach zur Zeit, als der Damm angelegt wurde, das Wasser noch stark brakisch gewesen sein, etwa wie jetzt das Elbwasser bei Glückstadt. Wo dieser Damm von späteren Bauten nicht berührt worden, war er wieder mit aufgeschwemmtem Boden (Klaie) bedeckt, der ebenfalls viele Meermuscheln enthielt; ja auf einer Strecke von + 1 m fand sich eine dünne Schicht solcher Muscheln zusammengedrängt, wie man sie z. B. am Strande findet. Es gewinnt daher den Anschein, als ob die Menschen später von dem Platze wieder verdrängt worden seien, das Wasser den Bau derselben wieder mit Sinkstoffen bedeckt habe, und daß dieses wieder stark brakisch gewesen sein müsse, weil der Schlamm viele marinе Muscheln, namentlich von Cardium edule, enthielt. Daß übrigens auch die Umgegend des Dammes seiner Zeit nicht höher gewesen ist, ergiebt sich daraus, daß in der Nachbarschaft zwischen 0 und + 0,5 m der Kopf eines jungen Rehbocks und die Kinnbacken eines Rindes gefunden worden sind.

An vielen Stellen waren armdicke Stangen von Birken (Betula alba) senkrecht durch das Flechtwerk getrieben. Diese waren am unteren Ende roh zugespitzt und oben meistens verkohlt, auch fanden sich stellenweise noch kleine Haufen von Holzkohlen, und hier waren die Zweige des Dammes von Feuer und Rauch geschwärzt; es scheint also, daß dort eine Feuerstelle gewesen ist. Topfscherben, Geräthe, Waffen und dergleichen, woraus auf die Bedeutung des Dammes und die Zeit seiner Erbauung zu schließen sein würde, sind nicht aufgefunden worden, aber darüber bestand kein Zweifel, daß der Damm von Menschenhänden hergestellt worden sein muß. Auf einem Boden, der zweimal täglich von der Fluth überschwemmt wird, war es natürlich unmöglich, die dünnen Weidenzweige zu befestigen; zur Zeit der Herstellung des Dammes muß also der Spiegel der Elbe niedriger gewesen, oder der Boden seitdem gestunken sein, und da der aufgeschwemmte Boden bis + 1,5 m hinaufreicht, so muß der Damm, nachdem er von den Menschen verlassen war, wieder mehrere Jahrhunderte von der Fluth überschwemmt gewesen sein.

Da auf der Fundstelle nichts entdeckt werden konnte, um auch nur annähernd das Alter des Baues festzustellen, so mußten wir versuchen, ob dies vielleicht durch die Niveauverhältnisse der Nordsee möglich sein würde. Das Interesse für diese Frage wurde noch erhöht durch Entdeckungen bei den Bananlagen für das Freihafengebiet. Für den Bau des Freihafenkanals wurde der Boden im allgemeinen bis — 0,5 m ausgehoben, und beim Bau der St. Annenbrücke entdeckte man in dieser Tiefe eine regelrecht gepflasterte Straße aus kleinen Gerölsteinen, welche noch im vorigen Jahrhundert in allen niederdeutschen Städten zum Steinpflaster verwandt wurden. Der Steindamm war etwa 5 m breit und auf beiden Seiten mit Holmen, d. h. mit dicken Holzbohlen, eingefaßt, um in dem sumpfigen Boden ein seitliches Ausweichen der Steine zu verhindern. Der Straßendamm ist auf einer Strecke von etwa 12 m frei gelegt und zeigte weder ein Gefälle, noch irgend welche Lücken oder Risse, es kann also kein von der Höhe zum Wasser hinabführender Weg gewesen sein — auch ist der nächste Gestadabang über 500 m entfernt — sondern das aufgefundene Stück muß ein Theil von einer durch die Niederung führenden Straße gewesen sein. An verschiedenen anderen Stellen fanden sich Baumstümpfe mit den noch im Boden festsitzenden Wurzeln, wie sie gewachsen waren, und dieser Boden lag auf — 0,7 bis — 0,5 m. An einer anderen Stelle fand sich ein Haufen von Haselnüssen und Eicheln mit Blättern gemischt, wie sie noch jetzt etwa bei Hochwasser an geschützten Stellen zusammengetrieben werden. Auch diese Stelle lag etwa — 0,5 m. Es muß also seiner Zeit der Boden — 0,7 m bis — 0,5 m wasserfrei gewesen, d. h. von der gewöhnlichen Fluth nicht überschwemmt worden sein.

Gegenwärtig liegt mittleres Hochwasser bei Hamburg + 1,62 m, mittleres Niedrigwasser — 0,25 m, also erst eine Strecke Land auf + 1,7 m würde sich jetzt mit einer guten Pflanzendecke überziehen und des Eindeichens werth sein, während ein Stück Land auf — 0,3 m fast immer mit Wasser bedeckt wäre und also nur eine Sandbank bilden würde. In den ältesten, im Anfange des 12. Jahrhunderts eingedeichten Marschländern liegt der Boden fast ohne Ausnahme unter + 1,5 m, ohne die schützenden Deiche würde er also täglich von der Fluth überschwemmt sein und zur Kultur nicht benutzt werden können; ein ziemlich umfangreiches Stück Land in Billwerder erreicht nicht einmal die Höhe von — 0,5 m, würde also jetzt stets vom Wasser bedeckt sein und einen See bilden. Es ist aber nicht denkbar, daß die ersten Kolonisten, welche eine große Auswahl hatten, Landstrecken eingedeicht haben sollten, welche noch keine gute Pflanzendecke besäßen; es muß also damals der Wasserspiegel der Elbe niedriger gewesen oder das eingedeichte Land seitdem gesunken sein. Aufgeschwemmter Boden enthält allerdings viel Wasser eingeschlossen, und wenn derselbe durch Eindeichung gegen Ueberfluthung geschützt wird, so muß das Wasser allmählich verdunsten und der Boden zusammensinken, aber einerseits dürfte dieses schwerlich 1 bis 2 m betragen, andererseits kommt dies bei den betreffenden Fundorten nicht in Betracht, da weder der Graabrok noch der Rathhausmarkt jemals eingedeicht gewesen ist. Es muß daher der Elbspiegel seit dem 12. Jahrhundert gestiegen sein. In einem Bassin mit senkrechten Wänden würde die Fluthkurve eine gerade aufsteigende Linie bilden, da aber dieses in Wirklichkeit sich niegends findet, sondern die Ufer sehr mannigfach geformt sind, so zeigen auch die Fluthkurven sehr verschiedenartige Linien. In Cuxhafen z. B. bildet die Fluthkurve anfangs eine steil aufsteigende Linie, wenn aber Mittelwasser erreicht ist, flacht sich die Linie immer mehr ab, so daß das Hochwasser erheblich unter der theoretischen Höhe bleibt. Wenn die Fluth die Höhe des Mittelwassers erreicht hat, beginnt die Ueberschwemmung der Watten, das Gebiet der Fluth wird also bedeutend erweitert, und das Wasser muß viel langsamer steigen. Aehnlich lagen bis zum 12. Jahrhundert die Verhältnisse bei Hamburg, denn je höher die Fluth stieg, desto mehr Marschland wurde überschwemmt, und je mehr Marschland im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts eingedeicht wurde, desto mehr mußte auch die Höhe der Fluth gesteigert werden. Da aber gegenwärtig die mittlere Fluthwelle nur

Digitized by Google

1,86 m beträgt, im 12. Jahrhundert aber keinenfalls größer gewesen ist, so kann aus dieser Steigerung der Fluth eine Erhöhung des Elbspiegels um 2 bis 3 m nicht erklärt werden.

Wenn nun bei der St. Annenbrücke und auf dem Rathhausmarkte ein Zusammensinken des Bodens durch Austrocknen nicht stattgefunden hat, so wäre es allerdings möglich, daß er durch starke Belastung zusammengepreßt wäre. Allein auch dies trifft nicht zu. Der Platz bei St. Annenbrücke war bis Anfang dieses Jahrhunderts ein Begräbnißplatz — der St. Annen-Kirchhof —, und nach Aufhebung desselben ist er nur mit leichten Gebäuden, Pferdeställen, Wagenschauern ꝛc., bebaut gewesen. Der hier in Frage kommende Theil des Rathhausmarktes war bis zum 13. Jahrhundert ein Garten der Schauenburger Grafen, dann lag bis Ende des 14. Jahrhunderts hier der Gerberhof der Schuhmacher, worauf der Platz bis zum Brande von 1842 mit leichten, kleinen Wohnhäusern bebaut wurde, seitdem aber wieder als Garten eingerichtet worden ist. Also eine starke Belastung des Bodens hat auf beiden Stellen nicht stattgefunden, und kann also auch keine Senkung verursacht haben. Im allgemeinen wurde auf dem Rathhausmarkte, wie im Freihafengebiete der Boden bis — 0,5 m ausgehoben, um aber an manchen Stellen die hier erforderlichen längeren Pfähle unter die Ramme zu bringen, mußte man ein Loch von 1 m bis 1,5 m Tiefe ausgraben und fand dort also — 1,5 m bis — 1 m wieder eine Bodenbefestigung durch dünne Weidenzweige, an anderen Stellen kurze, armdicke Stangen dicht neben einander eingetrieben, welche als Uferbefestigung oder als Fundamente für Bauwerke gedient haben mögen, es muß daher in jener Zeit der Elbspiegel um 4 m niedriger gewesen sein, als gegenwärtig. Dieses läßt sich aus einer Vergrößerung der Fluthwelle nicht erklären, es bleibt dann also nur übrig, daß auch der Spiegel der Nordsee zu jener Zeit erheblich niedriger gewesen sein muß.

Seit der Eiszeit muß der Spiegel der Nordsee große Veränderungen erfahren haben. Beim Bau der Festung Glückstadt im 17. Jahrhundert fand man bei Anlage eines Brunnens auf dem Marktplatze in einer Tiefe von 50 Fuß unter dem Elbspiegel Baumstümpfe mit den noch im Boden festsitzenden Wurzeln, wie sie seiner Zeit gewachsen waren; dagegen hat man in Blankenese 81 m über dem Elbspiegel eine Austernbank aufgefunden, was mithin einen Höhenunterschied von etwa 100 m für den jetzigen Spiegel der Nordsee ergiebt. Die Ansichten über die Höhe des Meeresniveaus sind vielfachen Wandlungen unterworfen gewesen, bis ziemlich allgemein die Ansicht zur Annahme gelangt ist, daß das Niveau des Meeres überall gleich sei, da das Wasser jede Ungleichheit sehr bald wieder ausgleichen müsse, und daher die Oberfläche des Meeres die mittlere Erdoberfläche darstelle. Man findet daher auch die absolute Höhe verschiedener Punkte der festen Erdrinde nach dem Niveau des nächsten Meeres in den geographischen Lehrbüchern angegeben. Hat man nun neuerdings wieder angefangen, diese Ansicht zu bekämpfen, und die Behauptung zu beweisen gesucht, daß das Meer an den Küsten, namentlich der großen Festländer, erheblich höher stehen müsse, als in der Mitte der Ozeane, so ist man doch gegenwärtig noch immer bemüht, jede Veränderung des Wasserstandes an den Küsten auf die Hebung oder Senkung der Küsten zurückzuführen. Seit Leopold von Buch galt es z. B. als eine feststehende Thatsache, daß die Küsten von Skandinavien steigen, dagegen die norddeutschen Küsten sinken, und da Deutschland an der Ostsee wie an der Nordseeküste seit Beginn unserer Zeitrechnung sehr viel Land verloren hat, fand diese Ansicht sehr viele Gläubige, und gar mancher ist bemüht gewesen, durch Beobachtung und Berechnung die Richtigkeit dieser Ansicht nachzuweisen. Dr. A. Wild (Die Niederlande, Leipzig 1862) nimmt z. B. an, daß die Insel Walcheren in Zeeland seit Beginn unserer Zeitrechnung um 25 bis 32 Fuß gesunken ist, und L'Epie berechnet sogar die Senkung von Enkhuizen auf 1,2 m im Jahrhundert, also in 3000 Jahren auf 24 m. Nach den zehnjährigen Beobachtungen von Reinhold Linken die Pölder um Dollart im Jahrhundert um 0,87 m, nach Beobachtungen von Burgdoorn an der Nesserlander Schleuse sogar um 1,40 m. Dies sind also recht tröstliche Aussichten für Hamburg, denn die mit so großen Kosten aufgeführten Freihafenlager würden dann nach 500 Jahren Wohnungen für Fische und Krebse bilden. Indessen wird es mit dem Sinken der deutschen Nordseeküste nicht ganz so schlimm stehen, denn Brügge z. B. war bis zum 12. Jahrhundert ein Seehafen, Ende des Jahrhunderts mußte derselbe schon nach Kardenburg, und im 15. Jahrhundert nach Sluis verlegt werden, und jetzt ist Brügge fast zwei Meilen von der See entfernt; dies ist gewiß kein Beweis, daß die Küste seit dem 12. Jahrhundert gesunken ist. Ebenso wird der sogenannte Wattenweg von Duhnen nach Neuwerk heute noch in derselben Weise benutzt, wie im 13. Jahrhundert, was ebenfalls beweist, daß hier die Küste seit 500 Jahren nicht gesunken ist. Es zeigt sich also hier wieder, wie bedenklich es ist, wenn halb bewiesene Hypothesen als allgemein feststehende Wahrheit angesehen werden, denn die gründliche Forschung hört dann auf, und gar mancher sucht durch Scheingründe die Richtigkeit einer solchen Ansicht weiter zu unterstützen. Wenn die Berechnungen über das Sinken der niederländischen Küste richtig wären, dann müßte Hamburg mit einem großen Theile der norddeutschen Tiefebene längst vom Meere bedeckt sein. Wie außerordentlich genau müssen aber solche Beobachtungen gemacht werden, und was bedeutet für diese Frage selbst eine zehnjährige Beobachtung!

Der Meeresspiegel ist eine imaginäre Größe, denn die Oberfläche des Meeres bleibt keinen Augenblick gleich. Schon infolge der Ebbe und Fluth findet täglich zweimal eine Hebung und Senkung statt, und diese Fluthwelle erreicht sehr verschiedene Größen; während sie bei Cuxhaven etwas über 2 m beträgt, erreicht sie an der englischen Küste gegen 6 m und an der nordamerikanischen Küste stellenweise 15 m; außerdem kommen noch Strömungen, Richtung des Windes ꝛc. in Betracht. H. G. Hagen hat in dem Zeitraume von 1846 bis 1864 in 12 preußischen Ostseehäfen täglich über den Wasserstand Beobachtungen anstellen lassen, und obgleich hier Ebbe und Fluth ohne Einfluß sind, so fanden sich an einzelnen Hafenplätzen in dem aus den Ablesungen berechneten Jahresmittel Differenzen bis 8 Zoll (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften, Berlin 1865), auch weichen die Jahre des höchsten und niedrigsten Wasserstandes für die verschiedenen Hafenplätze wesentlich von einander ab. Ergänzt wurden diese Beobachtungen durch Pascheu in Wismar und Warnemünde (Beiträge zur Statistik Mecklenburgs, Bd. 6, Heft 1, September 1868), auch diese zeigen eine Differenz von über 3 Zoll. Für Cuxhafen hat Hugo Lenz aus den Beobachtungen von 1843 bis 1875 den mittleren Wasserstand berechnet (H. Lenz, Fluth und Ebbe, 1879); demnach betrug derselbe 1843 bis 1846 — 0,05 m, 1847 bis 1851 — 0,08 m, 1852 bis 1855 — 0,07 m, 1856 bis 1861 — 0,08 m, 1862 bis 1865 — 0,06 m, 1866 bis 1870 — 0,01 m und 1871 bis 1875 — 0,07 m, und es läßt sich daraus also auch weder eine Hebung des Meeresspiegels, noch ein Sinken der Küste nachweisen. Dagegen berechnete die Europäische Gradmessung 1883 (Vermessung der Freien und Hansastadt Hamburg, von Obergeometer Stück, 1885) das Mittelwasser bei Cuxhafen + 16 mm, 1887 aber nur auf — 0,22 m

Digitized by Google

(Generalmajor Dr. A. v. Tillo, Höhenverhältnisse ꝛc., Petermann's Mittheilungen, Bd. 33, Heft 7, S. 197). Wenn aber trotz der verbesserten Beobachtungen eine so bedeutende Unsicherheit über die Höhe des Mittelwassers besteht, welcher Werth ist dann den zehnjährigen Beobachtungen von Reinhold, Bargboorn u. a. beizumessen? Für Cuxhafen ergiebt sich eine Differenz von über 23 cm; wenn dagegen der Meeresspiegel jährlich sich nur um 1 cm hebt, so würde dies seit Beginn unserer Zeitrechnung schon 20 m betragen, und bei dieser Unsicherheit in der Bestimmung des Meeresspiegels konnten wir alle diese Berechnungen für unsere Untersuchung nicht benutzen.

Die deutsche Nordseeküste hat allerdings seit Beginn unserer Zeitrechnung sehr viel Land verloren, aber dies hat vielfach ganz andere Ursachen, als die Senkung der Küste. Im Amte Ripebüttel reißt z. B. das Meer alljährlich ein schmäleres oder breiteres Stück des Küstenrandes weg. Die Geest reicht hier bis ans Meer, ihr Fuß wird von der Fluth unterspült, in dem überhängenden Stücke entstehen Risse, in diese dringt im Herbste Wasser, welches im Winter friert und ein größeres oder kleineres Stück abspaltet, welches nach Eintritt des Thauwetters zum Strande abrutscht und von den Frühjahrsfluthen hinweggeführt wird. Auf diese Weise mag die Nordsee allmählich alles Land von der Schaarhörnbaale bis Duhnen erobert haben, und wenn man hier keine genügende Uferwerke errichtet, wird allmählich die ganze Geest von der Nordsee fortgeschwemmt werden.

Allein die norddeutsche und niederländische Küste hat noch einen erheblich breiteren Saum verloren, welcher durch die sogenannten unterseeischen Wälder bezeichnet wird. Durch die Anker der Schiffer und namentlich durch die Netze der Küstenfischer werden nicht selten Zweige, Aeste und größere Stücke von Stämmen zu Tage gefördert, deren Holz noch ganz gesund ist. Schon G. Forchhammer und Dr. Maad in Kiel haben seiner Zeit darauf hingewiesen, daß diese Wälder durch plötzliche Hebung des Meeresspiegels untergegangen sein müssten, denn bei einem langsamen Sinken der Küste würden die Bäume abgestorben und das Holz verfault sein, bevor das Meerwasser es gegen Fäulniß schützen konnte. Interessant sind in dieser Hinsicht die 1846 beim Bau des Hafens Kuxhaven Kanals aufgefundenen Verhältnisse. Bei Hochwasser sind die Watten etwa 1 m hoch mit Wasser bedeckt. Unter dem Wattensande liegt eine 1 m dicke Schicht Marschboden, dann folgt 1 m Moorerde, und darunter liegt eine 1 m starke Schicht von Stämmen und Aesten der Birke (G. Forchhammer, Veränderte Wasserhöhe). Da die Baumstämme in der Richtung von WNW nach OSO lagen, so nehmen beide Forscher an, daß die große Fluth aus WNW über Norddeutschland hereingebrochen sein muß, und Dr. Maad gelangt zu dem Schlusse, daß diese große Fluth — die sogenannte cimbrische Fluth — infolge des Durchbruches der Straße von Calais entstanden sei. Da die erste bekannte Durchschiffung des Kanals (von Pytheas aus Marseille) um 350 v. Chr. stattgefunden hat, so setzt Dr. Maad den Durchbruch der Straße von Calais in die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr. und Forchhammer meint, daß nach dieser großen Fluth, deren Höhe etwa 12 m betragen haben möge, der Wasserspiegel der Ost- und Nordsee keine wesentliche Veränderung erfahren hat.

Folgen wir den Ansichten von Forchhammer und Dr. Maad, dann müssen wir also die Hamburger Funde in das fünfte Jahrhundert v. Chr. zurückverlegen. Dieses mag für den Damm aus Beidenzweigen auf dem Rathhausmarkte kein Bedenken erregen, da die Erbauer vermuthlich auf einer niedrigen Kulturstufe standen, und ebenso mögen die im Freihafengebiete aufgefundenen Baumstümpfe und die Hanfen von Haselnüssen aus so früher Zeit stammen; aber bedenklich ist es doch, dem gepflasterten Wege unter der St. Annenbrücke ein so hohes Alter beizumessen, da die deutschen Städte erst im 13. und 14. Jahrhundert begannen, ihre Straßen zu pflastern. Im Beowulf-Liede wird der Weg von der Landungsstelle nach Hrodgars Haus eine steinbunte Straße genannt, und diese müssen wir uns wohl als einen gepflasterten Steindamm vorstellen. Das Beowulf-Lied wurde unter Alfred dem Großen gesammelt und niedergeschrieben, doch nach Karl Simrock sind die Gesänge von angelsächsischen Sängern an den Ufern der Elbe und Eider vor der Auswanderung nach England gedichtet. Es müssen daher den Sachsen schon im dritten und vierten Jahrhundert n. Chr. gepflasterte Wege bekannt gewesen sein, wenn auch vielleicht nur Fürsten und Edlinge auf ihren Höfen solche Wege herstellen ließen. Es bleibt dann allerdings noch immer ein Zeitunterschied von sieben bis acht Jahrhunderten.

Wenn nun auch seit Beginn unserer Zeitrechnung der Spiegel der Nordsee sich nicht gehoben hat, so ist an der deutschen Küste doch sehr viel Land verloren gegangen. Ein Theil dieser Küstenstriche mag in ähnlicher Weise, wie noch gegenwärtig im Amte Ripebüttel, durch Unterspülung des Geestfußes weggeschwemmt worden, an anderen Stellen, besonders an der Westküste von Schleswig, sind vermuthlich durch Sturmfluthen Teichbrüche entstanden. Das eindringende Meerwasser hat theilweise den fruchtbaren Marschboden weggespült oder mit Sand bedeckt, die Einwohner sind bei dem Unglück entweder umgekommen oder so verarmt, da ihr Vieh ertrunken, ihr Hab und Gut vernichtet war, daß sie nicht den Muth hatten, die Deiche wieder herzustellen und das Land allmählich wieder urbar zu machen, zumal die Landesherren sie ohne Unterstützung ließen. Und so wird hier allmählich das breite Wattenmeer entstanden sein an Stelle der früheren reichen und fruchtbaren nordfriesischen Marschen. Aber auf anderen Stellen müssen andere Ursachen mitgewirkt haben, namentlich bei der Erweiterung des Flevosees zur Zuyderzee, bei Entstehung des Dollart, des Jahdebusens ꝛc. Es wird von den Chronisten erzählt, daß bei einer Sturmfluth 60 bis 70 Dörfer mit den Kirchen, Wohnhäusern, Scheunen, Ställen ꝛc. mit Menschen und Vieh plötzlich im Meere versunken seien, daß größere Stücke Land mit den darauf stehenden Gebäuden, mit Bäumen und Sträuchern von der Strömung weggetrieben, vom Sturme und den Wellen zerrissen und stückweise im Meere versunken seien. Hier kann offenbar auch eine Senkung der Küste nicht die Ursache gewesen sein. Bei Untersuchung der Kremper und Wilster Marsch mittelst des Erdbohrers fand G. Forchhammer, daß der Bohrer plötzlich mehrere Fuß tief sank, weil er auf eine Schicht schwarzes Moorwasser getroffen hatte. Er berichtet darüber (Veränderte Wasserhöhe an den dänischen Küsten. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge, I, 1856, S. 473): „Die ausliegende Marscherde (Klaie) ist verschieden dick und erreicht nicht selten eine Stärke von 20 Fuß, dann folgt eine Torfschicht, darunter steht aber schwarzes, moorigtes Wasser, manchmal von sehr bedeutender Tiefe, worauf schlammiger Torf folgt, bei dem der ursprünglichen Boden bedeckt. Wenn man nun den Marschboden durchbohrt, so stößt man plötzlich auf Wasser, und der Bohrer sinkt auf einmal mehrere Fuß hinab. Dies hat man aber nicht etwa nur an einer Stelle erfahren, sondern man kann das Ergebniß wohl als Regel bezeichnen. Diese auf Wasser schwimmende Marsch ist nicht auf Holstein beschränkt, sondern findet sich auch in Hannover, Ostfriesland, Holland ꝛc., namentlich mögen die jetzigen Meerbusen Jahde, Dollart, Zuyderzee ꝛc. solche schwimmende Marschstrecken gewesen

Digitized by Google

sein." So lange die ansliegende Marschherde geschlossen ist, kann das Moorwasser nicht entweichen, da dieselbe kein Wasser durchläßt, wenn aber durch stärkere Belastung einzelner Stellen, wie z. B. durch Deiche, Burten oder schwere Gebäude ꝛc., in dem Boden Risse entstehen, dringt das Wasser durch diese hinauf und verdunstet, weshalb die ganze Strecke allmählich sinken muß. Wird aber bei Deichdurchbrüchen, bedeutenden Sturmfluthen ꝛc. die schützende Klaidecke durchbrochen, so kann das unten stehende Moorwasser entweichen, und das Marschland wird plötzlich versinken, oder zusammenhängende Stücke werden von der Fluth weggeschwemmt, wie es in den Niederlanden und Ostfriesland mehrfach beobachtet worden ist. Wir mußten daher auch nach dieser Seite hin versuchen, einer Lösung näher zu kommen. Beim Bau des West-Stammfieles traf man in der Gegend des Holstenthores 20 m unter dem Straßenpflaster, etwa im Niveau des Elbspiegels, auf ein unterirdisches Wasserbecken, welches dem Sielbau sehr bedeutende Hindernisse bereitete. Dieses Wasserbecken lag zwar im Diluvium, allein es lag doch nahe, daß, wie in der Krempers und Wilstermarsch, auch bei Hamburg schwimmende Marschstrecken vorhanden sein möchten. Der Untergrund auf dem Rathhausmarkte sowie im Freihafengebiete war sehr ungleich; während an manchen Stellen 14 bis 15 m lange Rammpfähle den ursprünglichen Boden noch nicht erreichten, konnten andere Pfähle nur 5 bis 6 m tief hindurchgetrieben werden. Von den die Rammung beaufsichtigenden Ingenieuren ist zwar beobachtet worden, daß manche Pfähle streckenweise sehr rasch weglanken, dann aber wieder größeren Widerstand leisteten; allein ein so rasches Sinken, als ob der Pfahl durch Wasser hindurchgetrieben worden sei, oder ein Hervorquellen von Moorwasser neben dem Rammpfahle ist nirgends beobachtet worden. Das schnellere Herabsinken des Pfahles ist möglicherweise dadurch entstanden, daß er durch schlammige Moorerde getrieben wurde, wogegen der zähe Klaieboden größeren Widerstand leistete. Bei den häufigen Veränderungen, welche der Boden in Hamburg durch Anlage von Befestigungen, Häuserbauten, Austiefung von Kanälen ꝛc. erfahren hat, wäre es ja leicht möglich, daß bei solchen schwimmenden Marschstrecken schon vor Jahrhunderten das unten stehende Moorwasser einen Ausweg gefunden hätte und infolgedessen der Boden allmählich um mehrere Meter gesunken sei. Allein bei einem solchen verhältnißmäßig raschen Sinken würden im Boden wahrscheinlich Risse entstanden sein, und davon ist weder in dem Damme auf dem Rathhausmarkte, noch in dem Straßenpflaster unter der St. Annenbrücke irgend etwas bemerkt worden.

Diese Untersuchung brachte uns also auch einer Lösung nicht näher, indessen konnte ein allgemeines Sinken des Marschbodens die Ursache sein, was nach den Erscheinungen in den älteren eingedeichten Marschdistrikten sehr wahrscheinlich wird. Nun stammt das Hamburger Präzisions-Nivellement aus einer viel jüngeren Zeit, als die genaueren Beobachtungen der Fluthhöhe, trotzdem hat eine Revision der 1883 und 1884 bestimmten Höhenpunkte überraschende Ergebnisse geliefert, von denen wir einige mittheilen wollen. Der Silospeicher, ein vierstöckiges Gebäude, war in drei Jahren 9 mm gesunken, das einstöckige Gebäude der Quarantäneverwaltung in einem Jahre um 9 mm, Meyer's Stockfabrik in zwei Jahren um 12 mm, ein Haus Ecke der Brandstwiete und Zippelhaus in sieben Monaten 10 mm; während dieser Zeit war der Grund zu dem gegenüberliegenden Dovenhof ausgehoben worden; ein Haus in der Bahnstraße, ein anderes in der Spaldingstraße und ein drittes auf der Beddel waren ebenfalls in drei Jahren um 9 mm gesunken. Im Mittel geben diese Beobachtungen eine jährliche Senkung des Marschbodens um 3 mm, also seit dem 12. Jahrhundert um etwa 2 m und seit Beginn unserer Zeitrechnung um 6 m, was uns für die Hauptfundstücke einer Lösung bedeutend näher bringen würde. Doch liegt eine Täuschung hier sehr nahe. Wie in der Brandstwiete liegen die oben erwähnten Gebäude in der Nähe von den tiefen Ausgrabungen für die 1883 begonnenen Anschlußbauten, es ist also wahrscheinlich, daß in dem schlammigen Untergrunde Verschiebungen stattgefunden und diese eine Senkung des Bodens veranlaßt haben. Eine viel größere Senkung ist dagegen auf dem Pachthof Miggenburg beobachtet worden. Das Gebäude steht auf einer alten Wurt und ist von allen Ausgrabungen ziemlich entfernt. 1883 bis 1886 war es um 25 mm, in den folgenden sechs Monaten nochmals um 18 mm und in den nächsten sechs Monaten um weitere 9 mm, also in vier Jahren um 52 mm gesunken, während gleichzeitig auf einer benachbarten Stelle der Boden sich bedeutend gehoben hatte. In allen den mitgetheilten Fällen handelt es sich also wahrscheinlich um örtliche Einflüsse, und andererseits ist die Zeit der Beobachtungen eine viel zu kurze, um daraus allgemeine Schlüsse ziehen zu können.

Doch führte dies zu einer Untersuchung der Frage nach einer anderen Richtung. Die von Celsius und Linné aufgestellte Hypothese, daß das Zurückweichen des Meeres an der schwedischen Küste nicht durch eine Abnahme des Wassers in der Ostsee, sondern durch die Hebung des Landes verursacht werde, hatte bei den norwegischen Gelehrten keine Zustimmung gefunden. Erst seitdem Keilhau im Anfange dieses Jahrhunderts sich für diese Ansicht ausgesprochen, neigen manche norwegische Gelehrte ebenfalls dieser Richtung zu, und an der ganzen Küste haben diese eingehende Beobachtungen und Untersuchungen stattgefunden; auch die Regierung hat 1839 zwischen Kap Lindesnäs und der schwedischen Küste an 27 Stellen Wassermarken einhauen lassen. Wie nun an der ganzen Westküste vom Nordkap bis Lindesnäs oft an ganz nahe gelegenen Punkten die entgegengesetzten Resultate gefunden wurden, so ergeben auch hier nur 11 Wasserzeichen — also noch nicht die Hälfte — eine Hebung der Küste um etwa 0,3 m im Jahrhundert. Wenn nun schon die Bestimmung des Mittelwassers außerordentlich schwierig ist, und selbst bei so sorgfältigen Beobachtungen, wie die der Europäischen Gradmessung sind, zu ganz abweichenden Resultaten geführt haben, so müssen Beobachtungen an festigen Küsten, wo dieselben durch die Brandung doppelt schwierig werden, mit großer Vorsicht aufgenommen werden. Durch diese Beobachtungen konnte also eine Hebung der norwegischen Küste nicht nachgewiesen werden, aber es entstand die Frage, ob vielleicht die verschiedenen Erscheinungen auf benachbarten Punkten durch Verschiebung der Höhenverhältnisse dieser Punkte selbst hervorgeführt würden. In Thüringen hatte man schon seit Jahrhunderten an manchen Punkten Höhenveränderungen beobachtet. Auf Anregung von Professor Kirchhoff in Halle hat die Geographische Gesellschaft für Thüringen die Beobachtungen aus den verschiedenen Gegenden gesammelt, und in den Mittheilungen der Gesellschaft (Thl. III, S. 171 und Thl. V, H. 3, S. 95) sind bereits eine Reihe solcher Höhenänderungen aus der Umgegend von Jena, Weimar, Ohrdruf, Eisenberg, Eichicht ꝛc. veröffentlicht. Allerdings wird durch diese Beobachtungen keine absolute Hebung oder Senkung eines Punktes nachgewiesen, die Zeugen berichten nur, daß von dem betreffenden Orte ein Kirchthurm, eine Burg oder irgend ein anderes Gebäude vor 30 bis 50 Jahren noch nicht zu sehen war, oder seitdem nicht mehr sichtbar ist, ob dies durch Hebung oder Senkung des Beobachtungsortes oder des beobachteten Punktes, oder des zwischen beiden liegenden Höhenrückens verursacht worden, bleibt fraglich, es wird also nur eine Höhenänderung des Ortes in Bezug auf

Digitized by Google

andere Orte nachgewiesen. Die hier in Frage kommenden Gegenden ruhen auf Gyps und Kalk, und es ist also wahrscheinlich, daß das Gestein die Ursachen der Höhenverschiedungen bildet. Wenn aber in wenigen Jahren so viele Fälle von Höhenänderungen nachgewiesen sind, so darf man wohl erwarten, daß in anderen Gebirgen ähnliche Erscheinungen vorkommen, und es würde vielleicht zu ganz überraschenden Resultaten führen, wenn man namentlich in Schottland und Norwegen Hirten, Holzfäller, Jäger, Müller, Feldarbeiter ꝛc. veranlaßte, ihre Beobachtungen ebenfalls mitzutheilen; die Hebungen oder Senkungen eines Küstenpunktes würden dann nach ganz anderen Gesichtspunkten beurtheilt werden müssen.

Die veränderten Niveauverhältnisse der Nordsee ergeben demnach auch für das Alter der Hamburger Funde kein positives Resultat, man kann höchstens daraus den Schluß ziehen, daß die gepflasterte Straße unter der St. Annenbrücke und der Damm aus dünnen Weidenzweigen auf dem Rathhausmarkte nicht später als im 11. Jahrhundert angelegt sein können, aber ob sie im 5. und 6. Jahrhundert v. Chr. oder seit Beginn unserer Zeitrechnung schon vorhanden gewesen sind, bleibt eine offene Frage. Mit ziemlicher Sicherheit darf man nur voraussetzen, daß die Hamburger Funde nicht die einzigen ihrer Art gewesen sind, und daß sich an manchen anderen Stellen im norddeutschen Tieflande noch Reste von ähnlichen Anlagen finden müssen. Wenn dies bisher nicht geschehen ist, so hat das wohl hauptsächlich darin seinen Grund, daß man selten oder nie einen so umfangreichen Bauplatz und so tief ausgegraben hat, wie zum Hamburger Rathhause. Auch in Hamburg sind schon wiederholt kleine Reste von einem Damme aus dünnen Zweigen aufgefunden worden, wir haben denselben aber keine weitere Beachtung geschenkt, weil es Reste von einem Knüppeldamme zu sein schienen, wie man noch gegenwärtig in sumpfigen Waldungen anlegt. Dagegen dürfte der Bau des Nord-Ostsee-Kanals eine günstige Gelegenheit bieten, die Hamburger Funde zu ergänzen, denn der Kanal wird auf einer langen Strecke durch die Marsch geführt und in einer bedeutenden Breite und Tiefe ausgehoben. Wir sprechen daher hier den dringenden Wunsch aus, daß die Aufseher den Auftrag erhalten, auf derartige Funde ein wachsames Auge zu haben, hoffentlich gelingt es hier, auch noch andere Gegenstände zu Tage zu fördern, wodurch das Alter der Anlagen und der Zweck derselben annähernd bestimmt werden könnte.

Von einer viel größeren praktischen Bedeutung ist die Frage, ob die deutsche Küste sinkt; denn ist diese Behauptung mehr als eine geistreiche Hypothese, so ist ein breiter Gürtel der norddeutschen Küste unrettbar dem Untergange verfallen. Aus den oben zusammengestellten Untersuchungen geht aber hervor, daß man durch zweckmäßige Ueberbauten dem weiteren Vordringen des Meeres nicht nur Einhalt thun, sondern auch das seit Jahrhunderten verlorene Land allmählich wieder gewinnen könnte. Es wäre zwar zunächst die Aufgabe der Küstenbewohner, ihr Eigenthum vor dem Untergange selbst zu schützen, dazu reichen aber die Kräfte der kleinen und armen Gemeinden nicht aus, sondern hier müßte der Staat helfend hinzutreten. Bei der früheren Kleinstaaterei sah der eine Staat ruhig zu, wenn dem Nachbarn eine Insel oder ein ganzer Küstenstrich durch das Meer zerstört wurde, nachdem aber das Vaterland geeinigt ist, empfindet das Ganze den Verlust des Einzelnen. Und gerade hier würde es eine Aufgabe des wieder erstandenen Deutschen Reiches sein, helfend und fördernd einzugreifen, da die Ueberbauten nach einem übereinstimmenden Plane und mit großen Mitteln in Angriff genommen werden müssen, um einen dauernden Erfolg zu sichern. Das Amt Ritzebüttel hat in den letzten 200 Jahren so umfangreiche und fruchtbare Landstriche verloren, daß deren jährlicher Ertrag die großartigsten Ueberbefestigungen gedeckt haben würde, und dasselbe ist in Ostfriesland, Oldenburg, Hannover und besonders in Schleswig der Fall. Um aber über die Senkung der deutschen Küste ein sicheres Urtheil zu gewinnen, ist eine sorgfältige Beobachtung des Mittelwassers an der ganzen Küste und zu dem Zwecke nothwendig, daß sämmtliche Nord- und Ostsee-Pegel durch Nivellement mit einander verbunden werden.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Joseph Martin ist vor kurzem mit einer kleinen Begleitmannschaft von Peking nach Liang-tschau und Si-ning-fu aufgebrochen, um sich von der Gegend des Kuku-Nor her seinem eigentlichen Ziele — Tibet — zuzuwenden. Zweck der Reise sind in erster Linie geologische und physikalisch-geographische Beobachtungen. Der Reisende ist rühmlich bekannt durch seine große Reise in Ostsibirien und insbesondere durch seine Uebersteigung des Stanowai-Gebirges, die er in den Jahren 1882 bis 1886 unter großen Anstrengungen und Gefahren ausgeführt hat.

— Der bekannte französische Reisende Bonvalat hat in Gesellschaft des Prinzen Heinrich von Orleans eine neue Reise nach Asien angetreten, die kein geringeres Ziel verfolgt, als den ganzen Kontinent in südöstlicher Richtung zu durchqueren. Von Omsk hat seine Expedition den Weg über Semipalatinsk nach Tschugutschak (an der chinesischen Grenze) genommen, um von dort nach Manas, Urumtsi, Karaschar, Korla, dem Lob Nor, Tschamuen-Tai, Kakulai (am oberen Jangtsekiang), Tsiambo, Batang und Hämman-fu weiterzugehen und in Tongking die Küste zu erreichen. Der Reisende verhehlt sich aber auf Grund der Erfahrungen, die er bereits in Asien gesammelt hat, bei seinem Projekte nicht, daß die Umstände möglicherweise eine wesentliche Modifikation und Beschränkung desselben erheischen könnten.

Afrika.

— Ueber Stanley und Emin Pascha hat die Verwaltung des Kongostaates am 12. September eine neuere Nachricht aus Zanzibar erhalten, der zufolge Stanley vergeblich versucht hat, vom Albert-Nyanza nach dem Westufer des Victoria-Nyanza vorzudringen, so daß er schließlich gezwungen war zu Emin zurückzukehren, und sich mit diesem zusammen nach dem Ostufer des Sees zu begeben, und dort längere Zeit auf die Ankunft von Vorräthen aus Mpalala und Tabora zu warten. Endlich soll Stanley in der Richtung auf Mambas aufgebrochen sein, wo man ihn Ende Oktober erwartet. Emin dagegen soll — wie es nach dem letzten Briefe Stanley's kaum anders erwartet werden konnte — in seiner Provinz zurückgeblieben sein.

— Nachdem Anfang August ein Theil der Zintgraff'schen Expedition vom Benue her in Lagos angelangt ist, verlauten über den Verlauf der Reise einige weitere Einzelnheiten.

Digitized by Google

Danach suchten zwar die Eingeborenen an mehreren Orten den Vormarsch zu wehren, meist nahmen sie die Expedition aber freundlich auf, und in Balojon vermochte man mit Unterstützung des Häuptlings Gareka eine neue Station zu errichten. Erst nach einem dreimonatlichen Aufenthalt setzte Dr. Jüngraff unter Zurücklassung einer Besatzung von 16 Mann die Reise von da weiter fort und erreichte in einem reichlich $1^1/_2$ monatlichen Marsche den Benuë, daselbst bereits oberhalb Ibi seitens des Vertreters der englischen Niger-Gesellschaft freundliches Entgegenkommen genießend.

— In seiner Ansprache an die geographische Section der diesjährigen Britischen Naturforscherversammlung äußerte sich Sir Francis W. de Winton unter anderem auch über die gelegentlichen Veränderungen in den hydrographischen Verhältnissen Centralafrikas. Auf Stanley's Reise Bezug nehmend, erklärt er die theilweise Austrocknung des Albert-Nyanza für eins der wichtigsten Probleme, deren Lösung dadurch gefördert worden sei, und er meint, daß das abwechselnde Steigen und Fallen des Seespiegels in erster Linie durch das Entstehen und Durchbrechen vegetabilischer Dämme bedingt sei. Während der trockenen Jahreszeit wuchern die Wasserpflanzen in der betreffenden Gegend in einem riesenhaften Maßstabe, um durch die ersten Regengüsse und das dadurch bedingte Anschwellen der Ströme losgerissen, in der Gestalt schwimmender Inseln fortgeführt, und an breiten und seichten Stellen abgelagert zu werden. Vom Bahr el Ghasal weiß man zur Genüge, daß auf diese Weise mächtige Dämme quer in dem Strome entstehen, die das Wasser desselben aufzustauen im Stande sind. Im Gebiete des oberen Nil findet das aufgestaute Wasser in dem Albert-Nyanza Raum, derart, daß derselbe dadurch hoch anschwillt und auch seine für gewöhnlich trockenliegenden Buchten füllt. Kann der vegetabilische Damm aber dem Drucke des Wassers nicht länger widerstehen, und bildet sich ein Kanal in ihm, so eilt der Strom wieder ungehemmt thalwärts, und der See entfernt sich bis zu einem gewissen Grade, während der untere Nil über seine Ufer tritt. Hiergus erklärt es sich, daß zwei so ausgezeichnete Forscher wie Sir Samuel Baker und Stanley den Albert-Nyanza so verschieden gesehen haben und in ihrem Urtheil über die Ausdehnung und Gestalt des Sees so stark von einander abweichen. — Die gleiche Niveauschwankung hat man auch beim Tanganika beobachtet, wo Stanley selbst zu verschiedenen Zeiten einen durchaus verschiedenen Wasserstand konstatirte. Dieser Reisende verfolgte den Lukuga von seinem Ausflusse aus dem See bis zu seiner Vereinigung mit dem Kongo, und es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß ein ähnlicher vegetabilischer Damm wie beim Nil auch dem Lukuga den regulären und ununterbrochenen Abfluß verwehrt. Auch hier muß der Druck erst genügend stark werden, um das Hinderniß zu überwinden. Im zweiten Jahre seines Aufenthaltes am Kongo war Francis W. de Winton selbst Zeuge von einem ungewöhnlich starken, plötzlichen Anschwellen des Kongo (der Strom stieg im Laufe einer Nacht um mehrere Fuß), und einige Monate später kam von dem oberen Kongo die Nachricht, daß die Gewässer eines großen Sees durchgebrochen seien, was nur auf den Lukuga und Tanganika gedeutet werden kann. — Ob de Winton die Wirkung der Tropenvegetation in der fraglichen Hinsicht überschätzt, kann natürlich nur eine genauere und längere Beobachtung erweisen.

Allgemeines.

— Aus der Reihe der Vorträge, die in der geographischen Section der britischen Naturforscherversammlung zu Newcastle (am 12. bis 18. September) gehalten worden sind, heben wir an dieser Stelle die folgenden hervor: Hauptmann Thys über die Kongo-Eisenbahn; Dr. H. R. Mill über die physikalische Grundlage der Handelsgeographie; R. P. Ashe über Buganda (Uganda); Alfr. Moloney über die Handelsgeographie des Hornda-Landes; Mark S. Bell über den großen centralasiatischen Handelsweg von Peking nach Tubdscha und Semiretschensk; R. S. Gundry über die industriellen und merkantilen Fortschritte Chinas; W. J. Flinders Petrie über Windwirkungen im Nilthale; Kapitän Hore über den Tanganika-See; J. Batalha Reis über die neueren portugiesischen Forschungen in Südafrika; Kapitän Luggard über das Nyassa-Land; J. Rankin über die Zambesi-Mündungen; K. Lumholtz über die Gegenwart und Zukunft von Queensland; A. Cook über Britisch-Nordborneo; H. Guillaume über die Forschungen A. R. P. Labre's, Carlos Fry's ꝛc. in Peru und Bolivia; E. G. Ravenstein über die geographischen Coordinaten des oberen Nilthals; Fr. Nansen über Grönland; Basil Thomson über die Loiliaden; J. Th. Bent über die Bahrein Inseln; F. C. Colmer über das kanadische Nordwestterritorium; H. B. Guppy über die Südküste des westlichen Java. Man ersieht hieraus, daß es in ganz hervorragender Weise wirthschaftsgeographische Fragen waren, die der Diskussion unterbreitet waren. In der anthropologischen Section sprachen: Francis Galton über Kraftbestimmungen bei englischen Rekruten; R. Liwi über die Entwickelung des Weisheitszahnes; W. K. Sibley über Linkshändigkeit; D. J. Cunningham über das Vorkommen einer achten Rippe; J. Wilson über die Hypothese von dem europäischen Ursprunge der egyptischen Kunst; A. Moloney über afrikanische Melodien und Musikinstrumente; P. Du Chaillu über die Wikinger als die direkten Vorfahren der englisch redenden Völker; Canon Taylor über weitere Untersuchungen bezüglich des Ursprungs der Arier; Hyde Clark über den Ursprung des Eigenthums; A. C. Haddon über Gebräuche der Torresstraßen Insulaner; Dr. Beddoe über die Hautfarbe der orientalischen Rassen; Dr. Felkin über die Normaltemperatur der Sudanesen, der Neger und der Europäer in dem tropischen Afrika, sowie über den Unterschied der Empfindlichkeit bei Europäern und Negern; F. Nansen über die Eskimos; W. Turner über Hirschhornergeräthe in Stirling; G. J. Romanes über den Ursprung menschlicher Begabung.

Bücherschau.

— Dr. Philipp Paulitschke, Harar. Forschungsreise nach den Somâl- und Galla-Ländern Ostafrikas. Leipzig 1888. F. A. Brockhaus. — Der Verfasser ist unseren Lesern durch seine früheren Publikationen sowie ganz besonders durch seine „Kulturbilder aus Harar" so vortheilhaft bekannt, daß sie seinem Reisewerke von vornherein eine gute Meinung entgegenbringen werden. Und die Lektüre des letzteren wird sie in keiner Weise enttäuschen. Die Ausbeute, welche Professor Paulitschke aus dem so lange vernachlässigten Ostharne Afrikas heimgebracht hat, ist in vielfacher Beziehung eine sehr reiche gewesen, und zusammen mit seinem wissenschaftlichen Anhange darf sein Bericht bis auf weiteres als das Beste gelten, was wir von der betreffenden Gegend besitzen.

Inhalt: Dr. Friedrich Hirth: Zur Geschichte des Orienthandels im Mittelalter. — J. Chaffanjon's Reisen im Gebiete des Orinoko und Caura. V. (Mit sieben Abbildungen.) — E. H. Wichmann: Die beim Rathhausbau in Hamburg aufgefundenen Baureste und der Spiegel der Nordsee. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Allgemeines. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 22. September 1889.)

Hierzu eine Beilage von B. Martens, Cigarrenfabrikant, Bremen.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Frankreichs Alpengrenze.

Von Prof. Dr. J. Partsch.

(Mit einer Karte und zwei Abbildungen.)

Im Westflügel der Alpen tritt besonders deutlich die Unfertigkeit der Alpen-Geologie zu Tage. Nicht nur über das Alter mächtiger Schichtenfolgen, sondern auch über die tektonischen Vorgänge, aus denen die Grundzüge des Reliefs hervorgingen, hegen die Geologen der verschiedenen an der Alpenwelt betheiligten Länder so wesentlich verschiedene Anschauungen, daß man aus der Gesammtheit der alpinen geologischen Literatur nahezu den Eindruck empfängt, dieses große Hochgebirge sei gar nicht einheitlich gebaut, sondern ein wunderliches tektonisches Mosaik. Während Heim in den Schweizer Alpen ein einfaches System ungeheurer Falten erkennt, zu denen in Folge der Kontraktion des weiter erkaltenden Erdkerns die äußeren Schichten der Erdrinde sich zusammenschoben, will Lory in den Westalpen der Faltung nur eine untergeordnete Rolle zugestehen und erklärt das Relief des Dauphiné aus einer Fülle von Bruchlinien, aus Spaltenbildungen, deren Lippen in ungleiche Höhe gerückt oder auch gelegentlich über einander geschoben seien. Gegen seine Anschauungen lehnen sich erst in neuester Zeit mit sichtlichem Erfolge die Italiener auf. Namentlich die Arbeiten Zaccagna's verfolgen, mit eigenen Beobachtungen selbständig Bahn brechend, das Ziel, auch für die Westalpen einen einfacheren Faltenbau im Sinne Heim's zu erweisen.

Aus diesem Kampfe widerstreitender Meinungen erheben sich nur wenige allgemein anerkannte Thatsachen mit unerschütterlicher Festigkeit. Für die Gliederung des westlichen Alpenflügels betrachtet man seit lange als entscheidend die Anordnung der Centralmassive, in denen die ältesten Gesteine, namentlich der Gneiß, auftreten, umschlossen von einem Mantel von Schiefergesteinen, auf welche dann Sedimente jüngeren Alters sich auflagern. Die Centralmassive der Westalpen sondern sich nun deutlich in zwei Zonen, welche getrennt sind durch einen häufig mit wichtigen Thalzügen zusammenfallenden Streifen anthracitführender Sandsteine und Schiefer vom Alter der Kohlenformation. Dieser Gürtel anthracitführender Gesteine beginnt im Wallis bei Nieder-Gesteln (mitten zwischen Brieg und Leuk) und bildet bis jenseits Sion den südlichen Rand dieses Thales, um dann zu beiden Seiten des Großen St. Bernhard den Hauptkamm der Alpen zu übersetzen und das Thal der Dora Baltea bei Morgez zu durchstreichen. Ueber den Kleinen St. Bernhard reichen die Gesteine der Kohlenformation dann hinüber in das Thal der Isère (Tarentaise) und folgen ihm bis Moutiers. Dann setzen sie in breiter Entwickelung östlich vom Col des Encombres hinüber ins Thal des Arc (Maurienne) nach St. Michel. Die weitere Fortsetzung ist verdeckt durch die Entwickelung jüngerer Schichten im Mont Tabor und kommt nur vereinzelt westlicher im Thal der Guisane zum Vorschein. Erst bei Briançon im oberen Durance-Gebiete treten die Kohlensandsteine wieder in größerer Ausdehnung zu Tage. Aus der Gegend von Embrun streicht ihre Zone dann südöstlich wiederum über den Hauptkamm der Alpen hinüber ins Thal der Stura di Cuneo. Die letzten östlichen Glieder dieser Bildungen werden aufgedeckt von den tiefen Thalfurchen des Tanaro und der Vormida im innersten Schoße der Ligurischen Alpen. Dieser Gürtel von Kohlengesteinen scheidet eine innere, hart am Rande der Po-Ebene

Digitized by Google

anfragende Zone von Centralmassiven von einer äußeren, welche ganz überwiegend dem französischen Alpenabhange angehört. Beschränkt sich der Umblick auf das Grenzgebiet zwischen Italien und Frankreich, so fallen der inneren Zone zu die beiden Centralmassive der Kottischen und der Graischen Alpen, der äußeren aber vier Centralmassive: die Seealpen, die Gruppe von Oisans (Pelvoux), die Gruppen der Grandes Rousses und der Belledonne, endlich das Mont Blanc-Massiv.

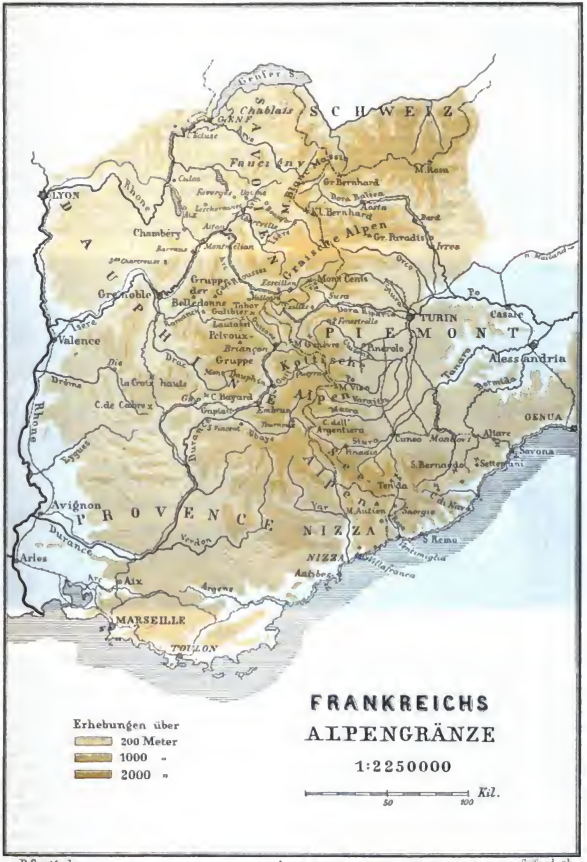
Zwischen diesen Centralmassiven liegen die wichtigsten Thäler und die Pässe, welche die Verbindung zwischen ihnen vermitteln. Die beiden nach Osten vorgeschobenen Glieder der Alpenfront, die Kottischen und Graischen Alpen, sind getrennt durch das Thal der Dora Riparia. Aus ihm führen die beiden wichtigsten Pforten, die Pässe des Mont Genèvre (1860 m) und des Mont Cenis (2098 m), hinüber in die zwei nach Südwest und Nordwest divergierenden Alpenthäler der Durance und des Arc. Im Norden der Graischen und im Süden der Kottischen Alpen weicht die Wasserscheide zurück auf die äußere Zone von Centralmassiven, auf den Mont Blanc und die Seealpen. Die Pässe, welche diesen Uebergang der Wasserscheide herstellen, sind im Norden der Kleine St. Bernhard (2192 m), im Süden der Col de la Madeleine (nach den nächsten Dörfern beider Abhänge wohl auch Colle dell' Argentera oder Col de Larche genannt, 1995 m). Während die von ihnen niederströmenden Gewässer auf der italienischen Seite in der Dora Baltea und der Stura di Cuneo selbständig die piemontesische Ebene und den Po erreichen, convergieren die Thalläufe, welche auf französischer Seite an diese selben Pässe sich knüpfen, noch innerhalb der Alpen mit den Flüssen, welche dem mittleren Theile der französischen Alpengrenze entströmen: Isère (Tarentaise) mit dem Arc (Maurienne), die Ubaye mit der Durance. Dadurch entstehen auf französischer Seite zwei wichtige Knotenpunkte von Alpenstraßen, welche um so bedeutungsvoller werden, da in ihrer unmittelbaren Nähe wiederum eine Verzweigung der Straßen nach verschiedenen Theilen des Rhonethales eintritt. Wenig unterhalb der Vereinigung von Isère und Arc gabelt sich bei Montmélian die breite Thalsohle, in der ihre Gewässer dahinströmen. Das Isère-Thal, in diesem Abschnitt Grésivaudan genannt, bleibt südwestwärts gerichtet auf Grenoble, aber in nördlicher Richtung öffnet sich frei das weite, ehemals offenbar dem Isère-Gebiet angehörige Thal von Chambéry. Vorüber an dem großen See von Le Bourget gelangt man durch dieses Thal mühelos nach Culoz an der Rhone oder, wenn man den westlichen Bergrahmen des Sees im Passe (636 m) des Mont du Chat überschreitet, geradezu westlich nach Lyon. Einen ähnlichen Knotenpunkt für das Durance-Gebiet bezeichnet Gap, das antike Vapincum. Von diesem Punkte, der auf einer hohen Stufe etwas abseits vom rechten Durance-Ufer liegt, führt das Durance-Thal südwärts auf Sisteron und Marseille, oder wenn man der westlichen Abbiegung seines Unterlaufes folgt, nach Avignon an der Rhone. Deren Thal kann man aber von Gap auch auf viel kürzerem Wege erreichen, wenn man über den Col de Cabre (1180 m) westwärts hinübersteigt ins Thal der Drôme und dessen westlicher Richtung abwärts folgt gegen Valence. So bedeutungsvoll nun auch Montmélian und Gap sind in ihrer auffallend gleichwerthigen Lage, so ordnen sich doch beide einem Verkehrsbrennpunkte von noch höherer Wichtigkeit unter, der zwischen ihnen liegt; das ist Grenoble. Es liegt, wie Montmélian und Gap, hart am Außenrande, am westlichen Abfall der äußeren Zone von Centralmassiven, und verkehrt mit beiden durch die natürlichen Thalwege der Isère und des Drac, welche diesen äußeren Saum der großen Gebirgsmassive der Belledonne und der Oisans-Gruppe begleiten. Es vermag alle die Strahlen des Verkehrskreuzes, welche in Montmélian und Gap zusammenlaufen, auf sich zu lenken und fügt ihnen noch zwei neue hinzu, den Weg an der nun nordwestlich gewendeten Isère abwärts gegen Lyon, dann aber namentlich eine überaus wichtige Bergstraße, welche längs der Romanche oftwärts hinaufführt zum Col du Lautaret (2075 m) und weiter an der Guisane abwärts nach Briançon, das im Quellgebiete der Durance in unmittelbarer Nähe des wichtigsten Passes über den Mont Genèvre liegt. Das ist die Thalverzweigung des französischen Alpenabhanges, welche dem heutigen Straßennetz ebenso bestimmt, wie dem altrömischen, seine Grundlinien vorgezeichnet hat.

Die Richtung der Thäler und die Wegsamkeit der Pässe, zu denen sie führen, ist natürlich auch von unverkennbarer Bedeutung für die dem Wechsel unterworfene Lage der Sprachgrenze und der Landesgrenze. Der Gegensatz zwischen der freundlichen Natur der fruchtbaren italienischen Alpenthäler gegen die von der Natur minder günstig ausgestatteten Hochthäler Savoyens und des Dauphiné hatte gewiß noch in höherem Grade als das Uebergreifen der Macht Frankreichs Antheil an dem Uebergreifen der französischen Nationalität über den Hauptkamm, welcher die Wasserscheide trägt. Etwa 120 000 Bewohner des italienischen Abhanges reden französisch; aber sie wohnen nicht geschlossen in einer zusammenhängenden Landschaft, sondern immer in den Thälern, nach denen gute Verbindungen hinüberführen. Ganz französisch ist namentlich das Thal von Aosta jenseits des Kleinen St. Bernhard. Die Thäler des Orco und der Stura dagegen sind rein italienisch. Die Gletscherpässe der Graischen Alpen bilden eine scharfe Natургrenze. Dagegen fällt französisch redende Bevölkerung wieder den Hintergrund des Thales der Dora Riparia bis hinab gegen Exilles und reicht über den Col de Sestrières hinüber in das verzweigte Thalgebiet des Clusone, in die durch ihre heldenmüthige Glaubenstreue berühmten Waldenser-Thäler. Bis 1697 reichte das französische Staatsgebiet im Clusone-Thal hinab bis über Pinerolo, und erst 1713 verlor Frankreich endgültig Festestelle und Exilles. Geringere Reste französischer Bevölkerung haben sich im Hintergrunde des Bratta-Thales erhalten, dessen Hauptort Castel Delphino in seinem Namen die Erinnerung an die 1601 endende französische Herrschaft lebendig erhält.

Trotz dieses Herüberdringens französischer Sprache nach Osten erreichte bis 1860 die Landesgrenze Frankreichs nur im Durance-Gebiet die Wasserscheide und blieb sowohl nördlicher im Gebiet der Isère und des Arc, wie südlicher im Gebiet der Var weit hinter ihr zurück. Das Herzogthum Savoyen und die Grafschaft Nizza waren selbständig gewordene Trümmer des Burgundischen Reiches. Die Herzöge von Savoyen griffen allmählich immer weiter über auf den italienischen Alpenabhang. Nach Erwerbung der Markgrafschaft Saluzzo (1601) und Montferrat (1629 bis 1687) lag der Schwerpunkt ihrer Macht bereits in Piemont. Die Zersplitterung Italiens bot ihrer klugen Interessenpolitik ein ergiebiges Feld, später dem Aufstreben ihres Staates eine große, von der Begeisterung ganz Italiens willkommen geheißene nationale Aufgabe. Im Interesse ihrer Durchführung verzichtete Victor Emanuel bekanntlich nicht nur auf die Grafschaft Nizza, sondern auch auf sein Stammland Savoyen. So gelangte Frankreich 1860 in den Besitz seiner natürlichen Grenze.

Der volle Werth dieser Errungenschaft trat in helles Licht, sobald Italien schneller, als Napoleon III hoffte und wünschte, zu einem festen Staatswesen zusammenwuchs und in der Reihe der europäischen Großmächte eine selbständige, nicht mehr den Interessen Frankreichs dienstbare

Digitized by Google



Digitized by Google

Stellung einnahm. Da ward dem jungen erſtarkenden Staate bald die Wehrloſigkeit ſeiner Alpengrenze, der Verluſt der deckenden Zugangslandſchaften jenſeits der Alpen ſchmerzlich fühlbar, und dies Gefühl beſtändiger Bedrohung durch Frankreichs überlegene, in die günſtigſten Alpenſtellungen vorgerückte Militärmacht drängte zuſammen mit der Umklammerung der Seeſeite Italiens durch die franzöſiſchen Beſitzungen Korſika, Algier und Tunis nunmehr Italien gebieteriſch zum engen Anſchluß an das Friedensbündniß der mitteleuropäiſchen Mächte. Um dieſes Bündniſſes willen beſitzt die franzöſiſche Alpengrenze gegenwärtig auch für jeden Deutſchen ein ganz beſonderes Intereſſe. Es iſt ſtark genug, um auch den nicht militäriſch Geſchulten zu dem Verſuche zu verleiten, an der Hand der unſanglichen Literatur [1]) und mit Hilfe eigener Anſchauung des Landes ſich eine Vorſtellung zu bilden von dem durch Naturausſtattung und planvolle Vorbereitung bedingten Werthe dieſer Grenze für die Landesvertheidigung Frankreichs.

Einem flüchtigen Beobachter könnte es ſcheinen, daß die politiſche Grenze zwiſchen Frankreich und Italien, welche genau mit der Waſſerſcheide zwiſchen Rhone und Po zuſammenfällt, jetzt in der Weiſe geordnet ſei, daß beide Nachbarn für den Schutz ihrer Gebiete gleicher Vortheile ſich erfreuen und gleiche Nachtheile auf ſich genommen hätten. Denn die Päſſe ſelbſt, die unmittelbaren Pforten zwiſchen beiden Ländern, ſind gleichmäßig zwiſchen ihnen getheilt. Beide Staaten haben Antheil am Kleinen St. Bernhard, am Mont Cenis, am Mont Genèvre, am Col d'Argentière, und der Col di Tenda iſt gänzlich mit ſeinem ſüdweſtlichen Abhange in der Hand Italiens. Aber bei aufmerkſamer Erwägung zeigt ſich leicht, daß Italien durch die Abtretung Savoyens und Nizzas ſich gegenüber Frankreich in äußerſt gefährdete Lage befindet. Ziemlich unvermittelt, ohne einen breiten Gürtel von Vorbergen fällt der Oſtrand der Weſtalpen nach Italien ab. Stößt die franzöſiſche Armee auf keine künſtlichen Hinderniſſe, ſo kann ſie von der

Briançon, von Südweſten geſehen.

Paßhöhe der Grenze in einem Tagemarſche ſchon offene fruchtbare Thallandſchaften erreichen, und ohne mit Schwierigkeiten der Verpflegung zu kämpfen, raſch zu freier Entwickelung ihrer Kräfte übergehen. Ungünſtiger wäre das Loos eines Heeres, das den Verſuch machte, über dieſelben Päſſe in entgegengeſetzter Richtung nach Frankreich einzudringen. Durch enge, dünn bevölkerte und arme Thäler, in denen die Vertheidigung zahlreiche feſte Stützpunkte findet, hätte es ſich Tage lang in ausgedehnter Linie hindurch zu winden, ſtets eines Seitenangriffs oder einer Abſchneidung der Rückzugslinie gewärtig. Ueberdies kann die Bewegung einer großen Armee durch die 120 bis 150 km breite Zone der Weſtalpen wegen der Schwierigkeit der Verpflegung unmöglich auf einer einzigen Alpenſtraße ſich vollziehen. Es würde eine Theilung in verſchiedene Korps ſtattfinden. Für Frankreich hätte ein derartiges Vorgehen geringe Bedenken; denn nach leichtem Herabſteigen in die piemonteſiſchen Thäler fänden ſich die einzelnen Theile ſeiner Armee am Ausgange der Paßſtraßen des Mont Cenis und des Mont Genèvre unmittelbar ſchon vereint, und in der piemonteſiſchen Ebene könnten die hier aus den Alpen tretenden Truppen recht wohl die Fühlung gewinnen mit anderen, welche den Kleinen Bernhard oder anderſeits einen der ſüdlicheren Päſſe überſchritten hätten. Namentlich aber findet an dem von Natur ans ſchwächſten Theile der italieniſchen Alpen-Grenze, im Südweſten, eine für Frankreich vortheilhafte Konvergenz der Straßen vom Col d'Argentière6 und vom Col di Tenda, ſowie von den öſtlicheren Päſſen der ligoriſchen Alpen ſtatt. Dagegen liegt für ein eventuelles Vordringen von Italien

[1]) Tertwansky, Militärgeographie von Italien, Lemberg 1861. — G. Niox, Géographie militaire. France. Paris 1878. — Ch. Clerc, Les Alpes Françaises. Etudes de géologie militaire. Paris 1882. — A. Marga, Géographie militaire. I. Généralités et la France. 4. éd. Paris 1885. 2 vol. avec atlas. — Fortification et défense de la frontière Franco-Italienne, par un officier français. Paris 1888. — E. Bureau, Nos frontières. Paris 1887.

Digitized by Google

her nach Süd-Frankreich erfahrungsgemäß in dem weiten Auseinanderrinnen der Thäler der Isère und Durance eine ernste Gefahr. Die französische Landesvertheidigung hat eine größere Möglichkeit für sich, die Theile einer feindlichen Invasionsarmee vereinzelt zu überwältigen.

Diese natürlichen, für Italien höchst ungünstigen Umstände gewinnen nun einen besonders bedrohlichen Charakter durch die Ueberlegenheit der französischen Kriegsmittel. Frankreich ist durch seine günstigere wirthschaftliche Lage in den Stand gesetzt, viel wirksamere Anstrengungen für die künstliche Aufbesserung seiner von Natur schon starken militärischen Stellung zu machen.

Um das Wesen der kriegerischen Anstalten beider Staaten zu würdigen, muß man die Natur des Gebirgskrieges sich gegenwärtig halten. Wenn auch ein Gebirgsland der Vertheidigung jedes einzelnen bestimmten Punktes große Vortheile bietet und der Entwickelung großer Angriffsbewegungen unzählige Hindernisse in den Weg stellt, ist doch nach dem Urtheil aller Militärschriftsteller die Vertheidigung hier noch schwerer als der Angriff. Wie soll man alle Thäler überwachen, alle Pässe wirksam verschließen? Wollte man alle direkt zu vertheidigen suchen, so müßte eine bedeutende Streitmacht verzettelt werden in kleine Abtheilungen, die schließlich am entscheidenden Punkte doch nur unzulängliche Kraft haben würden. Die Hoffnung des Angreifers liegt in der Möglichkeit, überraschend auf einen schwachen Punkt des Gegners eine überlegene Macht zu werfen, mit ihr rasch durch die Engen hindurchzudringen in offene Thalbecken, wo Raum zu freierer Entfaltung der Streitkräfte und reicheres, besser bevölkertes Land für die Verpflegung und Unterhaltung des Heeres zur Verfügung steht. Namentlich Knotenpunkte der Thalverzweigungen sind wichtig, da man von ihnen aus dann Schläge gegen die vereinzelten Abtheilungen des Vertheidigers führen kann. Diese Interessen des Angreifers schreiben dem Vertheidiger die zweckmäßigen Gegenmaßregeln deutlich vor.

Briançon, von Nordosten gesehen.

Er muß bestrebt sein, zunächst von allen Vorgängen bei dem Gegner beständig gut unterrichtet zu sein. Dazu gehören gebirgsgewohnte, auch im schwierigsten Terrain rasch sich bewegende Truppen, wie sie nach dem Beispiel Italiens jetzt auch Frankreich sich zu schulen sucht. Er muß ferner seine Hauptmacht vereinigt halten in einer Stellung, welche ihm schnelles Erscheinen an jedem bedrohten Punkte ermöglicht, und zwar ein Erscheinen mit hinlänglicher Kraft. Drittens muß der Vertheidiger Bedacht darauf nehmen, für diese Märsche Zeit zu gewinnen, indem er dem Gegner in den Engen aller Thäler, durch die er vordringen könnte, durch Sperrforts, für welche eine schwache Besatzung genügt, Aufenthalt bereitet, ihn dort so lange festhalten läßt, bis die Hauptmacht herankommt. Für die Schnelligkeit der Bewegungen der letzteren muß deshalb im Frieden schon vorgesorgt sein durch ein möglichst vollkommenes Straßennetz, welches dem Vertheidiger ein schnelles Vorschieben seiner Kräfte gestattet und ihm die Benutzung kurzer Verbindungen sichert, während der Feind weitere Wege zurücklegen hat. Endlich müssen für den schlimmsten Fall, daß ein Vordringen des Feindes durch die Engen nicht verhindert werden kann, die großen wichtigen Knotenpunkte der Hauptthäler, zumal breite, fruchtbare Thalbecken, durch größere Festungen geschirmt sein, die auch bei geringer Zahl der Vertheidiger dem Feinde Halt gebieten können, bis Hilfe aus weiterer Ferne einen Umschwung in der Kriegslage herbeiführt.

Die Grundsätze dieser Strategie: Zusammenhalten der Kräfte und Vervielfältigung ihres Werthes durch rasche Bewegungen, sind in den Westalpen selbst recht eigentlich entwickelt und erprobt worden von dem Meister des Gebirgskrieges, dem Marschall Berwick, im spanischen Erbfolgekriege. Ihm fiel in den Jahren 1708 bis 1712 die Aufgabe zu, mit geringen Kräften die ganze französische Alpengrenze von Genf bis Nizza zu decken gegenüber einem überlegenen Feinde. Er blieb mit seiner Hauptmacht bei

Digitized by Google

Briançon hart an der piemontesischen Grenze, durch möglichst vervollkommete Wege gut verbunden mit kleineren Festigungsabtheilungen im Isère-Thal und im Thal der Ubaye. Immer gelang es ihm, so rasch selbst unerwarteten feindlichen Durchbrüchen zu begegnen, daß er am bedrohten Punkte rechtzeitig mit der Hauptmacht erschien. Schon damals war Hauptbedingung für die Möglichkeit dieser Vertheidigung die absolute Sicherheit des Centrums seiner Stellung, Briançon, selbst wenn einmal nur ganz schwache Kräfte dort verbleiben konnten.

Auch heute ist Briançon der Kernpunkt der Vertheidigung der Alpengrenze. Hier haben die Franzosen die größten Anstrengungen gemacht, dem Gegner ihr eigenes Gebiet fest zu verschließen und für einen Einbruch nach Piemont sich wirksam vorzubereiten. Hier öffnet sich zwischen den Quellgebieten der Durance und der Dora Riparia der am leichtesten gangbare aller Westalpenpässe, der Mont Genèvre. Die Paßhöhe ist ein breites, noch dem Getreidebau zugängliches Hochthal. Unmittelbar auf ihr liegt noch ein Dörfchen, gegen die Nordwinde vortrefflich geschützt durch den Mont Chaberton, dessen Fuß noch dunkle Kiefernwälder umfangen. In geringer Entfernung überschreiten noch andere Saumwege den Kamm, so nördlich die besonders tiefe Scharte des Col de l'Échelle (1790 m). Trotz der bedeutenden Steilheit seines Stabpfads soll dieser Paß, der für eine Unterführung durch eine Eisenbahn ausersehen ist, ebenso wie die höheren südlichen Pässe, Col de Gimont und Col de Bousson, im Nothfall selbst für Artillerie überschreitbar zu machen sein. Alle diese Pässe überwacht Briançon, gelegen an der Verästelung der Wurzeln des Durance-Thales, am Vereinigungspunkte wichtiger Verkehrslinien. Die drei Thäler der Guisane, der Durance und des Cerviéres-Baches treffen von NW, NO und O her zusammen in einem 1200 m hoch liegenden, weiten Thalgrunde, der 4 km lang, 1 bis 2 km breit, einen guten Lagerplatz für eine kleine Armee, auch reichlich Futter für Kavallerie- und Artilleriepferde gewährt. Ueber dieses Becken, das in den anthracitführenden Sandsteinen ausgehöhlt ist, erhebt sich das obere Durance-Thal unmittelbar mit einer steil ansteigenden, 100 m hohen Stufe, die aus Kalken der Trias- und Lias-Formation aufgebaut ist. Auf dieser Stufe, welche die Durance in einer 60 bis 70 m tiefen Schlucht zerjägt hat, liegt Briançon (1326 m). Die kleine, kaum 4000 Bewohner zählende Stadt drängt sich auf den Felsen des rechten Ufers zusammen und streckt ihre zwei langen, engen Hauptstraßen, welche für Wagenverkehr viel zu steil sind, direct über den Abhang der Thalstufe hinunter bis zu einem Steilabbruch derselben. Mit Ueberraschung sieht man, wenn man in den engen Gassen hinuntergeschritten ist, am unteren Stadtende plötzlich an dieser noch 60 m hohen Wand und überblickt zu Füßen den geräumigen Grund des Lagerfeldes.

Die Befestigungen sind natürlich hauptsächlich nach Osten, gegen die Grenze gekehrt. Dicht über der Stadt auf den Felsen des rechten Ufers liegt das Fort du Château, mit ihm durch einen großen schönen Brückenbogen (pont de communication, 50 m über dem Spiegel der Durance, s. Abbildung 2) verbunden auf dem linken Ufer das Hauptfort „des trois têtes“ und in gleichem Niveau etwas weiter östlich vorgeschoben das Fort Dauphin, alle auf steilwandigen Kalksteinplateaus. Zu wirksamer Ueberwachung des südlicheren Seitenthales von Cerviéres liegen auf der Kammhöhe das große Fort du Randouillet (1710 m) und das Fort Anjou. Diese Reihe der älteren Befestigungen, an deren Vervollkommnung namentlich Berwid gearbeitet hat, ist seit 1873 beiderseits verlängert worden bis zu noch höheren Bergzinnen empor. Auf der Nordseite von Briançon beherrscht nunmehr das Fort der Croix de Toulouse (1973 m) die Mont Genèvre-Straße bis hinauf zur Paßhöhe, und jenseits des Thales von Cerviéres erhebt sich im Süden auf steiler Höhe das Fort der Croix de Bretagne (2137 m), an welches sich, bis 2652 m ansteigend, die Vertheidigungslinie der Grande Maye anschließt, gedeckt durch einen Steilabfall von 700 m. Nicht zufrieden mit dieser Ausdehnung der alten Vertheidigungsfront bis zu einer Länge von 8 km, hat man eine kürzere zweite Vertheidigungslinie 2 km weiter gegen die Grenze vorgeschoben. Ihr Hauptwerk, das Fort de l'Infernet, krönt einen schroffen, 2380 m hohen Gipfel, 1060 m über Briançon. Das Fort de l'Infernet hielt gerade Schießübungen, als ich Briançon besuchte. Es war ein märchenhafter Anblick, von der Felsenzinne einen hohen Gipfels die Rauchwolken hervorbrechen zu sehen, denen zögernd der Donner des Geschützes folgte. Dies Fort liegt allerdings viel zu hoch, um die Thalstrecken unmittelbar unter sich wirksam zu bestreichen, aber es deckt die tieferen Forts gegen eine Beschießung von höher thalaufwärts sich einnistenden feindlichen Batterien und beherrscht die augenscheinlich geflissentlich abgeholzten Lehnen, über welche in langen Windungen die Straße vom Mont Genèvre herumerkommt. Ein nach Osten schroff abbrechender Bergsporn, welcher von diesem Fort nordwärts niederzieht, dient als Anlehnung der an das Fort sich anknüpfenden Vertheidigungslinie, hinter welcher geeignete Lagerplätze für Truppen sich ausbreiten. In den letzten Jahren ist noch eine dritte 3 km lange Vertheidigungsfront, nur 3 km von der Landesgrenze, angelegt worden, unmittelbar südlich von der Hochfläche des Mont Genèvre, auf dem hohen Rücken vom Mont Janus (2371 m) bis zum Mont Gontran (2464 m). Diese Linie besteht aus drei Infanterie-Redouten auf hoch ragenden, die Umgebung überschauenden Punkten und neun mit Rasen gedeckten Batterien (zwischen 2050 und 2584 m Höhe), welche durch einen derbedten Weg mit einander verbunden sind.

Die Straßenanlagen auf all diese steilen Alpengipfel hinauf, die Bauten in dieser Höhe und die Armirung und Unterhaltung der vielen Befestigungen müssen schon viele Millionen verschlungen haben. Und doch sinnen die Franzosen immer noch auf neue Vervollkommnungen dieses großen Bollwerks. Sie rechnen sichtlich auch mit der Möglichkeit, daß die von Osten anscheinend unangreifbare Festung umgangen und dann unter unerwarteten Bedingungen von rückwärts angegriffen werden könnte. Namentlich auf der Nordseite halten sie eine Umgehung Briançons nicht für ausgeschlossen. Sie sind deshalb mit der Befestigung des Kammes zwischen Durance und Guisane bereits weiter nördlich fortgeschritten. Batterien am Rocher des Olines sollen alle Pässe zwischen Mont Chaberton und Mont Tabor versperren. Zweifelhaft war auch die Rede davon, auf den Höhen westlich von Briançon bei Notre Dame des Neiges (2297 m) ein Fort zu errichten. Das scheint indeß bisher unterblieben zu sein. Dagegen ist die Eisenbahn von Briançon nach Gap vollendet und damit eine neue schnelle Verbindung mit Grenoble geschaffen, mit dem Briançon bisher nur über den Col du Lautaret verkehrte. Dieser Bahnbau hat namentlich die Offensivkraft Briançons ungemein gesteigert.

Ueber den Werth und die Widerstandskraft dieser Riesenfestung dürfte selbst der kundigste Militär schwerlich ein vollkommen sicheres Urtheil abgeben können. Denn in die Natur dieser Festung treten Eigenthümlichkeiten ein, für deren Beurtheilung noch die Probe der Erfahrung fehlt. Der Laie empfängt zunächst den Eindruck der Unüberwindlichkeit, wenn er, unter den Feuerschlünden der niederen Forts hinschreitend, sein Auge erhebt zu den Mauerkronen hochragender Gipfel und sich in meilenweitem Umkreise immer noch im Schußbereich verkappter Batterien weiß, die

Digitized by Google

sich auf kaum zugänglichen Bergstufen eingenistet haben. Im vollen Sonnenlicht klarer Sommertage bleibt kaum ein Thalfältchen der ganzen weiten Umgebung unüberwacht. Wie aber stellt sich das Zusammenwirken aller Theile dieses großen Befestigungsnetzes, wenn wochenlang Wolken die Bergforts verhüllen? Wie wirft der Winter auf die Vertheidigungsfähigkeit dieser Alpenzinnen? Er macht sie einerseits noch schwerer erreichbar für den regelrechten Angriff, schwächt aber andererseits ihre Widerstandskraft, wenn großer Schneefall oder Eisbedeckung die Fahrstraßen, welche vom Kern der Festung emporführen, entwerthet, wenn eine Menge kleiner Angriffshindernisse verschwindet unter der Schneehülle. Ob dann alle die hohen Posten noch völlig gesichert sind vor Ueberrumpelung, muß erst die Probe lehren.

Jedenfalls ist Briançon das gewaltigste Bollwerk der französischen Alpengrenze, der Hauptstützpunkt ihrer Vertheidigung. In Erinnerung an die guten Dienste dieses Platzes in Berwick's Zeit haben die Franzosen auch neuerdings sich bemüht, seiner Wirksamkeit eine Ausdehnung bis in die benachbarten Thäler zu sichern. Von der Straße, welche längs der Guisane zum Col du Lautaret hinaufsteigt, zweigt sich kurz vor dem Paß nunmehr nordwärts, eine Militärstraße ab nach dem 2650 m hohen Col du Galibier. Sie ist noch jetzt nicht im besten Zustande, würde aber im Falle des Bedürfnisses binnen kurzer Zeit vollkommen leistungsfähig gemacht werden können. Sie erreicht jenseits des Passes das Thal von Valloire (1430 m). Hat man dies große Alpendorf durchwandert, so sieht man bald den Bach des Thales tiefer und tiefer sich einschneiden. In einer wilden, unzugänglichen Klamm eilt er mit reißendem Gefäll hinab zum Arc. Die breite Thalsohle aber, in welche der Bach seine Schlucht eingräbt, und der an ihrem Rande hinführende Weg halten sich weiter nahezu in der Höhe des Dorfes. Der Weg steigt sogar merklich. Ein Felsriegel sperrt den Ausblick thalauswärts. Ein kleiner Tunnel führt durch ihn hindurch. Hat man ihn durchschritten, so steht man mit Ueberraschung hoch an der südlichen Wand des Arc-Thales, 900 m über den Weinbergen von St. Michel. Von dieser nunmehr befestigten Höhe von Valloire beherrscht man das zu Füßen liegende Thal des Arc und sperrt es für eine feindliche Invasion, welcher schon weiter thalaufwärts die alten Werke von Fort Esseillon und weiter abwärts die fürchterlichen Engen des Thales ernste Schwierigkeiten und Gefahren bereiten würden [1]). Diese wichtige Stellung von Valloire bildet den linken Flügel der ganzen auf Briançon gestützten Vertheidigungsfront der Landesgrenze. Auf der anderen Seite, im Süden, sichert die Bahn des Durance-Thales eine rasche Verbindung mit der neuerdings verstärkten Festung Mont Dauphin, an der Einmündung des Guil, dessen oberes Thal im Fort Queyras einen besonderen, durch leichte Päße (Col d'Ayes 2900 m, Col d'Izoard 2388 m) mit Briançon in gerader Linie verbundenen Stützpunkt der Grenzvertheidigung besitzt. So weit bis in die Thäler des Arc und des Guil erstreckt sich heute die hinlänglich vorbereitete Wirkung Briançons. Eine Deckung entlegenerer Thäler, des Jère-Thales im Norden und selbst des Quellthales der Ubaye im Süden, ist nicht mehr so gut möglich, wie zu Berwick's Zeiten, weil die Hauptstraßen der Thäler dem Angreifer weit schnellere Bewegungen gestatten. (Schluß folgt.)

[1]) Marschall Berwick: „Pour assurer les parelles nécessaires j'avais ma principale attention sur Valloire, poste excellent qui couvrait le Galibier, empêchait les ennemis de descendre par la Maurienne plus bas que St. Michel, et par conséquent les rejetait nécessairement dans la Tarentaise, s'ils voulaient aller en Savoie me donnant tout le temps d'y arriver avant eux et de m'y placer."

J. Chaffanjon's Reisen im Gebiete des Orinoko und Caura.

VI. (Schluß-Aufsatz.)

(Mit fünf Abbildungen.)

Die Berge am oberen Orinoko sind theils von spärlichem Waldwuchs bedeckt, theils völlig kahl. Die wolkenbruchartigen Regen lassen kein Erdreich auf ihnen aufkommen, sondern sie waschen es hinab in das Thal. Andererseits sind aber auch die Berge infolge der mangelnden Bodenkrume und infolge des mangelnden Waldes nicht im Stande, das Wasser zurückzuhalten, und daher kommt es, daß die Ströme durch einen einzigen Regenguß bis zum Ueberlaufen gefüllt werden, und daß unbedeutende Bäche sich oft über Nacht in wilde Ströme verwandeln, die Alles mit sich fortreißen — mächtige Steinblöcke, hundertjährige Uferbäume ꝛc. Bei der Thalfahrt auf dem Cunucunuma erlebte Chaffanjon einen Guß, durch den dieser Strom bei einer Breite von 200 m binnen vier Stunden um 1 m 68 cm stieg.

Am 29. November war die Expedition wieder vereinigt, und tags darauf konnte die Reise auf dem Orinoko weiter fortgesetzt werden, so daß man bereits am Nachmittage die Mündung des Cassiquiare erreichte. Dieselbe ist kaum vierzig Meter breit und kann, wenn man sich nicht in der Nähe des betreffenden (linken) Ufers hält, leicht gänzlich übersehen werden. Chaffanjon befuhr den interessanten Fluß, durch den der Orinoko mit dem Rio Negro und Amazonas kommunizirt, nur auf der kurzen Strecke bis zum Canuecapi. Dann ging es auf dem Orinoko weiter, und durch den vom Cerro Doromoni und Cerro Tamatama gebildeten Engpaß hindurch, wo der Strom, auf 80 m Breite zusammengedrängt, eine große Wildheit entfaltet. Die Bifurkation des Cassiquiare ist augenscheinlich auf die erodirende Wirkung der nugestümen Hochwasser zurückzuführen, die ursprünglich eine periodische und später — durch beständige Wiederholung — eine permanente Verbindung zwischen dem Orinoko und Amazonas schufen [1]). Im kleineren Maßstabe sind dieselben in der betreffenden Gegend übrigens keineswegs selten, und auch der Canuecapi, der auf dem Cerro Mono entspringt und parallel mit dem Orinoko fließt, kommunizirt ebenswohl mit diesem Hauptstrome wie mit dem Cassiquiare (S. die Karte in Nr. 13, S. 196).

Nachdem die Stromenge am Cerro Doromoni passirt ist, nähert man sich der Bergmasse des Cerro Duido, die

[1]) Vergl. hierzu A. v. Humboldt, Reise in die Aequinoctialgegenden, Bd. 4, S. 86 ff.

Digitized by Google

in dicke Wolken eingehüllt iſt und auf der der Regen in Strömen niedergeht, während man auf dem Fluſſe kaum ein paar Tropfen ſpürt. Aus den Cerros Guaraco, die daneben liegen, ſollen in der Regenzeit bisweilen Flammen

La Esmeralda.

Der Uferwald am oberen Orinoko.

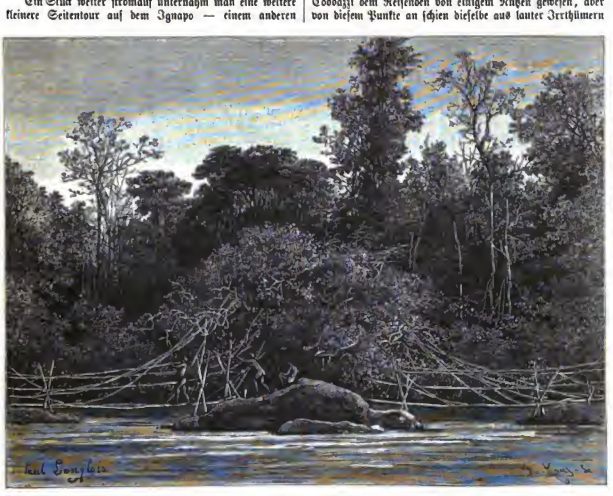
aufſchlagen, die den anwohnenden Indianerſtämmen — den Maquiritares im Norden und den Bares im Süden — Anlaß zu verſchiedenfachem Aberglauben geben, und aus denen ſich die einen Glück, die anderen aber Unglück herausdeuten.

Digitized by Google

Am 2. Dezember erreicht man nach einer ziemlich mühſeligen Fahrt Esmeralda, findet die fünf Häuſer, aus denen dieſer Ort beſteht, aber völlig verlaſſen und in Ruinen, obgleich die Lage an dem Fuße des reichlich 3000 m hohen Cerro Duido und inmitten ſchönen Weidelandes eine prächtige genannt werden darf (S. Abbildung 1). Es ſcheint, daß die Moskitos, die den Reiſenden in ungeheuren Schwärmen umſummen, die indianiſchen Bewohner vertrieben haben. An das alte ſpaniſche Dorf, das einſt hier geſtanden hat, erinnert nur noch das Mauerwerk einer verfallenen Kirche, ſowie ein Kreuz, das ſich auf dem Gipfel eines kleinen Hügels erhebt.

Ein Stück weiter ſtromauf unternahm man eine weitere kleinere Seitentour auf dem Ignapo — einem anderen Nebenfluſſe von rechts her —, um einen weiteren „Sitio“ der Maquiritares, der nur aus zwei Hütten beſteht, zu beſuchen. Man beobachtete hier ein plötzliches Steigen des Stromes um volle 3 m, als Folge eines tropiſchen Regens, und unter den Bewohnern des „Sitio“, die noch in einem gewiſſen Abhängigkeitsverhältniſſe zu dem Yeger Ricardo ſtehen, konſtatirte man einen Fall von Polyandrie, während anderweit — ſo noch bei Aramare — Polygamie herrſchte. Es gelang vier der Leute zu werben, um die Expedition auf der weiteren Reiſe zu begleiten.

Bis Esmeralda und bis zum Ignapo war die Karte von Codazzi dem Reiſenden von einigem Nutzen geweſen, aber von dieſem Punkte an ſchien dieſelbe aus lauter Irrthümern



Indianer-Fußſteg über den Orinoko.

zuſammengeſetzt zu ſein, wahrſcheinlich weil ſie einfach auf den Angaben der Indianer beruht. Es gab infolgedeſſen von jetzt ab genug topographiſche Arbeit zu leiſten, indem man weiter vorwärts drang.

An der Mündung des Gabirima ſtieß man auf die letzte Hütte, in der noch eine gewiſſe Civiliſation zu merken war (S. Abbildung 5). Die Bewohner waren Flüchtlinge, die wegen ihrer Verbrechen in dieſer Wildniß eine Stätte geſucht hatten. Hier machten die Begleiter des Reiſenden abermals einen Verſuch, mit den Booten zu deſertiren, und zweien gelang das auch, während die übrigen durch den Revolver zum Ausharren bewogen wurden. Der Verluſt mußte aus der Zahl der Verbrecher von Gabirima gedeckt werden, und mit zwölf Mann Begleitung wurde die Reiſe weiter fortgeſetzt. Die Verproviantirung der Expedition fiel in keiner Weiſe ſchwer, da der Wald von Wildpret und der Fluß von Fiſchen voll war.

Oberhalb der Gabirima-Mündung iſt der Orinoko nur noch 150 bis 200 m breit. Die kleinen, ſchmalen, aber tiefen Nebenflüſſe ſind außerordentlich zahlreich und ſichern dem Strome ein bedeutendes Waſſervolumen. Beim Cerro Chiguire verengt letzterer ſich auf etwa 50 m, und dort entſteht zugleich auch wieder ein Raudal. Der Padamo erſcheint beinahe bedeutender als der Orinoko ſelbſt. An ihm hat die Mehrzahl der Maquiritares ihre Sitze. Dieſelben verkehren aber im allgemeinen nicht mit dem unteren Orinoko, ſondern ſie unternehmen, mit Federn, Hängematten, Körben und Edelſteinen beladen, von Zeit zu Zeit eigenthümliche Handelsexpeditionen in das britiſche Guyana und gelangen dabei bis nach Demerara hin. Unter den Gegenſtänden,

Digitized by Google

die ſie von dort zurückbringen, ſpielen Gewehre, Schießbedarf, Hunde und Seemuſcheln (Flügelſchnecken, Strombus; zu Pulverhörnern gebraucht) eine Hauptrolle.

Oberhalb der Pabamo-Mündung wird der Orinoko viel ſchmaler, und bei der Ocamo-Mündung iſt er kaum noch 50 m breit. Die hohen, waldgekrönten Ufer laſſen ihn aber ſehr tief erſcheinen. Unter den Bäumen bemerkt man von Esmeralda an ſehr häufig die bekannte Juvilla (den Paranuß-Baum, Bertolletia excelsa).

Die Bootsbemannung hegt in dieſer Gegend mehr und mehr Furcht vor den Indios bravos. Sie vermeidet ängſtlich die Nähe des rechten Stromufers und erzählt ſich von den wilden Guaharibos allerlei Schauergeſchichten: wie ſie dieſen oder jenen Sitio der Maquiritares nächtlicherweile überfallen, Männer, Frauen und Kinder gemordet, und Alles, was irgend welchen Werth repräſentirt, davon getragen haben. Keiner der Maquiritares iſt auch jemals über die Ocamo-Mündung hinaus gekommen.

Guahariboo-Hütten.

Bei den Cerros Mora münden mehrere Barrancas in den Orinoko, von denen die eine dergeſtalt von Ameiſen und Ameiſenneſtern wimmelt, daß ſie als Barranca Hormiga bezeichnet wird. Vor der Barranca Jukira ſteht eine Hütte, in der während der Paranuß Ernte ein paar Bares-Indianer ihr Quartier aufzuſchlagen pflegen. In dieſer übernachtet man am 7. Dezember. Am folgenden Tage iſt dann der Cerro Jhaname, der den höchſten Bergſtöcken der Gegend zuzählt, und hinter demſelben die Mündung des Rio Mavaca erreicht. Hier trat aber nochmals ein kritiſcher Punkt ein, durch den die ganze Weiterreiſe in Frage geſtellt wurde. Die Mannſchaft wollte nicht weiter vorwärts und revoltirte offen gegen Chaffanjon, ſo daß es dieſem und ſeinem weißen Begleiter, M. A. Morifot, nur durch die äußerſte Energie und mit dem Revolver in der Hand möglich war, die Ausführung der Befehle zu erzwingen, und daß in der Nacht nicht mehr an Schlaf gedacht werden konnte, weil man immer gewärtig ſein mußte, die Leute

Digitized by Google

würden den erſten Augenblick benutzen, um mit den Booten zu entweichen.

Hinter dem kleinen Raudal von Maviche gewahrt man die erſte Spur von Guaharibos: einen kleinen, künſtlich durch den Urwald gehauenen Pfad. Die Brüche an den Zweigen ſind aber älteren Datums und gehören in keinem Falle dem laufenden Jahre an. Nichtsdeſtoweniger fürchten die indianiſchen Begleiter des Reiſenden jeden Augenblick einen Hagel von Pfeilen aus dem Dickicht, in dem ſich die Wilden zu verſtecken pflegen. Drei Tapire, die aus dem Waſſer auftauchen, bieten eine heilſame Zerſtreuung; man macht Jagd auf ſie, und es gelingt auch, ſie alle drei zu erlegen. Tiefes und ein anderes Jägerkunſtſtückchen, dem fünf Pavas zum Opfer fielen, erfüllt die Leute auch zugleich wieder mit einigem Vertrauen. Das Thierleben iſt ein ſehr reiches in der Gegend, und Tapire, Pecaris, Cabiais, Meirmondes (Atoles), Hoccos, Truthühner („Pavas") ꝛc. giebt es in großer Zahl. Auch Schlangen kommen vor, und man tödtete eine Rieſenſchlange, die volle 6 m 50 cm maß.

Ohne neunenswerthe Schwierigkeit wird ferner der Raudal de Yamaraquin durchfahren, jenſeits deſſen ſich hart am rechten Ufer die Cerros Bocon zu einer Höhe von 850 m erheben. Der Strom iſt hier ſtellenweiſe nur noch 15 bis 20 m breit.

Die ſchwarzen Felsmaſſen der noch höheren Cerros Guanayos liegen ebenfalls auf dem rechten Ufer und ſind von den Betten zahlloſer Waldbäche zerſchnitten. Sie verurſachen die Raudals von Marques und Harina, die eben-

Hütte am Gabirima.

falls leicht überwunden werden. Weiterhin folgt dann der Raudal der Guaharibos, der ſich in einer Reihenfolge von Stufen über 12 bis 13 km ausdehnt und durch die Sierra Guahariba gebildet wird. Dank dem hohen Waſſerſtande und mit Hilfe der „Eſpilla" kommen die Boote auch durch dieſen ohne Zwiſchenfall hindurch. Oberhalb des Raudals muß aber eine neue Revolte der Mannſchaft gewaltſam unterdrückt werden.

Am Fuße des nächſten Raudals ſtößt man am 13. Dezember auf eine weitere unverkennbare Spur der Guaharibos — auf ſieben kleine, in primitiver Weiſe aus Baumzweigen hergeſtellte Hütten, zwiſchen denen noch die Feuerſtätten wahrnehmbar ſind, und um die zerſchlagene Paranüſſe herumliegen (S. Abbildung 4). Hier werden die Zelte aufgeſchlagen und die Boote ausgeladen. Es erweiſt ſich aber trotzdem bald als ein Ding der Unmöglichkeit, in derſelben Weiſe wie bisher noch weiter vorwärts zu kommen. Der größere Theil der Mannſchaft muß daher unter Moriſot mit dem größeren Boote zurückgelaſſen werden, indeß Chaffanjon ſelbſt, nur von zwei Bares-Indianern begleitet, in dem Curiare den Stromlauf noch weiter bis zu ſeiner Quelle verfolgt. Auch dieſer Plan drohte in dem entſcheidenden Augenblicke noch dadurch vereitelt zu werden, da ſich der bisherige Führer mit dem Curiare auf und davon gemacht hatte. Glücklicherweiſe gelang es aber den Treuloſen mit dem größeren Boote wieder einzuholen und zurückzubringen.

Am 14. Dezember wurde dann das letzte Stück Forſcherarbeit in Angriff genommen, und an der Sierra Guahariba entlang ſteuerte die ſtark verkleinerte Expedition auf dem jungen Orinoko weiter aufwärts. Derſelbe verſchmälert

Digitized by Google

sich nun auf 12 bis 15 m. Ein 1460 m hoher Berg am linken Ufer wurde nach dem Generalsekretär der Pariser Geographischen Gesellschaft Pic Maunoir genannt. Jenseits desselben überraschte man am 16. Dezember eine Anzahl Guahariboš, die zuerst vor Schrecken starr waren, dann aber unter lautem Angstgeschrei im Dickicht verschwanden, sich wie Schlangen und Eidechsen durch das Astwerk hindurch windend, indeß der Reisende und seine Begleiter sich vergeblich bemühten, ihnen zu folgen und sie durch Zurufe zum Bleiben zu veranlassen. Kleine, schwächliche, häßliche Gestalten, erschienen sie im übrigen nicht im geringsten so furchtbar, wie sie die Beschreibungen der Nachbarstämme darstellten. Als einzige Waffe führten sie einen Stock. Man hatte die Aermsten gerade bei ihrer Mahlzeit gestört, die aus Palmsprossen, Paranüssen und kleinen Kügelchen aus zerquetschten Ameisen (comejen) bestand.

Oberhalb zweier kleiner Raudals, die nun zu passiren waren, lenkte ein primitiver Steg aus Baumästen, der zweifellos eine künstliche Schöpfung war, die Aufmerksamkeit auf sich, und dicht dabei sah man abermals drei Guahariboš. Man suchte sie wieder durch Zeichen und durch das Entgegenhalten von Geschenken dazu zu veranlassen, näher zu kommen, aber sie verschwanden ebenso scheu wie die ersten, und um ihnen für die gewährte freie Passage eine Gebühr zu zahlen, mußte man einige Gegenstände, die ihnen nützlich sein konnten, mitten auf ihren Pfad legen.

In dem Raudal Solitario war es unmöglich mit dem Kanu über einen Fall von 4 m Höhe hinweg zu kommen. Es mußte daher ein Durchhau durch den Uferwald geschaffen und das Fahrzeug zu Lande aufwärts transportirt werden. Ein weiterer Raudal wurde nach den in eigenthümlicher Weise zernagten Felsen „Grotten-Raudal“ benannt. Oberhalb desselben dehnt sich ein großer Sumpf aus, dessen weicher Thonboden mit einer dichten Vegetation von Wasserpflanzen bedeckt ist, im Osten und Süden davon aber sieht man ein hohes Gebirge auftauchen. Der beträchtliche Tributär, der hier den Orinoko verstärkt, wurde nach dem Präsidenten der venezuelanischen Republik Canio Crespo getauft. Weiter aufwärts fließt der Orinoko zwischen mauergleichen Ufern dahin, die bald aus festem Fels, bald aus Thon bestehen. Dann setzt ein Wall aus mächtigen Steinblöcken der Fahrt ein Ziel. Zu Fuß klettert man nun noch eine Strecke im Gebirge aufwärts, immer entlang dem Flusse, der jetzt nur noch ein paar Meter breit ist — auch dabei wieder eine Horde Guahariboš zu eiliger Flucht aufscheuchend —, dann macht man vor einer Bergwand, von denen der Wildbach in der Form von Kaskaden herabstürzt, Halt. Man darf die Quellen des Orinoko als erreicht betrachten. Man entfaltet zum Zeichen des wissenschaftlichen Sieges seine Fahne und man benennt den Berg auf der gegen 1400 m hohen Sierra Parima, von dem der Fluß herabkommt, Mont Lesseps. In den achtzehn letzten Tagen hat man sich auf einem Boden bewegt, der bis dahin eine vollkommene terra incognita war. Die Fahrt von Cmabad Bolivar bis hierher hat 7½ Monate, die von San Fernando 47 Tage in Anspruch genommen.

Die Fahrt rückwärts geht viel rascher von statten. In zwei Tagen war man wieder bei den Gefährten am „Raudal de los Franceš“, in vier weiteren Tagen am Gubirima, und zwei Wochen später in San Fernando de Atabapo. Damit durfte aber auch die zweite Orinoko-Reise J. Chaffanjon's als glücklich beendet betrachtet werden.

Zur Geschichte des Orienthandels im Mittelalter.

Von Dr. Friedrich Hirth.

(Schluß.)

Ich will das Gesagte an der Schilderung eines beliebig herausgegriffenen Landes zu erklären versuchen. Die wörtliche Uebersetzung dieses Abschnittes lautet wie folgt.

Pi-pa-lo.

„Das Land Pi-pa-lo enthält über vier Provinzen; alles Dörfer, wo gewaltthätige Tapferkeit in hohem Ansehen steht. Die Bewohner beten zum Himmel und nicht zu Buddha. Das Land erzeugt Kameele und Schafe, und das Volk nährt sich von Fleisch und Milch des Kameels und von Backwerk. Sonstige Erzeugnisse sind Ambra, große Elephantenzähne und Rhinoceroshorn. Von den Elephantenzähnen wiegen einige über 100 Kätty (= 133⅓ Pfund), und es giebt Rhinocereshörner von über 10 Kätty (= 13⅓ Pfund). Das Land ist reich an Kostwurzel (putchuck), Storaxbalsam, Myrrhen und Schildpatt von außerordentlicher Dicke, wonach in anderen Ländern große Nachfrage herrscht. Das Land erzeugt ferner ein Geschöpf, das man den „Kamelstorch“ nennt. Es ist, von der Erde bis zum Kopf gemessen, sieben chinesische Fuß hoch, hat Flügel, kann aber nicht hoch fliegen. Ferner ein Säugethier, genannt Tsu-la-fu; es ist einem Kamel ähnlich, jedoch größer und von gelblichem, rinderfarbigem Fell; seine Vorderbeine sind fünf, die Hinterbeine nur drei chinesische Fuß hoch; der Kopf ist hoch und nach oben gerichtet; das Fell ist einen Zoll dick. Es ist da ferner eine Art Maulesel mit braunen, weißen und schwarzen gürtelartigen Streifen um den Leib. Unter den wilden Thieren in den Gebirgseinöden finden sich Abarten des Kameels. Die Bewohner tödten sie auf der Jagd mit vergifteten Pfeilen.“

Jetzt entsteht die Frage: welches von den zahlreichen, am Handel des 13. Jahrhunderts betheiligten Ländern kann mit dieser Schilderung gemeint sein? Diese Frage ist insofern von Wichtigkeit, als in der weit ausführlicheren Beschreibung eines anderen Landes, Namens Chung-li, gesagt wird, daß es durch eine unbewohnte Gebirgsmasse vom Lande Pi-pa-lo getrennt wird. Sobald wir daher über das letztere im klaren sind, ergiebt sich die Lage von Chung-li von selbst. Meine Schlußfolgerungen sind zunächst auf die natürlichen Produkte gerichtet. Der „Kamelstorch“, der große Vogel, der zwar Flügel hat, aber nicht fliegen kann, ist nur auf den Strauß zu deuten; das Thier Tsu-la-fu, das sich durch lange Vorderbeine, kurze Hinterbeine und langen Hals auszeichnet, ist selbstverständlich die Giraffe, wie uns schon die chinesische Verstümmelung des arabischen Zirâfah sagt; das dritte Thier mit den bunten Streifen muß das Zebra sein. Dazu kommt, daß Elephantenzähne und Rhinocereshörner zu den Hauptprodukten gehören. Das Land, dem eine solche Fauna eigenthümlich ist, kann nur

Digitized by Google

in Afrika gelegen haben. Sehen wir uns schließlich noch den Namen an, so ist in Erwägung zu ziehen, daß die cantonesische Aussprache des Namens, die uns in vielen Fällen als Schlüssel zum Verständniß der von unserem Autor in der südlichen Aussprache seiner Zeit wiedergegebenen fremden Laute dient, Pat-pa-lo ist. Nun muß bemerkt werden, daß der Konsonant r am Ende einer Silbe von den Chinesen wegen seiner Nicht-Existenz im Lautmaterial der Sprache bei der Transskription fremder Namen sehr häufig durch t ersetzt wird, daß wir also par oder bar für pat lesen dürfen [1]). Die letzte Silbe lo aber entspricht dem Sanskrit r à in zahllosen Transskriptionen buddhistischer Gebete und sonstiger Texte. Wir sind durch diese Betrachtungen in den Stand gesetzt, den dem chinesischen Autor ursprünglich vorgesprochenen fremden Namen zu rekonstruiren als Barbara oder Berbera. So hieß eine im Mittelalter als arabische Kolonie wohlbekannte Ansiedelung an der afrikanischen Ostküste, gegenüber der Einfahrt in das Rothe Meer. Dadurch sind wir gleichzeitig in den Stand gesetzt, das Nachbarland, die Stämme der Somali, wieder zu erkennen in der Beschreibung, die uns Chao Ju-kua unter dem Namen Chung-li hinterlassen hat.

Die Bewohner von Chung-li tragen keine Kopfbedeckung und gehen barfuß, kennen auch sonst keine Kleider. Nur die hohen Würdenträger und das Gefolge des Königs zeichnen sich vor dem übrigen Volke durch Jacke und Turban aus. Der König wohnt in einem Gebäude, zu dessen Mauern verzierte Edelsteine verwendet werden, während das Haus des gewöhnlichen Manns aus einem Schutzdach von vegetabilischem Flechtwerk besteht. Backwerk, Schafs- und Kameelsmilch bilden die tägliche Nahrung. Rinder, Schafe und Kameele finden sich in Menge. Die Araber betrachten dieses Land als die Heimath des Weihrauchs. (Ich muß hier einschalten, daß Chao Ju-kua in seiner im zweiten Buche enthaltenen Besprechung des Weihrauchs als Handelsartikel drei Namen als Ausfuhr- resp. Erzeugungsorte nennt, die ich mit den Häfen von Merbat, Schehr und Dhofar an der Südküste Arabiens identificire.) Unter den Bewohnern des Landes giebt es Zauberer, die sich in Vögel, Raubthiere und Seeungeheuer verwandeln und so die unwissende Masse in Schrecken versetzen. (Der nächste Satz spricht von den Bedingungen des Verkehrs fremder Schiffe, der sehr strengen Regeln unterworfen ist; da mir der Sinn nicht vollständig klar ist, will ich mich der Uebersetzung vorläufig enthalten.) Große Schaaren von Vögeln fliegen alljährlich heran, um sich an unbewohnten Plätzen niederzulassen, die jedoch bei Sonnenaufgang verschwunden sind, ohne daß man auch nur ihren Schatten gewahr wird. Die Bewohner fangen sie mit Netzen und bereiten daraus ein äußerst schmackhaftes Mahl. Sie erscheinen nur während der Nacht und im Frühling. Mit dem Sommer verschwinden sie, um im nächsten Frühjahre wieder zu erscheinen. Wenn ein Eingeborener gestorben ist und nach geschehener Einsargung begraben werden soll, begeben sich ferne wie nahe Verwandte zu dem Leidtragenden, um zu condoliren, wobei sie ihre Schwerter schwingen und ihn entrüstet fragen, ob der Verstorbene etwa von Menschenhand getödtet sei. „Ist dem so", rufen sie aus, „so werden wir uns mit diesen Schwertern an dem Mörder rächen." Wenn nun der Leidtragende antwortet, daß niemand den Verstorbenen getödtet, sondern daß dieser seinen Tod durch den Beschluß des Himmels gefunden, so werfen sie ihre Schwerter weg und fangen an zu weinen. Alljährlich werden dort große Fischteichen an das Seeufer getrieben, über 100 Fuß lang und über 20 Fuß hoch. Die Bewohner essen zwar das Fleisch dieser Fische nicht, aber sie schneiden Gehirn, Mark und Augen aus, woraus sie Oel bereiten, wovon sie in günstigen Fällen über 300 Têng (dies ist vermuthlich ein fremdes Maß oder Gewicht, worüber uns vielleicht Kenner des arabischen Mittelalters Aufklärung geben können) gewinnen. Das so gewonnene Oel wird, mit Kalk vermischt, zum Kalfatern der Schiffe verwendet, oder auch als Lampenöl. Die ärmeren Klassen bedienen sich der Rippen dieser Fische als Unterlage für die Tücher ihrer Wohnungen, und aus dem Rückgrat werden Thürvorleger verfertigt, während die Wirbel herausgeschnitten und als Mörser verwendet werden. Ein Gebirge, dicht an der Grenze des Landes Pi-pa-lo (d. i. Berbera), hält 1000 Lî im Umfange, ist aber größtentheils unbewohnt. Aus diesem Gebirge kommt das Drachenblut und die Aloë. (Auch von diesen beiden Drogueu enthält das zweite Buch unseres Autors besondere Schilderungen, wonach die Aloë auch aus Dhofar bezogen wurde.) Als Produkte des Wassers werden Schildpatt und Ambra angeführt. Man weiß nicht, wie das Ambra entsteht, da es in fertigen Stücken von drei bis fünf, ja von 10 Kätty vom Winde ans Ufer getrieben wird, wo es von den Eingeborenen eifrig gesammelt wird, wenn nicht die Schiffer es auf offener See herausfischen.

Eine Schilderung des Landes Tsang-po, das ich mit Zanjibar identificire, und des Landes Wu-ssû-li, im Cantonesischen Mat-sî-li, d. i. Masr oder Aegypten, vollendet den gesammten Wissenskreis unseres Autors aus dem Gebiete der damaligen Kenntniß afrikanischer Verhältnisse, wozu wir noch die Beschreibung der Kun-lun tsêng-ssû zählen müssen, was ich mit Zingis oder Zinj von Kun-lun übertrage. Was Kun-lun war, ist noch ein Problem; hier scheint es sich auf Afrika zu beziehen, während man in China sonst noch damit das Kun-lun-Gebirge in Centralasien, sowie die Insel Pulo Condor bezeichnet. In Zusammenhang mit diesen Stämmen erzählt uns Chao Ju-kua die alte Fabel von dem Riesenvogel Pêng, dem Vogel Rud des arabischen Sagenkreises, der, wenn er sich im Fluge erhebt, „die Sonne verdunkelt und den Schatten des Zeigers an den Sonnenuhren verschwinden ließ". Statt der Elephanten aber ergreift er wilde Kameele, die er verspeist. Aus seinen Federkielen konnte man Fässer schneiden. Sonst erzeugte das Land Elfenbein und Rhinoceroshorn. Im Westen, heißt es bei Chao Ju-kua, ist eine Insel im Meere mit zahllosen wilden Menschen, deren Haut sowie ihr schwarzer Lack ist, mit krausem Haupthaar. Diese Wilden werden mit Leckerbissen herangelockt, zu Gefangenen gemacht und als Sklaven an die Araber verkauft. Da man hohe Preise dafür bezahlt, werden sie mit eisernen Ketten geschlossen. Man sagt (und das bedeutet vermuthlich: „die Araber sagen"), daß diesen Völkern die Verwandtenliebe abgeht. Mit diesem Vorwande hat vermuthlich der arabische Berichterstatter dem darob sicherlich empörten Chinesen gegenüber die Sklavenjägerei entschuldigen wollen.

Man hat die Neger von Kun-lun nach Centralasien, Hinterindien und Indien verlegen wollen, und dieser in der chinesischen Litteratur häufig wiederkehrende Ausdruck hat unsere Sinologen lange ohne Resultat beschäftigt. Es scheint mir jedoch, daß die Schilderung des Chao Ju-kua, besonders aber die Hinweisung auf den Vogel Rud, der nach Marco Polo in Süd-Afrika zu suchen war, sowie der ethnische Ausdruck tsêng-ssû keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß jene Negersklaven, die noch während der Dynastie Ming durch Zwischenhandel als Luxusartikel

[1]) Wegen Begründung dieses Gesetzes siehe meine Abhandlung: „Chinese Equivalents of the letter R in foreign names" (Journal of the China B. of the Royal Asiat. Soc., Bd. 21, S. 214 ff.).

Digitized by Google

der Reichen nach China gelangten, wo sie als Thürsteher verwendet wurden, dem uralten Herde des Sklavenhandels in Afrika entstammten.

Ich habe an wenigen Beispielen die Schreibweise des Chao Ju-kua zu erläutern versucht und dabei einige der ferner liegenden Länder herausgegriffen. Ausführlicher und handgreiflicher sind seine Schilderungen jener Länder, die in unmittelbarem Verkehr mit China gestanden haben. Ich will nun in kurzem Umrissen noch den Inhalt des Werkes andeuten, dessen Uebersetzung mit den nöthigen Interpretationen einen starken Band anfüllen dürfte.

Das ganze Buch zerfällt, wie gesagt, in zwei Abtheilungen, nämlich erstens die handeltreibenden Völker, zweitens die Handelsartikel.

Von der Grenze Chinas ausgehend, bespricht der Autor zunächst die Länder der hinterindischen Halbinsel. Nach einer ziemlich ausführlichen Beschreibung von Tung-king, dem nördlichsten Königreich von Annam, wird hinzugefügt, daß dort kein Fremdenhandel stattfindet. Wohl aber ist dies in dem benachbarten Cochinchina der Fall. Ankommende Schiffe würden dort von einem Zollbeamten begrüßt, der sich mit einem Stück schwarzen Leders an Bord einfände, auf welches in weißen Schriftzeichen ein genaues Verzeichniß der zu landenden Waaren eingetragen würde. Von diesen würden 20 Prozent für die Regierung in Beschlag genommen, worauf alles Uebrige ungehindert verkauft werden dürfte. Alle in diesem schwarzen Schiffsmanifest nicht aufgeführten Waaren verfielen der Konfiskation. Die Artikel der Einfuhr scheinen größtentheils chinesischen Ursprungs gewesen zu sein.

Ein interessantes Bild entwirft uns der Autor von den Verhältnissen in Kambodja. Hier haben die Felder keine Grenzen, denn jedem gehört so viel, wie er mit seinem Pfluge zu bracken im Stande ist. Die Produkte des Landes werden mit Silber und Gold bezahlt, sonst auch mit chinesischen Waaren, namentlich Porzellan.

Von den Inseln des Indischen Archipels sind als die wichtigsten mit ausführlichen Schilderungen bedacht Sumatra, Java und Borneo. Da ein Theil der Berichte des Chao Ju-kua in die offiziellen Annalen der Dynastie Sung übergegangen ist, so ist auch durch europäische Uebersetzungen schon manches über dieses Thema bekannt geworden. Namentlich ist schon des öfteren darauf hingewiesen worden, welche wichtige Stellung in der Handelsgeschichte des Mittelalters gewisse Plätze auf der Insel Sumatra eingenommen haben. Wie seiner Zeit Singapore, so waren der Hafen von Palembang und ein Platz an der Nordwestspitze der Insel von Marco Polo als das Reich Lambri beschrieben, die wichtigsten Stapelplätze für den arabisch-chinesischen Welthandel. In China wurde die Reise von Ch'üan-chou-fu aus, dem Ausgangspunkte aller von Chao Ju-kua angedeuteten Reiserouten, mit dem Einsetzen des Nordost-Monsuns angetreten und sie führte nach fünf bis sechs Wochen nach Palembang, dem Hauptsitz des von den Chinesen San-fo-ch'i, von den Arabern Sarbaza genannten Reiches. Dort wurde überwintert, und im folgenden Frühjahr wurden die günstigen Winde wiederum zur Fahrt nach Ceylon, der Küste von Malabar und den arabischen Handelsplätzen am Indischen Ozeane, am Persischen Meerbusen u. s. w. benutzt. Als Produkte des Westens, die in Palembang für den chinesischen Markt abgelegt würden, werden genannt: Perlen, Weihrauch, Rosenwasser, Becho-Nüsse, Bibergeil, Myrrhen, Aloë, Asa foetida, Kostwurzel, Storaxbalsam, Elfenbein, Korallen, Katzenaugen, Bernstein, Webereien und Schwertklingen (vermuthlich Damascener). Alle diese Artikel, heißt es, kommen aus Arabien, und sie werden an Ort und Stelle umgetauscht gegen Gold und Silber, Porzellan, Seidenzeuge, Zucker, Eisen, Samtchu, Ingwer, Galgantwurzel, Rhabarber und Kampfer. Die Beherrscher von San-fo-ch'i hatten den Handel durch die Meerenge von Sumatra so in ihren Händen, daß kein Schiff gegen ihren Willen hindurchpassiren konnte.

Ich greife nur diese wenigen Notizen aus der großen Fülle des Stoffes heraus und verweise diejenigen, die sich für die Einzelheiten jener Schilderungen interessiren, einstweilen auf Groeneveldt's „Notes on the Malay-Archipelago", wo sich dasjenige übersetzt findet, was aus dem Werke des Chao Ju-kua in die offiziellen Annalen übergegangen ist. Unter den von unserem Autor geschilderten Ländern befindet sich eines, dessen Identifikation mir lange ein Räthsel war. Nachdem ich eine Abschrift meiner Uebersetzung dem in jenen Ländern wohlerfahrenen Hofrath Dr. A. B. Meyer in Dresden mitgetheilt habe, schließe ich mich jetzt dessen Ansicht an, daß damit nur die Philippinen gemeint sein können. Da das, was wir über die Geschichte dieser Inselgruppe wissen, nicht weit über die Zeit der ersten Ankunft der europäischen Entdecker hinausreicht, so muß allen denen, die an der Geschichte und Ethnographie des Landes Interesse nehmen, eine Schilderung aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts sehr willkommen sein. Das Land heißt bei Chao Ju-kua Ma-yi, was in den süd-chinesischen Dialekten Mayat, Baik oder Bayit lauten kann. Professor Blumentritt, dem Dr. Meyer meine Uebersetzung mittheilte, ist geneigt, den Namen mit der Landschaft von Manila, nämlich Bay, zu identifiziren. Ich enthalte mich als Nichtkenner in Sachen des Archipels jedes Urtheils, will aber einiges aus den Schilderungen Chao Ju-kua's mittheilen.

Das Land Ma-yi, sagt dieser, liegt im Norden von Po-ni (d. i. Borneo). Vier 1000 Familien bilden eine Niederlassung an den mäandrischen Krümmungen eines Baches. Die Eingeborenen bedecken sich mit Tüchern, die den Steppdecken ähnlich sind und tragen Sarongs. In der mit Gras bewachsenen Wildniß liegen bronzene Buddha-Bilder umhergestreut, und niemand weiß, woher dieselben gekommen sind. Räuber kommen selten in dieses Land. Handelsschiffe ankern vor der Wohnung der Mandarinen, wo der Waarenaustausch stattfindet. Wenn vom Lande aus an Bord geschickt wird, so werden zunächst weiße Sonnenschirme als Geschenke für die Häuptlinge vertheilt; dies geschieht in der Absicht, die Mächtigen bei Laune zu erhalten. Nach Platzgebrauch versammeln sich die handeltreibenden Wilden an Ort und Stelle, wo sie die zu verkaufenden Waaren mit Körben in Empfang nehmen. Damit entfernen sie sich, zunächst ohne zu bezahlen, womit jedoch keinerlei Gefahr verbunden ist; denn obgleich die Abnehmer den fremden Händlern nicht einmal dem Aussehen nach bekannt sind, obgleich jene die Güter zu weiterem Tauschhandel nach den übrigen Inseln schaffen, kehren sie doch oft noch nach acht bis neun Monaten mit den eingetauschten Erzeugnissen zurück, weshalb die fremden Kaufleute mit ihren Schiffen oft über die ursprünglich beabsichtigte Zeit hinaus aufgehalten werden. Dies ist der Grund, weshalb von allen Schiffen die aus Ma-yi zurückkehrenden zuletzt eintreffen. Zu Ma-yi gehören die folgenden Plätze: 1) San-shi (d. h. die Drei Inseln); 2) Pa-pu-yen; 3) Pu-li-lu; 4) Li-pin-tung; 5) Liu-sin; 6) Li-han. Die Produkte des Landes bestehen in gelbem Wachs, Baumwolle, Perlen, Schildpatt, Betelnüssen und einem Gewebe Namens Yü-ta. Die fremden Kaufleute bezahlen sie mit Gold („Handelsgold"), eisernen Opfergefäßen, schwarzem (?) Blei, Glasperlen von allen Farben und Nähnadeln.

Interessant ist nun die Schilderung der San-shi oder „Drei Inseln", die sich an die Schilderung von Ma-yi anschließt.

Digitized by Google

„Die Drei Inseln gehören zu Ma-yi. Sie heißen Ka-ma-yen, Pa-lao-yu und Pa-ti-nung. Auf jeder leben bedeutende Stämme über die Insel zerstreut. Sobald sich ein fremdes Schiff blicken läßt, kommen die Eingeborenen heran, um zu handeln. San-hsü ist der Gesammtname dieser Inseln. Die Sitten der Eingeborenen sind denen von Ma-yi ähnlich. Jeder Stamm besteht aus etwa 1000 Familien. Hohe Berge und steile Felswände erheben sich im Inneren. Die Eingeborenen leben in Schilfhütten. Da sich in den Bergen keine Quellen finden, so sieht man die eingeborenen Weiber zwei bis drei Krüge zu gleicher Zeit auf dem Kopfe tragen, worin sie Wasser aus den Bächen in den Niederungen holen, und so belastet, leicht die Berge erklimmen, als ob sie auf ebener Erde spazierten. In den verborgensten Thälern haust eine Menschenart, Hai-tan genannt (worin meine Freunde die als Aeta bekannten Negrito-Stämme der Philippinen wieder erkennen). Sie sind klein von Statur, haben runde, braune Augen und krauses Haar, und die Zähne scheinen zwischen den Lippen hervor. Ihre Wohnungen befinden sich hoch oben in den Baumkronen, wo sie in Familien von drei bis fünf Individuen hausen. Im Dickicht der Wälder umherkriechend, schießen sie aus ihrem Versteck mit Pfeilen auf die Vorübergehenden, weshalb sie sehr gefürchtet werden. Wirft man ihnen aber eine Schale aus Porzellan entgegen, so stürzen sie mit Freudengeschrei darauf los, um damit zu entfliehen. Fremde Kaufleute, die sich ihren Ansiedelungen nähern, wagen es nicht, an Land zu gehen, sondern bleiben zunächst an Bord ihrer Schiffe, die inmitten der Strömung vor Anker liegen. Nachdem sie ihre Ankunft durch Tam-tam-Rufe verkündigt, kommen die handelslustigen Wilden in ihren Kähnen eilig herangerudert, um Baumwolle, gelbes Wachs, Baumwollenzeuge, Kokosnüsse und fein gearbeitete Matten zum Tausche anzubieten. Kann man wegen der Preise zu keinem Verständniß kommen, so begiebt sich der Häuptling der Wilden an Bord, um zu unterhandeln. Als Tauschartikel erhalten die Wilden seidene Sonnenschirme, Porzellan und gestochtene Rattankörbe; die Fremden aber behalten zunächst den zwei- bis dreifachen Werth an Landesprodukten an Bord als Garantie für bona fides. Erst dann begeben sie sich ans Land, um die eigentlichen Geschäfte abzuschließen, worauf sie an Bord zurückkehren. Die von den Eingeborenen an Bord gelassenen Pfänder werden nach drei bis vier Tagen zurückgegeben, worauf die Fahrt nach einer anderen Niederlassung der Wilden fortgesetzt wird; denn unter den einzelnen Niederlassungen ist kein Zusammenhang. Im Nordosten ist die Bucht von einer Hügelkette geschützt; da jedoch während des Südwest Monsuns die Brandung gegen die Küste drängt, so ist die Strömung meist zu stark, um dort vor Anker zu liegen. Die nach den „Drei Inseln" Handel treibenden Schiffe sind daher darauf bedacht, wenn möglich vor dem vierten oder fünften Monat (d. h. Mai oder Juni) zurückzukehren. Folgende Artikel werden gegen die Produkte des Landes vertauscht: Porzellan, schwarzer Seidendamast und verschiedene andere Seidenzeuge, gebrannte Perlen von allen Farben (ich weiß nicht, was damit gemein sein kann), Blei, Fischereigeräthe und Zinn."

„Pu-li-lu hängt mit den „Drei Inseln" zusammen, ist stark bevölkert, aber die Bewohner sind grausam und räuberisch. Dazu kommt, daß das Meer von Riffen und scharfen Spitzen, die wie dürre Aeste mit messer- und speercartigen Kanten hervorragen, besäet ist. Die Schiffahrt ist dadurch sehr erschwert. Zwei Arten Korallen werden dort, wenn auch mit Mühe, gewonnen. Sitten und Gebräuche sind sonst wie auf den „Drei Inseln".

Aehnliche Schilderungen sind uns durch das besprochene Werk nicht nur von den wichtigsten malayischen Inseln erhalten, sondern vor allen Dingen von einer ziemlichen Anzahl der Länder des Islam, sowie von Japan, den Lu-tschu-Inseln, Korea und der Insel Hainan. Unter den Plätzen des arabischen Handelsgebietes nenne ich die Küste von Malabar mit Camban, Koilam, Guzerate, Malwa u. s. w., sowie andere Gegenden der Indischen Halbinsel, Mekka als die heilige Stadt des arabischen Buddha Mohammed, Oman, die Insel Kisch im Persischen Meerbusen, Bagdad, Basra, Gagna, Rüm; ja selbst der Insel Sicilien mit ihrem feuerspeienden Berge ist Erwähnung gethan.

Der zweite Theil enthält die fremde Waarenkunde. Artikel wie Kampfer, Weihrauch, Myrrhen, verschiedene wohlriechende Hölzer, Storax, Rosenwasser, Muskatnüsse, Gewürznelken, Sandelholz, Betelnüsse, Baumwolle, Pfeffer, Korallen, Glas, Perlen werden mit sichtbarem Interesse vom Autor besprochen, woraus unserer Kenntniß der Geschichte jener Handelsartikel noch manche Bereicherung zu theil werden wird. Merkwürdig ist die Behauptung, daß Kampfer nicht auf Sumatra erzeugt werde, und daß er sich dort, und anderen Ländern bezogen, nur als Stapelartikel vorfinde. Im übrigen erhalten wir ein deutliches Bild von der Gewinnung des Kampfers in Borneo. Die Eingeborenen begeben sich in Gesellschaften von je zehn Mann in die Wälder, wozu sie besondere, aus Bast gefertigte Zeuge tragen. Als Proviant nehmen sie Sago (chinesisch sha-hu) mit. Nachdem sie sich getrennt haben, um nach verschiedenen Richtungen hin zu suchen, wird an Stellen, wo sie Kampferbäume finden, Halt gemacht, wobei sie etwa zehn Bäume fällen. Die Stämme werden alsbald quer durchschnitten und in dünne Bretter zerlegt, diese werden mit eingetriebenen Keilen zerspalten, woburch es gelingt, den Kampfer herauszuziehen. Chao Ju-kua erklärt sämmtliche Sorten, die seiner Zeit auf den Markt von Ch'üan-chou-fu kamen. Die beste bestand aus reinen Krystallen, sie hieß ihrer Reinheit wegen „Pflaumenblüthen-Kampfer"; die zweite Sorte, die wohl noch aus ganzen Krystallen bestand, die jedoch nicht ganz weiß waren, hieß „goldfüßiger Kampfer"; Kampfer in kleinen, zerbrochenen Stücken hieß „Reis-Kampfer". Die nächste Sorte war mit Holzstückchen vermischt. Ein künstliches Präparat wurde auf folgende Weise gewonnen. Eine Onantität Kampfer-Bruch wurde, mit Sägespänen vermischt, in einem mit Deckel versehenen, hermetisch verschlossenen Porzellangefäß in heißer Asche erhitzt, wodurch sich Stücke bildeten, aus denen man Schmuckgegenstände für Frauen fabrizirte.

Indem ich es versucht habe, auf die Bedeutung eines bisher so gut wie unbekannten chinesischen Schriftstellers des Mittelalters aufmerksam zu machen, muß ich bekennen, daß meine Mittheilungen nur ein unvollkommenes Bild von seiner gesammten Thätigkeit zu geben im Stande sind. Ich hoffe, früher oder später in der Lage zu sein, eine Uebersetzung des Chao Ju-kua zu veröffentlichen und damit eine Lücke in unserer jetzigen Kenntniß des Orienthandels auszufüllen. Wenn ich inzwischen Interesse für den Gegenstand sowie für die Bedeutung chinesischer Quellen zu seiner Kenntniß erweckt habe, so glaube ich für diesmal genug gethan zu haben.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Die italienischen Erwerbungen an der Somaliküste scheinen von viel größerer Ausdehnung zu sein, als man ursprünglich glaubte und sich nicht bloß auf den Distrikt von Obbia zu beschränken, sondern die ganze Küste zwischen Gondershech und Kap Guardafui zu umfassen. Es wäre somit auch über das letzte Stück der ostafrikanischen Küste das entscheidende Wort gesprochen, und an eine weitere Ausdehnung des deutschen Kolonialbesitzes in dieser Gegend wäre nicht mehr zu denken. Trägt die betreffende Küstenstrecke im allgemeinen auch ein ziemlich kulturfeindliches Antlitz zur Schau, so ist sie darum doch keineswegs ein verachtenswerther Besitz für eine europäische Kulturnation. Ein paar zu Hafenanlagen geeignete Punkte — bei Ras el Khyle und Ras Hafun — sind vorhanden, im Innern des Landes steht die Viehzucht beträchtlich im Schwunge, und in den Zeiten eines großen Seekrieges ist es sicherlich ein beneidenswerther Vortheil, vor dem südlichen Ausgange des Rothen Meeres eine Position inne zu haben.

Australien und Polynesien.

— Aus den australischen Kolonien kommen beständig Berichte von dem Auffinden neuer Goldlagerstätten. So hat der südaustralische Regierungsgeolog H. Y. L. Brown im Gebiete des Neales-Fluß (im Nordwesten des Lake Eyre) reiche Alluvialgoldfelder entdeckt, die freilich in sehr wasserloser Gegend liegen. Ebenso wurde in Westaustralien, nördlich von dem kleinen Orte New Norcia (30° 58' südl. Br. und 116° 17' östl. L. v. Gr.) ein reiches Quarzriff aufgefunden, und die Pilgara-Felder erweisen sich auch als außerordentlich ergiebig. Das Kathleen-Riff im sogenannten Goldthale (Golden Valley) soll nicht weniger als 100 Unzen pro Tonne liefern.

— Während man sonst beinahe immer nur von einem wachsenden Aufschwunge der australischen Kolonien hört, so zeigt die wirthschaftliche Statistik Tasmaniens seit einigen Jahren bezüglich des Hauptgewerbes, das daselbst betrieben wird, einen auffälligen Rückgang. Sowohl die Pferdezucht (29238) als auch die Rinder- (142019), Schweine- (43227) und Schafzucht (1430065) weist gegen die Vorjahre fallende statt steigende Ziffern auf. Die Schafzucht ging in dem letztverflossenen Jahrfünft um etwa eine Viertelmillion zurück, zum Theil infolge von Krankheiten, die unter den Heerden hausten.

Allgemeines.

— Indem A. de Quatrefages den zweiten Theil seines Werkes „Anleitung zum Studium der Menschenrassen“ der Pariser Akademie der Wissenschaften überreicht, gab er eine Zusammenstellung der Resultate seiner Forschungen bezw. seiner Theorien betreffs des Ursprungs und der Verbreitung der Menschheit. Geringere Unterschiede beiseite lassend, zählt er zweiundsiebzig verschiedene Menschenrassen. Dieselben entspringen nach seiner Ansicht drei Urtypen — den Schwarzen, den Gelben und den Weißen — welche ihren Ursprung im Centrum Nordasiens hatten. Vertreter dieser verschiedenen Typen sind der Rassen, die ihnen entsprungen sind, worden noch gegenwärtig dort vorgefunden. Die Weißen hatten ihren Ursprung im Westen der bezeichneten Region, die Gelben im Norden und die Schwarzen im Süden. Die Weißen verbreiteten sich in den Westen und Norden und bildeten drei sekundäre Typen — die Finnen, die Semiten und die Arier. Ihr Verbreitungsgebiet ist ein nunmehr erschöpfend, ähnlich dem der Gelben, Theil der ausgedehnten Landmasse des europäisch-asiatischen Kontinents. Die Gelben verbreiteten sich nach Osten und erreichten Amerika. Durch die Mischung der Weißen und Gelben entstanden noch andere Menschenrassen. Die Schwarzen — der Negertypus — wurden durch die Natur des Erdtheils und wahrscheinlich auch durch die Angriffe der Weißen und Gelben gezwungen, südlich nach Afrika und östlich nach Melanesien auszuwandern. Die Polynesier verbinderten ihre weitere Verbreitung im Norden Afrikas, und aus der Mischung der beiden Rassen entstanden die Negritos. In Mittel- und Südafrika bewahrten die Schwarzen ihre ursprüngliche Reinheit, bis zur Beimischung anderer Rassen aus Europa und Nordafrika in moderner Zeit. Diejenigen, welche in der Urheimath verblieben, vermischten sich mit den Weißen und Gelben und aus ihnen entwickelten sich die Dravida-Bevölkerungen. Die „Allophylen“ — vertreten durch die Cro-Magnons — bewohnten Theile von Europa und Nordafrika und verbreiteten sich nach den Kanarischen Inseln. Die drei Urtypen befanden sich auch auf den ozeanischen Inseln, die weißen Allophylen in Polynesien, die schwarzen in Melanesien und die gelben in Malaisien. Nach Quatrefages sind letztere die jüngsten unter den festgebenden Rassen. Die Bevölkerung Amerikas datirt aus der Quaternär-Periode und ist den Auswanderungen verschiedener Typen der Allophylen zuzuschreiben, welche sich mit den schon vorhandenen gelben Quaternär-Rassen mischten. Europa hat seit der Tertiärzeit nur allophyle Weiße, sowie Finnen und Arier aufgenommen. Mit Bezug auf die fortwährenden verschiedenen Auswanderungen der Menschenrassen in vergangenen Zeiten und die daraus folgende Amalgamirung der Arten behauptet Quatrefages, daß die Zahl der Rassen, welche sich in einem Zustande ursprünglicher Reinheit befindet, eine sehr beschränkte ist, wenn es überhaupt solche noch giebt. Möglich ist es, daß einige kleine Gruppen, welche durch ihre Isolirung geschützt sind, wie z. B. die Minkopies, eine Aehnlichkeit unter den der Individuen aufweisen können, welche auf eine ursprüngliche Homogenität schließen läßt.

— Der englische Postdampfer „Roslin Castle“ hat die Fahrt von Dartmouth nach Kapstadt in den Tagen vom 16. August bis zum 4. September in der unerhört kurzen Zeit von 17 Tagen 13 Stunden zurückgelegt. Sein Aufenthalt in Lissabon und Madeira ist hierbei nicht mitgerechnet.

— Die Verlustziffer an Menschenleben, welche die englische Handels- und Fischerflotte alljährlich zu verzeichnen hat, schwankt zwischen 2071 (i. J. 1888) und 3512 (i. J. 1882), und während der letztverflossenen zehn Jahre betrug sie im ganzen ungefähr 30000.

Inhalt: Prof. Dr. J. Partsch: Frankreichs Alpengrenze. (Mit einer Karte und zwei Abbildungen.) — J. Chaffanjon's Reisen im Gebiete des Orinoko und Gauca. VI. (Schluß-Fassung. Mit fünf Abbildungen.) — Dr. Friedrich Hirth: Zur Geschichte des Orienthandels im Mittelalter. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Australien und Polynesien. — Allgemeines. (Schluß der Redaktion am 28. September 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Reiseeindrücke und Studien aus Mexiko.

Von Dr. Emil Deckert.

V [1]).

(Mit fünf Abbildungen.)

Unsere Einfahrt in das Thal von Anahuac, das sowohl den Brennpunkt der Aztekenkultur als auch denjenigen der spanisch-mexikanischen Kultur gebildet hat, erfolgt entlang dem Tajo de Nochistongo — jenem alten Kanale, durch den man es versucht hat, dem Thale einen künstlichen Abfluß zu schaffen, und an den sich infolgedessen die interessante Geschichte eines langen Kampfes zwischen Mensch und Natur knüpft, dessen wir noch zu gedenken haben werden. Hier bemerken wir nur vorläufig, daß es dem Menschen bisher nicht gelungen ist, als Sieger aus diesem Kampfe hervorzugehen.

Der gegen 50 m tiefe Kanaleinschnitt liegt in der Zeit, in der wir hart an seinem Rande dahinfahren, vollkommen trocken; er füllt sich ebenso wie die natürlichen Schluchten des mexikanischen Hochlandes nur in dem tiempo de aguas. Seine Wände bestehen aber aus einem außerordentlich bröckeligen Gestein von jugendlichem geologischen Alter — aus tertiären Thon- und Mergelschichten, die nur bei El Salto von einer Decke von Basaltlava überlagert sind —, und deshalb muß uns die Eisenbahnanlage an der betreffenden Stelle in einem hohen Grade leichtherzig erscheinen. Man ist aber dergleichen in der Nordamerikanischen Union zur Genüge gewöhnt geworden, und man wundert sich nicht weiter darüber, daß eine Yankee-Schöpfung auf mexikanischem Boden gelegentlich auch echten Yankee-Geist verräth. Glücklicherweise sind die Eisenbahnzüge des Ferrocarril Central Mexicano in der Regel nicht gerade schwer beladen, und da täglich nur zwei Züge an dem Tajo de Nochistongo entlang fahren — der eine in nördlicher Richtung, der andere in südlicher —, so wiederholen sich die Erschütterungen, die die Wand zum Sturze bringen könnten, auch nicht allzu häufig. In unserem Falle ist der Zug von Paso del Norte bis in die unmittelbare Nähe der mexikanischen Kapitale beinahe leer geblieben, und unsere ganze Reisegesellschaft besteht auf der gefährlich ausschauenden Strecke aus vier Personen.

Hinter Cuautitlan steigt die Eisenbahn noch einmal um etwa 50 m an, da sich hier das kleine vulkanische Gebirge von Guadelupe halbinselartig in das Thal hineinschiebt, und auf dieser letzten Bodenschwelle wuchert wieder ebenso wie an dem Tajo de Nochistongo nichts als graues Dornengestrüpp. Dann aber sehen wir uns bei Tlalnepantla und Atzcapotzalco urplötzlich in eine außerordentlich freundliche Landschaft versetzt, die von den Bergen im Westen — den Montañas de las Cruces — durch munter dahin rieselnde Bäche reich bewässert wird, aus der uns nach langer Zeit zum ersten male wieder grüne Wiesen und blumenreiche Gärten entgegenlachen, und in der uns zugleich auch mächtige Bäume in viel größerer Zahl umrauschen, als wir es bislang auf dem mexikanischen Boden erlebt haben.

[1]) Vergl. Nr. 9 des laufenden Bandes. Die Charakteristik der mexikanischen Hauptstadt lehnt sich in der Hauptsache an des Verfassers „Winterreise durch den nordamerikanischen Süden“ an (Vergl. „Export“, 1888, Nr. 10, 27 und 39).

Digitized by Google

Das erste Gefühl, was die nähere Umgebung der mexikanischen Hauptstadt auf diese Weise in uns hervorruft, ist ein Gefühl höchsten Behagens. Völlig bestrickend wirkt zugleich die herrliche Bergumrahmung des Bildes auf uns, dieser stolze Schmuck von Schneegipfeln und Vulkanbergen der mannigfaltigsten Gestalt und Höhe, die sich rings herum erheben, — der gewaltige Rücken des Iztaccihuatl, der schöne Kegel des Popocatepetl, die Doppelspitze des Ajusco und hundert andere Berge. Und soll der Frühling, der uns inmitten dieser Berge umweht, nicht ein ewiger sein! Fast möchte es uns beklimken, als ob wir in dem Thale von Anahuac eins der wenigen wahrhaft glücklichen Thäler, die es auf Erden giebt, betreten haben. Daß dieses Theilbecken des mittelmexikanischen Hochlandes eine viel höhere Kulturkraft entfaltet hat als andere, kann uns nun auch nicht länger wunder nehmen.

In der Stadt Mexiko angekommen, betrachten wir es als unsere erste Aufgabe, uns einen Einblick in die allgemeine Physiognomie der Stadt zu verschaffen. Zu diesem Zwecke lenken wir unsere Schritte vor allen Dingen durch die Calle de San Francisco — die Hauptstraße von Mexiko — nach der Plaza, denn dort sind wir ja sicher, das Hauptleben und die Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt auf einen engen Raum zusammengedrängt zu finden. In den modernen europäischen Hauptstädten und in den amerikanischen Städten ganz im allgemeinen hat man sein Augenmerk in dieser Beziehung immer vor allen Dingen auf eine Linie, eine Straße — oder auf deren zwei oder drei — zu richten — auf Unter den Linden, Oxford Street, Rue de Rivoli, Broad Way, Main Street ꝛc. —, in den mexikanischen Städten ist es ein Punkt, ein Platz, den es zu beobachten gilt, und die Hauptstadt macht von der allgemeinen Regel keine Ausnahme. Spricht sich hierin nicht ein gewisser provinzialer oder ein geradezu mittelalterlicher Charakterzug des mexikanischen Gemeinwesens aus? Und bekundet die Stadt

Kalenderstein. Sagraria.

Die Kathedrale der Stadt Mexiko.

Mexiko dadurch nicht, daß sie trotz der Eisenbahnen und Telegraphenlinien, die heute in ihr zusammenlaufen, zuvörderst noch auf einem Entwickelungsstandpunkte verharrt, der bei den europäischen Hauptstädten im allgemeinen ein überwundener ist, und den die amerikanischen Städte überhaupt niemals gekannt haben?

Die Plaza gewährt uns einen schönen Anblick, und wir empfinden es beim Genusse desselben durchaus nicht als einen Uebelstand, daß Mexiko ein Mittelalter zu durchleben gehabt hat — und nicht bloß eine moderne Zeit wie die amerikanischen Städte. Im Gegentheil, wir sind geneigt, die letzteren darob zu beklagen, daß ihnen ein solches Erbe aus den früheren Jahrhunderten so gänzlich abgeht. Die lediglich auf das moderne Handels- und Verkehrsleben gerichtete Anlage eines städtischen Gemeinwesens, wie wir sie in Amerika beobachten, bringt ja immer eine gewisse Oede und Inhaltslosigkeit desselben mit sich. Es ist, als solle Alles nur durch dasselbe hindurch jagen und hindurch strömen, und Nichts in ihm hasten bleiben und zur Entfaltung und Blüthe und Reife kommen. In jedem Falle aber sind die mexikanischen Städte — und darunter voran Mexiko selbst — für den Fremden weit interessanter als die amerikanischen.

Das Hauptgebäude an der Plaza ist natürlich wieder ein geistliches: die Kathedrale — die schönste und stattlichste Kirche, die die Neue Welt überhaupt aufzuweisen hat (S. Abbildung 1). In einem höheren Grade noch als in Europa ist ja die Kultur des Mittelalters in Mexiko unter dem Krummstabe emporgewachsen. Die Kirche ist eine Schöpfung des mittelalterlichen Katholizismus in seiner düstersten Gestalt, denn ihr Begründer war Philipp II., wir können aber doch nicht umhin, uns an ihr zu erfreuen und zu erbauen. Wie anderweit in der Welt, so ging eben auch in Mexiko der mittelalterliche Glaube, den wir gemeinhin finster zu nennen pflegen, mit einer hohen Kunstblüthe Hand in Hand, und davon sehen wir hier ein herrliches Denkmal. Unser amerikanischer „Bädeker“ sagt uns, daß die Aus-

Digitized by Google

führung des Baues — abgeſehen von der inneren Dekoration — 2 Millionen Dollars gekoſtet haben ſoll, und das will am Beginne des ſiebzehnten Jahrhunderts natürlich erheblich mehr ſagen als am Ausgange des neunzehnten. An der weſtlichen Grundmauer der Kathedrale lehnt ein rieſiger Kalenderſtein, und derſelbe erinnert uns daran, daß die Kirche genau an der Stelle ſteht, wo ſich einſt der Teocalli des aztekiſchen Kriegsgottes Huitzilopochtli erhob, und daß auch in dem alten Mexiko Religion und Kunſt auf das engſte mit einander verbunden waren. Der alte heid-

La Sagrario.

niſche Tempel, der von den intoleranten Conquiſtadoren von Grund aus zerſtört wurde, ſcheint übrigens ebenſo wie der neue chriſtliche den eigentlichen Mittelpunkt und Gipfelpunkt des ſtädtiſchen Gemeinweſens gebildet zu haben, wie denn die aztekiſche Kultur überhaupt in ganz ähnlicher Weiſe von Religion durchwebt geweſen zu ſein ſcheint, wie die ſpaniſch-mexikaniſche. Finſter und düſter war der aztekiſche Glaube natürlich auch — das bezeugten die Menſchenopfer, die er darbrachte. Man könnte in dieſer Beziehung vielleicht von einer merkwürdigen Bodenſtändigkeit gewiſſer Ideen reden.

Digitized by Google

Die ganze Oſtſeite der Plaza nimmt der mexikaniſche Nationalpalaſt ein, der als Sitz des Präſidenten ſowie der geſammten Staatsverwaltung dient, und der — entſprechend der Kathedrale — an der Stelle des alten Montezuma-Palaſtes ſteht. Es iſt ein niedriges Gebäude mit flachem Dach, das nur an ſeinen drei Portalen einigen architektoniſchen Schmuck entfaltet, das aber nichtsdeſtoweniger durch ſeine lange Front ziemlich impoſant erſcheint. Im Inneren unterſcheidet der Palaſt außer mehreren großen Höfen auch einen ſogenannten botaniſchen Garten, den wir leider in arg vernachläſſigtem Zuſtande antreffen.

Gegenüber dem Nationalpalaſte, auf der Oſtſeite der Plaza, liegt der Bazar mit ſeinem Vorbau von Arkaden, und unter den letzteren — den ſogenannten portales — regt ſich der Handel und Wandel der Stadt über Tag am ſtärkſten. Es iſt freilich im allgemeinen nur ordinärer Kleinkram, wie wir ihn auf unſeren Jahrmärkten zu ſehen gewöhnt ſind, der daſelbſt feilgeboten wird, aber die große Mehrzahl der Konſumenten in der mexikaniſchen Hauptſtadt lebt in ärmlichen Verhältniſſen und hat ſich damit zufrieden zu geben. Einem guten Theile der Waaren können wir auf den erſten Blick den deutſchen Urſprung anmerken, und ſpezifiſch Mexikaniſches erblicken wir außer ſilberbeſchlagenen Sombreros und reichverziertem Sattel- und Zaumzeug nur wenig. Als ſehr charakteriſtiſche Figuren unter den Arkadengängen des Bazars erſcheinen uns die zahlreichen Lotterieloosverkäufer, die ohne Zweifel den größten Lärm verurſachen. Die Neigung zum Glücksſpiel iſt eben in Mexiko eine ganz allgemeine, und man irrt wohl nicht, wenn man dieſelbe mit der Hauptſtilquelle des Landes — mit dem Bergbau auf Edelmetalle — in wahlverwandtſchaftlichen Zuſammenhang bringt.

Die Südſeite der Plaza wird durch ſtädtiſche Verwaltungsgebäude gebildet, vor denen ſich ebenfalls Arkadengänge hinziehen. Neben dieſen ſchaut dann der Mercado — der überdachte Victualienmarkt — mit einer Ecke noch auf

Indianiſche Weiber und Kinder in Mexiko.

die Plaza, und ebenſo neben der Kathedrale auf der einen Seite die Sagraria (S. Abbildung 2), der erzbiſchöfliche Palaſt, und auf der anderen das große ſtädtiſche Leihhaus — das letztere in ſeiner prominenten Stellung wohl nicht ohne innere Beziehung zu den Lotterieloosverkäufern.

Der Platz ſelbſt iſt mit Bäumen und Sträuchern bepflanzt, und auf den Ruhebänken darunter ſitzt es ſich bei Tage wie bei Nacht gar prächtig. Der „ewige Frühling" iſt ja trotz der 2240 m vertikaler Erhebung in der mexikaniſchen Hauptſtadt ziemlich heiß, und der Schatten thut einem deshalb während der Tageszeit ſehr wohl, am Abend aber erfreut uns dem Pavillon in der Mitte der Plaza — aus dem ſogenannten „Zocalo" — Militärmuſik, und zugleich wandelt dann die halbe hauptſtädtiſche Bevölkerung unter den ſchönen Laubgängen auf und ab. Heiterer Lebensgenuß verträgt ſich auch in Mexiko mit bigottem Kirchenglauben ganz vortrefflich, und der Fremde ſchlürft den erſteren natürlich um ſo lieber mit, als auch dabei wieder die verſchiedenſten Charakterzüge des mexikaniſchen Volkslebens zum denkbar vollſten Ausdrucke gelangen. Für die Durſtigen ſtehen an der Süd- und Weſtſeite der Parkanlagen auch Trinkzelte, in denen gelbbraune Huldinnen Labung ſpenden, und außerdem laufen Limonaden- und Eisverkäufer, ihre Waare laut ausrufend, zwiſchen den Bänken und den Spaziergängern beſtändig hin und her. Die menſchliche Zunge empfindet ſelbſtverſtändlich die mexikaniſche Trockenheit an jeder Stelle.

Eine Reihe von anderen Eigenthümlichkeiten der Stadt lernen wir kennen, indem wir in den auf die Plaza mündenden Hauptſtraßen herumſtreifen.

Im Gegenſatze zu den Amerikanern, die bei ihren Straßenbenennungen augenſcheinlich in ſteter Verlegenheit ſind, und die deshalb vielfach zu der geiſtloſen Bezeichnung mit Buchſtaben und Ziffern gegriffen haben, verfügten die Mexikaner über einen wahren Ueberfluß von Namen für die Straßen, und manche derſelben führen in Folge deſſen

Digitized by Google

deren wohl ein halbes Dutzend, und heißen beinahe an jeder neuen Kreuzung anders. Natürlich waren es vor allen Dingen Kirchenheilige, die die Namen leihen mußten, und außer der bereits genannten Calle de San Franzisco, die näher der Plaza Calle de los Plateros (Goldschmiedstraße) und nach der Vorstadt zu Calle de Corpus Cristi heißt, giebt es auch eine Calle de San Augustin, de San Andres, de San Lourenzo, de San Bernardo, de Santa Teresa, de Santa Catarina u. s. w. Die Weltkinder und die weltlichen Ereignisse und Prinzipien treten im allgemeinen erst in den neu angebauten Vorstädten in ihr Recht, denn dort wandern wir durch eine Calle de los Hombres Illustres (Straße der berühmten Männer), eine Avenida de Juarez, eine Avenida de Bucareli, einen Paseo de la Reforma u. s. w.

Im übrigen laufen die Straßen beinahe eben so geradlinig, wie in den amerikanischen Städten. Während man aber in den Straßen der letzteren immer nur das absolute Nichts vor sich erblickt, so eröffnen einem die Straßen Mexikos beinahe ausnahmslos eine Perspektive auf die prächtigen Vulkanberge in der Umgebung, und dadurch gewinnt ihr Bild natürlich sehr viel an Gehalt und Weihe. Daß die Straßen viel enger sind als in den amerikanischen Städten, erklärt sich sowohl aus dem höheren Alter Mexikos, als auch aus seinem halbtropischen Klima, in dem der Schatten als eine ebenso große Wohlthat gewürdigt wird, wie der Durchzug frischer Luft. Um Schatten zu schaffen, und nebenbei zugleich Regenschutz während des „tiempo de aguas", laufen ja auch in vielen Straßen entlang den Häusern ähnliche Arkaden wie an der Plaza.

Sehr auffallend ist die niedrige Bauart der Häuser. Nur wenige derselben besitzen mehr als ein Stockwerk über dem Erdgeschoß, und sehr viele enthalten nur das letztere. Auch diese Eigenthümlichkeit würde selbstredend sehr dazu angethan sein, den Straßen ein provinziales und kleinstädtisches Gepräge zu geben, wenn sich nicht allerwärts zahlreiche öffentliche Gebäude zwischen den Privathäusern

Tortillabereitung und Inneres eines mexikanischen Hauses.

eingestreut fänden, die in ihren Façaden und Portalen, sowie in ihren Giebel- und Thurmaufsätzen einen großen Prunk entfalten. Es sind wieder in der weitaus größten Mehrzahl Bauten geistlichen Ursprungs, die uns ebenso wie die Kathedrale von der guten alten Zeit erzählen, in der Mexiko eine reine Kirchen- und Klosterstadt war. Seit 1860, wo das große Ungewitter der modernen Zeit über den mexikanischen Klerus hereinbrach, haben diese Bauten freilich fast sämmtlich anderen Zwecken zu dienen, als der stillen Beschaulichkeit und den theilweise sehr zweifelhaften Kasteiungen frommer Brüder und Schwestern. Kirchen besitzt die Stadt heute noch etwa fünfzig. In ihrer Anlage gehen die betreffenden Gebäude übrigens ganz ähnlich wie der Nationalpalast und wie die Privathäuser viel mehr in die Breite, als in die Höhe, und einzelne derselben bilden förmliche kleine Städte für sich. Die niedrige Bauart muß also wohl ihre geographische Ursache haben. Vielfach bezeichnet man einfach die häufigen Erdbeben des vulkanischen Landes als solche. Das kann aber kaum als zutreffend anerkannt werden, da die Geschichte von Verheerungen durch Erdbeben auf dem Plateau nur wenig zu berichten weiß. Die Stadt Mexiko liegt ja in allen ihren Theilen auf lockerem Boden, der erst von den Bergen der Umgebung in den Kessel hineingeschwemmt und hineingeweht worden ist, und dieser Boden wirkt für die Häuser als eine Art von Prall- und Schüttelkissen, so daß dieselben auch von sehr heftigen Stößen nicht allzuviel empfinden. Dagegen bildet der Boden einen sehr nachgiebigen und schlechten Baugrund, und wenn das Mauerwerk, mit dem man ihn belastet, zu schwer wird, so läßt er dasselbe einfach tiefer und tiefer einsinken, und dadurch, daß das Sinken nicht in allen Theilen gleichmäßig erfolgt, droht das Gebäude am Ende gar mit Einsturz. Wie in Chihuahua und in anderen Städten der Republik mögen außerdem auch in Mexiko die Zimmer zunächst dem Erdboden zugleich die wohnlichsten, kühlsten und feuchtesten sein.

Digitized by Google

In der Calle de San Franzisco und ihrer Verlängerung, sowie in einigen anderen Hauptstraßen gewahren wir schöne Schaufenster und Läden, die einer Großstadt wohl würdig sind, besonders stechen uns aber die Juwelier- und Putzläden durch ihre Zahl und durch ihre Eleganz in das Auge. Indem wir später in einige derselben eintreten, um diese oder jene mexikanische Spezialität — einen originellen Silberschmuck aus dem Silberlande und eine Mantilla aus dem Lande der schönen Mantillenträgerinnen — als Andenken in die Heimath mitzunehmen, machen wir aber eine Entdeckung, die uns auf das äußerste überrascht. Wir erfahren nämlich, daß wir, um dergleichen zu kaufen, uns zu den indianischen Herumträgern auf der Straße oder in zwei oder drei kleine Winkelgeschäfte in den Nebenstraßen zu begeben haben, während in den großen Geschäften der Hauptstraßen lediglich ausländische Erzeugnisse feilgeboten werden — Gold- und Silberwaaren aus Paris und Pforzheim und Mantillas aus Crefeld und Lyon. Volle 66 Prozent von den zahlreichen „Plateros“ in der mexikanischen Hauptstadt sind gute Deutsche. Die Optiker sowie die Friseure und Modisten sind ebenso vorwiegend Franzosen, und die größten Provisionsläden befinden sich in den Händen von Amerikanern.

Durchwandert man die Calle de San Franzisco und ihre Fortsetzungen in westlicher Richtung, so gelangt man in die freundlichsten und elegantesten Vorstadt-Viertel, in denen sich, umgeben von hübschen Gärten und Baumreihen, villenartige Häuser finden, und durch die sich mehrere weltstädtisch angelegte Avenuen hindurch ziehen. Die letzteren sind zum Theil mit Standbildern geschmückt, die dem mexikanischen Kunstgeschmacke hohe Ehre machen: vor allen Dingen mit demjenigen des Entdeckers Kolumbus, mit demjenigen des spanischen Königs Karl IV., mit demjenigen des Aztekenkaisers Guatemozin und mit demjenigen des Präsidenten Benito Juarez. An dem Anfange dieses „Westend“ von Mexiko liegt auch die schattige, mit hübschen Baum- und

Eine Straße in Mexiko.

Strauchgruppen und Springbrunnen gezierte Alameda, in der es sich wieder sehr angenehm sitzt und lustwandelt.

Auch in Mexiko finden wir die äußeren Fenster der vorstädtischen Häuser häufig durchgängig mit starken Eisengittern versehen. Verdächtiges Gesindel, dem man Alles zutraut, nur keine Ehrlichkeit, treibt sich ja auch in den Straßen der Hauptstadt genug herum. Man muß dabei aber anerkennen, daß das gegenwärtige mexikanische Regiment es vortrefflich versteht, dasselbe innerhalb der Stadt in Schranken zu halten. Insbesondere bei Nacht fanden wir niemals eine Stadt so straff und wirksam von Polizeisoldaten bewacht wie die in Frage stehende. Beinahe auf jeder Straßenkreuzung sahen wir eine Wache postirt, die mit Hilfe von Laternen-Signalen jederzeit im Stande war, die benachbarten Wachen zu verständigen und zur Unterstützung herbei zu rufen.

Es sah uns das freilich weniger nach freien republikanischen Institutionen als nach absoluter Diktatoren-Herrschaft aus, wir wüßten aber offengestanden auch nicht, wozu die ersteren, wenn sie nicht bloß dem Namen nach vorhanden wären, den Mexikanern dienen sollten. Wir befinden uns auch in dieser Beziehung nicht mehr in „Amerika“. Entfernen wir uns ein paar Kilometer außerhalb des Weichbildes der Stadt, so müssen wir uns immer gewärtig halten, auf Banditen und Räuber zu stoßen.

Uebrigens ist die Bauart der Häuser in der Vorstadt, sowie in der inneren Stadt dieselbe kastellartige, wie wir sie bei Gelegenheit von Chihuahua beschrieben haben, und wie sie während des Mittelalters auch in den deutschen Städten üblich war. Das Haus umschließt einen inneren Hof — den patio — oder auch deren mehrere, und auf ihn führen die Thüren und Fenster der einzelnen Gemächer. Ist ein höheres Stockwerk vorhanden, so läuft denselben entlang eine offene Gallerie — der sogenannte „corredor“ —, nach dem sich die Wohnräume öffnen. Der Hof ist in den besseren Häusern regelmäßig mit tropischen und halbtropischen

Digitized by Google

Pflanzen geschmückt, die unter der Pflege des Menschen ganz ausgezeichnet zu gedeihen scheinen. Das flache Dach — die „azotea“ — dient den Hausbewohnern am Abend als Ort zum Promeniren und Luftschöpfen, während außerdem vielfach ganze Hunde darauf Wache halten. Das Material, aus dem die Häuser gebaut sind, ist vorwiegend poröse Lava und Porphyr, und mit Platten aus demselben Gestein sind auch die Zimmer sowie die Höfe und Bürgersteige belegt. Keller erlaubte der lockere Boden, auf dem die Stadt steht, nicht anzulegen, und ebenso wenig giebt es bei den Häusern Brunnen.

Schließlich haben wir noch einer Eigenschaft der Stadt zu gedenken, auf die wir gleich bei den ersten Schritten, die wir in ihren Straßen thaten, aufmerksam wurden: eines abscheulichen Kloakengeruches, der uns fast allenthalben entgegenduftete, und der uns bereits eine Stunde nach unserer Ankunft veranlaßte, in eine Apotheke einzutreten und ein Fläschchen Karbolwasser zu kaufen, um unser Taschentuch damit zu parfümiren. Der Gedanke von dem „glücklichen Thale“, das wir betreten hatten, und in dem es sich verlohnte Hütten zu bauen, verging uns dabei. Einheimische, mit denen wir über diesen furchtbaren Uebelstand sprachen, schienen davon nicht mehr viel zu empfinden; man härtet sich mit der Zeit eben gegen alles ab. Uns erschien die Atmosphäre in den meisten Stadtheilen aber als die reine Typhus-Atmosphäre, und thatsächlich fordert die eben genannte Krankheit auch ungemein zahlreiche Opfer in Mexiko, und die Sterblichkeitsziffer der Stadt muß in Vergleich zu derjenigen anderer Städte eine erschreckende genannt werden. Ziemlich frei von dem penetranten Geruche, der uns den Aufenthalt in der Montezuma-Stadt in einem hohen Grade verleidete, fanden wir nur das glückliche „Westend“ Mexikos, und insbesondere die hübsche Villenvorstadt Buena-Vista. Dieser Stadtheil liegt um ein geringes höher als die übrigen, und die Grundwasserverhältnisse sind infolgedessen daselbst etwas günstiger. Doch auf diesen Gegenstand haben wir in unserer folgenden Skizze noch etwas näher einzugehen.

Frankreichs Alpengrenze.

Von Prof. Dr. J. Partsch.

(Schluß. Mit zwei Abbildungen.)

So zerfällt die französische Alpengrenze in drei Abschnitte, einen centralen, welchen Briançon deckt, und einen Nord- und Südflügel, welche einer italienischen Invasion freieres Feld bieten. In der That rechnen die Militärschriftsteller Frankreichs meist mit der Wahrscheinlichkeit, daß im Fall eines italienischen Krieges eine feindliche Armee versuchen werde, Briançon zu umklammern und zu isoliren, während zwei andere durch die Thäler der Isère und der Ubaye vordrängen. Das That der oberen Isère (Tarentaise) bietet der Landesvertheidigung keine besonders vortheilhaften Stützpunkte. Die einladenden Stellungen in den Engen des Thalgrundes sind in der Regel umgehbar auf Wegen, welche den 400 bis 600 m höheren Terrassen der Gehänge folgen. Die Tarentaise ist so verlockend für eine italienische Invasion, daß die Schwierigkeiten des Arc-Thales auch den über den Mont Cenis herübersteigenden Truppen den Uebergang über nicht allzu beschwerliche Pässe (Col de la Vanoise 2478 m) nach der Tarentaise empfehlen würden. Die Franzosen würden zum Schutze der oberen Tarentaise hauptsächlich auf die Flankenstellung des Berglandes von Beaufort angewiesen sein. Der erste Punkt des Isère-Thales, welcher zu hartnäckiger Vertheidigung vorbereitet ward, ist Albertville. Hier tritt der Fluß, welcher von Moutiers an sich nordwestwärts gewendet hatte, aus engeren Strecken hinaus in das breite südwestwärts gerichtete Hauptthal, das den Außenrand der äußeren Zone von Centralmassiven begleitet. Wie das Thal Chamonix die Mont Blanc-Masse begrenzt, so der Arly-Bach deren südwestliche Fortsetzung. Bei Albertville empfängt die Isère die Gewässer des Arly und geht über in die bisher von diesem verfolgte Richtung. Um diese Thalvereinigung zieht sich auf dem rechten Isère-Ufer ein Halbkreis von hochliegenden Forts. Mit dieser Festung Albertville beginnt die Vertheidigungslinie des mittleren Isère-Thales — la barrière Grésivaudane. Ein zweites Glied ist der Kranz der Forts von Aiton (1083 bis 420 m) und Montgilbert (1374 m), welcher in einem nach Osten geöffneten Halbkreise die Höhen zu beiden Seiten des Austritts des Arc (309 m) in das offene, flache Isère-Thal krönt und die Straße, sowie den Schienenweg nach dem Mont Cenis weithin beherrscht. Von geringerer Bedeutung ist das alte Fort Barraux unterhalb von Montmélian, am Eingange des eigentlichen Grésivaudan. Um so wichtiger aber ist Grenoble, der stärkste Rückhalt der Vertheidigung der Alpengrenze. Die breiten Thalgassen, welche nach diesem Punkte ihre kräftigen, leicht verderblich anschwellenden Alpenströme, aber auch ihre Verkehrswege zusammenführen, sind durch steil ansteigende Berge getrennt. Von Norden her treten diese ganz hart an den Lauf der Isère heran mit dem festigen Mont Rachais (1353 m), auf dessen letzten Vorsprüngen die Bastille und Fort Rabot thronen (S. Abbildung 1). Sie beherrschen die unmittelbar zu Füßen auf dem linken Ufer des rasenden graugrünen Alpenstromes sich ausbreitende Stadt und das langsam gepflegte Gartenland des Thales. Um die alten Befestigungen der Stadt schlingt sich ein Gürtel weit vorgeschobener Forts. Die Beherrschung des Isère-Thales überwachen auf den Höhen des rechten und linken Thalrandes Fort Bourcet (ca. 500 m) und Fort du Murier (463 m). Zum Schutze beider sind weit höher noch zwei starke Forts angelegt, über ersterem das schon in der Höhe häufigster Wolkenbildung belegene Fort St. Eynard (1359 m), auf dem hohen Rande des Massivs der Grande Chartreuse; auf einer Vorhöhe des Belledonne-Gebirges dagegen, dessen schneeige Kämme die schönste Zierde des Vergrahmens von Grenoble bilden, liegt bei Uriage das Fort des Quatre Seigneurs (940 m). Das westlich benachbarte Plateau von Herbey zwischen Romanche, Drac und Isère beherrscht Fort Montavie (548 m), während Fort de Comboire (442 m) schon von einer steilen Höhe des linken Drac-Ufers das Thal dieses Flusses überwacht. Geplant sind zum Schluß des Festungsringes auch auf der Westseite Grenobles ein Fort bei St. Nizier

Digitized by Google

und Batterie-Stände bei Saſſenage. Die Vollendung dieſer Arbeiten wird dem Kranze von Befeſtigungen eine Ausdehnung von 39 km geben.

Die Lage dieſer großen Feſtung macht ſie zum Sitz der Centralleitung der Vertheidigung des ſüdöſtlichen Frankreich. Von ihr aus ſind am zweckmäßigſten die Maßregeln gegen die drei vorausſichtlichen Operationsrichtungen einer italieniſchen Invaſionsarmee einheitlich zu leiten. Von beſonderer Tragweite iſt die Möglichkeit, durch das Romanche-Thal noch immer die Verbindung mit Briançon aufrecht zu erhalten, auch wenn nördlich und ſüdlich von dieſem Platze feindliche Heere ſchon die Grenze weit überſchritten haben ſollten. Selbſt dann, wenn einem ſtarken italieniſchen Heere die Einſchließung Briançons gelungen wäre, würde das unmittelbar weſtlich von Briançon anſteigende vergletſcherte Hochgebirge von Diſans (Pelvoux-Gruppe) dennoch eine Verbindung und ein Zuſammenwirken zweier Armeen, welche längs dem Iſère-Thale und über die mittlere Durance vordrängen, verhindern. Die „Barrière Gréſivaudane“ bleibt, weil die Maſſive der Pelvoux-Gruppe und der Belledonne ihrer Front vorliegen, nur an den Endpunkten auf weit getrennten Wegen angreifbar, und ihre Vertheidiger werden in ihrer Stellung zwiſchen zwei weit getrennten Gegnern jedem derſelben mit ungetheilter Kraft entgegenzutreten vermögen.

Stemmen Albertville und Aiton ſich einer italieniſchen Offenſive in Savoyen entgegen, ſo iſt Grenoble das letzte und größte Hinderniß, welches einem durch den Süden des Dauphiné geführten Angriff Halt gebietet. Der Col de la Madeleine wäre auch auf der italieniſchen Seite leicht vollſtändig fahrbar zu machen, wie er es auf der franzöſiſchen bereits iſt. Er böte dann einen tauglichen Weg für ein Eindringen der Italiener in das Thal der Ubaye. Seine kleinen Feſtungen, Fort Tournoux (1420 m) und Fort St. Vincent, ſind in letzter Zeit erheblich verſtärkt worden durch vorgeſchobene Werke und Batterien, die

Grenoble (Baſtille und Fort Rabot).

bis auf Gipfel von 2500 m Höhe hinaufreichen. Sie ſind nur auf ſchlechten Saumpfaden umgehbar und würden bewältigt werden müſſen, bevor an ein weiteres Vorgehen über die mittlere Durance zu denken wäre. Die Durance iſt ein wilder, kräftiger, nur auf Brücken überſchreitbarer Alpenſtrom. Und gerade in der Gegend, auf welche ein Vordringen der Italiener im Thale der Ubaye zielen würde, erhebt ſich hart über dem rechten Ufer des Stromes das Bergmaſſiv des Gapiau (1558 m), auf deſſen hohen Stufen auch eine beſcheidene franzöſiſche Streitmacht in ungemein feſter Stellung dem Angriff weit überlegener feindlicher Streitkräfte auf die Durance-Linie getroſt entgegenſehen könnte. Ihre Ueberſchreitung dürfte nur mit großen Opfern zu erkämpfen ſein. Die Nothwendigkeit, für ein weiteres Eindringen nach Frankreich Fühlung zu ſuchen mit der Nordarmee in Savoyen, würde dann nothwendig den weiteren Fortſchritt einer bis hierher erfolgreichen italieniſchen Armee nach Norden lenken, gegen die ſehr feſte Vertheidigungslinie, welche in geringer Entfernung vor den Forts von Grenoble die Vereinigung von Drac und Romanche den Franzoſen bereitet. So lange Albertville und Aiton Stand halten, iſt ein Angriff auf dieſe Stellungen vor Grenoble ausſichtslos. Jeder Mißerfolg, der an der Barrière des Gréſivaudan den italieniſchen Armeen zuſtieße, könnte für ſie verhängnißvoll werden, wenn gleichzeitig der Umſchwung der Kriegslage den Vertheidigern Briançons die Kraft giebt, gegen die Rückzugslinien der feindlichen Heere im Norden und Süden in Wirkſamkeit zu treten.

So iſt für die Vertheidigung des Dauphiné, ſelbſt wenn ihr nur geringe Truppenmaſſen gewidmet werden können, durch die Natur des Landes und durch die großartigen Anſtrengungen der Franzoſen zur Befeſtigung der wichtigſten Punkte in ſehr wirkſamer Weiſe geſorgt.

Noch erfordern der ſüdlichſte und der nördlichſte Theil der franzöſiſchen Alpengrenze geſonderte Beachtung. Durch die Abtretung Nizzas iſt der Grenzſchutz Italiens gegen

Digitized by Google

Frankreich besonders ernstlich geschädigt worden. Früher war Italien in der Lage, in dem einen Nizza auf einem Fleck alle Uebergänge der Seealpen und der Ligurischen Alpen gleichzeitig zu vertheidigen. Jetzt ist dieser Schlüssel Liguriens und Piemonts in Frankreichs Hand, und die Sehnsucht der Italiener, wieder nach ihm zu greifen, wird gedämpft durch den dornigen Gürtel von Forts, welcher die ganze herrliche Umgebung Nizzas seit 1877 zu einem großen befestigten Lager umgestaltet hat. Wer die berühmte Küsten-Straße auf dem Bergsims — die Corniche — bewandert, befindet sich während des ganzen Emporsteigens von Roccabruna bis jenseits La Turbia beständig im Schußbereich des Forts auf der Tête de Chien (573 m), welches von Westen her die malerische Felsenhalbinsel von Monaco überragt, und gewahrt hoch über sich auf dem Kamme, an dessen Lehnen die Corniche entlang führt, die noch immer fortschreitende Arbeit an den 600 bis 700 m hoch liegenden Forts von La Forna, La Revere und La Drette, die Anstrengungen für ihre Wasserversorgung und für die Herstellung fahrbarer Verbindungen auf dem First der steilen Höhen. Diese Kette von Forts beherrscht nicht nur alle Theile der Corniche, sondern auch das nächste tiefer liegende Binnenland mit einem langen Stück der Straße gegen den Col di Tenda. Kleinere Werke vermitteln im Westen den Anschluß dieser Kette von Forts an die Befestigungen des Hafens von Villafranca. Im Kriegsfalle denkt man auch die beherrschenden Höhen im Westen des Paglione, namentlich den Monte Macarone (807 m) und den Mont Chauve de Tourette (783 m), mit Befestigungen zu krönen. Ehe aber dieser Festungsgürtel um Nizza überhaupt auf eine Probe seiner Widerstandskraft gestellt werden könnte, müßten bereits weiter vorgeschobene, sehr feste Stellungen dem Gegner in die Hände gefallen sein. Nicht an den Forts von Nizza würden die Franzosen die Vertheidigung aufnehmen, sondern an der Roja. Die Grenze zwischen Frankreich und Italien folgt nur auf kurze Strecken

Grenoble und die Kette der Belledonne.

am Oberlauf und Unterlauf dieses Flusses der Wasserscheide zwischen ihm und den westlicheren Flüssen Var und Paglione. Das mittelste Stück des Roja-Gebietes, gerade das militärisch wichtigste, gehört zu Frankreich; hier liegt die in blutigen Kämpfen bewährte Position von Saorgio (434 m). Die Roja, welche im Becken von Tenda ihre Quelladern gesammelt, durchbricht hier einen von Westen nach Osten verlaufenden Bergriegel von etwa 2000 m Höhe. Bei der Unmöglichkeit, den Durchgang durch ihre wilde Engschlucht überhaupt zu erzwingen, muß der Angreifer sich der beherrschenden Höhen mindestens auf einer Seite des Thales zu bemächtigen suchen. Namentlich die des rechten Ufers, das Plateau von Millefourches (2070 m) auf dem Mont Authion ist 1793 und 1794 der Schauplatz hartnäckiger Kämpfe gewesen. Es ist wohl das höchste Schlachtfeld Europas. Die Franzosen versuchten damals vergeblich, den Oesterreichern und Piemontesen diese ungemein feste Stellung zu entreißen. Heute ist sie in den Händen Frankreichs. Noch hinter ihr liegen zu beiden Seiten des Thales der Bevera, welches die Tenda-Straße vor der Annäherung an Nizza queren muß, auf dem Col de Brouis (830 m) und dem Col de Brans (1003 m) zwei brauchbare Vertheidigungslinien, und zwischen ihnen über Sospello das Kuppel-Fort des Mont Barbonnet (846 m). Selbst für die militärisch wenig in Betracht kommenden Thäler der Besubia und der Tinea sind zur Vertheidigung ihrer Engen bereits die Plätze von künftig herzurichtenden Befestigungen ausgewählt.

Wenn so die französische Grenzvertheidigung ihren rechten Flügel, sicher vor jeder Umgehung, unmittelbar an das Mittelmeer anschließt, bildet eine ebenso wertvolle Stütze des linken Flügels die Neutralität der Schweiz. Sie deckt die Franzosen gegen jede Gefahr einer nördlichen Umgehung des Mont-Blanc-Massivs über den Großen Bernhard oder den Simplon. Fraglich bleibt nur, ob diese durch Verträge verbürgte und durch eine nicht verächtliche

Digitized by Google

Waffenmacht vertheidigte Neutralität nicht noch unmittelbarer einen großen Theil Savoyens deckt gegen jede Invasions-Gefahr. Der Wiener Kongreß dehnte, um dem Königreich Sardinien wider französische Angriffsgelüste eine Deckung des am schwersten zu vertheidigenden nördlichen Savoyen zu schaffen, die der Schweiz zugesicherte Neutralität auch aus auf die Landschaften Chablais und Faucigny, sowie auf alle übrigen Theile Savoyens, welche nordöstlich einer Linie lagen, die von Ugine über Faverges und Lescheraines nach dem Lac du Bourget und von dort zur Rhone liefe[1]). Den sardinischen Truppen dieses nordsavoyischen Gebietes ward im Kriegsfall freier Rückzug durch das Wallis nach Italien zugesichert und festgesetzt, daß keine Truppen anderer Mächte in diesen Landstrich eindringen dürften mit Ausnahme der Truppen, welche etwa die Schweiz dahin vorzuschieben für gut finden könne. Die ganze Sachlage, welcher diese Neutralisirung Nord-Savoyens entsprang, hat sich durch die Abtretung Savoyens an Frankreich umgestaltet. Dennoch ist eine förmliche Aufhebung der Neutralität dieses Gebietes nicht erfolgt. Daß im Falle eines Krieges dieser Landstrich nicht ausgeschlossen bleiben wird von Truppenbewegungen, steht von vornherein fest. Denn eine wichtige Verkehrslinie, die Mont Cenis-Bahn, durchschneidet von Culoz bis Aix les Bains das 1815 neutralisirte Land. In ihrer Ausnutzung für die Zwecke der Landesvertheidigung werden sich die Franzosen gewiß durch die Rücksicht auf die unter ganz anderen Voraussetzungen beschlossene Neutralisirung nicht im mindesten stören lassen. Bleibt aber dieser westliche Theil im Interesse Frankreichs einbegriffen in den Bereich der Heeresbewegungen, so würde niemand Italien zumuthen können, sich durch eine Anerkennung der Neutralität von Faucigny und Chablais in seinen Unternehmungen beschränken zu lassen. Sollte die Schweiz Miene machen, dennoch für diesen ihr nächstliegenden Theil die Neutralität zu fordern und mit eigener Truppenmacht zu schützen, so hätte Italien allen Grund, über solch eine einseitige Anwendung eines anscheinend veralteten internationalen Uebereinkommens sich zu beklagen. Denn wenn die Schweiz im Westen des neutralen Gebietes Frankreich frei schalten ließe und ihm obendrein durch eigene Truppen den Schutz des nordöstlichen Savoyens abnähme, also die dafür sonst nöthigen französischen Truppen für andere Zwecke verfügbar machte, würde sie sicher eine Parteinahme wider Italien an den Tage legen und leicht in den Strudel des großen Kampfes hineingerissen werden. Man kann zu der Umsicht des Bundesrathes das Vertrauen haben, daß er sich hüten würde, wegen der problematischen Neutralität Savoyens die Schweiz zwischen zwei Mühlsteine geraten zu lassen.

Die Gesammtheit der großartigen Vorbereitungen Frankreichs zum Schutze seiner Alpengrenze bedarf keiner langen Erläuterungen. Frankreich hat diese Grenze derartig befestigt, daß auch eine kleine Truppenmacht, die zwei Armee-Corps nicht übersteigen dürfte, ausreichend erscheint zu ihrer Vertheidigung gegenüber noch so überlegenen italienischen Streitkräften. Die Volkskraft seines Heeres will Frankreich gegen Deutschland verfügbar behalten. Darum kann auch die höchste Werthschätzung des italienischen Bündnisses die Deutschen nicht der schweren Pflicht überheben, ihre eigene Wehr so stark zu machen, daß sie niemand in der Welt zu fürchten haben, als Gott allein.

[1]) G. Fr. de Martens, Recueil de traités. Supplém. VI. Göttingen 1818, S. 175, 421. Nouveaux Supplem. I. Göttingen 1839, S. 469.

Die Weltanschauung Mohammed's.

Ein Naturgemälde nach dem Koran.

Von G. Coordes.

Ia radjel,	ia marra,	ia ald,	ia bekra,	Es ssalamu alikum!
(O Mann,	o Frau,	o Sohn,	o Tochter,	Der Gruß (Gottes) mit Euch!)

Jede Religion stand zur Zeit ihrer Entstehung in vollständiger Uebereinstimmung mit der Weltanschauung des Volkes, unter dem sie entstand, und diese letztere ist nur eine erweiterte, potenzirte Wiedergabe des entsprechenden Landschaftsbildes. Will man das Weltbild verstehen, das Mohammed im Koran zeichnet, so muß man sich stets das landschaftliche Bild Arabiens vor Augen stellen; dann aber versteht man sofort sowohl die Armuth des koranischen Naturgemäldes, wie das schauervolle Bild der Hölle, das der Prophet entwirft, und das zauberische Bild der Gärten Edens, das er seinen Gläubigen vorhält. — Der südliche Theil Arabiens, den man ehemals, im Gegensatz zu dem gänzlich der Niederschläge entbehrenden, das „reiche Arabien", das „glückliche Arabien" nannte, ragt in die Region der regelmäßigen Sommerregen hinein und erfreut sich der Erquickung, die sie bringen; ohne sie wäre Arabien fast unbewohnbar, durch sie kommt eine kräftige Vegetation zu stande die aber in der regenlosen Zeit wieder verschwindet. Das übrige Küsten-Arabien ist Wüste; nur hie und da rieselt eine Quelle, und eine Oase ladet zum Rasten ein. Auch Hedschas, das „heilige Gebiet", entbehrt fast jeder Vegetation, und der Südrand Arabiens heißt Hadramaut, „Land des Todes". Auch über die nackten Felsen von Maskat wölbt sich im Sommer ein wolkenloser Himmel, nur in den Wintermonaten benetzen spärliche Niederschläge den östlichen Abbruch der großen arabischen Wüstentafel mit seinen hohen, steilen, sonnedurchglühten Felsen. Nur Nedsch, „das Hochland" Mittelarabiens, ist reich an Oasen, und reizende Bergströme füllen in der Regenzeit die „Wadis" (Winterbäche). — Das Klima Arabiens ist halb afrikanisch: in einzelnen Gegenden steigt die Mittagswärme im Schatten auf 32°, in der Sonne auf 53° R. und ertödtet alles Leben; in den höheren Gegenden finden dagegen große Gegensätze von Wärme und Kälte statt, und da, wo Vegetation ist, fällt starker Thau, oft reift es auch. — In diesem Lande entstand der Koran, die Sammlung göttlicher Offenbarungen an den Propheten, die Mohammed's Schüler auf Palmenblätter, Pergament, oder selbst Steine niederschrieben und hernach Abu Bekr sammelte. Ordnung und Gleichmaß fehlt deshalb im Koran wie in den einzelnen (114) Suren (Kapiteln); zuweilen sind sie biblisch erhaben, meist aber breit, schwulstig und voll Wiederholungen, die sich nicht immer decken. Man würde indeß irren, wenn man, wie das lange Zeit geschehen, Islam und Koran für eitel Finsterniß und

Digitized by Google

Kulturfeindschaft halten wollte. Daß der Islam mit der Wissenschaft und der modernen Kultur durchaus unvereinbar sei; daß es niemals eine mohammedanische oder arabische Wissenschaft gegeben habe; daß der Islam unfähig sei, etwas zu lernen und sich fremde Ideen anzueignen: diese Behauptungen sind seit geraumer Zeit von allen Völkerschaften aufgestellt worden, die sich an der Türkei bereichern wollten und dazu eines bestechenden Vorwandes bedurften.

Der überlieferte Satz von der Bildungsunfähigkeit des Islam und von der Unempfänglichkeit der Mohammedaner für Wissenschaften und kulturellen Fortschritt muß Widerlegung erhalten, da sowohl die Vergangenheit als auch die Gegenwart den Nachweis führt, daß der Islam eine hohe wissenschaftliche und kulturelle Bedeutung gehabt hat, und daß es auch den heutigen Mohammedanern an der Fähigkeit und dem Wunsche für moderne Fortbildung nicht mangelt. Ist es denn nicht so, lesen und hören kann man es häufig: „Was den Mohammedaner besonders kennzeichnet, ist sein Haß gegen die Wissenschaft, und die Ueberzeugung, daß philosophische Nachforschungen unnütz, frivol, ja fast gottlos seien." Darauf antwortet man mit folgenden Stellen aus dem Koran: „Ehret den, der eure Kenntnisse um etwas vermehrt, wie einen Vater. — Suchet die Wissenschaft, und sollte ihr bis nach China gehen müssen. — Wem soll man die Macht anvertrauen? Dem Weisesten." Wahrlich, der Koran enthält eine Fülle von Weisheit und hebt überall den Werth von Bildung und Gelehrsamkeit ehrend hervor. Aus vielen Koranstellen nur einige: „Treten wird am Auferstehungstage fürsprechen vergönnt sein: dem Propheten, den Gelehrten und den Blutzeugen; die Tinte der Lehrer ist gleich dem Blute der Märtyrer." Solche Koranaussprüche erklären auch die spätere Bedeutung der Araber für die Fortentwickelung der Wissenschaft. — Wo der Islam herrscht, sei es wo es sei, sind Schulen zum Koranlesen.

Ich betone unter anderen die Thatsache, daß der Tag, an welchem ein Kind zum ersten male die Schule besucht, in den mohammedanischen Familien als hoher Festtag begangen wird, woraus man sicher nicht folgern kann, daß das Verständnis für das Wissen bei den Mohammedanern geringer sei, als bei anderen Völkern und Religionsgenossenschaften, die diesen Tag unvermerkt verstreichen lassen. Wenn der Islam seit 200 Jahren zurückgegangen ist, so ist es nicht minder wahr, daß er seit Jahren die stärksten Anstrengungen macht, das Verlorene nachzuholen. Nur thut man ihm dabei immer das Unrecht an, ihn mit hochentwickelten Völkern zu vergleichen, und daß man ihm eine fremde Kultur unvermittelt aufdrängen will und sich beklagt, wenn die fremde Pflanze auf dem unvorbereiteten Boden nicht wachsen will.

Ist nicht die Kunst des Islam eine Kulturthat, ja eine der schönsten und schmuckvollsten Blüthen des menschlichen Geistes? Zwar beschränkt sie sich nur auf Weberei, auf Baukunst und Ornamentalmalerei, da Figurenmalerei und Plastik nach den Satzungen des Koran ausgeschlossen ist; aber die Arabeske, die Verbindung von stilisirter Pflanzenornamentik und geometrischen Figuren, diese den Arabern durchaus eigene Kunstgebung, ist bei ihnen zur höchsten Blüthe und Ausbildung gelangt, und die maurischer Monumente der Pyrenäischen Halbinsel sind ein ewiger Beweis von der hohen Kulturblüthe, zu welchem islamitische Nomadenschwärme sich unter günstigen Verhältnissen emporzuschwingen vermochten.

Und will man den Kulturwerth einer Religion darnach bemessen, was dieselbe in der Gesittung anderer Völker, mit anderen Worten: in der Mission geleistet, so ist das Verdienst des Islam wahrlich nicht gering. Was der christliche Europäer erst jetzt in seinen afrikanischen Kolonien durch Gesetze und Verordnungen einzuführen für nöthig fand, die Enthaltsamkeit von geistigen Getränken, ist ein Korangebot. Unter christlichem Einflusse sind durch den Branntwein ganze Naturvölker demoralisirt; die Moslemin sehen mit Verachtung darauf. Und ferner: der Koran verbietet, Glaubensgenossen zu kaufen und zu verkaufen; ein Volk, das dem Islam sich zugewandt, schafft in sich und unter sich den Sklavenhandel ab, und da der gläubige Anhänger des Propheten von fanatischem Missionseifer beseelt ist, muß die Zahl der Sklavenvölker mehr und mehr schwinden. Es ist auch nicht wahr, daß der Islam z. B. in Afrika nur durch Feuer und Schwert seine Ausbreitung findet: unsere christlichen Missionäre bezeugen, daß friedliche Hirten und Händler die Boten sind, und um so wirksamer, als sie an den meisten Orten zugleich die Vertreter höherer Civilisation sind. Kleidung, Wohnung und die ganze Lebenshaltung wird eine andere unter mohammedanischem Einfluß. Dazu ist ihre Religion nicht so transcendental, sondern besteht in einfachen Gebräuchen und Grundsätzen, und das begünstigt sie bei den Naturkindern; die Mischung aus Judenthum, Christenthum, und arabischem Sabäismus ist ihnen durchaus mundgerecht gemacht, der starre Monotheismus durch den sinnlichen Endämonismus verzuckert, und so hat der Islam vielleicht die Aufgabe, eine Quarantaine gegen mittelafrikanischen Fetischismus und Kannibalismus, sowie gegen ekstatischen Pantheismus zu sein, und der Koran ist das Mittel zur Lösung dieser Aufgabe, denn er ist des Mohammedaners Lehrbuch nicht bloß der Theologie, auch der Philosophie, Jurisprudenz und Politik.

Der Koran ist gewiß kulturgeschichtlicher Beachtung werth. Nur das Naturgemälde des mohammedanischen Religionsbuches ist arm, sehr arm, ganz der Reflex der Außenwelt auf die Einbildungskraft; „eine traurige Einförmigkeit von Grasfluren und staubbedeckten Einöden konnte nur in eigenthümlichen selteneren Fällen das Naturgefühl beleben" (Kosmos); und wir vermissen bei Mohammed überall die hinreißende Schilderung der vorislamitischen Wüstendichter, die die überwältigende Großartigkeit der arabischen Einöde mit ihren wilden Reizen und jähen Todesschrecken bewunderungswürdig beschreiben.

Wie ganz anders, wie erhaben sind dagegen die Naturschilderungen der Heiligen Schrift! Aber was ist auch Arabiens Wüste gegen das Land, da Milch und Honig innen floß! Und wo Mohammeds Schilderungen und Geschichten der Heiligen Schrift entnimmt, da werden sie zu Phantastereien, Zaubergeschichten 2c. — Wer kennt nicht aus Tausend und Eine Nacht die Fabeln von Noah, David und Salomo! —, im arabischen Märchenstil wunderbar ausgemalt, wenngleich mit seinerem Geschmack als im jüdischen Talmud. Wir übergehen sie wie alle Ausschmückungen, die Mohammeds Lehren später durch die Ausleger erhalten haben, und stellen mit eigenen Worten des Koran[1]) das zusammen, was unser Thema fordert.

Bism-Allah! (Im Namen Gottes!)

La illaha ill'alláh! Mohammedur rasul alláh!

„Wahrlich, unser Herr ist Gott, der da erschaffet hat die Himmel und die Erde, und was zwischen beiden ist, in sechs Tagen, und sich dann auf seinen Thron setzte, und sein Thron stand auf den Wassern. (Von dem Wasser stieg Dunst auf, daraus bildete Gott die Himmel, und so ward die Erde sichtbar.) Er erhöhte die sieben Himmel, ohne sie auf sichtbare Säulen zu stützen, zu einer wohlgestützten Decke, und ist kein Riß noch Spalte in ihr, einen Himmel über den andern, und den untersten hat er ausgeschmückt

[1]) Uebersetzt von Ullmann.

Digitized by Google

mit der lichten Sternen-Pracht. Er schuf Sonne, Mond und Sterne, welche ganz seinem Befehle unterthan sind. Alle Himmelskörper haben ihren bestimmten Lauf und drehen sich alle schnell in ihrem Kreise. Und dem Monde hat er gewisse Wohnungen bestimmt (28 Sterne, die sogenannten Häuser des Mondes), durch je eine geht er in jeder Nacht, bis er zurückkehrt gleich dem Zweige eines Palmbaumes (d. h. bis er wieder Neumond wird und wie ein Palmzweig zusammenschrumpft und gelb wird). Jeder Himmel hat seine eigene Verrichtung. Es ziemt sich nicht für die Sonne, daß sie den Mond in seinem Laufe einhole, sondern ein jedes dieser beiden Lichter bewegt sich in seinem bestimmten Kreise und Pfade, nach bestimmten Regeln. — Und Gott setzte Thürme an den Himmel als Wache (den Thierkreis) und schmückte sie aus für die Beschauenden und schützte sie vor dem gesteinigten Satan (der hinaufsteigen möchte, um die Geheimnisse des Himmels zu belauschen). So aber einer doch heimlich lauscht, so verzehret ihn gleich hell lodernde Flamme (die Sternschnuppen sind Sternschüsse zur Vertreibung und Steinigung des Satan) und höret nicht die Reden der erhabenen Fürsten (der Engel). Und im siebenten Himmel, am Garten der ewigen Wohnung (zur rechten Seite des göttlichen Thrones) steht der Lotosbaum, der nicht überschritten werden darf. — Gott ruft die Morgenröthe hervor und setzet Sonne und Mond zur Zeitrechnung, und die Sterne als Wegweiser, die euch leiten sollen, denn er ist der Herr der beiden Osten und beiden Westen (der beiden Sonnenwenden) und hat eingesetzet den Mond zum Licht und die Sonne zur Fackel. Und der Mondwechsel dient den Menschen die Zeit und die Wallfahrt (nach Mekka) zu bestimmen. Ich (Mohammed) schwöre es bei den Sternen, welche sich rück- und vorwärts schnell bewegen (die Planeten: Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn) und bei dem Nachtsterne voll durchdringender Klarheit (den Plejaden?)."

Gott ist es, der die Erde ausgedehnt gleich und eben, und feste, unwandelbare Berge hinein versetzt als Pfeiler, daß sie nicht wanke unter euch, und Flüsse geschaffen und von jeder Fruchtart ein doppeltes Geschlecht hervorgerufen nach einem bestimmten Maß. — Auf der Erde giebt es Theile, die das Wasser trennt, und Theile, die verbunden sind, und Landstriche von verschiedener Güte, so genau sie auch sonst an einander grenzen, und Wege durch die Berge; und in den Bergen finden sich Adern von verschiedener Farbe, weiße, rothe und rabenschwarze. Gott ist es, der da ausreinanderhält die beiden Gewässer, von welchen das eine frisch und süß (Quellwasser), das andere gesalzen und bitter ist (Meerwasser), und die beiden Meere (das Arabische und Persische?) hat er freigelassen, damit sie sich begegnen, aber ein Riegel ist zwischen beiden, damit sie sich nicht vermischen können. Und der Berg Kaf gehet um die ganze Erde. (Der Erdkreis erscheint also schüsselförmig; der Berg Kaf, d. h. die Höhe, die Krone, ist der gegen das Meer abschließende Rand.)

Die Menschen schuf Allah von einem Manne, und aus diesem dessen Frau, und aus beiden ließ er entstehen viele Männer und Frauen. Er schuf Adam aus gelättertem, schwarzem Lehm und trockenem Thon und gestaltete ihn vollkommen und hauchte ihm von seinem Geiste ein und gab ihm Gesicht, Gehör und Herz; und vor ihm schuf er die Dämonen aus dem Feuer des Samum. Den Geist des Menschen und die Dschinnen (die Genien der Natur und der Familie) schuf er aus reinem Feuer, und die Engel hat er ausgestattet mit zwei und drei und vier Paar Flügeln.

Darauf lehrte er Adam die Namen der Dinge, die selbst die Engel nicht wußten; und die Engel verehrten den Adam nach Gottes Geheiß, mit Ausnahme des Satan. Gott sprach zu ihm: Was hält dich ab, ihn zu verehren, wie ich dir geboten? Der antwortete: Weil ich vorzüglicher bin denn Adam, da du mich aus Feuer erschaffen und ihn nur aus Thon. Und Adam und sein Weib bewohnten das Paradies, aber Satan vertrieb sie daraus.

Ihr Gläubigen, fürchtet den Herrn! Die Menschen schaffet er aus Samen, aus den vermischten Samentropfen beider Geschlechter, aus schlechtem Wasser, kommend aus den Lenden (des Mannes) und aus den Brustbeinen (des Weibes). Er gab euch (vor der Geburt) einen sicheren Aufenthalt und Ruheort in den Lenden des Vaters und dem Leibe der Mutter, und hat euch im Leibe der Mutter in dreifacher Finsternis (Umhüllung, nämlich in dem Becken, in der Gebärmutter und in den Membranen, welche den Embryo einschließen) nach und nach entwickelt. Denn er kennet die Leibesfrucht eines jeden Weibes, und wie der Mutterleib sich verengert und dehnet. Er macht den Samen zu geronnenem Blut, und das geronnene Blut zu einem Stück Fleisch, und dieses Fleisch wieder zu Knochen, und diese Knochen bedeckt er wiederum mit Fleisch, woraus er dann ein neues Geschöpf entstehen läßet in zweierlei Geschlechtern.

Auf seinen Befehl steigen die Engel mit dem Geiste nieder (und bringen ihn dem neugeborenen Menschen), und ein jeder Mensch hat seine Engel, die sich einander abwechseln, und die vor ihm her und hinter ihm her gehen und ihn bewachen (die Engel sind die Vermittler mit Allah, und deshalb ist auch das Gebet des Mohammedaners in Form und Inhalt stets ein Zwiegespräch mit den ihm zur Seite stehenden Engeln).

Ihr Gläubigen, fürchtet Gott! Siehe, er hat euch eine schöne Gestalt gegeben. Aber zu denen, die den Sabbath entweiht, sprach er: Werdet Affen und ausgeschlossen von der menschlichen Gesellschaft, ein Beispiel für Mit- und Nachwelt und eine Warnung den Frommen. Andere, welche Gott verflucht hat, und über die er zürnte, hat er in Schweine verwandelt, die Jungen in Affen und die Alten in Schweine.

Und Gott schuf alle (andere?) Thiere aus Wasser (Samentropfen?); einige kriechen auf dem Bauche, andere gehen auf zwei, und andere wieder auf vier Füßen, und breitete sie über die ganze Erde aus, wie die Menschen. Aber die Menschen und die wilden und zahmen Thiere sind verschieden von Farbe.

So hat Gott geschaffen die Erde in zwei Tagen (in den ersten zwei Tagen der Woche) und hat sie gesegnet, und er legte in sie die Nahrung für alle Wesen, so danach verlangen, in zwei Tagen; dann bildete er den Himmel zu sieben Himmeln in zwei Tagen. Er, Allah, bereitete euch zum Teppich die Erde und zur Zierde, und den Himmel zum Gewölbe, alles für euch; er dehnte den Himmel zu sieben Himmeln. Ihn preisen sie und die Erde und was in beiden ist.

Und Himmel und Erde bildeten eine feste Masse, bis sie Allah öffnete und durch das Wasser allen Dingen Leben gab. (Das Wasser ist dem Propheten überhaupt Quelle und Bedingung alles Lebens.) Du siehest die Erde manchmal trocken und dürr; sowie Gott aber Wasser auf sie herabsendet, dann kommt sie in Bewegung und schwillt auf und bringet alle Arten üppiger Gewächse hervor. Siehst du nicht, wie Gott die Wolken sachte fortbewegt, sie dann zusammenzieht und zu einem Haufen ballt? Er läßt Wasser vom Himmel strömen, und die Bäche fließen in der ihnen bestimmten Bahn (die Wadis, die Regenflüsse), um die Erde nach ihrem Todesschlafe (in der trockenen Jahreszeit) neu zu beleben, euch damit zu tränken und die Bäume zu befeuchten und Früchte zu eurer Erhaltung hervorzubringen,

Digitized by Google

das Sauerkorn, das verschiedene Speisen giebt, und den Dattelkern und alles Grüne und das in Reihen wachsende Korn, und Palmbäume, an deren über einander hängenden Zweigen die Datteln gedrängt voll hängen, und Gärten mit Trauben, Oliven und Granatäpfeln aller Art, alle Gewächse der Erde, welche Menschen und Vieh verzehren, und der Erde Gewand und Schmuck verleihen. Da giebt es ferner Weingärten, Samen- und Palmbäume, welche verwandt sind (d. h. deren mehrere aus einer Wurzel hervorwachsen) und nicht verwandt sind. Einerlei Wasser befeuchtet sie, und dennoch machte Gott, daß die einen vor den anderen im Genusse bevorzugt werden. (Solches alles bringt das Wasser hervor.) Aber auch den Steinen entquellen Bäche; andere spalten sich, und es fließt Wasser heraus, und die Fluthen tragen den schwimmenden Schaum. Gott ist sehr groß. (Der Morgenländer redet nicht gern in unbestimmter Person. Auch die Heilige Schrift sagt nicht: es regnet, es hagelt ꝛc., sondern: Gott läßt regnen, hageln ꝛc.; ebenso der Koran.) Gott ist es, der die Winde sendet und die Wolken erhebt und sie nach seinem Willen am Himmel ausbreitet; dann stürzen unter Donner und Blitz und in Finsternis die regenschwangeren Wolken mit Hagel vom Himmel, und des Blitzes Strahl blendet das Auge. (Wie paßt sich so alles den arabischen Verhältnissen an! „Wo dem Boden der Schmuck der Wälder fehlt, beschäftigen die Lufterscheinungen, Sterne, Gewitter und langersehnter Regen um so mehr die Einbildungskraft.“ [Kosmos.] Vergleichen wir damit die Religion der alten Germanen: Alles auf den Wald berechnet! Bei dem Araber alles auf die Wüste!) Ja, Allah ist groß! Es fällt kein Blatt vom Baume, Allah weiß es. Es ist kein Samenkorn in der dunklen Erde, es giebt nichts Trockenes und nichts Grünes, das nicht aufgezeichnet wäre in seinem deutlichen Buche. Was Gott will, das mag kommen, nur bei ihm allein ist die Macht. Er kann ja über deinen Garten Heuschrecken vom Himmel herabsenden, so daß er in dürren Staub verwandelt wird; oder er kann sein Wasser so tief in die Erde versenken, daß du es nicht herauf zu schöpfen vermagst; oder er sendet verderbenden Wind, der die Saaten gelb macht oder sie mit Sand bedeckt.

Aber er versorgt euch auch mit Nahrung vom Himmel und von der Erde. So hat er auch die Thiere geschaffen zu eurem Nutzen, zur Erwärmung und Bequemlichkeit und zu eurer Nahrung. Sie sind auch eine Zierde, wenn ihr sie des Abends nach Hause und des Morgens auf die Weide treibt. — Einige Thiere sind zum Lasttragen, die Pferde, Maulthiere und Esel, andere zum Schlachten bestimmt. Und Gott hat sie euch hergesandt, von den Schafen ein Paar, und von den Ziegen ein Paar, von den Kameelen ein Paar und von den Rindern ein Paar (daß sie nicht aussterben, sondern sich vermehren); so hat er auch Mehreres geschaffen, das ihr nicht einmal kennt. Und er tränket euch mit dem, was in der Thiere Leiber die Mitte hält zwischen Unrath und Blut, nämlich mit der reinen Milch. (Nach Mohammed's Meinung gehen die gröberen Theile der Nahrung in Unrath über, die feineren in Milch, die feinsten in Blut.) Und dein Herr lehrte die Biene, und aus ihrem Leibe kommt nun eine süßflüssigkeit, die verschieden an Farbe ist und Arznei für den Menschen enthält. Solches alles zum Heil des Menschen, so lange er lebet.

Aber zur Zeit ihres Todes nimmt Gott die Seelen der Menschen zu sich. Auch im Schlaf kommen die Seelen vor Gott, und wer nun sterben soll, des Seele behält er zurück; wer aber noch leben soll, dessen Seele sendet er wieder herab, bis zur bestimmten Zeit, wenn in der Todesstunde des Menschen Seele bis an die Kehle steigt. Dann läßt er ihn sterben; darauf wird er, sobald er will, ihn wieder auferwecken — und dann kommt die Stunde des Gerichtes. —

(Schluß folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Das Land Pun der Hieroglyphen.

Gelegentlich einer kritischen Besprechung der Petrie'schen Sammlung von Völkertypen von den ägyptischen Denkmälern giebt G. Tomkins (im „Journal Anthrop. Instit. Great Britain and Ireland“, Febr. 1889) auch eine interessante Zusammenstellung von älteren und neueren Nachrichten über das Land Pun und die Expedition, welche die Königin Hatasu dorthin veranstaltete. Tomkins ist der Ansicht, daß Pun nur in Arabien zu suchen sei, nicht im Somali-Land; die Abbildung einer Giraffe, auf welche sich Dümichen und andere Vertreter der gegentheiligen Ansicht stützen, steht nicht unter den Produkten von Pun, sondern in einer anderen Zeile, welche die Rückkehr einer nach Kusch entsandten Karawane darstellt. Ueber dem abfahrenden Schiffe steht das Kommandowort „Nach Osten“. Den Landungshafen sucht Tomkins in Mnya, der Vergängerin von Mokka, deren Hafen freilich jetzt Festland geworden ist, die aber in den Sabäerzeiten ein hochwichtiges Handelsemporium war. Dort finden sich auch heute noch die in ihrer ganzen Höhe terrassirten Felsabhänge, auf denen der Weihrauch gebaut wurde, und über welche die ägyptischen Offiziere so sehr erstaunten. Der Ingenieur, General Haig, hat neuerdings auf einer Reise von Hodeida nach Sanâa, der alten Hauptstadt von Yemen, Gelegenheit gehabt, sie zu besichtigen. Er fand die ganze Westseite des 8000 Fuß hohen Bergzuges, den er zu übersteigen hatte, vom Fuß bis zum Gipfel — auf eine Höhe von mindestens 6000 Fuß — terrassirt. Meilenweit liefen die Terrassen an den Berghängen hin, kaum doppelt so breit, wie die Stützmauern hoch sind, heute noch völlig wohlerhalten und dem Ackerbau der allerdings spärlicher gewordenen Bevölkerung dienend, eine der staunenswerthesten menschlichen Leistungen, die wir auf der ganzen Erde finden können. Auch die sonstigen Trümmer von Bauten in Yemen zeigen Terrassenbau, wie schon Lenormant hervorhob. Tomkins Ansicht, daß die Königin Hatasu das Modell für ihren berühmten Tempel der Hathor in Pun, nicht in Babylonien, gefunden, ist durchaus nicht unwahrscheinlich.

Die Anhänger der Lehre, daß Pun auf der afrikanischen Seite gelegen habe, stützen sich auch auf die Rolle, welche das Gold unter seinen Exportartikeln spielt. Tomkins macht aber auf eine anscheinend wenig beachtete Mittheilung von Sir Richard Burton aufmerksam (In Academy, 20. Aug. 1887), nach welcher sich ganz zuverlässige Nachrichten zufolge eine Zone goldführender Gesteine vom nördlichen Midian längs der westarabischen Gbâts bis zu den Grenzen der vulkanischen Region von Aden durchziehe; Spuren seien gefunden worden landein von Jambu, von Mekka, von Mokka und von Hodeida. Das goldreiche Land Amm kann also ganz gut in Arabien gelegen haben.

Digitized by Google

Der arabische Weihrauch stammt bekanntlich von verschiedenen Arten der Gattung Boswellia. Durch Vermittelung des Oberst Playfair sind Ableger von drei Arten nach Indien gekommen und dort von Sir G. Birdwood kultivirt und wissenschaftlich untersucht worden. Alle zeichnen sich durch einen intensiven, citronenartigen Wohlgeruch aus; das Harz wird durch Einschnitte in den Stamm gewonnen. Zwei Arten haben gefügte Blätter, die dritte, Boswellia Frereana, dagegen hat ganzrandige, mitunter von 2 Zoll Länge, und diese ist es unverkennbar, welche der ägyptische Künstler in den vorzüglichen Alabaster-Skulpturen von Dar el Bachri dargestellt hat, und welche Hatasu nach Aegypten zu verpflanzen versuchte; sie heißt bei den Arabern Jegaar. Die Weihrauchpflanzen sind in Arabien auf die Südküste von Hadramaut beschränkt und scheinen sich hier auch im Alterthum nie weiter verbreitet zu haben; im Somali-Lande besitzen sie ein ausgedehnteres Gebiet, dessen Mittelpunkt nach Professor Maspero der Elephantenfuß zwischen Räs el Fil und Kap Guardafui bildet. Ko.

Die Malayen.

Den Mittheilungen der „Antropologischen Gesellschaft in Wien“ (Sitzungsberichte, Bd. 18, S. 84) entnehmen wir die nachfolgenden Ausführungen des Dr. Bernhard Hagen über die Malayenvölker. Infolge ihrer großen Vorliebe für das Meer, die sie Allah bitten läßt, sie nicht auf dem Lande, sondern auf der See sterben zu lassen, ist die malayische Rasse wie für den polynesischen und hinterindischen Archipel geschaffen. Der Brennpunkt und das Entstehungscentrum derselben ist auf den Hochländern West-Sumatras zu suchen, speziell in dem alten Reiche Menangkabau. Von hier aus verbreiteten sich die Völker langsam von West nach Ost, zuerst wahrscheinlich die Stämme, welche sich heute nur im Innern der großen Inseln finden (die Battas auf Sumatra, die Sundanesen auf Java, die Dajaken auf Borneo, die Alfurus auf Celebes ꝛc.). Diese „Urbevölkerung“ der Inseln verdrängte daselbst eine noch früher vorhandene Bevölkerung, als deren Reste die Negritos gelten müssen. Die Malayen im engeren Sinne, welche Sumatra, Malakka und Nord-Borneo bewohnen, sind als die letzte Völkeremission des angegebenen Rassencentrums zu betrachten, die erst im 12. bis 15. Jahrhundert n. Chr. vor sich ging. Mit den Indern und Chinesen, welche seit lange auf dem Archipel verkehren, fanden zahlreiche Mischungen und Kreuzungen statt, in einem beschränkteren Maße auch mit den Arabern. Besonders darf man daher von der Küstenbevölkerung nicht den reinen Rassentypus erwarten. Das Schädelmaterial der anthropologischen Sammlungen ist bezüglich seiner Provenienz zu ungenügend bestimmt, als daß es bei der Beurtheilung der malayischen Völker irgend welche Dienste leisten könnte. Zu besseren Resultaten führen die Messungen an Lebenden, mit denen Dr. Weisbach begann, und die von Dr. Hagen in 400 einzelnen Fällen vorgenommen worden konnten. Die Hauptschlüsse, welche der letztere Forscher aus diesem vergleichsweise reichen Materiale zieht, sind:

I. Die Völker im Innern Sumatras, die Battas, die Alfos und die Malayen von Menangkabau bilden eine eng zusammengehörige Volksgruppe, welche in ihren Mittelzahlen fast stets in direktem Gegensatz zu den vorderindischen Völkern steht, aber ebensowenig auch eine Gemeinschaft mit den Chinesen zeigt. Wir müssen und dürfen deshalb dieselbe als reinen ursprünglichen Typus ansprechen, der sich etwa folgendermaßen charakterisirt: Kleine, gedrungene, kräftige Gestalt von unter 1600 mm Mittelgröße, lange Arme, sehr kurze Beine, sehr langer und breiter mesocephaler Schädel von sehr großem Umfang mit hoher Stirn, ein prognathes Gesicht, das 10 Prozent breiter als lang ist, mit großem Mund und ungemein kurzer, flacher und breiter Nase mit großen, runden, meist nach vorwärts stehenden Nasenöffnungen und breiter Nasenwurzel.

II. Die Malayen der Ostküste von Sumatra und die von den Küsten Malakkas dokumentiren eine weit größere Verwandschaft zu den Indern als zu ihren Stammvätern aus Menangkabau, sind also offenbar durch und durch mit indischem Blute gemischt.

III. Die javanischen Völker stehen dem Urtypus der Sumatraner viel näher als die eben erwähnten Malayen, zeigen sich also weniger mit indischem, dagegen stärker mit chinesischem Blute gemischt, und zwar die Javaner mehr wie die Sundanesen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Den neuesten amtlichen Aufstellungen zufolge dauern die eigenthümlichen Erscheinungen, welche die Bevölkerungsbewegung Frankreichs seit geraumer Zeit charakterisiren, in voller Stärke an. Die natürliche Gesammtzunahme der Bevölkerung seit 1887 betrug nur 44 772 und war demnach geringer als in jedem anderen Jahre seit 1871. Uebrigens kommt diese Zahl nur auf Rechnung von 44 Departements (der Bretagne, des Nordens und der Centralprovinzen), während in den 43 anderen Departements (des Südwestens, des Südostens ꝛc.) eine absolute Abnahme zu konstatiren war. Weitaus am stärksten war die natürliche Zunahme bei dem Fremdenelemente (11 000). Sowohl die Zahl der Heirathen (276 848) als auch die Zahl der Geburten (882 639) nahm ab.

— Unter den wirthschaftlichen Hülfsquellen Serbiens scheint der Weinbau ganz besonders gute Aussichten zu bieten, in der neuen Aera, die über die Balkanstaaten hereingebrochen ist, allmählich eine höhere Bedeutung zu erlangen. Bisher war es nur der Nordosten des Landes — der Bezirk von Negotin —, in dem die Rebenkultur in einigem Schwunge stand, und in dem die Kelterei im Jahresdurchschnitte gegen 150 000 hl Wein erzielte, der etwa zur Hälfte nach Frankreich exportirt wurde. Sonst belaßen nur noch die neuerworbenen Distrikte von Toplitza, Nisch, Blakotinza und Pirot in nennenswerther Ausdehnung Weinberge. Daß das Areal der letzteren in den genannten sowie in anderen Landestheilen einer beträchtlichen weiteren Ausdehnung fähig ist, kann aber nicht im geringsten bezweifelt werden. Die Einführung rationeller Methoden der Weinbergspflege und der Kelterei stieß bisher namentlich in der Zersplitterung des Grundbesitzes auf große Schwierigkeiten.

Asien.

— Der österreichische Reisende Dr. Joseph Troll ist im vorigen Jahre von Russisch-Turkistan aus nach Jarkend gegangen, hat daselbst den Winter zugebracht, ist dann bis Chotan vorgedrungen, und endlich über den Karakorum nach Ladack (Kaschmir) gelangt.

— Dem Berichte, welcher von Oberst Pjesjof, dem Nachfolger Prshewalski's, aus Jarkend eingegangen ist, entnehmen

Digitized by Google

wir noch Folgendes: „Die mir anvertraute Expedition ist am 3./15. Juli, nachdem sie über 600 Werst (bezw. Kilometer) in Kaschgarien zurückgelegt hat, in Jarkend eingetroffen. Unser Marsch ging durch noch unerforschte Gegenden, wie es namentlich das Gebirge Karatele und der Mittellauf des Jarkend-Flusses sind. Auf dem ganzen durchzogenen Raume ist eine Routenkarte aufgenommen, sind Höhen- und geographische Ortsbestimmungen, sowie Sammlungen von Pflanzen und Thieren gemacht worden. Herr Bogdanowitsch, der Geolog der Expedition, hat eine Exkursion in das Gebirge nordwestlich von Jarkend gemacht und außerdem Untersuchungen am Mittellaufe des Jarkend-Flusses angestellt. Am 8./20. Juli wird sich die Expedition auf den Weg nach Chotan begeben. Indessen wegen der außerordentlichen Hitze, welche auf Menschen und Thiere entnervend einwirkt, hege ich die Absicht, sobald das Dorf Korgalyk erreicht ist, einen Abstecher in das Gebirge zu machen, um hier an einem kühlen Orte zwei oder drei Wochen zu verweilen, die Thiere wieder zu Kräften kommen zu lassen und dann erst den Weg nach Chotan weiter zu verfolgen. An ihrem Rastorte wird die Expedition sich die Erforschung der Umgebung desselben angelegen sein lassen. Von Chotan aus werde ich über den ganzen Verlauf der Reise von Jarkend bis dorthin neuen Bericht erstatten." Auf diesen wird man natürlich noch einige Zeit zu warten haben.

— Russischen Zeitungen zufolge ist die Forschungsreise Jadrinzef's in der nördlichen Mongolei, welche durch die Aufkunft desselben in Kiachta am 16. August 1889 ihr Ende erreicht hat, eine sehr erfolgreiche gewesen. Der Reisende ist bis zum Quellbereich des Orchon eingedrungen, hat an mehreren Punkten Ruinen von Schlössern mongolischer Chane, ferner die Trümmerstätten zweier alter Großstädte (die eine von 20 km Umfang), eine fürstliche Begräbnißstätte mit Monumenten und Statuen, endlich eine Menge Inschriften entdeckt. Auch die Lage von Karakorum, der alten Mongolenresidenz, die bekanntlich noch nicht zweifellos feststand, soll von dem Reisenden genau bestimmt worden sein. Alle diese Angaben verheißen einen interessanten Reisebericht, der hoffentlich nicht zu lange auf sich warten läßt.

— Nach einer Mittheilung H. Collet's im „Journal of the Asiatic Society of Bengal" (Vol. 57, Part II, Nr. 4, p. 384 ff.) ist der Myelat-Distrikt der südlichen Schan-Staaten außerordentlich reich an Dolinen und Höhlen, und fast der ganze Abfluß des regenreichen Landes sowie auch die damit verbundene Denudation vollzieht sich auf unterirdischem Wege. Der Boden besteht aus Kalkstein, der von einer mehr oder minder mächtigen Schicht von rothem Lehm überlagert ist. Ganz besonders wird auch der letztere durch das in dem Erdboden verschwindende Regenwasser in einem großen Maßstabe hinab in die Tiefe geführt. In dem ganzen Distrikte giebt es nur einen einzigen oberirdischen Fluß.

— Vermittelst eines besonders zu diesem Zwecke konstruirten Dampfers ist es den Franzosen im Juli dieses Jahres zum ersten male gelungen, den Songka-Fluß von Hanoi bis Laokai (nahe der chinesischen Grenze) zu befahren. Die Schnellen von Tankwan, die bei früheren Versuchen (1887) unpassirbar erschienen waren, wurden von dem neuen Dampfer ohne große Schwierigkeit überwunden. Dagegen gerieth letzterer oberhalb der Schnellen auf eine Untiefe, von der er erst nach acht Tagen, als der Wasserstand plötzlich in einer Nacht um 2,7 m stieg, wieder loskam. Die Thalfahrt, welche nur vier Tage in Anspruch nahm, war durch die Felsen, welche sich an verschiedenen Stellen mitten im Strombette befinden, gefährlich, und ein regelmäßiger Dampferverkehr zwischen dem Delta und der chinesischen Grenze dürfte schwerlich beginnen, bevor dieselben durch Sprengungen beseitigt worden sind.

— In den „Transactions of the Asiatic Society of Japan" (Vol. XVII, p. 1 ff.) veröffentlicht A. E. Wiseman eine Abhandlung über die japanische Salzindustrie. Hiernach ist die Gewinnung des Salzes aus Soolquellen und Bergwerken in Japan so gut wie nicht vorhanden, und beinahe alles Salz, das im Lande konsumirt wird, muß dem Meere entnommen werden. Ein kleines Steinsalzbergwerk mit geringfügiger Produktion giebt es nur in der Provinz Iwashiro. Auch an der Küste ist die Salzgewinnung entsprechend der steilen und felsigen Beschaffenheit auf den weitaus größten Strecken unthunlich, und daher kommt es, daß das betreffende Gewerbe in der Hauptsache auf die zehn südwestlichen Küstenprovinzen der Insel Honshu (auf Harima, Bizen, Bingo, Aki, Suwo, Nagata, Sanuki, Awa 2c.) beschränkt erscheint. Diese Provinzen besaßen im Jahre 1885 10146 Acres Salzfelder und lieferten daraus 775920 tons; die sämmtlichen anderen Küstenprovinzen hatten nur 6722 Acres Salzfelder und lieferten 158753 tons.

— Gottesurtheile auf Ceylon. In Kalutara auf Ceylon wurden vor kurzem drei Personen dem Gerichte vorgeführt — unter ihnen der Ortsvorsteher —, welche vier anderen dadurch ernstliche Körperverletzungen beigebracht hatten, daß sie dieselben gezwungen, die Hand in ein Gefäß voll kochenden Oels zu tauchen. Einer Frau vom Dorfe war etwas Bleiwurz und Reis gestohlen worden, und da der Schuldige nicht ausfindig zu machen war, erklärte es der Ortsvorsteher für nothwendig, am dritten Tage ein Gottesgericht darüber zu veranstalten. Diese Sitte scheint überhaupt in den abgelegenen Gegenden Ceylons noch durchaus nicht ungewöhnlich zu sein, und die Formalitäten, die in solchen Fällen beobachtet werden, sind etwa die folgenden: Von einem Verwandten des Klägers wird aus frisch gepflückten Kokosnüssen etwas Oel hergestellt, welches in einem Kessel zum Sieden gebracht wird. Jeder Verdächtige muß dann die Hand in den Kessel tauchen und darf beim Herausnehmen derselben den Kläger, der dicht daneben steht, mit dem brennenden Oele, das an der Hand haften bleibt, bespritzen. Jeder Schmerzensausruf wird als Schuldbeweis betrachtet. In dem beschriebenen Falle wurden die Betheiligten von dem Ortsvorsteher zusammenberufen, der dann als Richter fungirte. Die Verdächtigen weigerten sich sämmtlich das Urtheil zu bestehen, wurden aber von den anderen dazu gezwungen. Auch besaßen sie Selbstbeherrschung genug, jeden Laut zu unterdrücken, mit Ausnahme eines siebenjährigen Burschen, der tüchtig zu schreien anfing und alsbald für schuldig erklärt wurde. In Anbetracht der bestehenden Sitte wurden die drei Hauptschuldigen bloß mit einer Geldstrafe belegt.

Nordamerika.

— Quebec ist am 18. September dieses Jahres der Schauplatz eines großen Felssturzes gewesen, durch den ein großes Stück von Cape Diamond, unterhalb der Citadelle, abbrach, und eine große Zahl Häuser und Menschen unter sich begrub. Die losgelöste Trümmermasse hatte eine Länge von 300 Fuß, eine Mächtigkeit von 15 bis 25 Fuß, und ein Gewicht von vielen Tausend Centnern. In der Nacht zuvor war starker Regen niedergegangen, und ebenso waren die Tage vorher Regentage gewesen, während früher anhaltend heißes und trockenes Wetter geherrscht hatte. — Im Jahre 1841 fand an derselben Stelle ein ähnlicher verheerender Bergsturz statt. Weitere Stürze, durch welche die Citadelle und gegen 1000 Häuser in Gefahr kommen, stehen bringend zu befürchten.

— Dem neuesten Berichte der Geologischen Landesaufnahme von Kanada zufolge beziffert sich die Kohlenproduktion der Dominion im Jahre 1888 auf 5289000 Tonnen

Digitized by Google

(gegen 4 758 000 Tonnen im Vorjahre). Die Zunahme erklärt sich namentlich durch die bedeutende Entwickelung des betreffenden Bergbauzweiges in Britisch Columbia (Vancouver).

Südamerika.

— A. de la Rivière hat in den Jahren 1887 und 1888 eine längere Reise nach dem Rio Tipuani, einem Zuflusse des Beni, in Nordost Bolivia, unternommen, um die dortigen Goldlager zu untersuchen. Er berichtet, daß die Gegend thatsächlich ein wahres Eldorado, aber zugleich auch äußerst ungesund sei. Die Mehrzahl seiner Begleiter starb während der Expedition.

— Die argentinische Einwanderung hat im Jahre 1888 die unerhörte Ziffer von 180 993 (gegen 142 786 im Jahre 1887) erreicht. Die große Mehrzahl der neuen Ankömmlinge stellte nach wie vor die italienische Nation, und die bedeutendsten Fortschritte in der Besiedelung machten die Provinzen Buenos Ayres, Entre Rios und Santafé. In der Stadt Buenos-Ayres hat das fremdgeborene Element über das eingeborene den entschiedenen Vorrang, denn ersteres beziffert sich auf 227 875 und letzteres nur auf 204 645. Die neubegründete Hauptstadt der Provinz Buenos-Ayres, Laplata, zählt bereits 50 000 Einwohner.

Australien und Polynesien.

— W. H. Tietkens hat von seiner central-australischen Expedition einen ersten telegraphischen Bericht an die Geographische Gesellschaft zu Adelaide gelangen lassen. Demnach ist der Reisende am 10. Mai dieses Jahres von Glen Edith (westsüdwestlich von der Ueberland-Telegraphenstation Alice Springs) nach Westen aufgebrochen, nachdem er sich daselbst vier Tage und fünf Nächte unter beinahe ununterbrochenem Regen aufgehalten hatte. Unter den Hügelketten, welche er bei seinem Vordringen entdeckte, ist besonders die Kintore-Kette, die sich 1500 engl. Fuß über die umliegende Ebene erhebt, erwähnenswerth. Unter 23° 22′ südl. Br. und 128° 15′ östl. L. stieß die Expedition auf einen See, der nach dem Ehrensekretär der Geographischen Gesellschaft zu Adelaide, Lake Macdonald, genannt wurde. Im übrigen querte man mehrere kurze Wasserläufe. An der Westspitze des Lake Amadeus erhebt sich der Mt. Unapproachable, der der Longs-Kette angehört. Von dort ging es über Mt. Olga und Ayers Rock in die Gegend von Charlotte Springs. Spinifexebenen und Casuarinenwald wechseln in der neuerforschten Gegend mit Sandhügeln, und das ertragsfähige Land hat eine sehr beschränkte Ausdehnung.

Ozeane und ozeanische Inseln.

— Der bekannte amerikanische Conchologe Pilsbry neigt sich nach einer gründlichen Bearbeitung der Landschneckenfauna der Bermudas-Gruppe entschieden der Ansicht zu, daß die Einwanderung dieser Fauna nicht auf dem Wege einer mitteltertiären Landbrücke erfolgt sei, sondern durch Meeresströmungen, in der älteren Zeit von Europa und Nordafrika aus, in der neueren aus Westindien. Die Meeresfauna ist ausschließlich westindisch, keine der ostamerikanischen Küstenarten findet sich bei den Bermudas, der Golfstrom hat sich als ein unübersteigliches Hinderniß für sie erwiesen. In der Miocänzeit, wo große Gebiete von Europa und Nordafrika unter Wasser lagen, muß ein starker Strom westwärts quer über den Atlantischen Ocean gegangen sein und die Ueberwanderung begünstigt haben; er setzte sich wahrscheinlich quer durch die Landenge von Panama in den Stillen Ocean fort, und ihm ist die Ueberwanderung zahlreicher ostindischer Formen, besonders der Gattungen Triton und Ranella, nach Westindien, und das Vordringen westindischer Arten zur pacifischen Küste zuzuschreiben. — Die heißartigen Schnecken der Bermudas, welche ihre nächsten Verwandten anscheinend in Helix imbricata Braun in den Flörsheimer Miocänschichten haben, gehören trotz großer Verschiedenheit in der Gehäuseform alle zu einer eigenthümlichen, sonst nicht mehr vorkommenden Gattung (Poecilozonites Bttgr.).

Ko.

Bücherschau.

— A. Penck. Theorien über das Gleichgewicht der Erdkruste. (Vortrag gehalten im Vereine zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.) Wien 1889. — Die Anschauung, daß in der Erdkruste ein gewisses Gleichmaß herrschen müsse, führte im Alterthum und Mittelalter zu irrigen Ansichten über die Dimensionen der Land- und Wassergebiete. Erst die neueren Tiefseeforschungen haben gezeigt, daß in den räumlichen Verhältnissen kein Gleichmaß besteht, indem die Meere sowohl an Areal wie an Tiefe das Areal und die Höhe der Festländer übertreffen. Die Meeresbecken sind 18 mal so geräumig wie die als Land über den Meeresspiegel aufragenden Theile der Erdoberfläche. — Heute herrscht nun das Streben vor, ein Massengleichmaß in der Erdkruste zu finden, und es hat dies eine gewisse Stütze durch die bemerkenswerthe Thatsache erfahren, daß Schätzungen für das Gewicht des gesammten Meereswassers einen annähernd gleichen Betrag ergeben wie für das Gewicht der Continentalplateaus, vom mittleren Niveau des Meeresbodens an gerechnet. Unregelmäßigkeiten in der äußeren Form haben auch Störungen der Schwerkraft im Gefolge, indem diese auf der Erdoberfläche in anderer Weise variirt, als wenn die einfache mathematische Erdgestalt nicht durch Aufragen von Kontinenten unterbrochen wäre. Der Umstand nun, daß die Störungen der Schwerkraft, welche man aus der äußeren Form der Unregelmäßigkeiten berechnen kann, häufig mit denen, welche man andererseits direkt gemessen hat, nicht übereinstimmen, führt auch zu der Ansicht, daß die äußeren Unregelmäßigkeiten durch die innere Massenvertheilung kompensirt werden, kurz daß ein Massengleichmaß herrscht. — Prof. Penck bespricht verschiedene Theorien, welche dieses gemuthmaßte Massengleichmaß zu erklären versuchen, kommt aber zu dem Resultate, daß keine absolut hinreichend ist. Auch ist die Frage, wie weit das Gleichgewicht überhaupt besteht, noch durchaus offen; gewisse Abweichungen davon sind zweifellos sicher gestellt. Ein permanentes Gleichgewicht in der Erdkruste ist jedenfalls nicht anzunehmen, dagegen sprechen auch schon die zahlreichen Veränderungen, welche die Erdrinde in den geologischen Zeiten erfahren hat.

E. v. D.

Inhalt: Dr. Emil Deckert: Reiseeindrücke und Studien aus Mexiko. V. (Mit fünf Abbildungen.) — Prof. Dr. J. Partsch: Frankreichs Alpengrenze. (Schluß. Mit zwei Abbildungen.) — G. Goerdes: Die Weltanschauung Mohammed's. — Kürzere Mittheilungen: Das Land Pun der Hieroglyphen. — Die Malayen. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Nordamerika. — Südamerika. — Australien und Polynesien. — Ozeane und ozeanische Inseln. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 6. Oktober 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Ueber die Farbe und Durchsichtigkeit des Meeres.

Von J. von Goerne.

Ein Jeder, der die See gesehen, oder besser befahren, weiß, daß der Anblick, den sie hinsichtlich ihrer Farbe gewährt, je nach der Oertlichkeit oder anderer Gelände halber ein sehr wechselnder ist. Worin ist nun die Ursache davon zu suchen, was ist die Veranlassung dazu? — So leicht wie ein oberflächlicher Beobachter glaubt, ist die Antwort nicht zu geben, und viele Forscher, die nach einer wissenschaftlichen Erklärung suchten, haben verschiedene Gründe der veränderten Färbung des Meeres angegeben. Die meisten stimmen indessen darin überein, daß der Salzgehalt und die Temperaturverhältnisse des Ozeans es vornehmlich sind, welche seine Hauptfarben blau und grün oder auch blaugrün bedingen. Heißt doch auch bei allen Seeleuten die eigentliche Tiefsee nicht anders als „Blau Wasser“.

Viele meinen, daß diese blaue Farbe, die sich im Mittelländischen Meere sogar bis zum leuchtenden Ultramarin steigert, sehr wesentlich durch die Farbe des Himmels bedingt sei. Dies ist aber nicht der Fall, dafür besitzen wir in Göthe einen klassischen Zeugen: er berichtet in seiner „Italienischen Reise“, daß das Meer (es war auf der Ueberfahrt von Messina nach Neapel), obwohl der Himmel mit weißlichem Wolkendunst bedeckt war, die schönste Himmelsbläue zeigte. Man ist also im Verein mit vielen Anderen wohl berechtigt, die blaue Farbe als des Meeres „eigenstes Eigentum“ (Kayser, Physik des Meeres), zu erkennen, während die verschiedenen Abstufungen jener Färbung, wie erwähnt, auf Rechnung der Verschiedenheit des Salzgehaltes und der Temperatur zu setzen sind.

Bekanntlich rührt die blaue Farbe des Himmels nach Tyndall wahrscheinlich her von unendlich kleinen Dunstbläschen, welche sich in der Atmosphäre bilden. Diese reflektiren wegen ihrer Kleinheit nur blaues Licht, dessen Wellenlängen zu den kleineren des Spectrums gehören. Tyndall hat nun die gleiche Erklärung auch für die blaue Farbe des Meerwassers gegeben, indem er die Meinung aussprach, daß dieselbe von einer Zerstreuung des weißen Lichtes durch kleine im Wasser vorhandene Partikelchen herrührt. Indessen tritt noch ein weiterer Einfluß neben der Reflexion auf, das ist die Absorption von gewissen wieder brechbaren Lichtstrahlen des Spectrums. Wie schon erwähnt, wird die Aenderung der Farbe des Seewassers durch höhere Temperatur und größeren Salzgehalt sehr merklich beeinflußt, wie diejenigen bestätigen können, welche den Golfstrom oder den Kuroshiwo bei Japan und andere warme Meeresströmungen durchquert haben. Das Blau wird intensiver. Das Gleiche ist seiner Zeit von der deutschen Korvette „Gazelle“ auf ihrer Tiefsee-Expedition während der Fahrt von Accension nach Banana in der Kongo-Mündung hinsichtlich des Salzgehaltes des Meeres festgestellt worden: je salzreicher das Wasser war, desto tiefblauer war auch seine Farbe. Wird dagegen der Salzgehalt verringert oder die Temperatur des Wassers stark abgekühlt, oder tritt Nebel und starker Thaufall ein, so geht die blaue Farbe des Meeres in dunkelgrün über.

Die grüne Farbe des Seewassers nimmt man gewöhnlich wahr in der Nähe der Küsten; am schönsten ist

Digitized by Google

dieselbe da, wo letztere aus Kreidebildungen bestehen, der Meeresboden also hauptsächlich Kreideschlamm enthält, wogegen bei schlammigem Boden oder geringer Tiefe die Oberfläche ein trübes, gelblich-grünes Aussehen hat; so zeigt sich z. B. die Nordsee. Dagegen giebt es aber auch wieder mitten in den Ozeanen mehr oder weniger ausgedehnte Stellen mit grünem Wasser auf der sonst blauen Oberfläche, welche zwar einem Durchscheinen des nahe zur Oberfläche bringenden Meeresbodens (Korallenriffen) sehr ähnlich sehen, welche jedoch ganz andere Ursachen haben. So fand die „Gazelle" zwischen Neu-Seeland und den Fidschi-Inseln solche grünen Stellen, Lothungen daselbst ergaben aber Tiefen von rund 4000 m. Die Ursache der Erscheinung wurde gefunden in einer „großen Zahl von kleinen, kugelförmigen, glashellen, grünen Salzen, welche in zweireihigen Ketten von je sieben Individuen zusammengeheftet, sich in gleichzeitiger, rascher Zusammenziehung und Ausdehnung befanden".

Aus diesen und ähnlichen Thatsachen wird es erklärlich, daß zu Zeiten in den Karten Riffe und Bänke vermerkt wurden sind, von denen man später an den angegebenen Orten nie wieder etwas hat entdecken können.

Wenden wir uns nun der Frage zu, wie weit das Licht im Stande ist, in die Tiefen der See einzudringen, so folgen wir in Beantwortung derselben einem Aufsatze von O. Krümmel, welcher in zusammenhängender und übersichtlicher Weise Alles das vorführt, was bisher in genannter Hinsicht festgestellt worden ist. Viel ist freilich noch nicht geschehen, und in der Unvollkommenheit der angewandten Methoden liegt die Ursache, daß die erzielten Resultate als völlig befriedigende nicht angesehen werden können. Und doch ist die Frage, wie tief das Licht in das Seewasser eindringt, nach mehr als einer Richtung interessant und bedeutsam. Der Seemann betrachtet in erster Linie die praktische Seite dieser Forschungen: für ihn ist die Frage, ob er im klaren tropischen Wasser drohende Gefahren rechtzeitig entdecken und vermeiden kann, von hoher Bedeutung. Der Physiker zieht es an, festzustellen, wie weit das Seewasser an der Absorption des Lichtes beitheiligt ist, der Botaniker untersucht den Einfluß der in den Meerestiefen nur schwachen Beleuchtung auf das Gedeihen der Pflanzen daselbst, der Zoologe endlich daselbe beziehentlich der Thiere.

Schon Scoresby, der bekannte Seefahrer in den Polar-Gegenden, rühmt die auffallende Klarheit der Gewässer bei Spitzbergen. Indessen sind in dieser Hinsicht die Meere der Tropen nicht minder ausgezeichnet. Das reiche Leben am Meeresgrunde ist oft in Tiefen von 20 m deutlich beobachtet worden. Der Schiffsanker wird vom weißen Sandgrunde, wie Schreiber dieses von seinem Besuch der Gewässer der Kap Verde'schen und West-Indischen Inseln aus eigener Anschauung bestätigen kann, nicht nur bei dem hellen Lichte des Tagesgestirns, sondern auch des Nachts bei Vollmond, noch deutlich in der genannten Tiefe unterschieden.

Alles das sind freilich nur zufällig gemachte Beobachtungen, und der Wissenschaft kam und kommt es natürlich darauf an, die äußerste Grenze der Sichtbarkeit weißer Körper von bestimmten Dimensionen und bei bestimmter Sonnenhöhe, bezw. die Lichtintensität zu ermitteln.

Soweit zu ermitteln, hat in dieser Beziehung O. v. Kotzebue an Bord des „Rurik" — jenes Schiffes, auf dem sich bekanntlich auch A. v. Chamisso als Naturforscher befand — die ersten Versuche durch Versenken eines Stückes Tuch, welches merkwürdigerweise von rother Farbe war, angestellt. Dasselbe verschwand bei 24 bis 25 m durchschnittlicher Tiefe dem Auge. Nähere Angaben über die Größe des Tuches, oder den Gesichtswinkel, unter dem es bei verschiedenen Entfernungen erschien, fehlen. Am auffallendsten bleibt indessen die Verwendung eines rothen, und nicht weißen Gegenstandes, da der letztere doch mehr Licht reflektirt als der erstere. Spätere Beobachter, von denen Arago berichtet, vermieden diesen Fehler, fanden aber die Grenze der Sichtbarkeit sehr verschieden: in den australischen Gewässern durchschnittlich 15 m.

Systematischer und umfassender hat Ch. Wilkes auf seiner Weltumsegelung (1838 bis 1842) jene Beobachtungen fortgesetzt und dabei die jedesmalige Sonnenhöhe vermerkt. Leider sind jedoch die Tabellen, auf welche Wilkes in seinem Reisewerke verweist, diesem nicht beigegeben. Indessen läßt sich wenigstens so viel entnehmen, daß die Sichttiefen für verschiedene Sonnenhöhen bei einer Reihe von Beobachtungen nicht erheblich von einander abweichen und etwa 28 bis 30 m betrugen.

Bei weitem systematischer im Vergleich zu allen Vorgängern verfuhren Pater Secchi und Kapitän Cialdi im Jahre 1865 auf der päpstlichen Dampfcorvette „L'Immacolata Concezione" in der Gegend von Civita Vecchia. Hier gelangte eine rein weiße Porzellanscheibe von 43 cm Durchmesser zur Verwendung; desgleichen eine Segeltuchscheibe von 2,37 m Durchmesser, ferner kleinere Scheiben von gelber und mittelgrüner Farbe.

Von allen erschien die große Segeltuchscheibe am brauchbarsten; die Sichttiefen waren im Mittel bei einer Sonnenhöhe von etwa 60° durchschnittlich 40 m.

Auch spätere von den österreichischen Ozeanographen J. Wolf und J. Luksch während des Sommers 1880 im Adriatischen und Jonischen Meere vorgenommene Beobachtungen führten zu ähnlichen Resultaten. Ebenso sind in unserer Marine im Sommer 1887 vom Kapitän z. S. Alchenborn an Bord S. M. S. „Niobe" Bestimmungen der Sichttiefe ausgeführt worden. Von 34 Beobachtungen kommen 9 auf die westliche Ostsee (im Mittel mit 12½ m Sichttiefe), 2 auf den Kanal (12,5 m), 3 auf die irische See (19 m), 7 auf die schottischen Küstengewässer (12 m), und der Rest vertheilt sich auf verschiedene von der Fregatte angelaufene Häfen, in welchen die Sichttiefe erheblich geringer war: 4 m durchschnittlich in Kiel und Cowes, 10 m in Kopenhagen und Trondheim. Die verschiedenen Sonnenhöhen haben auf die Sichttiefen eine wesentliche Veränderung nicht ausgeübt.

Da bei allen den bisher aufgeführten Beobachtungen die Grenze der Sichtbarkeit ausschließlich durch das menschliche Auge bestimmt worde und daher bei dem nämlichen Versuche für verschiedene Beobachter verschiedene Resultate sich ergaben, so ist zur Bestimmung der Sichttiefe wohl eine objektivere Methode für die Untersuchungen vorzuziehen, nämlich die photographische.

Die Sonnenstrahlen schwärzen empfindliches Chlorsilberpapier oder Brownsilber-Gelatinepapier je nach ihrer Intensität stärker oder schwächer. Man versenkt solche Platten, indem ein Theil derselben fest verdeckt und damit der Belichtung entzogen wird, bei Nacht in das Wasser. Auf diese Weise kann man den Grad der Belichtung ermitteln. Es fand keine wahrnehmbare Wirkung mehr statt im Sommer in 45 m, im Winter in 100 m Tiefe. Die Versuche wurden im Genfer See ausgeführt.

Im März 1885 wurden dieselben bei Nizza fortgesetzt und sehr interessante Resultate mit vervollkommneter Methode erhalten.

Bei 260 bis 280 m zeigten die Platten sehr intensive Schwärzung. In den größeren Tiefen von 350, 360, 380 m nahm dieselbe allmählich ab und verschwand bei 400 m gänzlich. Hieraus schlossen die Beobachter, daß die Grenze, bis zu welcher unter den angegebenen Verhältnissen noch

Digitized by Google

chemisch wirksames Licht in das Meer bei Nizza eindringt, auf etwa 400 m festgestellt werden kann. Ein im Jahre 1886 im April ebenda mit neuen Instrumenten wiederholter Versuch ergab ähnliche Resultate.

Nachdem dann der zu diesen Untersuchungen zu benutzende Apparat von Seiten des Ingenieurs der deutschen zoologischen Station in Neapel, von Petersen, dahin verbessert worden, daß die Entblößung und Schließung der photographischen Platte in beliebiger Tiefe selbstthätig erfolgen konnte, wurde an einem sonnenhellen Novembertage (am 13. November 1887) nach halbstündiger Exposition noch in 500 und 550 m eine deutliche Schwärzung der Platte nachgewiesen. Freilich sind auch gegen diese — die photographische — Methode, zum Theil nicht unberechtigte Einwände erhoben worden, denn einerseits ist es fraglich, ob beim Fixiren in der unterseeischen Dunkelkammer jedwede nachträgliche Belichtung ausgeschlossen ist, andererseits bleibt aber auch bei dieser Methode dem menschlichen Auge schließlich doch die Entscheidung über den Grad der Schwärzung der Platten überlassen; endlich kann, und mit Recht, gesagt werden, daß, weil nur die chemisch wirksamen Strahlen des Spectrums — das sind die blauen, violetten und ultravioletten Strahlen — vom Apparate registrirt werden, wir nichts Näheres über die gesammte Lichtmenge in jenen Tiefen wissen.

Nun ist schon früher von Ed. Schmidt (Mathematik und Physische Geographie, Göttingen 1837, Bd. 2, S. 98, und Analytische Optik, 1835, S. 203) ein anderer, von streng physikalischer Grundlage ausgehender Weg betreten worden, um der Frage nach den Grenzen der Belichtung im Wasser näher zu kommen.

Es ist hier nicht der Ort, diese analytische Methode weiter zu beleuchten. Nur so viel sei über die damit erhaltenen Resultate gesagt, daß, wie es die soeben erwähnten photographischen Methoden bestätigen, die am tiefsten in das Wasser eindringenden Lichtstrahlen die Strahlen geringerer Wellenlänge, also die chemisch wirksameren sind; die ultravioletten dringen am tiefsten ein. Die Strahlen geringerer Brechbarkeit und größerer Wellenlänge, also rothe und gelbe, werden dagegen in dem Maße bei ihrem Eindringen in das Wasser schnell absorbirt, daß sie gegenüber den ersteren kaum noch in Betracht kommen.

Diese Schlüsse sind allerdings nur unbestimmter Natur, und ähnliches kann man auch nur folgern, wenn man die Vertheilung der Pflanzen und Thiere im Meere näher betrachtet. — Wie Sir Wyville Thomson, der wissenschaftliche Leiter der berühmten Challenger-Expedition, angegeben, ist von ihm unter 385 m Tiefe irgend welches Pflanzenleben nicht gefunden worden. Dagegen wurde im Golfe von Neapel noch in 120 bis 130 m Tiefe eine reichliche Algenflora gefunden. In höheren Breiten findet ferner eine individuen- und formenreiche Algenflora in noch geringeren Tiefen als den genannten, so an den Küsten von Nowaja Semlja und im Skagerak bei etwa 40 m, ihre Grenze.

Fest steht, daß der eigentlichen Tiefsee (über 1000 m) jede nach gewöhnlichen Begriffen normale Vegetation, welche also auf die Assimilation mit Hilfe von Chlorophyll angewiesen ist, fehlt; und ferner kann nach den vorher erwähnten Untersuchungen geschlossen werden, daß, weil die gelben Lichtstrahlen der Bildung des grünen, die grünen Lichtstrahlen aber der Bildung des rothen Chlorophylls am dienlichsten sind, die untere Grenze der Vegetation etwa auf 200 bis 250 m festzusetzen sein mag. Die in erheblich größeren Tiefen etwa vorkommenden pflanzlichen Organismen sind unabhängig von jedwedem Licht und leben nur parasitisch auf Thieren.

Mit der submarinen Thierwelt dagegen — der sogenannten abyssischen Fauna — verhält es sich ganz anders. Hier finden sich zahlreiche blinde Tiefseethiere, aber auch solche, die mit Augen ausgestattet sind, also doch eindringendes Licht verwerthen müssen, was um so wahrscheinlicher ist, da anderen thierischen Bewohnern dunkler Orte die Augen vollständig verloren gehen (Thiere der Höhlenteiche!). Allerdings kann nicht gelengnet werden, daß die der Lichtaufnahme fähigen Thiere in lichtreichere Schichten aufsteigen. Indessen haben auch die unbeweglichen Thiere Eigenschaften, welche darauf schließen lassen, daß am Meeresboden eine, wenn auch nur geringe, Lichtmenge vorhanden ist. An überwiegender Menge sind sie nämlich roth gefärbt. Da nun gerade die rothen Lichtstrahlen bald vom Seewasser absorbirt werden, so werden roth gefärbte Thiere von ihren Feinden nur dunkel, wie andere Tiefseeformen auch, gesehen werden. Die rothe Eigenfarbe bietet ihnen also einen erheblichen Schutz. — Diese Thatsache bleibt auch bestehen, wenn man eine submarine Lichtquelle in der Phosphorescenz vieler Thierarten sucht, denn auch deren Licht vermag rothe Körper nur in geringem Maße sichtbar zu machen. Ist diese Lichtquelle auch nur eine schwache, so ist sie doch für alle Tiefenschichten nachgewiesen, und wohl immer größer als die geringe Menge des Sonnenlichts, welches noch in größere Tiefen dringt. Obwohl über die Lichtempfindlichkeit der Augen der Tiefseethiere bisher gar nichts bekannt ist, so darf man doch vielleicht die Vermuthung aussprechen, daß die dem menschlichen Auge unsichtbaren ultravioletten Lichtstrahlen sehr wohl im stande sein können, den Sehnerv jener Thiere lichtempfindlich zu reizen.

Auch wäre dies keineswegs in der Thierwelt ohne Beispiel. Denn Lubbock erzählt in seinem Buche: „Ameisen, Bienen und Wespen“ von den die Dunkelheitliebenden Ameisen, daß sie das ultraviolette Licht offenbar heller und unangenehmer empfinden als das purpurrothe. Da die zweckmäßige Anpassung der Organe in der Natur überall gefunden wird, so wäre es nur der Regel entsprechend, wenn die Augen der in der Tiefsee lebenden Thiere die violetten und ultravioletten Strahlen besonders gut oder überhaupt nur wahrnehmen. — Am Schlusse seiner Abhandlung macht Professor Krümmel noch verschiedene Vorschläge zur weiteren Erforschung des erofneten Gebietes, unter anderem schlägt er die Versenkung von elektrischen Laternen an langen Kabeln vor; der Vortheil hierbei ist der, daß man Lichtquellen von ganz bestimmter Intensität zur Verfügung hat, welche mithin genaue Vergleiche zulassen. Die im Juli d. J. von Kiel ausgefahrene deutsche Plankton-Expedition, an der außer einer Reihe namhafter Physiologen auch Professor Krümmel theilnimmt, dürfte uns weitere interessante Aufschlüsse auf den besprochenen Gebieten bringen.

Digitized by Google

Reiseerinnerungen aus Japan und China.

Von Ph. Lehzen.

I.

(Mit zwei Abbildungen.)

Um zwei Uhr nachmittags (am 21. Februar 1885) sollte unser Dampfer „City of Rio de Janeiro", der unter Dampf und zum Auslaufen bereit am großen Hafendamme im Docke der Pacific-Gesellschaft, am Ende der Brannan-Straße in San-Franzisko lag, abfahren; wir warteten nur auf die Post, die noch immer nicht eintraf, obwohl die Fahrzeit längst herangekommen war.

Eine große Zahl Chinesen, darunter auch einige Frauen — und diese letzteren reich geputzt in feinen Gewändern und mit vielem Schmucke aus Gold und grünen Steinen — gaben ihren 150 bis 200 Landsleuten, die glücklich genug waren, nach Ansammlung eines Vermögens in der Fremde, nach China zurückkehren zu können, das Geleite. Als das Schiff für alle nicht Mitfahrenden abgesperrt wurde, blieben diese Begleitenden noch auf dem Hafendamme stehen und warfen kleine Silberpapier-Schnitzel in solcher Menge ins Wasser, daß stellenweise der schmale Wasserstreifen zwischen dem Damme und dem Schiffe ganz mit den bemalten Zettelchen bedeckt war; dieselben haben die Bestimmung, die bösen Geister zu bannen. Zu meiner Befriedigung war unter den Kajütspassagieren kein Chinese; nach meinem Geschmack hatten wir genug daran, daß die ganze Schiffsmannschaft und die Bedienung aus Söhnen des Himmlischen Reiches bestand; ich muß aber gestehen, daß sich die chinesischen Diener und Aufwärter während der ganzen Reise als sehr still, flink und aufmerksam erwiesen.

Endlich — es war bald drei Uhr — kam auch die Post: 73 große Ledersäcke, deren jeder wohl 50 kg wiegen mochte; und sobald der letzte derselben am Bord war, fielen die Taue, die uns am Quai festgehalten hatten; zwei kleine Schleppdampfer führten uns hinaus aus dem Gewirre von Raaen und Masten in das freie Fahrwasser; die riesige Maschine unseres Dampfers fing an zu arbeiten, und die große Reise hatte begonnen.

Es war ein prachtvoll klarer Nachmittag. Am Telegraphen-Hügel mit seiner herrlichen Rundsicht, am Blackpoint, Presidio und Alcatras vorbei, waren wir um vier Uhr draußen vor dem Goldenen Thore, und ich winkte der mir so lieb gewordenen Terrasse am Cliff House mit ihrer Aussicht auf das Stille Meer und die nahen Seehundsfelsen ein Lebewohl zu. Der Staat Kalifornien hat diese Felsen als sicheren Zufluchtsort aller Robben und Seehunde unter Staatsschutz gestellt, indem es bei strenger Strafe verboten ist, eines der Thiere zu tödten oder zu stören, die hier Sicherheit suchen vor den verfolgenden Haifischen. Den Besuchern der vielen Vergnügungshäuser am Goldenen Thore ist hierdurch ein sehr ergötzliches Schauspiel geschaffen; denn Tausende der Thiere haben sich nach diesem sicheren Orte hingewöhnt und kämpfen brüllend, so daß es die Brandung übertönt — die frisch ankommenden immer gegen die, welche schon Besitz ergriffen haben — um den trockenen, sonnigen Platz auf den Riffen. Weniger erbaut von dieser thierfreundlichen Gesinnung der Regierung ist die Fischerei treibende Bevölkerung der Küste, indem die Thiere — nach einer ganz vorsichtigen Berechnung — jährlich 15 000 Tonnen Fische dem Küstenfange entziehen.

Als Cliff House aus Sicht verschwunden war, versammelte sich die kleine, aus nur zehn Personen bestehende Gesellschaft zur ersten Mahlzeit im Saale; nach dem Essen sahen wir noch das große Leuchtfeuer auf der Spitze „de los Lobos" schwinden; und während sich die übrigen Passagiere alsbald in ihre Kajüten zurückzogen, fand mich unser Kapitän, Herr William B. Kobb, bald darauf im Saale beim Lesen einer englischen Uebersetzung des v. Hübner'schen „Ein Spaziergang um die Welt". Er sprach seine Freude aus über die äußerst schmeichelhafte Erwähnung seiner Person und seines damaligen Schiffes, welche der bekannte Diplomat und Reisende gelegentlich der Ueberfahrt nach Yokohama macht; er erinnerte sich auch sehr wohl, daß Herr von Hübner mit ihm gefahren sei, aber zugleich stellte er entschieden in Abrede, jemals ein Schiff geführt zu haben, das „China" hieß, wie in der erwähnten englischen Uebersetzung das Schiff genannt ist, mit dem Herr von Hübner über den Stillen Ozean fuhr. Herr Kobb war sehr weiß geworden; daß er aber seinen „Kopp" noch auf dem richtigen Flecke hatte, sollten wir besonders erfahren, als es schlimmes Wetter wurde. Auf seinem jetzigen Schiffe herrschte die gleiche musterhafte Ordnung und Mannszucht, die Herr von Hübner jenem Schiffe nachrühmt, mit dem er im Jahre 1871 die Reise gemacht hat.

Unser Dampfer, etwa acht Jahre alt, hat fünftausend Tonnen Ladefähigkeit, und es kann bei einem höchsten Kohlenverbrauche von sechzig Tonnen in 24 Stunden die Maschinenkraft auf fünftausend Pferdestärken gesteigert werden, während beim regelmäßigen Verbrauche von vierzig Tonnen Kohlen zehn bis elf Seemeilen in der Stunde zurückgelegt werden. Das Schiff ist 130 m lang, $10^1/_2$ m breit und hat bei voller Ladung 8 m Tiefgang. Unsere Ladung besteht aus Mehl, Speck und Branntwein, also gegen das Verhungern sind wir gesichert.

Am nächsten Morgen kroch die rothe Sonnenscheibe genau in der Richtung aus dem Meere hervor, wo abends San Franzisko den Blicken entschwunden war; Amerika war wir von jetzt ab ein östlicher Begriff!

Das Wetter war kühl; aber trotz des frischen Südwest liefen wir regelmäßig unsere zehn bis elf Seemeilen in der Stunde; auch dann noch, als der Wind nach Nordwest umsetzte und damit die See ziemlich bewegt wurde. Am 7. März früh passirten wir den 180. Grad von Greenwich und damen somit vom Mittag des 7. sogleich auf den Mittag des 8. März; denn die Schiffer richten sich nicht nach der festgelegten Datumsabgrenzungslinie, die einen sehr unregelmäßigen Verlauf hat, sondern — je nachdem sie sich auf östlicher oder westlicher Fahrt befinden — setzen sie einen Tag zu, oder streichen denselben am Mittage des Tages, nachdem der 180. Grad überschritten wurde.

Schon am 6. März hatte sich unsere Fahrt auf 176 Meilen in vierundzwanzig Stunden herabgemindert, und der Nordwest wurde noch immer heftiger, so daß wir am 12. März nur 86 Meilen zu verzeichnen hatten; und wenn es auch von da an wieder etwas gelinder blies, so brachten wir es doch an keinem der folgenden vier Tage auf mehr

Digitized by Google

Yoganti.

Digitized by Google

als 160 Meilen. Die See blieb hoch, und in fast regelmäßigen Zwischenräumen schlugen die mächtigen, schweren Wellen über unser oberstes Deck weg, das 61/2 m hoch über dem Wasserspiegel lag.

Am 17. März früh um 3 Uhr erwachte ich, da die Maschine still zu stehen schien; die Gewalt des Sturmes übertraf die volle Kraft der Maschine, und wir kamen nicht mehr von der Stelle; man fürchtete die Zertrümmerung der Kajüten auf dem Oberdeck, und wir kauerten sämmtlich im kleinen Saale an der Haupttreppe, aus dessen großen Fenstern man das tobende Element beobachten konnte, als es dämmerig wurde; erst gegen 10 Uhr morgens kamen wir aus dem tollen Wirbel heraus; es wurde etwas ruhiger, und es war ein sehr behagliches Gefühl, als man durch das Toben der Elemente wieder die regelmäßigen Athemzüge der Maschine vernahm. Dieses mal waren wir glücklich durch, es sollte aber noch böser kommen.

Nachdem wir während der nächsten Tage uns einer leidlich guten Fahrt zu erfreuen gehabt hatten, besagte der am 20. März mittags ausgegebene Ausweis:

34°33' Nord 141°40' Ost von Greenwich	214 Meilen in 24 Stunden 4736 Meilen von San Franzisko 124 Meilen bis Yokohama,

und da wir nachmittags mehr als 9 Meilen stündlich gelaufen waren, so fehlten uns abends 6 Uhr am 20. März weniger als 70 Seemeilen bis zu dem sehnlichst erwarteten Hafen. Aber der Westwind, welcher uns schon den ganzen Tag über recht kräftig entgegengeweht hatte, gestaltete sich abends gegen 10 Uhr zu einem gewaltigen Orkane, der uns während der Nacht soweit zurücktrieb, daß wir uns morgens um 4 Uhr nach Schätzung der Offiziere wieder ebensoweit wie am letzten Mittage von Yokohama entfernt befanden. Diese Schätzung erwies sich auch als eine genau zutreffende; denn von genannter Stunde an ließ der Sturm nach, und wir fuhren mit normaler Geschwindigkeit, so daß wir um 4 Uhr nachmittags unter den Bluffs in Yokohama vor Anker gehen konnten — genau 28 Tage, nachdem wir das Goldene Thor von San Franzisko verlassen hatten.

Unsere Fahrt hatte sieben Tage länger gedauert, als sie fahrplanmäßig hätte dauern sollen; sehr interessant war sie nicht gewesen; denn wir hatten in den vier Wochen außer dem Himmel und dem Schiffe gar nichts gesehen als einige Möven und einige kleine, gelbbrüstige, japanische Vögel, die der letzte Sturm auf unser Deck geworfen hatte; aber abgesehen davon, daß wir einige male sehr arg durchgeschüttelt worden waren, hatten wir das „Land des Sonnenaufganges" ohne jeden ernsten Zwischenfall erreicht, und das ist durchaus nicht immer der Fall. Wenn auch die größte Zahl der Reisen glücklich verläuft, so haben doch einzelne einen mehr oder minder unliebsamen Ausgang. So z. B. ging die „City of Tokio" auf ihrer Märzreise im folgenden Jahre (1886) ganz verloren; der „City of Saint Paul" waren auf ihrer Reise — die gerade vor die meinige fiel — infolge des anhaltend stürmischen Wetters die Kohlen ausgegangen; man ließ das Schiff treiben und gelangte mit Hilfe der Segel nach irgend einer Südsheinsel, wo die Mannschaften und die fleißigen Passagiere à la Gladstone Bäume fällten und Holz hackten, bis man auf diese Weise Brennmaterial genug gesammelt hatte, um einen chinesischen Hafen erreichen zu können, woselbst das schon verloren geglaubte Schiff endlich eintraf. Wir fanden bei unserer Ankunft in Yokohama den Postdampfer „Oceanic" festgefahren, der beim Auslaufen von dem gleichen Sturme, der uns belästigt hatte, auf den Sand geworfen worden war.

Am folgenden Tage, als die kleine deutsche Gesellschaft in den Tempelgelassen von Jegami Kaiser Wilhelm's Geburtstag feierte, war auch hier das in der Heimath sprüchwörtlich gewordene „Kaiserwetter"; ein herrlicher Frühlingstag! Ja! Kaisers Geburtstag gefeiert in Japan, in einem Buddha-Tempel und unter fleißiger Beihilfe der Buddha-Priester! Unser Gastgeber, der Jüngste von A. u. Co., behauptete nachher, die geistlichen Herren hätten eine unglaubliche Gewandheit in Bertilgung des leckerischen, deutschen Bieres entwickelt, was ich aber bezweifeln möchte; denn, als wir wenige Tage später wieder hinkamen nach Jegami, brachte uns der tempelläutende Priester sogleich einige Flaschen, „die bei dem Feste übrig geblieben seien"; das fanden meine Begleiter sehr schön gehandelt von dem Manne; er überreichte freilich auch eine Rechnung von einigen siebzig Mark für Reinigung der Tempel-Strohmatten, die bei jenem Feste auf dem feuchten Erdboden als Unterlagen beim Lagern gedient hatten, und das fand der Finanzminister des deutschen Klubs nicht schön von dem Manne.

Wenige Tage darauf unternahmen wir eine Partie nach dem Tempel und der Grotte von Enoschima, wo man sich nach einem tiroler Wallfahrtsorte — mit allen seinen Stationen am Wege zum Hauptheiligthume — versetzt glauben könnte, wenn nicht das grüne Salzwasser zu unseren Füßen läge, und nicht vor unsern Blicken die wundersamen Kramläden und die mandeläugigen Nesans[1]) wären.

Dann veranstalteten wir eine photographische Aufnahme unserer kleinen Gesellschaft im Schoße des riesigen Daibuz, des heiligsten Götzenbildes, an der Stätte, wo einst Kamakura, dieses Memphis Japans, gestanden hat. Der staunenerregende Bronzekoloß ist als einziger Zeuge der ehemaligen Herrlichkeit der Tempel und der Pracht der reichen Schogun-Paläste ebenso einsam übrig geblieben, wie bei der zur Vergleichung herangezogenen, ebenfalls längst vom Erdboden spurlos verschwundenen altägyptischen Königsstadt die kolossale Granitstatue von Ramses II. — In der Landeshauptstadt Tokio besuchten wir außer anderen Merkwürdigkeiten namentlich auch die kaiserlichen Werfte und Arsenale sowie die gelehrten Institute. Endlich aber mußten wir unserer Schneidigen Mitte auf jenen kleinen „Ponys" — die so flott und so ausdauernd gehen, wie die besten mexikanischen Mustangs — gedenken, welche sich ausdehnten bis an die Gestade des dunkeln Sees von Hakone und bis an den Fuß des schneebedeckten Fujisan. Damit habe ich andeutungsweise die schönsten Ausflüge erwähnt, welche die Liebenswürdigkeit der deutschen Ansiedlung für mich veranstaltete, oder an denen ich theil nehmen durfte. Während ich nun nicht die Absicht habe, von Anderen schon besser Beschriebenes wieder hier vorzuführen, möchte ich nur über den Stolz der Landschaft, den riesigen, erhabenen und formenschönen Fujisan, den heiligen Berg Japans, noch ein Wort sagen: Dieser längst erloschene Vulkan, den A. v. Humboldt mit dem Pic de Teyda auf Teneriffa und v. Hübner mit dem Aetna vergleicht, der mir aber, in seinem winterlichen Schneekleide, das alle die Falten, Schluchten und zackigen Lavatrümmer, welche seine Aehnlichkeit mit den genannten bedingen, verdeckt,' eher wie der gleichförmig weiße, scharf geböschte Pic von Orizaba in Mexiko erscheint, ist nicht ganz so hoch, wie die Jungfrau der Schweiz. Sein Eindruck ist deshalb aber nicht weniger großartig, zumal der japanische Vulkan vereinzelt steht und seine Erhebung über der Ebene verhältnißmäßig größer ist, als die der genannten Schweizer Spitze. Letztere beträgt 2000 m über der Wengern Alp, die Spitze des Fuji erhebt sich aber nahezu 3000 m über der Ebene von Gotemba, bei etwa gleicher horizontaler Entfernung der Spitzen von den angenommenen Gesichtspunkten aus.

[1]) Nesan heißen die in japanischen Theehäusern aufwartenden Mädchen.

Digitized by Google

Der Fujijan.

Digitized by Google

Der Gipfel des Fuji wird während der Sommermonate jährlich von Tausenden frommer Pilger besucht; in der Winterzeit schien mir eine Besteigung nicht thunlich, und ich lasse mir auch so genügen. Als ich in meinen Studienjahren von den ersten Ansiedlungen in jenem fabelhaften „Lande des Sonnenaufganges“ las, da habe ich wohl oft die sinkende Sonne anbetlamirt:

„Ob könnt ich doch Dir nach und immer nach Dir streben“,

aber nicht im Traume habe ich daran gedacht, daß es mir beschieden sein sollte, am Ostersonntage 1885 von Atagoyamas Terrasse aus sie hinter des Fusisans heiliger Höhe verschwinden zu sehen.

„Da eilt sie hin“, und lacht, scheints, noch im Scheiden über die Trümmer der wunderbaren Forts dort hinten im Golfe, welche der letzte der Schogune in beispielloser Schnelligkeit und Unzweckmäßigkeit erbauen ließ, welche aber nur wenige Stunden den von Osten kommenden „Blitzen der Aufklärung“, die die Amerikaner auf ihren Schiffen führten, widerstehen konnten.

Die große Stadt da unten weiß weder von Ostern noch von Sonntag; ein Tag wie jeder andere hat für die bienenartig fleißige Bevölkerung gerudet; noch eine Zeit lang huschen auf Kanälen und Straßen die kleinen bunten Papierlaternen verspäteter Ausflügler umher; dann verschwinden auch diese; die Holzläden werden vor die Fenster der Häuser geschoben, und schon gegen 8 Uhr abends liegt die Stadt in solcher Finsterniß und Stille, daß der außerhalb Stehende kaum glauben möchte, eine Millionenstadt [1]) zu seinen Füßen zu haben.

[1]) Tokio hat durch die Revolutionen und Bürgerkriege mehr als die Hälfte seiner Einwohner verloren, deren Zahl offiziell im Jahre 1884 zu 876000 angegeben wurde.

Sinope.

(Mit vier Abbildungen.)

Wenn die Scheitelpunkte der großen einspringenden Winkel, welche die Meere in den Kontinenten bilden, in der Regel eine merkwürdige Anziehungskraft auf den friedlichen Handel und Verkehr der Völker ausgeübt haben, so daß wir die große Mehrzahl der Welthandelsplätze ersten Ranges in ihnen gelegen finden, so sind die am weitesten in das Meer hinausragenden Landecke und Landspitzen von jeher mit Vorliebe dazu benutzt worden, als Stützpunkte politischer und kriegerischer Machtentfaltung zu dienen, und in ihrer nahen Nachbarschaft stoßen wir daher auf eine kaum minder auffällige Zahl gewaltiger Küstenbollwerke und Kriegshäfen. Wir brauchen nur die Namen Hamburg, Lübeck, Stettin, London, Liverpool, Havre, Bordeaux, Marseille, Genua, Venedig, Bombay, Kalkutta zu nennen, und ihnen die Namen Cherbourg, Brest, Ferrol, Gibraltar, Carthagena, Toulon, Aden, Kapstadt gegenüberzustellen, so ist die Thatsache ohne weiteres klar. Die Ursachen der Erscheinung einzusehen, ist auch nicht gerade schwer, und weitläufige Auseinandersetzungen darüber können wir uns um so mehr sparen, als das Beispiel, auf das wir an dieser Stelle hinweisen wollen, ein genügendes Licht darauf werfen dürfte. Ausnahmen von der Regel giebt es natürlich, und namentlich ist ein großer Handelshafen von der zweifelhaften geographischen Kategorie öfters zugleich auch ein großer Kriegshafen, in diesem Falle ist aber der letztere Charakter fast immer als etwas Sekundäres aufzufassen; und ähnlich ist es auch in dem umgekehrten Falle.

In dem in einem hohen Grade abgeschlossenen Schwarzen Meere, auf das wir in Gegenwärtigem die Blicke unserer Leser lenken wollen, liegen an den Scheitelpunkten der hauptsächlichsten Winkel, mit denen das Meer in die umgebenden Länder mehr oder minder tief hineingreift, Odessa, Taganrog, Batum, Trapezunt und Konstantinopel — im allgemeinen genau die Rolle spielend und streng der Bestimmung dienend, die ihnen unserer Regel nach zukommt. Bei Konstantinopel nur ist die Sache etwas verwickelter, da bei ihm nebenbei auch die Meerengenlage ins Gewicht fällt.

Den hervorragendsten Landvorsprung, welchen das Schwarze Meer aufzuweisen hat, bildet die Südwestspitze der Krim, und an ihm thront Sewastopol — die gewaltige Feste, gegen die sich im Krimkriege die vereinigten Streitkräfte der Engländer, Franzosen und Türken zu wenden hatten, um die Macht des Zaren Nikolaus zu brechen, und von der aus Rußland heute von neuem drohend und geboietend hinüber blickt nach der Türkei und nach dem hinter der Türkei stehenden Britannien.

Auf der türkischen Seite des Schwarzen Meeres ragt ebenfalls eine Landecke weiter hinaus in das Meer als alle anderen, in jeder Beziehung derjenigen bei Sewastopol entsprechend, und ähnlich wie diese die beiden Hälften des Schwarzen Meeres überschauend und überwachend. Es ist das Kap Jndjeheh, bezw. das Kap Bos-tepe. Hier liegt an einer gegen Osten geöffneten weiten Bucht, die durch das zuletzt genannte Vorgebirge von dem offenen Meere abgegrenzt wird, Sinope.

Fragt man sich nach der Bedeutung dieses Ortes, so muß man gestehen, daß dieselbe heutigen Tages eine sehr geringe ist. Ein halbverfallenes Gemäuer hart an dem Meeresstrande, und ein kleines, mit einigen Krupp'schen Kanonen bewehrtes Fort auf der Höhe des die Stadt überragenden Felskegels (S. die Abbildungen 1 und 4) ist alles, was wir darauf deuten können, daß Sinope im Grunde genommen — wieder im Einklange mit der angegebenen Regel — eine ähnliche Funktion üben soll wie Sewastopol. Man hat eben zu bedenken, daß das südliche Gestadeland des Schwarzen Meeres heute unter türkischem Scepter steht, und daß in den türkischen Ländern gar viele Kräfte — strategisch-politische ebenso wie wirthschaftliche — latent geworden sind, die ehemals in hervorragender Weise aktuell waren.

Einst stand es um Sinope ganz anders, und wenn man nicht bloß den gewöhnlichen Augenblick, sondern die früheren Jahrtausende in Rücksicht zieht — was bei kulturgeographischen Betrachtungen immer nöthig ist —, so stellt dasselbe das vollkommenste Gegenstück der berühmten russischen Strandfeste dar, das es gelten kann. Welches Seefahrervolk des Altertums, das den pontischen Handel und Verkehr sowie das politische Leben der pontischen Küstenvölker zu beherrschen strebte, hätte sich auch der Benutzung des wichtigen Punktes entschlagen können! Daß die Phönizier, die auf der Fahrte des Thunfisches in das Schwarze Meer gelangten, ihn übersehen haben sollten, ist nicht gut glaublich. Historisch bezeugt aber ist es, daß er den Hauptstützpunkt der milesischen Handelsmacht im Pontus bildete. Seine Glanzzeit durchlebte Sinope dann unter Mithridates dem

Digitized by Google

Großen, deſſen Geburtsſtadt und Reſidenz es war, und dem es von hier aus gelang, ſein Reich über die ſämmtlichen Uferländer des Schwarzen Meeres auszudehnen, und länger als zwei Jahrzehnte dem Römerreiche Schach zu bieten. In dieſer Zeit namentlich — im 1ten Jahrhundert, das der chriſtlichen Aera unmittelbar vorangeht — war Sinope ganz das, was heute Sewaſtopol iſt, oder mehr als das. Kann man ja doch die gewaltige hiſtoriſche Figur des Mithridates recht wohl derjenigen des Zaren Nikolaus an die Seite ſtellen.

Die Befeſtigungen von Sinope (von Oſten geſehen).

Schließlich wurde der Geiſt kriegeriſcher und politiſcher Initiative, der damals von der kleinaſiatiſchen Halbinſel ausging, und der ſich in Sinope wie in der Spitze einer keilförmigen Schlachtordnung konzentrirte, von Rom aus allerdings gebrochen, und dann wurde die Rolle, die der Ort ſpielte, eine beſcheidenere. Immerhin blieb ſie aber auch während

Die Stätte des Mithridates-Palaſtes.

des ganzen Mittelalters dem Weſen nach dieſelbe, und die Genueſen benutzten Sinope genau ebenſo wie einundeinhalb Jahrtauſend vorher die Mileſier. Die Türken haben die ſtrategiſche Wichtigkeit des Platzes ebenfalls niemals verkannt, die allgemeine Erſchlaffung, die die Geſammtheit ihres ſtaatlichen Organismus ergriffen hat, mußte aber naturgemäß auch an dem in Frage ſtehenden Gliede des Organismus ſichtbar werden. Bis zum Krimkriege war Sinope eine türkiſche Hauptmarineſtation am Schwarzen Meere — das genaue Gegenſtück von Sewaſtopol —, als aber der ruſſiſche

Digitized by Google

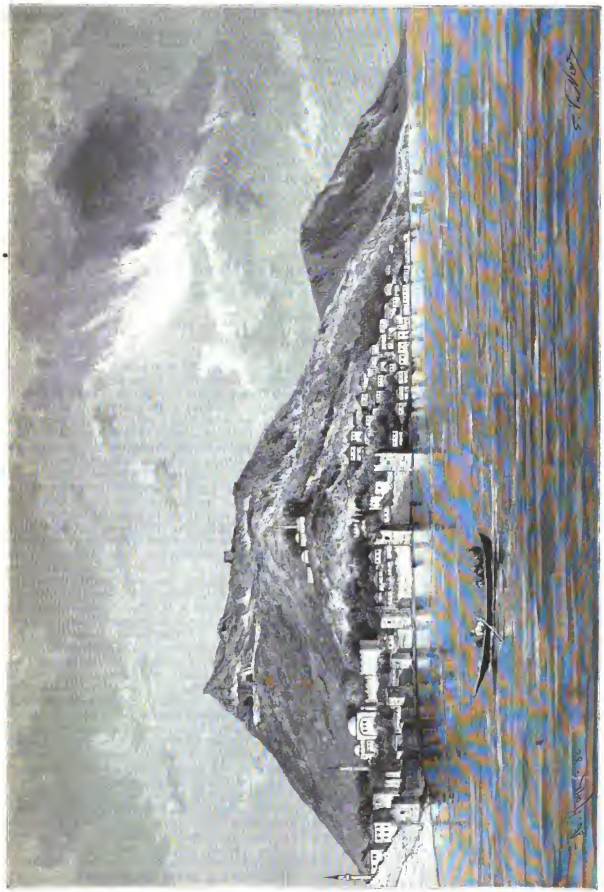
Admiral Nachimow im Jahre 1853 die daſelbſt poſtirte türkiſche Flottenabtheilung gänzlich vernichtete, hörte auch das auf, und ſeither gewährt die Stadt einfach das Bild einer gewaltigen Größe. Etwa 8000 türkiſche und griechiſche Einwohner, die in getrennten Stadttheilen neben einander wohnen — die Türken im Weſten und die Griechen im Oſten — friſten darin ein kümmerliches Leben, etwas Landbau und Küſtenhandel treibend. Wird dieſes Bild jemals wieder ein anderes werden? Die Antwort auf dieſe Frage können nur die künftigen Jahrzehnte und Jahrhunderte geben. Wenn ſich die Türkei dereinſt etwa aus ihrer Apathie aufraffen ſollte, ſo würde dies ſicherlich vor allem auf Sinope einen günſtigen Einfluß ausüben müſſen. Die Vortheile ſeiner natürlichen Lage — der Lage an einer von den beiden hervorragendſten Landecken des Pontus, an einer weiten und tiefen Bucht, die ſich durch geringe künſtliche Nachhilfe in einen der herrlichſten Häfen der Erde umwandeln ließe, und an einem 200 m hohen Felſen, der zur Aufrichtung eines

Die Said-Bellal-Moſchee.

kleinaſiatiſchen Gibraltar einlädt — dieſe Vortheile können ihm ja niemals genommen werden. Heute iſt die Bucht von Sinope freilich von Schiffen beinahe gänzlich verlaſſen und gemieden, und ſein hoher Felſen ſcheint nur dazu geſchaffen zu ſein, die Said-Bellal-Moſchee mit ihrem berühmten Heiligen zu tragen, damit fromme Pilger zu ihr hinauf wallfahrten und vor ihr lagernd in den Käff verſinken (S. Abbildung 3).

Die vergangenen Jahrhunderte und die Wechſel des Schickſals, welche Sinope über ſich hat ergehen laſſen müſſen, haben ſelbſtredend die mannigfaltigſten Spuren in ihm hinterlaſſen, und in archäologiſcher Beziehung iſt es ohne Zweifel eine höchſt intereſſante Stadt. Die alte Feſtung, welche außer dem Hafen auch zugleich den ſandigen Iſthmus beſchützt, der das Vorgebirge mit dem feſten Lande verbindet, iſt in ihrer urſprünglichen Anlage eine Schöpfung der Genueſen und aus deren Zeit verhältnißmäßig wohl erhalten und unverändert in die Hände der heutigen Beſitzer über-

Digitized by Google



Gesamtansicht von Sinope.

Digitized by Google

gegangen. Zahlreiche andere Denkmäler erzählen aber vor allen Dingen von dem gewaltigen Mithridates.

An der Stätte, wo einst sein Palast hinausblickte auf die von ihm beherrschte See (S. Abbildung 2), weiden heute freilich die Schafe, und es bedarf eines sehr aufmerksamen Auges, um die noch vorhandenen alten Mosaikboden und einige andere dürftige Baureste zu entdecken. Systematische Ausgrabungen, welche an dieser Stelle vorgenommen würden, dürften aber leicht zu sehr glänzenden Ergebnissen führen. Im allgemeinen ist das jetzt lebende Geschlecht freilich übel mit dem alten Gemäuer verfahren. Man hat die Steinplatten herausgebrochen und damit die Straßen gepflastert, auch wenn sie mit den denkwürdigsten Inschriften versehen waren, und man hat die Marmorsäulen zerschlagen und daraus armselige Hütten gebaut, auch wenn sie noch so beredtes Zeugniß ablegten von dem Kunstsinne des großen Herrschers, der einst hier thronte. Sehr zahlreich sind die Funde alter Münzen, welche bei Sinope gemacht werden, und sie namentlich führen aus auch zum Theil in Zeiten zurück, die weit hinter Mithridates den Großen zurückreichen.

Als Handelshafen hat Sinope immer nur eine nebensächliche Rolle gespielt, denn in dieser Hinsicht mangeln ihm die bequemen Verbindungen mit dem Hinterlande. Die waldbedeckten Höhen des pontischen Gebirges hemmen den Weg in das Innere, und Saufsun, dem die Stromthäler des Kyzyl-Irmak (Halys) und Jeschil-Irmak (Iris) als Naturstraßen durch das Gebirge zu Gebote stehen, und das zugleich auch in dem Scheitelpunkte eines einspringenden Winkels liegt, den der Pontus in Kleinasien bildet, ist darin offenbar viel besser bestellt.

Die Weltanschauung Mohammed's.

Ein Naturgemälde nach dem Koran.

Von **G. Coordes.**

(Schluß.)

Die Seelenlehre des Koran ist ein wunderlicher Wirrwarr voller Widersprüche. Jede einzelne Geisteskraft des Menschen ist ein besonderer Engel, von Gott erschaffen, um den irdischen Körper lenken zu helfen. Diese Genien oder Tschins leiten, unterstützen und fördern die einzelnen Thätigkeiten beides des Leibes und der Seele, so daß also der Mensch eigentlich nichts thut, sondern nur mit sich 'thun läßt. Demnach ist der Mensch für seine Thaten verantwortlich. Ein arger Widerspruch. Mohammed wollte aber mehr belehren als belehren. Das erklärt uns auch die fortwährende Hinweisung auf Lohn und Strafe, hier auf Erden und einst am Tage des Gerichts. Darum sind ihm auch alle schädlichen Naturereignisse Strafen für begangene Sünden, zumal für Widerspenstigkeit gegen den Islam, oder Schreckmittel für die Unschlüssigen. So erklärt er:

Die von Saba wichen ab, und der Herr schickte über sie die Ueberschwemmung der Dämme, und ihre Gärten (d. h. ihr Land, das von allen Seiten einem gefegneten Garten glich) trugen bittere Früchte und Tamarisken und einige wenige Lotosbäume. — Da die vom Stamme Thamud nicht glaubten, da ergriff sie ein furchtbares Erdbeben und ein schreckliches Sturm, also, daß sie nicht auf ihren Füßen stehen noch sich retten konnten, und man fand sie des morgens in ihren Wohnungen todt auf dem Angesicht liegen, und es war, als hätten sie nie darin gewohnt. So auch Ad wurde vertilgt durch einen brausenden und wüthenden Wind, welchen Gott sieben Nächte und acht auf einander folgende Tage lang sie überströmen ließ: da lagen sie ausgestreckt, wie die Wurzeln hohler Palmbäume. — So auch die von Sodom, über die ließ Allah einen Schwefelregen kommen und harte Steine von gebackenem Thon, welche schnell auf einander folgten und vom Herrn gezeichnet waren. Das war das Ende der Frevler. — So auch war das Wasser der Sintfluth siedend heiß, in welchem alle umkamen, die nicht gehorchen und glauben wollten. (Das Wasser an sich ist ja ein Gnadengeschenk Allah's, aber Feuer und Gluthen sind seine Hauptstrafmittel — echt arabisch!)

Die Ungläubigen werden am jüngsten Tage in das Höllenfeuer kommen; eine unselige Wohnstätte ist dieses. Dort sollen sie trinken unsläthiges Wasser, das sie langsam schlürfen, weil der Ekel es nicht durch die Kehle läßt, und ihre Kleider werden von Pech sein, und ihr Angesicht werden Feuerflammen bedecken, und Flammen und Rauch soll sie umkreisen. Und wenn sie um Hilfe rufen, dann soll ihnen geholfen werden mit Wasser, das geschmolzenem Erze gleicht und ihre Gesichter brennend verzehrt; das soll auf ihre Häupter gegossen werden, wodurch sich ihre Eingeweide und ihre Haut auflösen und bersten, und geschlagen sollen sie werden mit eisernen Keulen. Der verfluchte Baum Zakkum wächst aus dem tiefsten Grunde der Hölle hervor, und seine Früchte gleichen dem Kopfe des Satan. Die Verdammten sollen davon essen und ihren Bauch anfüllen mit Dornen und Disteln, welche keine Kraft geben, und siedend heißes Wasser wird ihnen zu trinken gegeben, und dann werden sie wieder zur Hölle verstoßen. Ein Feuerdach wird über ihnen, ein Feuerboden unter ihnen sein, und werden wohnen (in brennendem Winde und siedend heißem Wasser und) unter dem Schatten eines schwarzen Rauches, der weder kühl noch angenehm ist und in drei Säulen aufsteigt. Die Flamme sprühet Funken, so groß wie Thürme, als wären es rothgelbe Kameele. Wahrlich ein unseliger Ort ist das! Denn die Handlungen der Ungläubigen gleichen dem Dunste in der Ebene (dem in der Sandwüste zur Mittagszeit aufsteigenden Wasserschein), den der durstige Wanderer für Wasser hält, und wenn er hinkommt, so findet er — nichts. Darum wird das ihr Lohn sein. (Bei dieser Vorstellung und der folgenden vom Paradiese nimmt wieder der Prophet auf die Bedainen Rücksicht, die tage- und wochenlang durch wasserlose Wüsten streifen und mehr als andere Sterbliche einen Trunk frischen Wassers zu schätzen wissen. Der Koran malt daher mit besonderer Vorliebe die unversiegbaren Freuden und Genüsse des Paradieses aus.)

Siehe, eine hohe Mauer wird aufgerichtet sein zwischen den Gläubigen und Ungläubigen, und innerhalb derselben waltet Barmherzigkeit. Den gläubigen Männern hat Gott versprochen ein Paradies, zwei wonnevolle erhabene Gärten, jeder von zwei Wasserquellen durchströmt und ausgeschmückt mit Bäumen weit ausgebreiteter Zweige (schattig), dornlose Lotos und schöne Talhabäume. Sie werden im Paradiese herrliche, über einander gebaute

Digitized by Google

Gemächer finden, unter welchen Wasserströme fließen, da werden sie ewig wohnen und erhalten alle Arten von Früchten, Obst und Fleisch im Ueberfluß, wie sie es nur wünschen, nie vermindert und nie verboten, und alles, was ihr Herz wünschet. Dort werden sie geschmückt mit Armbändern von Gold und Perlen, und mit Kleidern aus Seide und Sammet und ruhen auf in Reihen geordneten Polstern, deren Inneres mit Seide und Gold durchwirkt ist, mit Gold und edlen Steinen ausgeschmückt. Und weder Arbeit noch Müdigkeit trifft sie. Im Paradiese befinden sich Ströme von Wasser, welches nie verdirbt, Ströme von Milch, deren Geschmack sich nie ändert, Ströme von Wein, lieblich für den Trinkenden, und Ströme von geläutertem Honig. Ein Becher, gefüllt an einem klaren Quell, wird die Runde unter ihnen machen, zur Erquickung der Trinkenden. Nichts wird er enthalten, was den Geist verwirren oder trunken machen kann, weder Veranlassung zu eitler Rede noch zur Sünde, sondern Wein gemischt mit Wasser aus der Quelle Kafur (Kampher), oder Wein mit Ingwer-Wasser aus einer Quelle dort, welche Salsabil heißt, rein und reinen, verseegelten Wein, zu dessen Versiegelung Moschus genommen wird, und gemischt mit Wasser Tasnin, einer Quelle, woraus die trinken, so Gott nahe sind. Und Gott wird sie vermählen Jungfrauen mit keuschen Blicken und schwellenden Busen und großen, schwarzen Augen, die da gleichen verdeckten Eiern des Straußes. Und die ewigen Jungfrauen sind wie Rubinen und Perlen, durch besondere Schöpfung geschaffen; sie altern nie und bleiben ewig schön. Und ein Kreis von Jünglingen, so schön wie die Perlen in ihren Muscheln, wird sie umgeben; Jünglinge in ewiger Jugendblüthe werden ihnen aufwarten und um sie herumgehen mit silbernen Kelchen und Bechern und mit glashellen Silberflaschen. — So erhalten die Gläubigen unvergänglichen Lohn, und sie preisen Gott, den Allerbarmer. Und dies wird eine große Glückseligkeit sein."

(Kein Religionsstifter hat Himmel und Hölle so ausgemalt, wie Mohammed es seinen phantasiestarken Landsleuten that. Er selber stand hoch über dem, was er lehrte, aber „nicht die Kinder bloß speist man mit Märchen ab", und ein Gottglaube „in Geist und Wahrheit" ist das Ziel, das wenige erlangen. Ebenso realistisch wie Paradies und Hölle ist nun auch das Weltende geschildert.)

„Wahrlich, der Herr vermag alles an dem Tage, an welchem die Geheimnisse enthüllt werden. Wenn aber die Stunde des Gerichtes naht, dann spaltet sich der Mond, der Himmel zerreißt und wird roth wie eine Rose und zerschmilzt wie Talköl. Wenn dann in die Posaune geblasen wird, so werden sich beim ersten Schall die Erde und die Berge fortbewegen. Die Erde wird mit heftiger Erschütterung erschüttert werden, und die Berge werden in Stücke zerschmettern wie dünner fliegender Staub mit einem Schlage; und die Himmel werden sich spalten und herabfallen, und Mond und Sonne werden sich verbinden und die Sterne erlöschen beim zweiten Posaunenschall, 40 Jahre herauch.

Ja, wenn sich die Sonne zusammenfaltet, und die Sterne herabfallen und sich zerstreuen, und die Berge sich fortbewegen, und die schon zehn Monate trächtige Kameelin der Milch entbehret; wenn die wilden Thiere zusammenlaufen, und die Meere sich vermischen und in Flammen aufgehen, und die Seelen sich wieder mit dem Körper verbinden; wenn die Hölle brennt lichterloh und das Paradies näher gebracht wird: dann wird eine jede Seele wissen, was sie gethan hat."

La illaha ill' allâh,
Mohammed rasûl allâh!

Soweit der Koran. Sobald das mohammedanische Kind lesen kann, beginnt es das Auswendiglernen des Korans. Mädchenschulen giebt es nicht. In den Knabenschulen handelt es sich hauptsächlich um Erlernung der heiligen Schrift, welche meistens auch das gesammte Wissen des Lehrers enthält. So wird es eine reine Gedächtnißübung, da der Lehrer keine Erläuterungen dazu giebt, weil er keine geben kann. Dieses beschränkte Lehrpensum wird durch den Schreibunterricht sowie durch einige geographische Begriffe und die Anfangsgründe der Arithmetik erweitert. Aber längst nicht alle mohammedanischen Länder haben auch diesen Segen der Elementarschulen. Aegypten und Arabien zeichnen sich in diesem Stück vortheilhaft aus; die Türkenschulen, wenn es welche giebt, sind bodenlos schlecht. Wenige Türken bringen es zum Lesen und Schreiben der türkischen Sprache, woran auch die unseligen, für die türkische Sprache so wenig geeigneten Lettern schuld sind. Aber die sind nun einmal heilig, weil der Koran in ihnen geschrieben ist, und der Koran beherrscht das ganze Leben des Mohammedaners, sein geistiges, geistliches und leibliches. Sein Inhalt gilt als ewig, wie Gott selber, er enthält die ewigen, festen Rathschlüsse Gottes. So ist auch die mohammedanische, das will sagen: arabische Geographie und Weltkunde in der rechtgläubigsten Weise dem Koran entnommen oder angepaßt. So wird denn in der Schule Folgendes als geographische Grundlage gelehrt, und wehe dem, der als Schüler oder gar als ausgewachsener Moslem auch nur an einer Silbe zweifeln würde:

„Es giebt sieben Himmel und sieben Erden. Von der bewohnbaren ersten Erde ist Mekka das Centrum, der Nabel, in dem alle Erden und der Himmel hangen. Und Mekka ist den Gläubigen gegeben, und kein Giaur oder Kafir wird es wagen, den Nabel der Erde besitzen zu wollen. Und sieben Meere umgeben die Erde: das Weiße Meer (der Archipel und das Mittelmeer), das schwarze (der Pontus), das Grüne (das Kaspische), das Rothe (Arabische), das Blaue (Persische), Gelbe (Chinesische) und das Finstere Meer (oder Atlantischer Ozean). Die sieben Erden sind unter einander angeordnet, wie die sieben Himmel über einander. Die zweite Erde unter uns wird von den Winden bewohnt, die dritte von den Steinen, die vierte von dem Schwefel der Unterwelt, auf der fünften leben die Schlangen, und auf der sechsten die Skorpione, die sind schwarz und so groß wie Maulesel und haben Krallen wie Lanzenspitzen. Die siebente Erde aber ist der Wohnort des Iblis (des Satans) und seiner Heerschaaren. Man weiß nicht gewiß, was diese Erden zusammenhält, indessen glaubt man, daß die mächtige von einem Felsen getragen wird, welchen Adern und Wurzeln mit dem Berge Kaf verbinden. Und zuweilen gebietet Gott dem Felsen, dann schüttelt er etliche Wurzeln, und so entstehet ein Erdbeben. — Ibn-esch-Schâneh, den Allah segnen möge, sagt: Gott habe nach der Schöpfung der sieben Erden gemerkt, daß sie nicht fest genug waren. Er schuf also einen Engel von ungeheurer Größe und Stärke und befahl ihm, sich unter die unterste Erde als Stütze zu stellen. Aber der Engel fand keinen Stützpunkt für die Füße. Da machte Gott einen Rubinfelsen mit 7000 Löchern, und aus jedem dieser Löcher brach ein Meer heraus. Das half jedoch dem Felsen auch nicht, und Gott war genöthigt, um ihn zu stützen, einen ungeheuren Stier zu erschaffen, der hat 4000 Augen und Ohren, und ebenso viele Nasenlöcher, Mundöffnungen, Zungen und Füße; zwischen je einem Fußpaar liegt eine Entfernung von 500 Jahresreisen, und der Name dieses Ochsen ist Kutukia. Zweimal täglich athmet er und erzeugt dadurch Ebbe und Fluth. — Allerdings wagen einige arabische Schriftgelehrten, die runde Gestalt der Erde und das Ptolomäi'sche Weltsystem anzunehmen. Da hat dann die Erde einen Umfang von 2400 Meilen; eine Meile hat 3000 Ellen, die Elle drei Spannen, eine Spanne gilt 12 Fingerbreiten, die

Digitized by Google

Fingerbreite fünf Gerstenkörner und das Gerstenkorn gleich sechs Mauleselhaare. Allah Kebir! (Gott ist groß!)

Man erkennt unschwer, wo der Hemmschuh für mohammedanische Kultur liegt. Nicht der Koran ist es, ebenso wenig wie man die Heilige Schrift für die geistige Nacht des Mittelalters verantwortlich machen darf; sondern weil jede fortschreitende Entwickelung in der Religion aufs Strengste verpönt ist, weil nur auf das wörtliche Glaubensbekenntniß Gewicht gelegt wird, so sehen wir, daß alle den Islam bekennenden Völker dahin gekommen sind, wohin der Buchstabenglaube führt: Wo nur auf das recht glauben und nicht auf recht glauben der Ton gelegt wird, da ist eitel Heuchelei und Scheinheiligkeit, da führt es zu Verdummung und Verthierung. Und darin stehen sich die mohammedanischen Völker allesammt gleich: die große Masse ist entsetzlich verdummt. Und vor allen die Frauen! Während sie früher in den Wissenschaften glänzten und die Leitsterne des Lebens waren, sind sie heute nichts als Kastthiere, deren Unwissenheit noch größer ist als ihre Trägheit. Trägheit, ja das ist die Natur, das ist die Philosophie, das bezeichnet das ganze Dasein des Moslem, der „Kief", die moralische Gesteesträgheit, das unthätige Zuschauen im großen Welttheater. Seine Religion bindet seine Thatkraft, indem sie Alles Gott überläßt. Alles ist für den Moslem Verhängniß, der Mensch ist ein bloßes Werkzeug in Allahs Hand, die Erde ist eine Karawanserei; Gott hat den Menschen erschaffen, daß er hindurchziehe, bete und Gottes Werke bewundere. Daher kennt er weder Wissensdurst noch Reiselust noch Forschungstrieb, und die geistigen und körperlichen Bedürfnisse des europäischen Nichtürken sieht er wie eine krankhafte Verirrung des Geistes an; er nennt uns leichtsinnig, entartet, anmaßend, jämmerlich, ein Geschlecht, dessen einziges Verdienst eine hochmüthige Wissenschaft irdischer Dinge ist, die er verachtet; und mit ihnen verachtet er den Europäer. Und woher dies alles? Gehen wir in der Geschichte 600 Jahre zurück: in Spanien regierte seit 1252 als König von Kastilien und Leon Alfons X., der Astronom, der Weise oder der Philosoph genannt, ein eifriger Freund und Förderer der Himmelskunde, der gelehrteste Fürst seiner Zeit, der sich große Verdienste um die Astronomie erworben, dessen astronomische Tafeln — die Alfonsinischen Tafeln — in seinem das gesammte astronomische Wissen des Mittelalters umfassenden Werke „Libros del Saber de Astronomia" so genau z. B. in der Bestimmung der Länge des tropischen Jahres sind, daß selbst Kopernikus dies Element noch um nichts genauer zu bestimmen vermochte. Dieser König Alfons wurde wegen Gotteslästerung angeklagt, verurtheilt und abgesetzt. Seine Zweifel am Ptolomäischen Weltsystem wußten seine Feinde, die Geistlichen am Hofe, ihm zur Klippe zu machen. Das verwickelte System, die Epizykeln und Epi-Epizykeln der damaligen Astronomie, hatte ihn zu dem Scherz veranlaßt: „Wenn mich Gott bei der Weltenschaffung zu Rathe gezogen hätte, so würde ich ihm größere Einfachheit empfohlen haben." Das war sein Unglück; von seinem eigenen Sohn Sancho, einem willigeren Priesterknechte, der Krone und der Schätze beraubt, starb er arm und verlassen zu Sevilla am 24. April 1284. — Anderthalb Jahrhundert später war Ulug-Beigh, Mirza Mohammed Ben Sharok, Fürst von Samarkand, ein Enkel Tamerlan's, ein eifriger Freund und Förderer der Astronomie, Beobachter und Schriftsteller. Wie Alfons rief er die gelehrtesten Astronomen aus allen Ländern zu sich, und arbeitete mit ihnen auf seiner Sternwarte. Die größte Mühe und Sorgfalt widmete er der Umarbeitung und Vervollkommnung der Ptolomäischen Tafeln. Er bestimmte auch die geographische Länge (und Breite) der bedeutendsten Ortschaften zuerst nach dem Nullmeridian der „Glücklichen Inseln", dem Meridian von Ferro, und wir zehren bis heute von des Mohammedaners Weisheit. Die schöne Blüthe südeuropäischer Wissenschaft sank, als der treffliche Fürst von der Hand des eigenen Sohnes, der sich gegen ihn empört hatte, gefallen war; Priester waren auch hier die Anstifter des Aufruhrs gegen den aufgeklärten Fürsten; der Einfluß der Türken wuchs, und die Nacht, die den Orient überzog, brach auch über Samarkand herein. Ulug Beigh war einer der letzten Vertreter arabischer Wissenschaft. Seitdem herrscht Türkenwirthschaft, und unter dem türkischen Fußtritt verdorret Blatt und Blüthe. Der Mohammedanismus durchlebt noch sein „Mittelalter".

Kürzere Mittheilungen.

Die Tinné-Indianer.

Ueber die noch wenig bekannten Inlandsstämme von Alaska giebt Dawson im „Report" der „Geological Survey of Canada" für 1887 einen genaueren Bericht, welcher die große Lücke zwischen den Forschungen von Dall über die Küstenstämme und denen von Tolmie und Dawson über die Binnenstämme von Britisch-Columbia befriedigend ausfüllt. Der Unterschied zwischen den zu den Tlinkit gehörenden Fischerstämmen an der Küste und den Jägerstämmen am Oberlauf der Flüsse ist so scharf, wie man bei der nahezu vollständigen Trennung durch die Barrière der Coast Range nur erwarten kann. Nur längs der Flüsse, also des Fraser, des Stlim, des Noß und des Stickine, sowie über einen Paß am Ende von Lynn-Kanal findet ein Handelsverkehr statt, und nur am Stickine ist ein Stamm der Tlinkit, die Tagish, tiefer ins Innere eingedrungen und hat die Lebensweise der Tinné angenommen.

Die Tinné, welche von den Küstenbewohnern als „Stick-Indians" zusammengefaßt werden, zerfallen in zwei Abtheilungen: die Takulli, oder richtiger Tah-kul, und die Sikani, oder, wie sie sich selbst nennen, Al-tá-in. Die beiden Stämme am Stickine, die Tahl-tan und die Taku, gehören zu der ersteren Abtheilung. Die Tahl-tan haben nur ein größeres Dorf an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Stickine; sie haben einen Häuptling, welcher den Namen oder richtiger den Titel Na-nuk führt und verehren wie die anderen Tinné als Stammheros den Us-tas. Außerdem kennen sie noch eine Art „wilden Jäger", einen Riesen von übernatürlicher Kraft, welcher im Sommer in der Umgebung des Jokuhflusses jagt und den Menschen feindlich ist. Mit den Indianern am oberen Noß leben sie in Stammesfehde, während sie mit den Küstenindianern friedlichen Handel treiben; sie gestatten Fremden, ihre Jagdgründe zu betreten und dort auch das zur Nahrung nöthige Wild zu erlegen, aber nicht das gewerbsmäßige Jagen auf Pelzthiere. Auch innerhalb des Stammes sind die Jagdgründe festes Familieneigenthum, und jeder Indianer darf Pelzthiere nur auf seinem eigenen Jagdgrunde sowie auf den der Familie seiner Frau jagen. Der Stamm zerfällt in zwei Abtheilungen, die sich nach ihren Totems als Vögel und Bären unterscheiden: die Frau muß

Digitized by Google

immer aus der anderen Sippe genommen werden; die Kinder gehören zur Sippe des Vaters, aber die Erbschaft fällt an die der Mutter; auch die Jagdgründe der Frau werden von ihrem Vater verkauft; stirbt sie, so muß eine Schwester, falls eine unverheirathete vorhanden, unentgeltlich als Ersatz gegeben werden. Nur die reichsten Leute haben mehr als eine Frau; Scheidung ist sehr leicht, aber ein Mann, welcher seine Frau verstößt, verliert damit auch das Recht auf ihre Jagdgründe.

Oestlich an die Tahltan stoßen die Kaska (verstümmelt auch Cassiar), die mit ihnen einigermaßen durch Zwischenheirathen verwandt sind, und sich auch ohne Dolmetscher mit ihnen verständigen können, aber im allgemeinen doch den Stämmen am unteren Liard näher stehen, welche als Hudson-Bai-Indians bezeichnet werden, weil sie schon seit geraumer Zeit mit der Hudsonbai-Gesellschaft in Handelsverbindung stehen; sie werden auch von dieser Gesellschaft nicht zu den Stick Indians, sondern zu den Nabannie gerechnet. Sie sind von kleiner Statur und gelten für feige, faul und unzuverlässig, bringen aber sehr gutes Pelzwerk in den Handel.

Die Tagish, von denen schon oben die Rede war, gleichen zwar in ihren Gewohnheiten ganz den Timné-Stämmen, sprechen aber einen echten Tlinkit-Dialekt; sie sind seit unendlichen Zeiten die Vermittler des Handels zwischen den Küstenstämmen und denen des Inneren, sind aber auf 70 bis 80 Individuen reduzirt und standen bis in die neueste Zeit in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu den Chilkats am Ende des Lynn-Kanals, die nach Schwatka reine Tlinkit sind. Das Eindringen der Weißen hat dieses Abhängigkeitsverhältniß gelockert. Ob die Tagish ein Mischvolk sind, vermag Dawson nicht zu entscheiden.

Unsicher bleibt auch die Stellung der jenseits von Fort Selkirk wohnenden Stämme, welche man unter dem Namen der Ai-han zusammenfaßt; bei ihnen bekanntesten Stamme, den Gens du hois der Pelshändler, scheint die abweichende Entdeckung ihres Namens Sklo-a-stnl-tkhel auf eine stammliche Verschiedenheit von den Timné zu deuten, während bei den anderen die Namen regelrecht auf „tin“ endigen. Nordöstlich von ihnen wohnen noch kaum bekannte Stämme, deren Namen auf „kutchin“ endigen, und welche die unmittelbaren Grenznachbarn der Eskimos sind. Die von Dall als Honkutchin und Tenan-kutchin aufgeführten Stämme scheinen indeß noch nicht zu den eigentlichen Kutchin, sondern zu den Ai-han zu gehören. Ko.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die um die indische Landesuntersuchung hochverdienten Geologen Griesbach und Oldfield sind damit beauftragt worden, Forschungsexpeditionen nach Beludschistan zu unternehmen, um dieses Land ganz besonders auf seine vermutheten Mineralschätze (Kohlen, Petroleum rc.) zu untersuchen.

— Ueber die Eruption des Bandai-san, die seiner Zeit im „Globus“ geschildert worden ist (Bd. 54, S. 206), veröffentlicht T. Wada in den „Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens“ (Bd. 5, S. [69]) eine Abhandlung, die durch die Beigabe einer schönen Karte und mehrerer Illustrationen doppelt interessant und instruktiv ist. Bezüglich der Ereignisse, die der Eruption vorausgingen, und die dabei eine maßgebende Rolle gespielt haben dürften, konstatirt der genannte Gelehrte: 1) Trotz des starken Schneefalles im vorausgehenden Winter schmolz der Schnee viel früher als gewöhnlich; 2) einige Tage vor dem Ausbruche wurde die Wassermasse der oberen Schwefelquelle (Kaminoyu) geringer, ihre Dampfentwickelung aber stärker, und das Wasser der mittleren Quelle (Nata-no-yu) war heißer als sonst; 3) ebenso war einige Zeit vorher unterirdisches Donnern hörbar, das selbst Vögel und andere Thiere beunruhigte; 4) die Numanotaria-Seen enthielten am Tage vor der Eruption auffallig wenig Wasser, obwohl es zuvor geregnet hatte. — Der Ausbruch selbst bot in seiner äußeren Erscheinung eine große Aehnlichkeit mit der Explosion eines Dampfkessels. Den Hauptherd bildete der Kobandaisan, nördlich vom Hauptgipfel (Obandaisan, 1840 m hoch) der aus Augitandesit bestehenden Bergmasse, der vollständig zersprengt wurde, und an dessen Stelle eine im Süden von einer 150 m hohen Felswand begrenzte, kesselartige Vertiefung trat. Die Fels- und Erdmassen, welche herausgeschleudert wurden, verschütteten den größten Theil der Thalebene des Nagasegawa sowie auch das obere Biwajama-Thal, mit Allem, was darin vorhanden war, und über die Dörfer und ihre Bewohner lagerte sich 30 und mehr Fuß mächtiger Schutt. Den Ausbruch des Nagasegawa staute ein nahezu 100 Fuß hoher Wall zu zwei meilenweiten Seen. Die zersprengten Felsstücke waren zum Theil Millionen von Centnern schwer, im übrigen war das als Aschenregen niederfallende Material ein aus feinst zerriebenem Gestein bestehender Schlamm. Das verschüttete Areal betrug nach Angabe der Regierung 7130 ha.

— Herr Lindenbaum, der Entdecker der Petroleumschätze der Insel Sachalien, gab kürzlich in der „Nowoja Wremja“ einen Bericht über seine Entdeckung, der wir Folgendes entnehmen. Die erste Andeutung von dem Naturvorkommniß erhielt derselbe schon im Jahre 1870, indem ihm Giljaken von Seen erzählten, die im äußersten Norden der Insel lägen, und in denen eine wie Petroleum riechende Flüssigkeit enthalten sei. Aber obwohl Herr Lindenbaum zwölf Jahre (1875 bis 1888) auf Sachalien zubrachte, gelang es ihm erst im Winter des Jahres 1886, die Petroleumgegend zu erreichen, und, wenn auch durch den Schnee an eingehender Erforschung derselben gehindert, doch einige Pud (à $16^1/_2$ kg) des Stoffes als Probe mitzunehmen. Eine Notiz hierüber erschien im März 1886 in russischen Zeitungen, und seitdem weiß die Welt von dem Petroleum auf Sachalien. Im Sommer 1886 machte der Entdecker einen vergeblichen Versuch, sich dem Oelbereiche zur See zu nähern; im Sommer 1887 hatte er besseren Erfolg, indem er längs der Westküste Sachaliens bis zum 54. Grade nördl. Br. hinauffuhr und sodann ans Land stieg. Das Petroleum oder — wie die Russen sagen — Naphtha findet sich am Nordende der Insel auf einer schmalen Landzunge, im Nordosten eines Giljakendorfes Pomor, und von diesem etwa 35 km entfernt. Die Landstelle bildet eine mit kleinen Seen besetzte Niederung von sandig-lehmigem Boden. Die Oberfläche der Seen ist mit einer pechartigen, ziemlich festen Masse bedeckt, so stellenweise ist dieses Bitumen so hart, daß man darauf stehen und von einem Ufer zum anderen gehen kann; wo die Masse noch weicher ist, sieht man darin zahlreiche Ueberreste von Seevögeln, die von dem Schimmer

Digitized by Google

des todten Sees angelockt, darin umgekommen sind. Kräftiger Lärchenwald umgiebt die Naphthaseen — ein Umstand, der bei dem sonst nur dürftigen, strauchartigen Holzwuchs jener Gegenden bemerkenswerth und zugleich werthvoll ist. Die Herstellung einer Straße vom Ochdistrikte zum Meeresufer würde keine Schwierigkeiten bereiten. Etwas südlich von dem erwähnten Pomor liegt der gute Hafenplatz Baikal, der bei Ebbe noch acht Fuß Wasser hat, folglich kleineren Seeschiffen zugänglich sein würde. Reichlich 200 km südlich von dieser Stelle giebt es eine andere, noch nicht genauer untersuchte, an der sich gleichfalls, wie dies gewisse von den Eingeborenen gebrachte Proben beweisen, Naphtha vorfindet.

— Die Zuckerkultur ist in Persien sehr alt, und schon im fünften Jahrhundert wird sie von einem westlichen Schriftsteller erwähnt. Bis in das 14. Jahrhundert hatte man das Zuckerrohr in Susiana, das damals ein Hauptcentrum des Handels war. Der Verfall der Kanäle und die Skorpionplage sind als die Hauptursachen des Rückganges der betreffenden Kultur zu betrachten. In der Nähe von Ahwaz findet man noch heute Hunderte von Mahlsteinen, die früher zur Auspressung des Zuckersaftes gedient haben. Die einzige Gegend Persiens, wo das Zuckerrohr noch heutzutage kultivirt wird, ist die von Mazanderan, wo es erst im vorigen Jahrhundert eingeführt wurde. Die Pflanze ist klein und schwach und der Zucker, der daraus gewonnen wird, von geringer Qualität. Er wird meist in der genannten Provinz selbst konsumirt und nur ein kleiner Theil nach Gilan und nach Rußland exportirt. Das Rohr wird im Februar oder März gepflanzt und erreicht eine Höhe von ungefähr fünf Fuß. Es bedarf zum Reifwerden acht bis neun Monate. Das Raffiniren des Zuckers wurde bis vor kurzem in den Städten Yezd und Ispahan, obwohl nicht gerade mit großer Vollkommenheit, betrieben, seit der importirte Zucker aber so billig geworden ist, hat das Raffiniren in Persien so gut wie gänzlich aufgehört.

— Die verschiedenen Bevölkerungselemente, welche auf der Insel Ceylon hausen, sind nach den neuesten amtlichen Ausstellungen durch folgende Zahlen vertreten: Singhalesen 2 Millionen; Tamilen 720000; „Moors“ (mohammedanische Tamilen, vergl. „Globus“, Bd. 54, S. 94) 190000; „Burghers“ (eingeborene Europäer) 20000; Malayen 9000; Europäer (eingewanderte) 6000; Andere (Araber, Afghanen, Chinesen, Beddahs, Neger 2c.) 18000. 1881 betrug die Zahl der Europäer nur 4836, 1887 aber 5377.

Afrika.

— Der Außenhandel der Kanarischen Inseln belief sich im Jahre 1888 auf 15,1 Mill. Mark (9,5 Mill. Mark Export und 5,6 Mill. Mark Import), und war ebenso wie in den früheren Jahren zur großen Hälfte nach England gerichtet. Die Cochenillezucht der Inseln ging durch die Konkurrenz anderer Farbstoffe mehr und mehr zurück, und die Bevölkerung hat darauf denken müssen, den dadurch entstandenen Ausfall durch Tabak- und Zuckerkultur zu decken. Sehr im Aufschwunge ist die Bedeutung der Inseln als Dampferstation und damit zugleich auch ihr Kohlenhandel.

Nordamerika.

— Die Geyser des Yellowstone-Parkes haben in diesem Jahre eine ungewöhnlich lebhafte Thätigkeit entfaltet, und es befand sich namentlich auch eine große Zahl derselben in voller Eruption, die man bisher für erloschen hielt. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß die Erscheinung mit den abnormen meteorologischen Verhältnissen im Zusammenhange steht, die in Nordamerika während des laufenden Jahres ebenso obwaltend gewesen sind wie in Europa. Daß gleichzeitig mit den großen Geyser-Ausbrüchen in den atlantischen Küstenstaaten furchtbare Stürme hausten, ist aber wohl nur ein Zufall.

— Seit geraumer Zeit ist es ein Hauptgrundsatz der Handelspolitik der Nordamerikanischen Union, vor allen Dingen darauf bedacht zu sein, die Märkte des spanischen Amerika für die nordamerikanische Produktion zu erobern, und der „Kongreß der drei Amerikas“, welcher vor kurzem in Washington zusammengetreten ist, soll offenbar auch in erster Linie diesem Zwecke dienen. Bis zu einem gewissen Grade ist das nordamerikanische Bestreben auch von gutem Erfolge begleitet gewesen. So betrug der Handelsumsatz zwischen der Union und Mexiko im Jahre 1866 nur 6,3 Mill. Dollars, im Jahre 1888 aber 27,2 Mill., und mit den fünf centralamerikanischen Republiken tauschte die Union im Jahre 1866 für 1,8 Mill. Dollars Waaren aus, 1888 aber für 12,4 Mill. Der Handel der Union mit den sämmtlichen südamerikanischen Staaten stieg in demselben Zeitraume von 48 Mill. auf 114 Mill. Dollars. Stabiler blieb der Handel mit Westindien, der sich 1866 auf 80 Mill. und 1888 auf 99 Mill. Dollars belief, und der nur hinsichtlich der Einfuhr eine Zunahme aufweist.

Bücherschau.

— Adolph Burdo, Am Niger und Benuë. Sechs Monate im Hinterlande von Kamerun. Deutsche Ausgabe von Paul Heichen, Leipzig 1886. — Der Verfasser schildert in dem vorliegenden Werke zunächst seine Erlebnisse auf der Ausreise, besonders seine Wanderung von Dakar nach St. Louis und Gorée, sowie seinen Aufenthalt in Sierra Leone und in Monrovia, der Hauptstadt der Negerrepublik Liberia. Hierauf berichtet er über seine Irrfahrten im Nigerdelta, die erst ein Ende nahmen, als ihn ein günstiges Geschick in Lokoja mit dem Nigerbischof Samuel Abjai Crowther zusammenführte, einem Neger, der zu den eifrigsten Verbreitern des Christenthums und der Civilisation in Innerafrika gehört. In Gemeinschaft mit diesem Manne gelangte Burdo auf einem kleinen Dampfboote nach dem Benuë. Seine Reiseerlebnisse, sowie das afrikanische Natur- und Volksleben beschreibt der Verfasser in fesselnder Weise. Merkwürdig ist, daß in dem Buche jede Angabe darüber fehlt, in welchem Jahre die Reise unternommen wurde. Auch bedauern wir, daß kein Kärtchen die Reiseroute des Verfassers darstellt. G. L.

— Dr. Dondorff, Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. H. 72.) Hamburg 1889. — Wir sind mit dem Verfasser in der Anerkennung des Platoschen Satzes, daß der Mensch das Land besitze und nicht das Land den Menschen, kaum ganz einverstanden. Dessen ungeachtet bezeichnen wir aber seinen Versuch, die Hauptzeigenthümlichkeiten des griechischen Kulturlebens und der griechischen Geschichte aus dem griechischen Boden heraus zu erklären, als einen glücklichen und sollen ihm gern unsern ganzen Beifall.

Inhalt: J. von Goeruc: Ueber die Farbe und Durchsichtigkeit des Meeres. — Ph. Lehzen: Reiseerinnerungen aus Japan und China. I. (Mit zwei Abbildungen.) — Sinope. (Mit vier Abbildungen.) — G. Coordes: Die Weltanschauung Mohammed's. — Kürzere Mittheilungen: Die Tinné-Indianer. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 12. Oktober 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Wilhelm Tomaschek's Untersuchungen über den „skythischen Norden"[1].

Von Dr. R. Sieger.

Wenige Völkernamen giebt es, welche nach einander und selbst gleichzeitig so verschiedenartige Stämme umfaßt haben, wie jener der Skythen. Er ging von dem Volke der Sloloten im Norden des Schwarzen Meeres aus, mit dem schon um den Anfang des ersten vorchristlichen Jahrtausends die tarischen, und zwei Jahrhunderte später die jonischen Seefahrer in gewinnreicher Handelsverbindung standen. Das Wort „Skythen" ist wahrscheinlich selbst nur eine Nebenform oder Entstellung des Namens „Sloloten", hat sich aber rasch über die umwohnenden Steppenvölker bis tief ins Innere Asiens ausgebreitet. Am Ausgange des Alterthums war es kaum mehr, als eine Gesammtbezeichnung für die nur dunkel gekannten Nomaden des fernen Nordostens, eng verwachsen mit jener unheimlichen Vorstellung unwiderstehlicher Wildheit und entsetzlicher Barbarei, wie sie zu späteren Zeiten sich an den gefürchteten und doch verachteten „Hunnen-" oder „Tartaren"-Namen knüpfte. Wie die Kunde des Abendlandes von diesen Grenzlandschaften der Erde schwankte, wie bald neue, bisher namenlose Völker ins Licht der Geschichte hervortraten, bald wieder leidlich bekannte Gebiete aufs neue im Dunkel der Barbarei verschwanden, so breitete sich der Umfang der Namen „Skythen" und „Skythien" bald aus, bald wurden sie in die ferusten Gebiete des Ostens zurückgedrängt: germanische und slavische, finnische und türkische, thrakische und iranische Völkerschaften haben den Beinamen „Skythen" vorübergehend erhalten. Trotzdem wurde es auch der neueren Wissenschaft schwer, sich von der Vorstellung zu trennen, daß diesem Namen ursprünglich eine große ethnographische Einheit zu Grunde liege, hinter welcher man die Anfänge eines der großen, später historisch bedeutsam gewordenen Völkerzweige suchen dürfe. Man hat das Wort „Skythen" auf germanische „Schützen" und auf finnische „Tschuden" gedeutet; man hat in der Gesammtheit der „skythischen Völker" bald mongolische Stämme (Niebuhr; Neumann, 1855), bald die Vorfahren der Germanen (Jak. Grimm, 1848) oder der Slaven (Manert) gesucht; man ist auch schon früh darauf aufmerksam geworden, daß eine Reihe von Volks- und Personennamen auf die engste Verwandtschaft mit den iranischen Ariern hinweisen (Zeuß 1837). Allein erst spät und zögernd hat man sich entschlossen, die einzelnen Völkerschaften einer streng gesonderten wissenschaftlichen Betrachtung zu unterziehen. Obwohl schon Herodot im fünften Jahrhundert v. Chr. sich alle Mühe gegeben hatte, den Namen „Skythen" wieder auf die pontischen Sloloten zu beschränken, und bei der Unterscheidung derselben von verwandten und nicht verwandten Nachbarvölkern bereits die Vergleichung der Sprache, der Sitten und der Volkstracht als die entscheidenden Gesichtspunkte richtig erkannt hatte, so ist es doch — von einzelnen früheren Anläufen abgesehen — erst Müllenhoff (1866) gewesen, der diese Methode mit Entschiedenheit durchzuführen unternahm. Er hat auf Grund der Namen und der herodotischen Ueberlieferungen den Antheil der iranischen Arier — der Stammesbrüder der Perser und des Zendvolks — an den skythischen Gebieten festzustellen versucht,

[1] Kritik der ältesten Nachrichten über den skythischen Norden. Von W. Tomaschek. I. Ueber das arimaspische Gedicht des Aristeas. II. Die Nachrichten Herodots über den skythischen Karawanenweg nach Innerasien. (Sitzungsberichte der k. k. Akad. d. Wissensch., Bd. CXVI. Heft XV, und Bd. CXVII. H. I.) Wien, Tempsky 1888. 8°. 66 u. 70 S.

Digitized by Google

und sowohl bei den Sloloten, als auch bei einigen ihrer Nachbarstämme (so den Sauromaten) so viele zweifellos iranische Namen erwiesen, daß der iranische Ursprung dieser Stämme und damit die anderweitige Abstammung der von Herodot als nichtskythisch bezeichneten Völkerschaften, nahezu sichergestellt erscheint. Wenn H. Kiepert dagegen geltvolle Einwände erhob (1878), wenn er (wie auch Penka) für das Mongolentthum auch der herodotischen Sloloten wieder eintritt und damit dem Sammelnamen „Skythen" oder dem persischen gleichbedeutenden — d. h. gleich unbestimmten — „Saken" einen etwas größeren ethnographischen Werth zuerkennt, als Müllenhoff, so bemerkt er doch die Methode gesonderter Betrachtung der Einzelstämme. Gänzlich aufgegeben wurde der von Müllenhoff betretene Weg dagegen durch Cuno (1871), welcher die gesammten Skythenvölker mit Einschluß der Parther für Borfahren der Slaven erklärt, und durch Frehtag (1886), der in kritikloser und phantastischer Weise all diese Stämme und dazu noch die Thraker für das Urgermanenthum anspricht. Gegenüber dem ungemein anspruchsvollen Wesen dieser neuesten „Forschungen" ist es doppelt willkommen, daß nunmehr Professor Tomaschek die Unterfuchung Müllenhoff's zu vervollständigen unternahm und die geographisch-ethnographische Abgrenzung der einzelnen asiatischen Steppenvölker des Alterthums versuchte: auf dem Wege der Vergleichung von Sprache, Sitte und Wohnsitzen.

Als entschiedener Anhänger Müllenhoff's legt Tomaschek weniger Gewicht auf die von diesem bereits eingehend behandelten westlichen Stämme, insbesondere die arischen. Doch hat er auch hier die Beweisführung seines Vorgängers ergänzt und eine fast ununterbrochene Reihe westarischer Nomaden, von den Sloloten und Sauromaten am Schwarzen und Asowschen Meere angefangen, längs der Nordgrenze des Perserreiches bis zu den Massageten im Osten des Syr Darya oder Jaxartes nachgewiesen. Und es mag auch als bemerkenswerth hervorgehoben werden, daß Tomaschek's Deutung des Namens *Κολαξαΐς*, des sagenhaften ersten Skolotenkönigs als *kára-jáya* die beiden Grundelemente des persischen Wortes — das Volksheer (*kára*) und das bei aller Macht doch nur neben demselben stehende, auf sein rein arisches Geblüt stolze Königthum — auch bei den Skythen aufweist. Das so mit immer größerer Wahrscheinlichkeit nachgewiesene Arierthum der Skythen ist von besonderer Bedeutung, wenn man der neueren, auch von Tomaschek getheilten Ansicht beipflichtet, welche die Urheimath der Indogermanen nicht in Asien, sondern im südöstlichen Mitteleuropa — eben im oder nahe am Lande der herodotischen Skythen — sucht. Für diese Ansehauung sind die Sloloten, die sich selbst als Ureinwohner, und verwandte Völkerschaften im Osten als ihre Apoiten betrachteten, der jüngste, der Urheimath zunächst wohnende Zweig der östlichen Indogermanen — die Zurückgebliebenen in dem Lande, von dem die Wanderung der Arier (Iranier und Inder) nach Osten, der europäischen Indogermanen nach West und Süden ausging; die einzelnen von ihnen als ihre Kolonisten oder Verwandten angesehenen Völkerschaften bezeichnen dann die Zwischenstationen der Arier-Einwanderung. Diese Völkerbewegung wäre somit nach Tomaschek von Südrußland durch das „Völkerthor" zwischen Kaukasus und Ural ins Zwischromland gegangen, von wo aus ein Zweig östlich bis Indien, ein anderer westlich nach dem iranischen Hochland sich ausbreitete, während einzelne versprengte Arierstämme auch in den Ebenen weiter gegen Norden hin sich festsetzten.

Doch dieser Gesichtspunkt sei hier blos gestreift: wie schon erwähnt, liegt die Bedeutung der Tomaschek'schen Untersuchung wesentlich in der Auseinanderhaltung der asiatischen, nichtarischen Skythenvölker und dem damit verbundenen Versuche, die Ursitze der wichtigsten in Asien einheimischen historischen Völker festzustellen.

Indem der Verfasser bei aller Reichhaltigkeit des herangezogenen Quellenmaterials doch als Grundlage der Untersuchung stets die beiden besten und ältesten abendländischen Quellen festhielt, ist es ihm gelungen, auch die Grenzen der griechischen Kenntniß von jenen Gegenden um die Blüthezeit ionischer Handels- und Kolonisationsthätigkeit, und die Ausdehnung des uralten Karawanenhandels nach Innerasien überzeugend darzuthun. Das allgemeine Interesse, welches diesen Fragen zukommt, sowie der Umstand, daß in der Originalabhandlung die Fülle von Einzeluntersuchungen und Excurse den nicht sprachkundigen Leser leicht verwirren kann, rechtfertigt wohl zur Genüge den folgenden Versuch, die Ergebnisse und Hypothesen Tomaschek's in knappem Auszuge wiederzugeben, ohne auf strittige Einzelheiten näher einzugehen.

Jene beiden Quellen, die eine Völkerreihe vom Schwarzen bis ans Chinesische Meer (das „andere Meer" der Alten) und überliefert haben, sind Aristeas und Herodot. Aus den wenigen Fragmenten, die von dem ersteren vorliegen, hat Tomaschek mit eindringender Kritik erwiesen, daß dieser Apollopriester von der Insel Prokonnesos im Marmarameere, der etwa um 655 sein Gedicht „Arimaspea" verfaßte, in der That infolge der bestehenden Handelsbeziehungen gute Kunde über den fernen Norden und Osten — sei es durch eigene Reisen, sei es aus dem Munde skythischer Kaufleute — erlangen konnte, und daß all die mystischen Erzählungen über seine Person, die geeignet wären, seine Glaubwürdigkeit als Quelle zu erschüttern, nur auf mißverstandenen poetischen Formeln seiner Dichtung beruhen. Die ausführlichen Nachrichten des Herodot aber, das wissen wir sicher, beruhen auf Erkundigungen, die er um 450 v. Chr. in der griechischen Kolonie Olbia und im benachbarten Skythenlande von skythischen Gewährsmännern eingezogen hat. Wenn seine Völkerreihe trotzdem nicht so weit reicht, wie die seines Vorgängers, und wenn er dort, wo die Kunde der skythischen Kaufleute zuverlässig mit ihren Handelswegen endete, einfach die Völkereihe des Aristeas anschließt, so dürfen wir daraus eben nur auf eine Änderung in den Handelsbeziehungen zum Osten schließen, die ja auch in Herodots Zeit einer anderen Straße folgten, als im 7. Jahrhundert.

An die Skythen, die er schon im weiteren Sinne als die Gesammtheit iranischer Nomadenstämme genommen zu haben scheint, schließt Aristeas wahrscheinlich die Massageten, und auf diese oder auch unmittelbar auf die Skythen folgen bei ihm die Issedonen, bei denen er nach seiner Behauptung selbst gewesen ist und über die seineren Völker Nachrichten eingezogen hat. Dieses Volk, das fernste, zu dem ein Hellene vorgedrungen ist, erscheint auch bei anderen Schriftstellern späterer Zeit bald im Tarimbecken, bald im südwestlichen Tibet, und Tomaschek erkennt auch in den absonderlichen, von ihnen überlieferten Sitten — wie das Tragen langer Haarflechten, das Verspeisen der Verstorbenen, die gebietende Stellung der Weiber — kennzeichnende Eigenthümlichkeiten tibetanischer Stämme. Als im Anfange der römischen Kaiserzeit der Orienthandel neuen Aufschwung nahm und die Agenten des Großkaufmannes Maës das Material sammelten, welches in den Erdkarten des Marinus und des Claudius Ptolemäus dann wissenschaftlich verarbeitet ward, da erscheinen die Issedonen im „Seidenlande", dem Lande der Serer, und zwei Orte Issedon, das „serische" und das „skythische" werden uns genannt. Tomaschek meint dieselben nach einer eingehenden, in ihren Ergebnissen von jenen Kiepert's und v. Richthofen's vielfach abweichenden Untersuchung der Seidenstraße, das erstere

Digitized by Google

im Ostsenbezirke des Sulé-ho, das letztere in Kuča, dem bekannten Hauptstapelplatze für das Ili-Gebiet ansetzen zu dürfen. Er deutet den Namen durch skythisch (westarisch) išya-dâna, d. h. Güterdepôt, Emporium; die Issedonen wären somit das „Handelsvolk" als solches, durch welches der Verkehr mit dem weiteren Osten gehen mußte[1]), an dessen Grenzen die abendländischen Karawanen Halt machten — auch dies ein Grund, sie mit den reichen Tibetern und zwar deren nördlichsten Stämmen gleichzusetzen.

Ihre östlichen Nachbarn sind nach Aristeas die Arimaspen, angeblich einäugige, zottige Krieger, die über reiche Heerden, besonders von Rossen verfügen. Sie nehmen die Sitze ein, welche die Annalen der Han den türkischen, doch stark gemischten Hiung-nu oder Hunnen zuweisen, und werden von Tomaschek mit diesen letzteren gleichgesetzt. In der That erscheinen die Hunnen noch in der Tiadochenzeit, als sie sich ins Zweistromland ausgebreitet haben (Οὖννοι, von Χιονῖται nur mundartlich verschieden, beides auf p zurückgehend), auch dort als Nachbarn tibetischer Stämme. Im ersten Jahrhundert n. Chr. ist dieses Volk bereits an die Grenze Europas vorgerückt. Mit dieser Unruhe und Wanderlust steht es in guter Uebereinstimmung, wenn Aristeas, der hier als Zeitgenosse gut unterrichtet sein konnte, die ersten Anstöße jener Bewegungen, die zu den „Kimmerierzügen" des siebenten Jahrhunderts führten, bei den Arimaspen sucht. Und auch dieser Name, nach Herodot ein skolatisches und also iranisches Wort, nach Müllenhoff „Besitzer folgsamer Rosse", nach dem Verfasser „Besitzer von Steppenrossen" bedeutend, paßt gut auf das Reitervolk der Hunnen.

Die Hyperboräer, welche Aristeas nach den Arimaspen nennt, und die bis an das „andere Meer" reichten, können kaum etwas anderes bedeuten, als den großen, geordneten Kulturstaat des äußersten Ostens, das Reich der Mitte. Nur dieser, der neben den unruhigen, nomadischen Nachbarn doppelt leicht als „das Bleibende in der Erscheinungen Flucht" aufgefaßt werden konnte, nur China konnte dem griechischen Dichter Anlaß zu einer Gleichsetzung mit dem mythischen Sonnenvolke, den friedlichen Lieblingen Apollons bieten. Allerdings sind die Hyperboräer in der ursprünglichen Sage das Volk des äußersten Nordens, und auch Tomaschek will deshalb eine andere Möglichkeit — daß sie hier etwa dem verschollenen Kulturvolk am oberen Jenisei gleichzusetzen wären, dessen Metallarbeiten sich noch vielfach vorfinden — nicht ganz verwerfen. Allein die Lage der issedonischen Wohnsitze, die auch Herodot bestätigt, läßt die östliche Richtung des großen Handelswegs nahezu sicher erscheinen, und Tomaschek macht ungemein wahrscheinlich, daß das „andere Meer" des Tomasites und Herodot, des Amometus und Tiodor in der That direkter Kunde über den großen Ozean entspricht.

Reichte somit aller Wahrscheinlichkeit nach der Gesichtskreis der jonischen Kaufleute bis nach Tibet und China, so erfahren wir von Herodot, daß er auch in den nördlichen und nordwestlichen Gegenden eine überraschende Ausdehnung besaß. Selbst einer, allerdings unverstandenen Andeutung auf die lange Polarnacht begegnen wir, wenn uns von Menschen erzählt wird, die sechs Monate schlafen. Unter den westlichen Nachbarstämmen der europäischen Skythen, welche diese dem griechischen Forscher zunächst nannten, erkennt Tomaschek, älteren Ansichten sich anschließend, in den Agathyrsen des heutigen Siebenbürgen die Vorfahren der Daker, und in den Neuren jene der Slovenen. Diese ältesten Slaven, bei denen die Sage vom Werwolf eine große Rolle spielt, wohnten als westliche Nachbarn der Skythen im Quellgebiete des Dniester und in den Sümpfen des Pripet; ein Zweig derselben scheint den Namen Budinen oder Bödinen, d. i. Wasserleute (von „woda") geführt zu haben.

Die Völker im Norden der Skythen sind nach Tomaschek's Untersuchung durchaus finnische Stämme, die freilich in historischer Zeit mit veränderten Wohnsitzen erschienen, aber nach dem Zeugnisse der Sprachwissenschaft einst neben anderen Völkern gewohnt haben müssen, als heute. So erblickt der Verfasser in den Androphagen, d. i. Menschenfressern Herodots und den Amadokern, d. i. Rohfleischessern des Ptolemäus die heutigen Mordwa oder Mordwinen, deren Name vielleicht ebenfalls ein iranischer ist und „Menschenfresser" bedeutet. Sprachliche Gründe legen nahe, daß diese letzteren ursprünglich in der Nähe der Letten, Slaven und baltischen Finnen, aber auch der Iranier gewohnt haben und erst durch das Vordringen der Hunnen und der Slaven von den Sitzen der Androphagen am oberen Dnieper verdrängt worden seien. Ein zweites finnisches Volk, die in schwarze Schaffelle gekleideten Gerrhen, sucht Tomaschek in Herodot's Schwarzmänteln (Melanchlainen), welche die „lumpigen Landschaften" des südrussischen Hügellandes bewohnen: auch sie wurden später verdrängt und mußten den Mordwa platz machen. Zwischen der mittleren Wolga und dem südlichen Ural saßen, im Nordosten der arischen Sauromaten die Budinen, deren blaue Augen und röthliches Haar sich bei den permischen Finnen, die jetzt weit nach Norden abgedrängt sind, noch erhalten haben. Ihr Name selbst läßt sich finnisch auf „Wasserleute" deuten. Dunkel bleibt, welches Thier wir unter dem von ihnen mit Vorliebe gejagten ταρανδος (nach Aristoteles) zu verstehen haben. Ihr Gebiet wird bereits von dem großen Handelswege nach dem Osten durchzogen, der von Skythien in nordöstlicher Richtung durch das Land der Sauromaten herkommt. Bis in dieses Land scheint sich auch die Kolonialthätigkeit der Griechen vorgewagt zu haben; wir hören von einer Griechenstadt Gelonos im Waldlande der Budinen, deren Name sich in der That als gut hellenischer erweist.

Nördlich von ihnen an der uralischen Wasserscheide saß das Jägervolk der Thyssageten, dessen Namen der Verfasser als „Anwohner des Quellflusses" erklärt. Von der Mündung dieses Flusses in die Kama führt ein berühmter Uebergang über das Uralgebirge, das hier, in eine mäßige Hügellandschaft aufgelöst, dem Auge durchaus nicht als trennender Gebirgszug sich darstellt. Wenn nun Herodot sagt, der Weg wende sich im Thyssagetenlande, in welchem alle die großen Ströme Skythiens entspringen, nach Osten, und wenn er dennoch das ganze Land bis an den Altai hin als Flachland bezeichnet, so geht daraus wohl mit Sicherheit hervor, daß der alte Handelsweg die Wasserscheide zwischen Kama und Ufet an der von Tomaschek bezeichneten Stelle überschritt. Es ist das dieselbe Gegend, durch welche der Entdecker Jermak 1578 nach Sibirien gelangte. Das Volk, welches sie im Alterthum bewohnte, war ein ugrisches — das der Wogulen. Wie bei diesen, so war es bei den alten Thyssageten Sitte, das Opferfleisch selbst zu verzehren und den Göttern nur die Knochen darzubringen: eine Sitte, durch welche sie sich von allen Nachbarvölkern unterschieden.

Ueberraschend ist die Auseinandersetzung, zu welcher diese Gleichsetzung überleitet. Lange genug und zuletzt noch von Bamberg sind die Magyaren für ein türkisches Volk erklärt worden, doch hat sich ergeben, daß sie Ugrier und mit den Wogulen aufs engste verwandt sind. Nun hören wir bei

[1]) Wir hören insbesondere von ihrem Reichthum an Gold und Tomaschek hält mit Grund des Aristeas Erzählung, daß dieses von den mit fabelhaften Attributen ausgestatteten Arimaspen im Kampfe mit Greifen erworben werde, für eine Vorspiegelung des listigen Handelsvolkes.

Digitized by Google

Herodot von einem Reitervolke der Iyrkai, welches dicht neben oder sogar bei den Thyssageten wohnte — und in demselben sucht Tomaschek die Vorfahren der Magyaren. In ihrem Namen, den Kiepert durch das türkische Wort „türkü", d. i. Nomaden, Wanderstamm, sehr ansprechend gedeutet hat, erkennt Tomaschek — unter Voraussetzung einer im Skythischen nach Möglichkeit gelegentlich vorkommenden Konsonantenumstellung — Iyrkai, d. i. Iugra (Land und Volk der Ugrier), aus welcher Bezeichnung erwiesenermaßen das abendländische „Ungri, Ungern, Ungarn" verderbt ist. Sehr gut stimmt Herodot's Schilderung der Iyrken als Reitervolk, das in baumdurchsetzter Ebene wohnt, und als treffliche Bogenschützen das Wild von den Bäumen aus zu treffen, dann aber mit abgerichteten Rossen und Jagdhunden zu verfolgen weiß, zu den uns bekannten Gepflogenheiten der alten Magyaren, während wir von keinem anderen ungrischen Volke ähnliches wissen. Noch in den Heidengräbern der ungarischen Ebene finden sich durchaus neben Pfeil und Bogen auch die Skelette von Roß und Hund, den treuen Jagdgenossen des Reitervolkes. Ihre Hauptsitze aber findet Tomaschek's Vermuthung, die als wichtiger Beitrag zur Magyarenfrage bezeichnet werden muß, in dem Zusammenwohnen der Iyrken mit den ihnen eng verwandten Vorfahren der Wogulen. Die Wohnsitze der alten Magyaren des fünften vorchristlichen Jahrhunderts wären im Südosten von denjenigen ihres Bundesstammes anzusetzen: nach dem Verfasser reichten sie etwa von der Gegend von Tobolsk über den Ischim, Irtisch und Om und die Stumpfsteppe Barabas bis zum Kulunda-See. Aus dieser südlicheren Lage ihrer Sitze erklärt sich dann wohl auch leicht, wie die Magyaren von den von Osten herkommenden Völkerwogen mitgerissen und nach Europa geschleudert werden konnten, während die Wogulen vielmehr von den finnischen Stämmen nach Norden zurückgedrängt wurden.

Als letzten Stamm der Ebene nennt Herodot nach den Iyrken einen Bruchtheil iranischer Skythen, welchen die Sloloten am Schwarzen Meer für eine Abzweigung ihres eigenen Volkes erklärten. Wenn ihre Kaustene das Gebiet dieser Stammesbrüder am oberen Irtysch — an die noch mancherlei Fundgegenstände iranischen Charakters erinnern — verließen, muß ihnen das Gefühl ihrer Verschiedenheit gegenüber den nächstwohnenden Völkern doppelt scharf zum Bewußtsein gekommen sein. Diesem Umstande verdanken wir wohl die drastische Schilderung des mongoloiden Typus, welche uns Herodot anläßlich des nächsten Volksstammes, der „kahlköpfigen" Argippäer im Altai, giebt. Es ist indeß nicht nothwendig, in diesem Volke reine Mongolen zu erblicken, wie dies bisher geschah; sondern auch echte Türkenstämme, die noch nicht durch Vermischung mit Finnen und Ariern unserem Schönheitsideal genähert sind, zeigen dieselben hervorstechenden Rassenmerkmale. Mit Rücksicht auf chinesische Quellen zieht es daher der Verfasser vor, in diesen „Kahlköpfen" Vorfahren der türkischen Uiguren zu erblicken: auch ihre Lebensweise zeigt bemerkenswerthe Anklänge an türkische Sitten, und das Wort as-chy, das ihre Hauptnahrung — ein Mus aus den Beeren der Traubenkirsche — bezeichnet, fällt mit dem türkischen as-ghu (Nahrung) zusammen.

Schon damals scheint übrigens das staatliche Leben der Türken sich durch jene Festigkeit und Ordnung ausgezeichnet zu haben, welche seinen ersten Erscheinungsformen eigen ist, und insbesondere der Markverkehr mit den Fremden, auf den dies Volk auch später viel Gewicht legte, mag wohl unter Aufsicht eigener Beamten gestanden sein. Sackerklärt der Verfasser wenigstens die bisher meist auf Priestervölker bezogene Nachricht Herodot's, daß die Argippäer heilige Männer sein, welche keine Waffen tragen, und welche die Streitigkeiten unter ihren Nachbaren als Schiedsrichter schlichten. Vielleicht spielt hier übrigens auch die Hyperboräersage wieder herein, da für die skythischen Kaustene mit diesem Volke die sichere Kunde endet, und die Argippäer als das äußerste Nordvolk erscheinen, während über sie hinaus nur Fabeleien erzählt werden, die freilich auch auf mißverstandenen Mittheilungen der Altai-Türken über ihre Nachbarn beruhen dürften und von Tomaschek ansprechend gedeutet werden.

Gegen Osten (oder richtiger Süden) schließt Herodot an diese Türken die tibetischen Issedonen an, über welche er auch selbst von den Skythen Nachrichten erkundete, und an diese die weitere Völkerreihe des Aristeas. Wir haben also zwei große Handelswege für das frühe Alterthum bezeugt: im siebenten Jahrhundert den kürzeren durch die kaspische Völkerpforte und das Zweistromland, im Gebiete jener asiatischen Nomadenstämme, welche die Perser „Saken" nannten, Aristeas aber Skythen und Massageten bezeichnet; im fünften Jahrhundert einen Umweg, für den sieben Dolmetscher erforderlich waren, durch Gebiete unkultivirter Jägervölker der nördlichen Steppe. Dieser zweite Weg ging nordöstlich bis zur permischen und mittelruralischen Passage, überschritt die Wasserscheide und bog sich dann wieder durch die Steppe nach Südosten zum Altai, von wo dann südliche Richtung eingeschlagen werden mußte. Der große Betrag dieses Umwegs kam den Alten kaum zum Bewußtsein: bei ihrer unklaren Vorstellung von den Himmelsgegenden und bei der Leichtigkeit, mit welcher Naturmenschen die Aufangsrichtung eines Weges und seine Gesammtrichtung verwechseln, konnte Herodot ganz wohl meinen, die „Kahlköpfe" lägen im fernen Norden und die Issedonen östlich von ihnen. Die Skythen freilich mußten sich darüber klar sein, daß sie nicht dem nächsten Wege folgten, den sie, wie es scheint, zu Aristeas Zeit allein benutzt hatten. Die Auseinandersetzungen von Tomaschek zwingen uns geradezu, nach dem Grunde zu fragen, weshalb die Skythen des fünften Jahrhunderts soweit nach Norden ausbogen. Die günstigen Baden- und Klima-Verhältnisse längs dieser „von der Natur vorgezeichneten Straße" allein genügen doch kaum zur Begründung einer solchen Aenderung althergebrachter Straßen. Sollte sie in dem Aufschwunge des Pelzhandels mit den Jägervölkern der kalten Gegenden zu suchen sein? Oder mochten etwa politische Rücksichten den Feinden des Perserreiches, zu denen Skythen und Griechen gerade um jene Zeit gehörten, den südlichern und kürzeren Weg verbieten? Die Arier der südlichen Steppe waren eben damals, wenn nicht durchaus in die Abhängigkeit, so doch in den Machtbereich der Großkönige gekommen, und es mochte vielleicht deshalb der Umweg geratener erscheinen.

Der kürzere südliche Weg bleibt hingegen auch nach dem fünften Jahrhundert die wahre Völkerstraße: hatte ihn vorher die arische Einwanderung benutzt, so hatten in späterer Zeit eine Reihe von Vorstößen durch das aralokaspische Land erfolgen, deren Ausgangspunkt fern im Osten Asiens zu suchen ist. Die Völkerreihe des Aristeas giebt uns, nun sie in überzeugender Weise gedeutet ist, Aufschluß über die Verhältnisse vor diesen Wanderungen, und damit auch mittelbar über die Art und Weise, in welcher diese Strömungen gegen Westen erfolgt sind. Allein wir besitzen von Aristeas selbst auch einen Bericht über eine ältere Völkerbewegung im achten Jahrhundert, über die seine Zeit ganz gut unterrichtet sein mußte. Da heißt es, daß nur die Hyperboräer ruhig geblieben sein, dagegen die Arimaspen auf die Issedonen, diese auf die Skythen gedrängt, und die letzteren daher die Kimmerier von ihren Wohnsitzen an der Küste des Schwarzen Meeres vertrieben

Digitized by Google

hätten. Die letzte Wirkung dieser Bewegung wäre der vielgenannte Einfall der Kimmerier in Kleinasien, der nach den Keilschriften um 670 erfolgt ist. Die Störenfriede sind also auch schon damals die unruhigen Hunnen, welche unfähig, China zu beunruhigen, oder selbst von diesem großen Reiche zurückgewiesen, sich gegen den Westen hin ausbreiteten. Der Stoß traf die Tibeter und warf sie in das Tarimbecken, welches damals vermuthlich von den am weitesten vorgedrungenen Ariern, den Saken und Massageten, besetzt war. Indem diese nun zurückgedrängt wurden und den übrigen arischen Steppenvölkern Raum entzogen, bereitete sich eine theilweise Rückwanderung der letzteren vor: nach Herodot drängten damals die Massageten auf die westlicheren Skythen; vielleicht besetzten eben damals die Sauromaten oder Sarmaten das Land im Osten des Don, das sie im fünften Jahrhundert inne hatten, jedenfalls aber erlitten die Skoloten oder eigentlichen Skythen im Westen dieses Flusses ebenfalls eine Einschränkung. Sie breiteten sich daher nun an die höher nach nicht erreichte Küste, wo die Halbinsel Tauris sich im Besitze der älteren Einwohner erhielt, sowie auch nach Westen bis an die Donaumündung aus. Die Bewohner dieser Gebiete waren thrakische Stämme; theilweise wurden sie unterworfen, wie Herodot's Karpiden und Alazonen am Dnjeper; zum Theil aber flohen sie nach Asien und beunruhigten dessen Küsten unter dem Namen Kimmerier, der kein Volksname ist, sondern schon seit Homer die „Barbaren des Nordens" bezeichnete.

So ist es dem Verfasser gelungen, manchen wichtigen Aufschluß über die Völkerverhältnisse und Völkerbewegungen Asiens theilweise bis ins achte Jahrhundert v. Chr. aus den spärlichen Quellen zu gewinnen, oder doch denselben vorzuarbeiten — ein neuer Beweis, wie viel noch immer eine sorgfältige Kritik der anscheinend oft albernen oder nichtigen, immer aber gewissenhaften Nachrichten Herodots der alten Geschichte, der Geographie und Ethnographie zu bieten vermag.

Mit der Aufstellung der beiden Völkerreihen an den Hauptheerstraßen — im Norden: Finnen, Mogulen, Magyaren, östliche Skythen, Türken; im Süden: lassische und massagetische Iranier, Tibeter, Hunnen, Chinesen — ist der reiche Inhalt der Tomaschek'schen Arbeit bei weitem nicht erschöpft: Topeographie und Ethnographie finden in derselben noch manchen Gewinn, und die umfassenden Excurse regen manche interessante Frage an. Derjenige Punkt aber, der das meiste Interesse bietet, der wohl auch die lebhafteste Erörterung in freundlichem und feindlichem Sinne finden dürfte, ist doch der hier eingehender behandelte.

Eine Besteigung der Silla de Caracas.

Von **Arthur Herzog.**

(Mit drei Abbildungen.)

In den letzten Tagen des Monats Februar beschloß ich mit meinen Freunden Otto Elsesb und Carlos Hellmund einen Ausflug nach der durch Alexander von Humboldt's Besteigung berühmt gewordenen Silla[1]). Der letztgenannte Herr führte einen photographischen Apparat bei sich, um die interessantesten Ansichten, welche die Bergtour bietet, aufzunehmen.

Mit der venezuelanischen Centralbahn, durch die es den Bewohnern von Caracas ermöglicht wird, in kurzer Frist an den Fuß des Berghlockes heranzukommen, begaben wir uns an einem Sonnabend Nachmittag zunächst nach der nur eine Meile östlich von Caracas gelegenen Ortschaft Dos Caminos. Dort fanden wir in der Hacienda Ciénega bei unserem Bekannten Don Juan Diaz die freundlichste Aufnahme. Es war gerade die Zeit der Kaffee-Ernte. Das Pflücken und Waschen der Frucht war beendet, und die Bohnen lagen im Hofe (patio) ausgebreitet, um an der Sonne zu trocknen. Damit dies gleichmäßig geschehe, mußten sie aber fleißig gehäufelt und gewendet werden. Bei der gleichen Beschäftigung, die für die Gegend von Caracas so wichtig ist, fanden wir auch die Bewohner der benachbarten Hacienda „La Floresta" (S. Abbildung 2). Ist der Kaffee trocken, so wird er in den Korridoren untergebracht, welche den Patio rings umgeben. Die Landschaft ist sowohl durch die üppige Vegetation, in welche die Hacienden hineingebaut sind, als auch durch die imposante Höhe der Silla, die sie überragt, eine herrliche. Die breiten Blätter der Platanos (Bananen) schauen über die Baulichkeiten der Hacienda hinweg, das Laubwerk der Kaffeesträucher erglänzt im saftigsten Grün, und die hohen Bucaressbäume, welche den letzteren Schutz gegen die zu intensive Sonnengluth gewähren sollen, sind über und über mit rothen Blüthen bedeckt. Die Bergmasse der Silla erscheint aber aus der Ferne gesehen völlig kahl und vegetationslos.

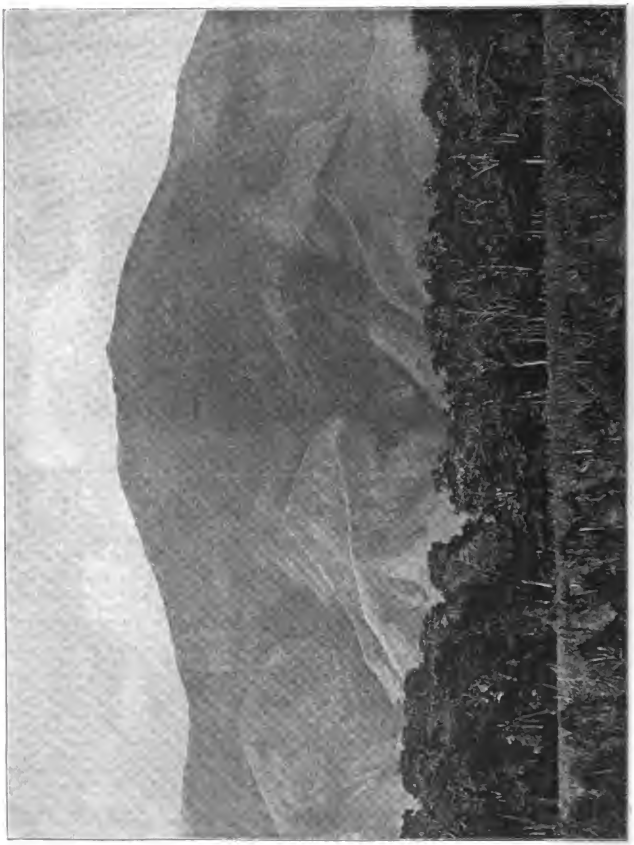
Die Hacienda Ciénega liegt etwa 900 m über dem Meeresspiegel, so daß also von da aus bis zum Hauptgipfel der Silla noch nahezu 1800 m zu überwinden sind.

Am Sonntag Morgen mit dem ersten Tagesgrauen brachen wir auf, um die eigentliche Besteigung des Berges zu unternehmen, und nach einem kurzen Marsche von nur einer Viertelstunde hatten wir die von der Silla niederrauschenden „Chorros" (Wasserfälle) erreicht. Es sind vier über einander liegende Fälle, von denen die beigegebene Abbildung 3 den untersten zeigt. Die aus stattlicher Höhe herabstürzende krystallklare Fluth, die dunkle Felswand, und die artenreiche tropische Vegetation, welche zu beiden Seiten des Falles wuchert, macht den Anblick zu einem überaus prächtigen. Wir konnten uns das Vergnügen nicht versagen in dem durch seine Reinheit und Frische ausgezeichneten Wasser am Fuße der Fälle ein Bad zu nehmen, ehe wir unsere Wanderung weiter fortsetzten.

Der Aufstieg wurde von den Chorros an sehr beschwerlich. Von einem Wege war natürlich keine Spur vorhanden, der zu erklimmende Hang war vielfach außerordentlich steil, der Felsboden war hart und spröde, und die Sonne sandte ihre sengenden Strahlen erbarmungslos vom blauen Tropenfirmamente herab, ohne daß irgend ein Baum dagegen Schutz geboten hätte.

[1]) Außer der Humboldt'schen Besteigung verzeichnet Dr. W. Sievers namentlich noch diejenige von Boussingault (1823), Gagigal (1833), Otto (1839), Linden (1842), Ernst (1866), Spence (1872) und Jahn (1884). Die Höhe des östlichen Gipfels, bezw. des Aquilon oder des „Viejo del Avila", der der höchste ist, bestimmte Humboldt zu 2630, Gagigal zu 2628, A. Jahn zu 2665 m. Vergl. Venezuela (Hamburg 1888), S. 277 f.

Digitized by Google



Die Silla de Caracas.

Digitized by Google

Endlich nach sechsstündigem anstrengenden Klettern standen wir auf dem 2665 m hohen Gipfel, und wurden für die überstandene Mühe durch eine großartige Fernsicht reichlich belohnt.

Nach Norden zu erblickten wir das tiefblaue Meer, welches infolge des jähen Abstürzes der Bergkette nach dieser Richtung hin fast senkrecht zu unseren Füßen zu liegen schien. Im Osten erhebt sich der noch um 117 m höhere Gipfel des Waiguatá. Gegen Nordwesten zeigt sich der Hafenplatz La Guaira und in unmittelbarer Nähe desselben der liebliche Badeort Macuto. Südlich von uns liegt tief unten im Thale die Stadt Caracas, deren Häusergruppen mit den rechtwinklig sich schneidenden Straßen einem von einem Kinde aufgestellten Spielzeuge gleichen. Das freundliche Thal von Caracas mit seinen üppigen Zuckerrohr-Feldern und Kaffee-Plantagen wird durch eine Anzahl parallel laufender Höhenzüge abgeschlossen, hinter denen sich am fernen Horizonte die Llanos des Orinoko abzeichnen.

Nur schwer vermögen wir uns von dieser erhabenen Aussicht zu trennen. Mehr rutschend und springend, als gehend erreichen wir dann gegen 6 Uhr Abends wieder das Dörfchen Dos Caminos, von wo wir nach kurzem Aufenthalte bei unserem Freunde per Bahn nach Caracas zurückkehren.

Zur Ergänzung vorstehender Skizze und zur weiteren Erklärung unserer Bilder geben wir aus der A. v. Humboldt'schen Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Kontinents. Hauff'sche Ausgabe. Stuttgart 1859) noch Folgendes wieder: „Die beiden runden Gipfel der Silla

Die Hacienda La Floresta zur Zeit der Kaffee-Ernte.

erscheinen in Caracas fast unter demselben Höhenwinkel wie der Pic von Teneriffa im Hafen von Orotava. Die untere Hälfte des Berges ist mit kurzem Rasen bedeckt; dann kommt die Zone der immergrünen Sträucher, die zur Blüthezeit der Befaria, der Alpenrose des tropischen Amerika, purpurroth schimmert. Ueber dieser Waldregion steigen zwei Felsmassen in Kuppelform empor. Sie sind völlig kahl, und dadurch erscheint der Berg, der im gemäßigten Europa kaum die Schneegrenze erreichte, höher, als er wirklich ist. Mit diesem großartigen Prospekt der Silla und der Bergscenerie im Norden der Stadt steht der angebaute Strich des Thales, die lachende Ebene von Chacao, Petaro und La Vega im angenehmsten Kontraste“ (Bd. 2, S. 149). — „Man sucht zuerst den Gipfel eines Hügels zu erreichen, der gegen Südwest hin eine Art Vorgebirge der Silla bildet. Derselbe hängt mit der Masse des Berges selbst durch einen schmalen Damm zusammen, den die Hirten sehr bezeichnend „die Pforte“, Puerta de la Silla, nennen“ (S. 170). — „Man blickt zu beiden Seiten in zwei Thäler nieder, die vielmehr dicht bewachsene Spalten sind. Zur Rechten sieht man die Schlucht, die zwischen beiden Gipfeln gegen den Hof Manmoz herabläuft; links hat man unter sich die Spalte der Chacaito, deren reiche Gewässer am Hofe Gallego vorbeifließen. Man hört die Wasserfälle rauschen, ohne den Bach zu sehen, der im dichten Schatten der Erythrina, Clusia und der indischen Feigenbäume fließt.“ — „Von der Puerta an wird der Berg immer steiler. Man mußte sich stark vornüber beugen, um vorwärts zu kommen. Der Winkel beträgt häufig 30 bis 32 Grad. Der Rasen war dicht, und er war durch die

Digitized by Google

Wasserfall am Fuße der Silla.

Digitized by Google

lange Trockenheit sehr glatt geworden. Gern hätten wir Fußeisen oder mit Eisen beschlagene Stöcke gehabt. Das kurze Gras bedeckt die Gneißfelsen, und man kann sich weder am Grase halten, noch Stufen einschlagen, wie auf weicherem Boden“ (S. 171). — „Von den zwei abgerundeten Spitzen, die den Gipfel des Berges bilden, ist die östlichste die höchste, und auf diese sollten wir mit unseren Instrumenten hinaufkommen. Von der Einsenkung zwischen beiden Gipfeln hat der ganze Berg den spanischen Namen Silla, Sattel. Eine Schlucht, deren wir bereits erwähnt, läuft von dieser Einsenkung ins Thal von Caracas hinab; bei ihrem Anfang oder am oberen Ende nähert sie sich der westlichen Spitze. Man kann dem östlichen Gipfel nur so beikommen, daß man zuerst westlich von der Schlucht über das Vorgebirge der Puerta gerade auf den niedrigeren Gipfel zugeht und sich erst nach Ost wendet, wenn man den Kamm oder die Einsattelung zwischen beiden Gipfeln beinahe erreicht hat. Schon ein Blick auf den Berg zeigt diesen Weg als den von selbst gegebenen, denn die Felsen östlich von der Schlucht sind so steil, daß es schwer halten dürfte, auf den Gipfel der Silla zu gelangen, wenn man statt über die Puerta gerade auf den östlichen Gipfel zuginge. — Vom Fuße des Cerro des Chacaito bis in 1000 Toisen Höhe fanden wir nur Savanen. Nur zwei kleine Lilienge wächse mit gelben Blüthen erheben sich über den Gräsern, mit denen das Gestein bewachsen ist. Hier und da erinnerte ein Himbeerbusch (Rubus jamaicensis) an die europäischen Pflanzenformen“ (S. 173 f.). — „Wir waren in 940 Toisen Höhe, und dennoch sahen wir in gleicher Höhe ostwärts in einer Schlucht nicht ein paar einzelne Palmen, sondern ein ganzes Palmenwäldchen. Es war die Palma real, vielleicht zur Gattung Oreodoxa gehörig.“ — „Nach vierstündigem Marsche über die Savanen kamen wir in ein Buschwerk aus Sträuchern und niedrigen Bäumen, el Pegual genannt, wahrscheinlich wegen des vielen Pejoa (Gaultheria odorata), eines Gewächses mit wohlriechenden Blättern. Der Abhang des Berges wurde saufter, und mit unendlicher Lust untersuchten wir die Gewächse dieser Region. Vielleicht nirgends findet man auf so beschränktem Raume so schöne und für die Pflanzengeographie bedeutsame Pflanzen beisammen. In 1000 Toisen Meereshöhe stoßen die hohen Savanen der Silla an eine Zone von Sträuchern, die durch den Habitus, die gekrümmten Aeste, die harten Blätter, die großen schönen Purpurblüthen an die Vegetation der Paramos oder Punas erinnern, wie man in der Cordillere der Anden sie nennt. Hier treten auf: die Familie der Aproseen, die Thibaudien, die Andromeden, die Baccinien (Heidelbeerarten) und die Befarien mit harzigen Blättern, die wir schon öfters und bei Rhododendronn der europäischen Alpen verglichen haben“ (S. 175 f.). — „Wir stiegen ein Stück am westlichen Gipfel hinauf, um darauf in die Einsattelung, in das Thal zwischen beiden Gipfeln der Silla hinabzugelangen. Hier war wegen des üppigen Pflanzenwuchses schwer durchzukommen. Ein Botaniker riethe nicht leicht darauf, daß das dichte Buschwerk, das diesen Grund bedeckt, von einem Gewächs aus der Familie der Musaceen gebildet wird“ (S. 183). — „Die Gipfel der Silla selbst sind nur mit Gras und kleinen Befariasträuchern bewachsen. Aber nicht wegen ihrer Höhe sind sie so kahl; die Baumgrenze liegt in dieser Zone noch um 400 Toisen höher; denn nach anderen Gebirgen zu schließen, bestände sich diese Grenze hier erst in 1800 Toisen Höhe. Große Bäume scheinen auf den beiden Felsgipfeln der Silla nur deshalb zu fehlen, weil der Boden so dürr und der Seewind so heftig ist, und die Oberfläche, wie auf allen Bergen unter den Tropen, so oft abbrennt. — Um auf den höchsten, östlichen Gipfel zu kommen, muß man so nahe als möglich an dem untergehenen Absturz Caravalleda und der Küste hingehen. Der Gneiß hatte bisher sein blätteriges Gefüge und seine ursprüngliche Streichung behalten; jetzt, da wir am Gipfel hinaufstiegen, ging er in Granit über. Wir brauchten drei Viertelstunden bis auf die Spitze der Pyramide. Dieses Stück des Weges ist keineswegs gefährlich, wenn man nur prüft, ob die Felsstücke, auf die man den Fuß setzt, fest liegen. Der dem Gneiß aufgelagerte Granit ist nicht regelmäßig geschichtet, sondern durch Spalten getheilt, die sich oft unter rechten Winkeln schneiden. Prismatische, einen Fuß breite, zwölf Fuß lange Blöcke ragen schief aus dem Boden hervor, und am Rande des Absturzes steht es aus, als ob ungeheure Balken über den Abgrund hängen“ (S. 186 f.). — „Durch seine Höhe ist der Berg eben nicht ausgezeichnet; ist er doch gegen 100 Toisen niedriger als der Canigou in den Pyrenäen; aber er unterscheidet sich von allen Bergen, die ich bereist, durch den ungeheuren Absturz gegen die See zu. Die Küste bildet nur einen schmalen Saum, und blickt man von der Spitze der Pyramide auf die Häuser von Caravalleda hinab, so meint man infolge einer öfter erwähnten optischen Täuschung, die Felswand sei beinahe senkrecht. Nach einer genauen Berechnung schien mir der Neigungswinkel 53°, 28′; am Pic von Teneriffe beträgt die Neigung im Durchschnitt kaum 12°, 30′. Ein 6000 bis 7000 Fuß hoher Absturz wie an der Silla von Caracas, ist eine weit seltenere Erscheinung, als man glaubt, wenn man in den Bergen reist, ohne ihre Höhen, ihre Massen und ihre Abhänge zu messen.“ — „Auf der Silla von Caracas ist der ungehenre nördliche Abhang, trotz seiner großen Steilheit, zum Theil bewachsen. Befaria- und Andromedabüsche hängen an der Felswand. Das kleine südwärts gelegene Thal zwischen den Gipfeln zieht sich der Meeresküste zu fort; die Alpenpflanzen füllen diese Einsenkung aus, ragen über den Kamm des Berges empor und folgen den Krümmungen der Schlucht. Man meint unter diesen frischen Schatten müsse Wasser fließen, und die Vertheilung der Gewächse, die Gruppirung so vieler unbeweglicher Gegenstände bringt Leben und Bewegung in die Landschaft.“

Reiseerinnerungen aus Japan und China.

Von Ph. Lehzen.

II.

(Mit zwei Abbildungen.)

Mein Reiseplan war, mit einem Abstecher nach den Tempeln von Nikko über den Aschiwo-Paß den Nakasendo, d. h. die große Landstraße zu erreichen, die quer durch das Gebirge des südlichen Nippon zieht, um so über den Biwasee und Nara nach Kioto, Osaka und Hiogo, und weiter mittelst Dampfschiff nach Nagazaki zu gelangen. Hierbei

Digitized by Google

leistete mir mein ausgezeichnetes Reisehandbuch[1]) bessere Dienste als mein Führer und Dolmetscher, der für die nächsten Wochen zugleich mein Marschall, Kammerdiener, Kellner und Koch war.

Es war ein herrlicher Frühlingstag. Um 2 Uhr nachmittags begab ich mich mit meinem Führer an Bord des kleinen Dampfers, welcher an der Riogoku-Baschi, d. h. an der großen Brücke in Tokio, zur Abfahrt bereit lag. Ein Bären- oder Kameel-Führer, der durch ein Dorf zieht, gerade, wenn die Schule auskommt, kann nicht mehr Zuspruch finden als ich, als ich mich auf dem Deck unseres kleinen Fahrzeuges zeigte; dicht gedrängt standen Neugierige auf der Brücke und riefen mir mit freundlichem Grinsen und wiederholten tiefen Bücklingen immer die gleichen Laute zu, die ich nicht verstand, die mein Führer aber als herzliche Wünsche für glückliche Reise übersetzte. Als ich höflich wieder grüßte, wurde der Andrang derart, daß ich froh war, unseren Dampfer abfahren zu sehen, um nicht unfreiwilliger Anstifter eines Volksauflaufes zu werden.

Das kleine Schiffchen ist etwa 18 m lang und heißt Izuu-Maru. Für fünf Dollar oder Yen[1]) war ich für die Dauer dieser zwanzigstündigen Reise alleiniger Besitzer der ganzen ersten Kajüte, was verschwenderisch klingt, als es in Wirklichkeit ist; denn das ganze Gelaß hatte $2^1/_2$ m im Geviert, bei $1^1/_4$ m Höhe, so daß man nicht einmal aufrecht darin stehen konnte. Ueber den bekannten dicken Strohmatten lag ein feiner, weicher Zeugteppich; durch Möbel war der Raum nicht weiter beengt, da ich nur die einzigen Dinge dieser Art, die überhaupt in einem japanischen Wirthshause vorkommen — das Kohlenbecken und die Papierlaterne — verbeten hatte. Das Kohlenbecken fehlte meinem Führer sehr, weil er ohne dasselbe immer zu frieren glaubte, hauptsächlich aber seine Pfeife nicht rauchen konnte; denn die kleinen Metallpfeifen, nicht größer wie ein halber Fingerhut, fassen nur für wenige Züge Tabak, werden dann frisch gestopft und müssen nach Landessitte an einem Kohlenfeuer entzündet werden. Nur Heißsporne unter den „Neurerern" benutzen die eingeführten oder in Osaka fabrizierten, schwedischen Streichhölzer; und wer gar Cigaretten oder Cigarren rauchte, galt damals noch für einen Umstürzler. Ich konnte in dem engen, ganz geschlossenen Raume den Kohlendunst ebenso gut und gern entbehren, wie den Dampf des opiatisirten Tabaks; und auch den abscheulichen Geruch der parfümirten japanischen Lichter, deren — je nach der Vornehmheit des Gastes — eins bis vier in einen länglichen Papierkasten gestellt werden, dessen aus Holzstäben geferstigtes Gerippe auf einem Stative verschiebbar ist.

Die Stadt wie auch das Land zwischen den Flußläufen, ist von einem verzweigten Kanalsystem durchschnitten, das theils für die Schiffahrt, theils nur zu Ent- und Bewässerungs-Zwecken des Landbaues dient. Der Dampfer geht durch diese Kanäle aus dem Sumida- in den Fuka- und später in den Yoko- und Tonagawa über (gawa = Fluß). Es ist aber sehr schwer, von dem niedrigen Deck aus sich zu orientiren, da sich keine hervorragenden Gebäude oder sonstige in die Augen fallende Gegenstände längs der Wasserstraße befinden. Man fährt stundenlang, auf beiden Seiten von Teichen und fortlaufenden Häuserreihen begleitet, die nur von Zeit zu Zeit durch querziehende Deiche und Straßen durchschnitten werden. Nur aus der größeren Breite und veränderten Farbe des Wassers schloß ich, daß wir etwa gegen 4 Uhr nachmittags in dem Yedogawa waren, also sicher außerhalb der Stadt, während uns nach wie vor die Häuserreihen auf beiden Seiten begleiteten.

[1]) Central u. Northern Japan, by E. M. Satow, London 1884.

Wir legten oft an und wandten uns während der Fahrt mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit durch das Gewühl von Gondeln, Dschunken und Dampfern hindurch — letztere theils von unserer, theils von anderen Gesellschaften.

Fast alle Häuser haben kleine Vorgärten; in jedem steht mindestens ein zu den wunderlichsten Figuren verschnittener Tannen-, Cedern- oder Cypressen-Baum; überall werden Obstbäume — augenblicklich in voller Blüthe — an zierlichen Spalieren aus gespaltenem Bambusrohre gezogen; rankende Schlinggewächse sind in Gefäßen oder vielmehr in Abschnitten aus riesigen Bambusstämmen aufgehängt, und dazwischen Nachbildungen der bekanntesten Göttenbildnisse des Landes im Kleinen; in Gärten, die sich bis zur Größe eines halben Ar verbreiten, fehlt gewiß niemals ein kleiner Fujisan, oder wenn der Platz dafür nicht reicht, ein geringeres Gebirge mit Kaskaden, Wasserfällen, Schlachten und Abgründen.

Sehr großer Fleiß wird auf den Uferschutz und die Fahrwasserverbesserung verwandt. Eingerammte Bambusrohre, große Säcke, aus Bambusstäben geflochten und mit Steinen gefüllt, Bollwerke aus horizontal geschichteten Bambusstäben, die durch davor gerammte Pfähle gehalten werden, und sauberes Mauerwerk aus Ziegelsteinen oder Quadern finden in passender Weise Verwendung zum Schutze der Ufer und der mächtigen Deiche, an deren Ausbesserung und Unterhaltung emsig gearbeitet wird.

Mit einbrechender Dunkelheit wird der Aufenthalt auf dem Deck des Dampfers ganz unthunlich, da Stege und Brücken so niedrig über dem Wasser liegen, daß man mit größter Aufmerksamkeit acht geben muß, sich zur rechten Zeit zu bücken, um nicht in gefährlicher Weise angestoßen. Als ich in die Kajüte kam, fand ich das Abendessen hergerichtet, das mein Führer — da auf dem kleinen Dampfer keine Küche und Restauration ist — auf einer der Hauptstationen gekauft hatte. Dort werden solche Essen (Tiffin) für den Reisenden vorräthig gehalten, verpackt in kleinen Kisten aus weißem Holze, ganz genau nach Form und Größe der flachen Kistchen für 25 Stück Havannacigarren stärksten Kalibers. Jede Schachtel ist durch Scheidewände in verschiedene Abtheilungen getheilt: zunächst eine ganz schmale längs der ganzen Langseite des Kistchens, mit den unentbehrlichen Holzstäbchen, die den Japanern statt der Gabeln dienen; vom übrig bleibenden Raume nimmt ein Drittheil gekochter Reis ein; ein weiteres Drittel enthält in drei Unterabtheilungen ein Gebäck aus Kartoffeln und Fisch bereitet, und zwei japanische Lieblingsgerichte, für die mir die Bezeichnung fehlt; das letzte, ebenfalls dreigetheilte Drittel enthält Pickels, Früchte und Süßigkeiten. Mein Frühstück, das ich mittags in Ueno eingenommen hatte, war mir noch in zu guter Erinnerung, als daß ich jetzt mehr hätte thun können, als aus Neugier kosten; alles schien aber sauber und nett zubereitet.

Sehr unangenehm fühlte ich mich überrascht, als ich gegen 2 Uhr morgens aus sanftestem Schlafe erwacht wurde, mit der Bedeutung, daß wir jetzt in einen anderen Dampfer geringeren Tiefganges umgeladen werden sollten, der den Watarasegawa aufwärts geht. Kaum hatte ich mich in der Kajüte desselben eingerichtet, als drei Daimiós (Edelleute) erschienen und baten, noch eingelassen zu werden. Erst wollte ich auf meinen Schein bestehen, der mir alleiniges Besitzrecht zusprach; auf Zureden meines Führers gab ich aber widerwillig nach.

Ich legte mich allein quer; die drei Genannten und mein Führer lagen längsschiffs in der Kajüte, deren volle Breite sie so sehr beanspruchten, daß sie eigentlich nur hochkant liegen, und sich nur auf die andere Seite umkehren konnten, wenn alle vier dies Manöver gleichzeitig auf gegebenes Kommando vollzogen.

Digitized by Google

Da ich nicht mehr ſchlafen konnte, erwartete ich, in meine Decken gehüllt, auf dem Deck liegend den Tag. Alle Augenblicke gab es markerſchütternde Stöße, wenn unſer Dampfer eine der unzähligen Sandbänke im Fluſſe ſtreifte. Hätte er ſtatt ſeiner Räder Rollen gehabt, und hätten wir dann die auf dem Vorderdeck lauernden Kulis vor ihn vorgeſpannt, ſo wären wir auf der ſchönen Landſtraße zur Seite des Fluſſes entſchieden ſchneller und bequemer fortgekommen. Ich fand, als es Tag geworden war, daß ich genug für mein Geld von dieſem eigenartigen Vergnügen einer Waſſerfahrt genoſſen hatte, um auf die ferneren drei bis vier Stunden, die der Dampfer noch weiter aufwärts ging, gern zu verzichten. In dieſem Entſchluſſe wurde ich noch durch die beſtärkt, die in der Nacht meine Schlafkameraden hätten ſein können, und die mich jetzt dringend aufforderten, ſie zu begleiten, um ſie in ihrer Heimath zu beſuchen. Die Neugier, ein Familienleben auf dem Lande kennen zu lernen, ließ mich den Verluſt eines Tages gering anſchlagen; ich nahm alſo die Einladung an, und wenige Minuten ſpäter ſollten wir in vier der kleinen, von Menſchen gezogenen Handwagen (Dſchinrikiſcha's) auf der glatten Straße dahin: im erſten ich, im zweiten das Brüderpaar, das ich beſuchen ſollte, im dritten der letzte Japaneſe, ein Großwürdenträger ſeiner Ortſchaft, und im letzten mein Führer mit dem Gepäck. In den Städten ſpannt ſich nur ein Kuli vor jeden Wagen, ſelbſt wenn zwei Perſonen in demſelben platz nehmen, wie das oft vorkommt; auf Reiſen, außerhalb der Stadt nimmt man aber gewöhnlich zwei Mann für jeden Wagen. Ich habe ſelbſt bei ſtarken Wegesſteigungen 90 km in 12 bis 13 Stunden mittelſt dieſer Menſchenpoſt zurückgelegt und muß ſagen, daß es eine ſehr bequeme Art zu reiſen iſt, die mir freilich immer den Eindruck

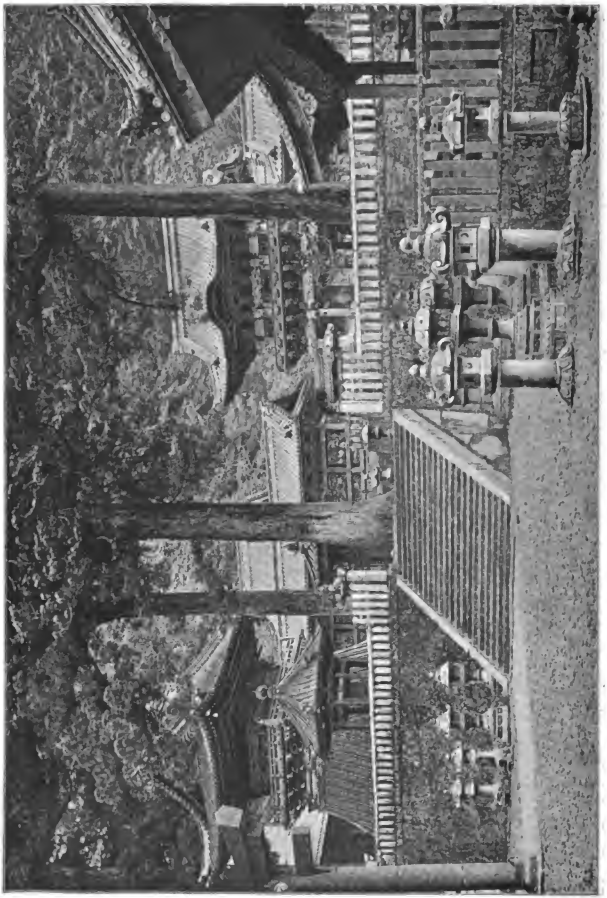
Dſchinrikiſcha-Fahrt.

der Unmenſchlichkeit gemacht hat, obwohl das Ziehen des Wagens für den Kuli leichter ſein mag, als das Sänften-Tragen. Die eine oder andere Beſchäftigung betrachtet er ja als ſein Loos!

Das Haus meiner Wirthe glich ganz den beſſeren, vornehmeren Stadthäuſern: es hatte wie dieſe ein ſchönes Ziegeldach, und alles Holzwerk war fein lackirt und vergoldet, während die Landhäuſer meiſtens mit Binſen, oder in der Art wie die Schweizerhäuſer mit ſteinbeſchwerten Schindeln gedeckt ſind. Nur wenige Häuſer ſind aus Stein oder Cementbeton gefertigt. Das eigentliche Wohnhaus ſtellt noch ſehr getreu den Grundgedanken des Hauſes dar: eine Anzahl vertikaler Pfähle, die ein Dach tragen, welches einen länglich viereckigen Raum überdeckt. Einen Meter hoch über dem Erdboden liegt der Fußboden des Hauſes, aus dicken, meiſt ſpiegelblank polirten Bohlen gebildet; darunter bleibt ein hohler Raum, der ſich unter dem ganzen Hauſe hinzieht. Die Pfähle ſind unter einander durch Holzrahmen verbunden, mit möglichſt vielen und großen Papierfenſtern, vor die bei Nacht Holzläden geſchoben werden. Entweder hat das Haus ein zweites Stockwerk (zuweilen auch mehr) oder wenigſtens eine Leuchte, die in der Mitte des Daches ſteht. In den Küſtengegenden und theilweiſe auch im Innern iſt die Firſt des Daches mit quergelegten, ſtarken Balken beſchwert, die die Form von Rieſen-Cigarren haben.

Die Abtheilungen oder Zimmer im Innern des Hauſes werden nur durch tapezirte Holzrahmen gebildet, die meiſtens couliſſenartig verſchiebbar ſind. Die Größe der einzelnen Zimmer richtet ſich natürlich nach dem Bedürfniſſe; jedoch wie alles in der japaniſchen Architektur beſtimmten, unwandelbaren Geſetzen unterworfen iſt, ſo gilt das auch von der Größe der Wohnräume, und damit von dem Grundriſſe des

Digitized by Google



Die Tempel von Nikko.

Digitized by Google

ganzen Hauses. Die Grundfläche eines jeden Gelasses muß nämlich das beliebig Vielfache der stets gleich großen Binsenmatten sein, mit denen alle Fußböden, in Tempeln wie in Wohnungen, belegt werden, und die 0,880 m breit und 1,760 m lang sind. Ein Acht-Matten-Zimmer ist das Gewöhnliche in bürgerlichen Wohnhäusern; doch finden sich auch solche mit sechs, zehn und zwölf Matten u. s. w. In besseren Wohnhäusern liegt über den Strohmatten ein mehr oder minder feiner und reich gemusterter Zeugteppich.

Die Schlafzimmer enthalten — außer den als Betten dienenden und bei Tage aufgerollten dicken Steppdecken, die meistens mit dem groben, dunkelblauen, handgewebten Stoffe überzogen sind, aus denen die Kittel der Kulis verfertigt werden — Badewannen, metallene Waschschüsseln und Büchsen mit Schminken und Farben zum Tättowiren; die Frauengemächer außerdem noch eine Laute und sehr einfache Rahmen zum Aufertigen von Stickerei- und Mal-Arbeiten, zuweilen auch noch Spinn- und Webe-Geräthe. Im Wohnzimmer giebt es einige kleine Börse für Bücher und Schreibmaterial, sowie kleine Schemel, die aber nur als Tische, nie zum Sitzen dienen, und eine Menge zum Theil ganz absonderliche Spielzeuge, unter denen ein eigenthümliches Brettspiel selten fehlen wird. Im Zimmer des Hausherrn stehen Ständer mit kunstvollen schönen und eleganten Stich- und Hieb-Waffen, prächtigem Roß- und Sattelzeug für Pferde, und reich verzierten, aber altmodischen Feuerwaffen, nebst allem Rauchutensilien. Daneben finden sich in allen Zimmern zahllose Sitzkissen und das unvermeidliche Kohlenbecken, dessen dunstende Kohlen einem böses Kopfweh machen können, ohne zur Erwärmung zu dienen. Entweder in einer Nische des Hauptzimmers oder in größeren Häusern in besonderem Gelasse befindet sich der Hausaltar, der mit schön gestickten Decken und weißen Tüchern bedeckt ist. Je nachdem der Besitzer des Hauses ein Anhänger der Buddha- oder Schinto-Lehre ist, stehen auf dem Altare die wundertichsten und niedlichsten Heiligenbilder und prächtige Leuchter und Gefäße, oder nur ein kleiner, ovaler, schlichter Spiegel, mit einer einzigen schmalen, weißen oder gelben Papierschleife verziert. Es scheint, in die öffentlichen Tempel gehen nur solche Frauen, die zu Hause keinen eigenen Hausaltar haben.

Ich wurde vom gesammten Hausstande meiner Wirthe, von Frauen, Kindern und Dienstboten freundlichst begrüßt, besehen und — befühlt. Frauen und Kinder erschienen nicht beim Essen, und machten sich erstere, zusammen mit meinem Führer, in der Küche zu schaffen — mit gutem Erfolge, wie das gleich darauf beginnende Mittagsmahl bewies, das bald nach fränkischer und bald nach japanischer Art bereitet war. Ganz unverkennbar fränkischer Natur war der gute Rothwein, welcher gereicht wurde, und welchem meine buddhistischen Wirthe die gleiche Ehre wie ich anthaten. Mein Führer, welcher der Unterhaltung wegen hatte zugezogen werden müssen, nahm während der Mahlzeit seinen Platz hinter mir ein, und die kleine Sippng verlief — trotz der unverkennbaren Schwierigkeiten in der Verständigung — recht heiter und ungezwungen. Als wir aber beim Nachtisch waren — wenn ich von einem solchen reden kann, wo wir überhaupt gar nicht an einem Tische, sondern jeder vor seinem Schemel saßen —, da erschien im Hintergrunde eine finstere Gestalt — der Sekretär des Hauses — mit Schreibzeug, Tinte und einer langen Rolle Papier, die er auf Wink seiner Herren mir überreichte. Ich dachte schon an die Rechnung, die wahrlich lang genug war. Aber nein! das Papier war weiß; mit einer einfachen Wirthshausrechnung sollte ich nicht abkommen; und während ich noch über das Wozu? nachgrübelte, fing mein Führer schon an, die lange Rede zu übersetzen, die mein Wirth in den Bart gemurmelt hatte, und die abgekürzt etwa Folgendes besagte: Er und sein ganzes Haus, in auf- und absteigender Linie, danke für das Vergnügen und die Ehre, die ihm mit meinem Besuche angethan sei; zum Andenken an dies nicht genugsam zu feiernde Ereigniß, und damit sich noch Kindes-Kinder daran erfreuen können, wüge ich ihm eine kleine Zeichnung nebst erläuterndem Gedichte verfertigen, was ihn und die Seinigen unendlich glücklich machen würde. „Hier sind“, sagte er, „fünf Tafelgenossen fröhlich beim Becher vereint; und hier, durch dieses Fenster, sehen wir fünf der schönsten Bergspitzen Japans: dort links den majestätischen Fuji, daneben den Tsukuba und den Nazza, darüber die herrliche Form des Takaschará, und hier zu meiner rechten den finsteren Nikko; nun bitte, lieber Gastfreund, machen Sie uns einen Vers darüber.“

Da alle meine Einwendungen, daß ich weder Dichter noch Maler sei, nichts nützten, legte ich mich hinter den langen Papierstreifen, welcher vor mir auf dem Erdboden ausgebreitet war, und fing an zu zeichnen: die genannten fünf Bergspitzen im Hintergrunde, davor ein Wald von Cedern und Fichten, und in demselben, halb versteckt im Grünen, das Haus meines Wirthes, in welchem aber sämmtliche Fenster geschlossen sind, so daß man die darinnen zechenden Festgenossen nicht sehen kann; dafür schrieb ich daneben:

„Fünfe sitzen darin und schlürfen köstlichen Rothwein;
Fünf die Zahl auch der Höh'n, deren Spitzen wir seh'n:
Fuji heißt man die erste und Nikko nennt man die letzte,
Tsukuba und Nazzá, endlich auch Takaschará.“

Der Schreiber des Hauses setzte die Uebersetzung darunter, wie mein Führer sie ihm gab, und fügte die Bemerkung hinzu, daß das Gedicht in der Ursprache sich in wundervollen Distichen mit vier bis sieben Füßen bewege; auch, daß das köstliche Gewächse sonst keiner weiteren Erläuterung bedürfe. Es wurde an die Zimmerdecke geheftet und hatte — unter Beihilfe des vortrefflichen Rothweins — meine liebenswürdigen Wirthe in recht heitere Laune versetzt; auch ich schied abends in gleicher Stimmung und sehr zufrieden mit diesem scherzhaften Anfange meiner Reise.

Von Koga bis Nikko führt eine ungefähr 90 km lange Allee von prächtigen Fichten und Cedern, die einst ein Edelmann als Geburtstagsgeschenk für seinen Kaiser pflanzen ließ. Sie hat freilich in den Bürgerkriegen an manchen Stellen Schaden gelitten, steht aber zwischen Usnonomiya und Nikko noch in ihrer ganzen Pracht, zuweilen drei und fünf Reihen tief, so daß die Straße wie ein verdeckter Gang erscheint. Die Cedern, welche bis 80 m hoch und bis 2 m dick sind, streben stets gerade und stolz gen Himmel; dagegen sind die Fichten und Kiefern fast sämmtlich absichtlich mißgestalt und verkrüppelt gezogen, und an einer Stelle z. B. haben alle die mächtigen Stämme die Form von Riesenkorkziehern. In ganz ähnlicher, wenn auch nicht so großartiger Weise, wie diese, sind alle Hauptstraßen des Landes mit schönen Bäumen eingefaßt, und ist es daher herrlich, bei schönem Wetter auf denselben zu reisen; jedoch ist dies ein schlimmes Ding nach und während eines Schneefalles, wie ich das bald darauf, bei meinem Rückzuge aus dem Gebirge, erfahren sollte — wenn die überbürdeten Zweige sich ihrer Schneelast entledigen und letztere zermalmend auf den Hut des Wanderers herabstürzt.

Jedermann, der in Japan reist, gehört zu einer Reisegesellschaft, die ein bestimmtes Wahrzeichen führt; das der unseren waren zwei aufrecht und ein verkehrt stehendes E: E.I.E. Diesem Vereine gehörte die Dampfergesellschaft an, mit deren Fahrzeugen ich bis Koga gekommen war; nur in Häusern, die dieses Zeichen führten, wechselten wir unsere karrenziehenden Kulis; nur unter seinem Schutze nahmen

Digitized by Google

wir Nachtquartiere; nur den Theehäusern, deren Schild es schmückte, gönnten wir unsern Zuspruch. Diese Theehäuser, die eigentlichen Wirthshäuser Japans, in denen man außer Verpflegung auch warme Bäder bekommt — die beiläufig gesagt, sehr öffentlich vor Aller Augen genommen werden —, sind durch einen schlichten Pfahl mit Aushängetafel bezeichnet, auf der sich das Wahrzeichen der Reisegesellschaft und alle in dem Hause feilgehaltenen Gegenstände benannt finden. Wird nebenbei noch Sake (Reisbranntwein) daselbst verschänkt, so sieht man über der Tafel eine große, braune Kugel aus Cedernholz, die äußerlich rauh gemacht, das Ansehen eines großen Schwammes hat. Auf dem Lande steht vor dem Hause, meistens neben der Thür, ein Taxus oder eine Cypresse, deren Zweige so verschnitten und geklopft sind, daß der Baum die Gestalt eines der berühmtesten Heiligenbilder nachahmt; gewöhnlich ist der mächtige Kwanon damit gemeint, der stets der Tausendarmige genannt wird, während Satow bestimmt versichert, in keiner seiner unzähligen Abbildungen mehr als siebenzig Arme gesehen zu haben; in seinen Baumfiguren hat er höchstens zwei, ja meistens nur einen Arm.

Daß der Weg zu den prachtvollen Tempeln in Nikko jetzt schon häufig von Europäern gemacht wird, geht wohl aus dem Umstande hervor, daß in vielen Theehäusern längs der Straße Manila-Cigarren und deutsches — Flensburger — Bier angeboten werden. Daß erstere aus Luzon kommen — andere als Manila-Cigarren habe ich in Japan nicht rauchen sehen —, unterliegt wohl kaum einem Zweifel; ob aber das „deutsche Bier" jemals Deutschland gesehen hat, dürfte fraglich sein, da in Osaka eine Brauerei existirt, und die Etiketten der Flaschen sich nachmachen lassen.

In den Niederungen der Küstengegenden wird Reis, in höher gelegenen, nicht überschwemmbaren Gelänclose Weizen, Gerste, Mais und Rapssaat gezogen. Fast jeder Bauer hat daneben eine Pflanzung von Maulbeerstanden und einen Bestand von Ahorn- und Ulmen-Bäumen. Das Holz dieser beiden letzteren dient zur Anfertigung von allerlei Hausgeräth, hauptsächlich aber zu den landesüblichen Stelzenschahen, beyo. Holzsandalen, unter denen zwei etwa 10 cm hohe Stege angebracht sind.

Die Blätter der Maulbeerbüsche dienen zur Ernährung der Seidenwürmer, die in den meisten Bauernhäusern gezogen werden, deren Kokons aber zum größten Theile an die großen Spinnereien und Haspeleien in Utsonomiya, Hatschoji und anderen Orten zur Verarbeitung gelangen, wo die Haspeln theils nach der alten chinesisch-japanesischen Art, theils mit modernsten europäischen Maschinen betrieben wird, nachdem die Thiere durch heiße Oefenluft oder in dampfgeheizten Kästen getödtet sind. Die Betriebskraft in diesen Fabriken liefert gewöhnlich ein Wasserrad.

Im Verhältnisse zu seiner sehr ausgedehnten Landwirthschaft besitzt Japan bekanntlich einen auffallend geringen Viehstand; in allen kleinen Wirthschaften wird die Frau statt der Zugthiere vor den Pflug gespannt. Der Mangel dieser letzteren, und besonders der Rinder, macht auch den Dünger jedweden Ursprunges zu einem sehr geschätzten Artikel.

Nikko ist ein freundlicher Ort, in einem langgestreckten, engen, romantischen Thale belegen, in dessen nordwestlichstem Theile sich die berühmten Tempel befinden — die schönsten und glänzendsten Japans, die durch den Reichthum und die Pracht der Ausstattung selbst die der Schiba in der Hauptstadt Tokio übertreffen, und deren Reiz noch unendlich erhöht wird durch die liebliche Lage inmitten eines schönen Cedernwaldes, in einem entzückenden Gebirgsthale. Staunenswerth sind die an den Berghängen emporführenden, breiten Granittreppen mit ihren verzierten, schweren Steingeländern und die großartigen Futtermauern aus riesigen, geglätteten Granitquadern, zur Verhinderung der Bergrutsche. Ein Blick auf diese Riesenbauten genügt, zu beweisen, daß nicht Unfähigkeit oder Unkenntniß in der Behandlung des Steines die japanesischen Architekten veranlaßte, abweichend von den indischen und chinesischen Vorbildern, ihre Tempel, Pagoden und öffentlichen Gebäude ausschließlich aus Holz aufzuführen. Auch der größte Tempel des Landes, der eben gebaut wird, und auf den ich später noch zurückkommen werde, wird ganz aus Holz hergestellt.

Eine ganz vorzügliche, bädermäßig genaue Beschreibung aller Einzeltheiten der Tempel und Grabstätten der Kaiser und Schogune befindet sich in dem schon erwähnten Reisehandbuche des Herrn Satow; auch dürften die in genannten Werke gegebenen Erklärungen japanischer Dinge die allerzuverlässigsten sein, da Herr Satow nicht nur der Landessprache mächtig, sondern durch engen Verkehr mit den Eingeborenen auch befähigt ist, sich in ihre Vorstellungsweise hinein zu versetzen. Und das ist in manchen Fällen nothwendige Vorbedingung, um zu einer Verständigung mit Fremden zu gelangen. Ich habe mich z. B. in China verschiedentlich bemüht, den Namen ihres Kaisers von Eingeborenen aussprechen zu hören; die Leute verstanden mich aber nie und sagten immer: „Nun, der Kaiser heißt eben der Kaiser." Erst später habe ich von Landeskundigen erfahren, weshalb die Meinung meiner Frage nicht begriffen werden konnte: Der gemeine Mann in China ahnt überhaupt nicht, daß der Kaiser auch einen Namen hat.

Mein Gasthof in Nikko, der dicht bei den Tempeln liegt, hat die Aussicht auf die große, eigenartige Granitbrücke, welche von der Landstraße hinüber führt nach den Tempelpalästen; gleich hinter derselben bildet das den Ort durchströmende Wasser einen sehenswerthen Fall. Ich bewohnte den ersten Stock des kleinen Häuschens, dessen nutere Räume mit der Küche mein Führer einnahm. Im Sommer muß der Aufenthalt hier sehr angenehm sein; jetzt im Winter war nicht zum Behgenusse zu kommen, da man in den Papierhäusern gar keine Erwärmung mehr finden konnte, besonders nicht, als das bis dahin schöne Wetter in ein heftiges Schneegestöber überging.

Kürzere Mittheilungen.

Die Oasen des südlichen Tunesien.

Die fruchtbarsten Gebiete von Tunesien sind ohne Zweifel in den Thälern des Flusses Medscherda und des Ued Mellegue zu finden; aber auch im Süden des Landes giebt es zahlreiche und vom Golfe von Gabes aus leicht erreichbare Oasen, mit einer arbeitsamen Bevölkerung und einer in ihrer Weise nicht unbeträchtlichen Produktion. Die wichtigsten Bevölkerungscentren Südtunesiens sind Djerid, Arad, Nefzaua und Gafsa.

Der Bezirk Djerid, zwischen dem Schott Djerid und dem Schott el Rharza gelegen, und wegen seines Dattelreichthums bekannt, enthält vier Oasen: Tozeur, Nefta el Hamma

Digitized by Google

und El-Oudian. Tozeur, aus einem Haupt- und sechs Nebenorten bestehend — ersterer mit 6000 Einwohnern — zählt auf einer Kulturfläche von 3000 ha gegen 460 000 Dattelpalmen, zahlreiche Oelbäume und andere Fruchtbäume. Die Ausfuhr an Datteln beträgt 7 Millionen Kilogramm. Außerdem arbeitet man für die Ausfuhr: Wollstickereien, Burnusse und Haiks. Die Oase Nefta, mit 9000 Seelen, ist weniger reich an Datteln als Tozeur, spielt aber für den Süden in religiöser Beziehung eine ähnliche Rolle, wie das ungleich berühmtere Kairwan für den Norden. Es giebt hier nämlich mehrere religiöse Schulen („Zauias") verschiedener islamitischer Sekten, besonders auch der Senussija, die ihre Zöglinge bis weit in die Sahara und in den Sudan senden, um den Glaubenseifer wachzuhalten oder anzufeuern. Eine Spezialität Neftas ist die Herstellung seidener Haiks, von denen das Stück etwa 50 Mark kostet. El Oudian, die ausgedehnteste der vier Oasen des Djerid, 8 km lang und 4 km breit, aber nicht sonderlich gut bewässert, erzeugt neben Datteln (Ausfuhr: 4,5 Millionen Kilogramm) viel Olivenöl, außerdem Burnusse aus weißer Wolle. El-Hamma endlich ist die ärmste Oase des Djerid, weil man aus Furcht vor zu hoher Besteuerung die Bewässerungskanäle vernachlässigt; die meisten Bewohner sind daher nach der Hauptstadt Tunis ausgewandert, die zurückgebliebenen zählen nur noch 920 Köpfe.

Der Bezirk Nefzaua, östlich vom Schott Djerid gelegen, besteht aus 45 Dörfern, mit zusammen 25 000 Einwohnern und einer Million Dattelbäumen. Bezüglich des Wohlstandes steht er hinter dem Djerid weit zurück, weil er durch die langdauernde Feindschaft der beiden sich beständig befehdenden Parteien („Schof") schwer gelitten hat. Erst seit Aufrichtung der französischen Schutzherrschaft ist es damit etwas besser geworden. Der Distrikt von Gafsa, nördlich vom Schott Djerid im Gebirge gelegen, hat wegen der hohen Lage wenig Dattelkultur. Man pflanzt hauptsächlich Oelbäume und stellt Wolldecken mit eigenthümlichen Mustern her. In Gafsa haben zwei Europäer, ein Malteser und ein Spanier, ihren ständigen Aufenthalt; diese beiden dürften wohl den äußersten Vorposten des Europäerthums in Tunesien ausmachen.

Der Bezirk Arad bildet das Mittelglied zwischen Tripolitanien und dem eigentlichen Tunesien. Seine trefflich angebauten Oasen, unter denen die Stadt Gabes mit 10 000 Einwohnern die wichtigste ist, kultiviren hauptsächlich Südfrüchte und Gemüse, aber keine Datteln, weil das Klima dazu nicht geeignet ist.

Der Franzose M. E. Blanc, dessen Mittheilungen wir das Vorstehende entnommen haben, ist auf Grund seiner persönlichen Erfahrungen an Ort und Stelle der Ansicht, daß die südtunesischen Oasen für die Eröffnung des Verkehrs mit dem Sudan durch die Sahara eine nicht zu unterschätzende Bedeutung haben werden. Denn sie sind näher am Meere gelegen, als die südalgerischen Oasen. Ferner ist an der Küste, gegenüber der Insel Djerba, der Hafen Bu Grara gelegen, der sowohl für Kriegs- wie für Handelszwecke ohne Schwierigkeit Verwendung finden kann. A. O.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der unermüdliche Islandforscher Th. Thoroddsen hat im vergangenen Sommer abermals eine ausgedehntere Reise im Innern der Insel unternommen, und er ist von derselben gegen Ende September glücklich nach Reykjavik zurückgekehrt. Das Feld seiner Untersuchungen bildeten diesmal die Wüstenein bei dem sogenannten Fiskiwöm, zwischen dem Hekla und dem Vatna Jökul — eine Gegend, die zum größeren Theile noch nie von einem Forscher betreten worden ist. Die Karte von Island dürfte also durch die Reise eine wesentliche Vervollständigung erhalten. Oestlich und nördlich vom Hekla entdeckte er u. a. drei neue Obsidiangebiete. Dann ging er über die Tungnaa nach der Seengruppe Fiskiwöm. Die Umgegend dieser forellenreichen Seen, die beinahe alle wahre Kraterseen sind, bezeichnet Thoroddsen als ungewöhnlich malerisch; dabei entdeckt aber die Gegend zwischen den Seen und dem Vatnajökul jedes Pflanzenwuchses. Sie besteht lediglich aus Lavafeldern und vulkanischen Sandebenen. Thoroddsen mußte auch deshalb für seine Reit- und Packpferde einen großen Heuvorrath mitnehmen. Auf Gunnlaugson's Karte von Island ist in der fraglichen Gegend ein kleiner See namens Thorisvatn angegeben; dieser See wurde von dem Reisenden aufgesucht, und er fand, daß es der zweitgrößte See Islands ist, beinahe eben so groß als der Thingvalla-See im Osten von Reykjavik. Von dort erreichte er nach einer Tagereise über vegetationslose Gelände die bis dahin unbekannten Quellen der Tungnaa. Südlich von diesem Flusse entdeckte er ferner zwischen drei bisher gänzlich unbekannten Gebirgsketten einen neuen, sehr langen See.

— Nach den Mittheilungen des Statistischen Amtes von Berlin hat die Bevölkerungszahl der deutschen Reichshauptstadt Mitte September d. J. die Zahl von $1^1/_2$ Millionen überschritten.

— Einer Zusammenstellung Tisserand's gemäß steigerte sich die Weizenproduktion Frankreichs im Verlaufe des seit der großen Revolution vergangenen Jahrhunderts, wie folgt. Sie betrug:

in den Jahren	von einer Fläche (in Hektaren)	Hektoliter
1789	4000000	31000000
1831—1841	5353841	68436000
1842—1851	5846919	81041000
1852—1861	6500448	88986000
1862—1871	6887741	98339000
1872—1881	6904503	100295000
1882—1888	6958200	109453000

Der französische Weizenkonsum erfuhr in dem Zeitraume natürlich ebenfalls eine starke Steigerung, denn die Bevölkerungsziffer wuchs von rund 25 Mill. im Jahre 1789 auf rund 38 Mill. im Jahre 1888, und während die Bevölkerung vor 100 Jahren nur 1,64 hl per Kopf verzehrte, so verzehrt sie gegenwärtig 2,70 hl per Kopf.

— Die Oeleraeugung Italiens bezifferte sich im Jahre 1888 auf 2270400 hl (gegen 2607942 hl im Jahre 1886 und 1583547 hl im Jahre 1887). Die Hauptproduktionsgebiete sind der Südosten und Südwesten der Halbinsel sowie Sicilien, und die Ausfuhr richtet sich besonders nach England, Frankreich, Rußland, Deutschland, Oesterreich und Nordamerika.

Asien.

— Der Plan des amerikanischen Reisenden W. W. Rockhill, in der Verkleidung eines buddhistischen

Digitized by Google

Pilgers nach Lhassa zu gelangen, ist gescheitert. Der Reisende gelangte mit der Pilger-Karawane, der er sich angeschlossen hatte, nur bis zu einem Punkte, der noch 30 Tagereisen von der heiligen Stadt entfernt ist. Dort wurde er als fremder Eindringling erkannt, aller seiner Habseligkeiten beraubt, und gezwungen, sich zurück nach China zu wenden. Unter großen Mühseligkeiten gelang es ihm schließlich, Tschunking, am oberen Jangtiekiang, zu erreichen. Das von ihm durchwanderte Gebiet war zu einem großen Theile bisher eine vollkommene terra incognita (Vergl. S. 96).

— Es ist interessant zu beobachten, wie der großartige Naturschatz, welchen das russische Volk in den kaukasischen Petroleumlagern besitzt, seine Einwirkungen auf das materielle Schaffen desselben immer weiter und nachhaltiger erstreckt. So hat dort neuerdings die Verwendung des mineralischen Oels als Feuerungsmittel einen erstaunlichen Aufschwung genommen. Während nämlich im Jahre 1888 an Petroleumwaare überhaupt 77 Mill. Pud (à 16,38 kg) von Baku nach der Wolga versendet wurden, kamen davon nur 19 Mill. auf Kerosin, d. h. zur Beleuchtung bestimmtes und zubereitetes, 3 Mill. auf rohes Petroleum (resp. Naphtha) und 55 Mill. auf solches, das zum Heizen bestimmt war (Masut). Von letzterem waren im Jahre 1887 35 Mill. zur Versendung gekommen, demnach betrug die Steigerung in einem Jahre fast 60 Prozent, und man nimmt an, daß sie von 1888 auf 1889 sich sogar noch beträchtlicher erweisen wird. Jene 55 Mill. Pud des Petroleum-Brennstoffes vertheilten sich zu dreifach verschiedener Anwendung in folgender Weise: 33 Mill. wurden in den Kesseln der Dampferflotte des Kaspischen Meeres und der Wolga versenet, $11\frac{1}{2}$ Mill. wurden auf Eisenbahnen und $10\frac{1}{2}$ Mill. in den Fabriken des Moskauer Industriebezirkes verbraucht. Die Verwendung auf den Dampfschiffen des kaspischen Gewässersystems ist keine neue Erscheinung mehr, aber das Eindringen des Petroleums in die Kessel der Dampfwagen und der Dampffabriken ist durchaus neu, gleichsam eine Thatsache von gestern her. Dem Moskauer Fabrikbezirke werden sicherlich andere alsbald nachfolgen, und was die Eisenbahnen anlangt, so sind es keineswegs nur die auf die Wolga auslaufenden Linien, sondern auch die ferner ab gelegenen, wie z. B. die Moskau-Brester, welche sich auf die neue Feuerungsart eingerichtet haben. Man weiß auch, daß die Eisenbahnen für das laufende Jahr Kontrakte auf den Bezug von 17 200 000 Pud abgeschlossen haben (Steigerung also um mehr als 60 Prozent gegen das Vorjahr!). Diese rapide Entwickelung, bei der übrigens durchgängig in den Fabriken sowohl wie auf den Eisenbahnen Rußlands sich der Uebergang von der Holzheizung unmittelbar zur Petroleumfeuerung vollzieht, wird erklärlich, wenn man die Kosten der einen und der anderen Heizungsart vergleicht. Nach angestellten Versuchen erreicht die Kraft der Dampferzeugung von 100 Pud Petroleum diejenige von fünf Kubikfaden Holz im Gewicht von etwa 350 Pud, und wenn fünf Klafter Holz im Jahre 1888 an der Wolga 32 Rubel kosteten, so war damals der Durchschnittspreis für 100 Pud des mineralischen Brennstoffes nur 12 Rubel, es wurden mithin durch letztere im Vergleich zur Holzfeuerung auf der Dampferflotte allein etwa 6 Mill. Rubel erspart. Endlich fällt für die geographische Betrachtung dieser Dinge der Umstand ins Gewicht, daß das neue Heizmittel eine Schonung der Wälder bedeutet, die für Rußland mit seinem kontinentalen Klima — momentlich für seine mittleren und südlicheren Gubernien — wichtiger ist als anderwärts. Man muß nur bedenken, daß das Aequivalent für die im Jahre 1888 verbrauchten 55 Mill. Pud Petroleum erfordert hätte, 50 000 ha Wald niederzuschlagen! F. M.

Bücherschau.

— Alexander Woeikof, Der Einfluß einer Schneedecke auf Boden, Klima und Wetter. Wien 1889. Ed. Hölzel. — Der Einfluß, welchen die winterliche Schneedecke auf den darunter befindlichen Boden und auf die darüber lagernde Atmosphäre ausübt, ist kaum in einem anderen Lande von so hoher praktischer Bedeutung, wie in Rußland. Daher wundern wir uns nicht, daß es ein russischer Forscher ist, der sich in dieser neuesten der Beachtung „Geographischen Abhandlungen" zum ersten male in zusammenfassender Weise über den fraglichen Gegenstand verbreitet. Die Vorarbeiten, welche dem Verfasser zur Verfügung standen, bezogen sich nur auf einzelne Vorkommnisse und Lokalitäten, während er selbst alle Zeiten und Länder, über die Beobachtungsmaterialien zu beschaffen waren, berücksichtigte. Trotz der Lückenhaftigkeit dieser Materialien gelangte Prof. Woeikof zu einer ganzen Reihe von interessanten Schlüssen, die schwerlich angefochten werden dürfen. Wir heben hier nur die folgenden hervor: Der Schnee schützt den Boden vor Abkühlung, so lange die Temperatur der Luft und der Oberfläche des Schnees unter 0° ist, fühlt den Boden aber selbst ab, sobald die Temperatur eine höhere wird. Im ganzen mildert also die Schneedecke die Schwankungen der Temperatur des Bodens. Die Temperatur der unteren Luftschicht ist über einer Schneedecke viel niedriger, als über dem schneefreien Boden, und die sogenannten „Umkehrungen" der Temperaturen zwischen einander benachbarten Thälern und Höhen (der Fall, daß letztere wärmer sind als erstere) erklärt sich in den meisten Fällen daraus. Die relative Feuchtigkeit ist über einer Schneedecke größer als über schneefreiem Boden, und infolgedessen besteht darüber auch eine größere Neigung zur Bewölkung. Bei der Unfähigkeit des Schnees, sich über 0° zu erwärmen, sind die Thauwetter im Winter über einer ausgedehnten Schneelage kurz, die Temperatur erhebt sich durch einen warmen Wind nur wenig über 0°, und beim Abflauen des Windes und Aufklären des Himmels sinkt sie rasch wieder unter 0°. Die Lufttemperatur isolirter Berge hängt relativ wenig von der Schneelage ab, dagegen wird sie im Frühling und Sommer sehr stark von letzterer abgekühlt, so daß öfters ein labiles Gleichgewicht der Luftschichten in vertikaler Richtung entsteht. Die Bora der Ostküsten der Adria und des Schwarzen Meeres sind hieraus zu erklären, und die Heftigkeit derselben wird durch den Kontrast zwischen den schneebedeckten Bergen und der warmen Meeresküste bewirkt. Der Schnee, welcher in den Gebirgen fällt, hat einen erheblichen Einfluß auf das nachfolgende Wetter der Thäler und Ebenen am Fuße der Gebirge, und zwar nicht nur auf die Temperatur, sondern auch auf den Luftdruck und den Niederschlag. Der auf dem Boden und Eise liegende Schnee mildert die Abkühlung des Festlandes und der Gewässer höherer Breiten sehr erheblich. — Im übrigen müssen wir auf die ungemein gründliche und schöne Arbeit selbst verweisen.

Inhalt: Dr. R. Sieger: Wilhelm Tomaschek's Untersuchungen über den „ethnischen Norden". — Arthur Herzog: Eine Besteigung der Silla de Caracas. (Mit drei Abbildungen.) — Ph. Lehzen: Reiseerinnerungen aus Japan und China. II. (Mit zwei Abbildungen.) — Kürzere Mittheilungen: Die Oasen des südlichen Tunesien. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 19. Oktober 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Der Gebirgsbau von Britisch-Columbia.

Von Dr. H. Töppen.

George M. Dawson, der seit vielen Jahren in der geologischen Aufnahme von Kanada thätig ist, hat vor kurzem als Theil des Jahresberichts für 1887 der „Geologischen und naturgeschichtlichen Aufnahme von Kanada“ eine Schrift über die „Mineralschätze von Britisch-Columbia“ [1]) veröffentlicht, in deren Einleitung er einen Ueberblick über den Gebirgsbau des ganzen Gebiets giebt. Derselbe soll hier im wesentlichen wiedergegeben werden.

Die Provinz Britisch-Columbia, welche 390344 englische Quadratmeilen oder rund 1011000 qkm groß ist, wird in ihrer ganzen Länge von dem im Durchschnitt von etwa 400 englischen Meilen oder rund 650 km breiten Gebirgsgürtel durchzogen, der sich zwischen dem Prärieng ürtel und dem Stillen Ozeane erhebt. Der Gebirgsgürtel streicht im ganzen von Südosten nach Nordwesten und spiegelt im allgemeinen den Bau der westlichen Gebirgsregion der Vereinigten Staaten wieder. Man kann in ihm vier Hauptzüge — vier Hauptachsen der Erhebung und geologischen Störung — unterscheiden, welche mit einander und mit der Richtung der Küste ungefähr parallel laufen: das Felsengebirge, die Goldkette, die Küstenkette und die Bancouverkette. Die östlichste Kette — das eigentliche Felsengebirge — ist in ihrem südlichen Theile etwa 60 englische Meilen (rund 100 km) breit, in der Nähe des Peace River aber nur gegen 40 englische Meilen (65 km). Wo der Liard-Fluß die Kette durchbricht, ist sie niedrig und unregelmäßig, weiter nordwestlich aber erhebt sie sich nochmals und ist wieder deutlich in ihrem Verlauf. In der Nähe des 49. Parallelkreises übersteigen in dieser Kette mehrere Gipfel die Höhe von 10000 englischen Fuß (rund 3050 m); ähnliche Höhen werden an den Quellen des Bow River erreicht, und an den Quellen des nördlichen Saskatschewan und Athabaska sollen der Mount Brown und Mount Murchison sich zu 16000, bezw. 13500 Fuß (rund 4875 und 3980 m) erheben. In der Gegend des Peace River übersteigen, soweit bekannt, wenige Gipfel die Höhe von 6000 Fuß (rund 1830 m). Schneefelder von verschiedener Ausdehnung finden sich an vielen Stellen, eigentliche Gletscher aber nur an den Quellen des Bow River, des nördlichen Saskatschewan und des Athabaska. Von den Thälern, die den Abhang des Gebirges furchen, sind einige nur licht bewaldet und haben prärieähnlichen Charakter, im allgemeinen aber ist das Gebirge dicht bewaldet, wo immer die den Felsen überlagernde Erdschichte dick genug ist, um Bäume zu ernähren. Auf dem Westabhange, wo der Regenfall stärker ist, sind die Wälder oft sehr dicht.

Krystallinische Schiefer und Granit kommen in dem Felsengebirge zwischen dem 49. und 60. Breitengrade fast gar nicht vor. Die Ketten bestehen vielmehr vorwiegend aus palaeozoischem Gestein (von den cambrischen Schichten bis zur Steinkohlenformation), welche in der Gegend am Bow River eine gesammte Mächtigkeit von 28000 Fuß (rund 8500 m) erreichen. Mehr oder weniger isolirt kommen Kreidebecken vor, die offenbar geologisch mit den Schichten des Kreidezeitalters in den östlichen Vorbergen und in den

[1]) The Mineral Wealth of British Columbia. With an annotated list of localities of minerals of economic value. By George M. Dawson, D. S., F. G. S. — Published by authority of Parliament. Montreal 1888. Dawson Brothers.

Digitized by Google

Ebenen identisch sind. In diesen Becken finden sich viel Lager von bituminöser Kohle und Anthracit. Lager von Kupfererz und Bleiglanz sind die wichtigsten metallischen Funde in den älteren Gesteinen dieses Gebirgszuges.

Dem Südwestabhange der Felsengebirgskette entlang zieht sich eine auffallend gerade breite Thalfurche hin, die sich ununterbrochen vom 49. Parallelkreise — und noch darüber hinaus ins Gebiet der Vereinigten Staaten hinein — bis zu den Quellen des Peace River, 700 englische Meilen (rund 1125 km) weit, verfolgen läßt. Die Oberläufe des Kootanie, Columbia, Fraser, Parsnip und Finlay fließen in diesem Thale, das einst die Hauptverkehrslinie in nordsüdlicher Richtung in diesem östlichen Theile von Britisch-Columbia bilden wird. An mehreren Punkten dieses Thales sind Waschgoldlager aufgefunden und ausgebeutet worden, und in der Gegend am Oberlaufe des Columbia und Kootanie sind in letzter Zeit verschiedene andere Erzlager entdeckt worden.

Diese Thalfurche scheidet von der Felsengebirgskette das zweite Glied des Systems, einen vielfach gegliederten und verzweigten Gürtel, der am besten unter dem Namen Goldkette zusammengefaßt wird. Den südlichen Theil bilden die Purcell-, Selkirk- und Columbia-Kette, an die sich weiter im Norden die Cariboo-, Omeneca- und Cassiar-Berge anschließen. Bisweilen wird der Name Goldkette in seiner Anwendung auf die Columbiakette beschränkt.

Dieses zweite Glied des ganzen Systems ist im einzelnen weniger zerrissen, als die Felsengebirgskette und umfaßt weite, wellige Tafelländer, während die massigen Erhebungen im Süden zahlreiche Gletscher und ausgedehnte Schneefelder tragen. Soweit die Gipfelhöhen durch Messung bekannt sind, ist der Mount Donald unmittelbar an der Linie der kanadischen Pacificbahn gelegen, die höchste Erhebung in der Goldkette. Er ist 10645 Fuß (3244,6 m) hoch. Die Wälder in der Purcell-, Selkirk- und Columbia-Kette sind dicht und verwachsen, und diese Gebirge können viel schwerer begangen werden und sind noch viel weniger erforscht als die entsprechend näher gelegenen Theile der östlichen Kette. Granite und krystallinische Schiefer von sehr hohem Alter kommen in großer Masse in der Goldkette vor, desgleichen palaeozoisches Gestein. Im einzelnen ist über den geologischen Bau dieses Theils der Gebirgszone noch nicht viel bekannt.

In Bezug auf Metallreichthum ist die Goldkette, wie der Name andeutet, der wichtigste Theil der ganzen Gebirgsregion. Die ergiebigsten Goldfelder von Britisch-Columbia liegen in ihren Thälern, und in den bis jetzt durchforschten Theilen sind außerdem noch Erzlager verschiedener Art aufgefunden worden, darunter solche von reichen Silbererzen und von goldführendem Quarz.

Zwischen der Goldkette und der Küstenkette liegt eine Plateaulandschaft, die als Inneres Plateau von Britisch-Columbia bezeichnet wird. Dieses Plateau hat eine mittlere Breite von etwa 100 engl. Meilen (160 km) und eine durchschnittliche Meereshöhe von 3500 Fuß (1000 bis 1100 m). Das Plateau fällt gegen Norden nach dem von mehreren großen Seen unterbrochenen, ziemlich tief liegenden Lande in der Quellgegend des Peace River ab. Ein beträchtlicher Theil des Plateaus ist im späten Tertiärzeitalter durch Massen von Basalt und anderen vulkanischen Gesteinen überlagert worden. Gegenwärtig ist es von tiefen, in verschiedenen Richtungen verlaufenden, rinnenförmigen Thälern durchzogen, die zum größten Theil Wasserläufe bergen. Stiege das Meer um 3000 Fuß (reichlich 900 m), so würden die meisten dieser Thäler mit Wasser angefüllt werden und das Land in Inseln zerlegen; das niedrigere Gebiet in der Gegend des 53. und 54. Parallelkreises aber würde ganz unter Wasser stehen. Stellenweise ist das Plateau ziemlich eben, in anderen Gegenden erheben Theile sich weit über das oben angegebene mittlere Niveau, und das Land erscheint dann nur im ganzen — von einem weit höheren Standpunkte aus gesehen, und im Vergleich zu den es begrenzenden Bergketten — als Plateau. Unter etwa 50° 30′ nördl. Br. ist das Plateau von einem Gebirgsriegel durchsetzt, dessen Gipfel sich bis zu 8000 Fuß (rund 2450 m) erheben. Ein ähnlicher Riegel befindet sich in der Nähe der Grenze der Vereinigten Staaten. Man durchbricht das Thal des nach Süden fließenden Okanagan River. Der südliche Theil des Plateaus umfaßt vortreffliche Weideländereien und auch manchen für Ackerbau geeigneten Strich. Im Norden ist die Fläche der größeren Feuchtigkeit wegen vorwiegend mit Wald bedeckt und weist große Strecken auf, die Ackerbau zulassen würden.

Die tertiären Gesteine dieses Inneren Plateaus weisen an vielen Stellen Braun- und Steinkohlenlager auf. Wo nicht jüngere Gesteine aufliegen, sind namentlich palaeozoische Schichten vertreten. Der geologische Bau ist wohl ebenso verwickelt, wie in den eigentlich gebirgigen Theilen, und durchaus noch nicht vollkommen klargelegt. An einigen Stellen tritt Granit auf, an anderen, namentlich im Südwesten, umgrenzte Becken der Kreideformation. Metallführende Gesteine der verschiedensten Art kommen vor; an einzelnen, weit von einander entfernten Stellen ist Gold gewaschen worden; Platina findet sich reichlich am Similkameen-Flusse.

Das dritte Hauptglied der Gebirgsregion — die Küstenkette — bildet nicht eine Fortsetzung des Kaskadengebirges in Oregon und Washington. Dieses letztere besteht zum großen Theil aus vulkanischen Gesteinen, die ihm seinen Charakter verleihen, aber auf älteren Gesteinen ruhen. Es streicht nach Norden und endet in der Gegend der politischen Grenze. Das Küstengebirge von Britisch-Columbia, das in der Nähe der Frasermündung aufzusteigen beginnt, ist geographisch und geologisch vollkommen vom Kaskadengebirge getrennt. Vulkanische Gesteine haben keinen wesentlichen Antheil an seinem Aufbau. Diese Küstenkette streicht etwa 900 englische Meilen (rund 1450 km) nach Nordwesten und bildet den Rand des Festlandes. Sie hat eine durchschnittliche Breite von 100 Meilen und besteht aus vielen einzelnen Gliedern, die durch tief eingeschnittene Längs- und Querthäler von einander getrennt sind. Die höheren Gipfel sind 6000 bis 7000 Fuß (1800 bis 2100 m) hoch, einige steigen bis über 9000 Fuß (rund 2750 m). Im nördlichen Theile der Küstenkette sind große Gletscher zahlreich vorhanden. Die Berge sind im allgemeinen sehr zerrissen und dicht bewaldet; die Flora ihrer Westabhänge ist die charakteristische Flora jener Küste, während die Pflanzenbedeckung der östlichen Abhänge an die der Binnenketten erinnert.

Die Erhebung des größten Theils der Küstenkette hat nach der Kreidezeit stattgefunden, denn Schollen von dem Gestein dieser Periode finden sich in großer Höhe. Die Hauptmasse bilden Granit und granitähnliche Gesteine, Gneise und palaeozoische Gesteine, ähnlich denen des Inneren Plateaus. In letzteren sind wiederholentlich Goldlager gefunden worden; Kupfer-, Eisen- und Silbererze kommen reichlich vor.

Das vierte Glied der Gebirgszone — die Vancouver-Kette — liegt zum Theil unter der Meeresoberfläche; sie erhebt sich aber über dieselbe in der Vancouver-Insel, den Königin-Charlotte-Inseln und reicht südwärts in den Olympischen Bergen bis nahe an den Columbia. Der höchste Berg auf Vancouver, der Viktoria Peak, ist 7484 Fuß (2281 m) hoch. In der Mitte der Insel befindet sich ein ausgedehntes Gebiet, dessen mittlere Erhebung 2000 Fuß (rund 600 m) übersteigt. Auf den Königin-Charlotte-Inseln steigen mehrere Gipfel über 4000 Fuß (rund 1200 m). Die Inseln an der Küste

Digitized by Google

von Alaska, welche man für eine Fortsetzung dieser Kette halten könnte, werden im geographischen Sinne richtiger für eine Fortsetzung der Küstenkette angesehen. Die Bauconverkette besteht zum Theil aus den gleichen krystallinischen Gesteinen wie die Küstenkette, hauptsächlich aber aus geschichteten Gesteinen der palaeozoischen Erdalter und der Trias; daran schließen sich an den Abhängen Gesteine der Kreideformation, die durch ihre Kohlenlager wichtig sind. Letztere haben dort eine viel größere wirthschaftliche Bedeutung als die an mehreren Stellen gefundenen Goldlager und die Fundstätten von Kupfer-, Eisen- und Bleierzen, sowie von goldführendem Quarz.

Reiseeindrücke und Studien aus Mexiko.

Von Dr. Emil Deckert.

VI [1]).

(Mit drei Abbildungen.)

Außer den öffentlichen Bauten und Instituten, welche die unmittelbare Umrahmung der Plaza bilden, lenken während unseres Aufenthaltes in der mexikanischen Hauptstadt namentlich noch die „Mineria“, die „Academia de San Carlos“, das „Museo Nacional“ und die „Biblioteca Nacional“ unsere Aufmerksamkeit in einem höheren Grade auf sich.

Das „Colegio de Mineria“ — die mexikanische Bergbau-Hochschule — ist eins der imposantesten Gebäude, die Mexiko besitzt, und augenscheinlich in jeder Beziehung darauf angelegt, der großen Rolle zu entsprechen, die der Bergbaubetrieb von Anfang an in dem Lande gespielt hat. Es ist in den Jahren 1793 bis 1813 von dem berühmten mexikanischen Architekten Manuel Tolsa mit einem Kostenaufwande von $1^1/_2$ Millionen Pesos (6 Millionen Mark) erbaut worden. Sobald wir es in seinen Einzeltheilen genauer mustern, zeigt es uns aber eine merkwürdige Erscheinung. Da ist kaum eine Säule an dem ganzen Gebäude, die lothrecht steht, und da giebt es kaum ein Portal und ein Gewölbe, das nicht niedrig und gedrückt oder verzerrt aussieht. Unter der schweren Steinmasse des Riesenbaues hat sich eben die schwammige, lockere Natur des Baugrundes von Mexiko viel deutlicher kundgegeben, als unter den leichten einstöckigen Häusern, die die Stadt im übrigen charakterisiren, und der ganze südliche Theil der Mineria ist um volle zwei Meter in den Boden hineingesunken. Lange Zeit schien das Gebäude mit Einsturz zu drohen, und man sah sich auf die Weise gezwungen, die Hauptkuppel gänzlich niederzulegen; dadurch, daß man weitere zwei Millionen Mark auf Reparaturen verwandte, hat man es aber doch stehend gehalten, und gegenwärtig sollen die einzelnen Theile sogar in einem ziemlich vollkommenen Gleichgewichtszustande gegen einander verharren. Wir konnten uns freilich trotzdem niemals eines Gefühles großer persönlicher Unsicherheit erwehren, wenn wir durch die Hallen und Säulengänge dahin schritten. Sollte nicht bei einem solchen Baue auch einmal eins der schwachen Erdbeben, von denen das Thal von Anahuac im Zusammenhange mit seinem Vulkanismus ab und zu heimgesucht wird, genügen, um eine Katastrophe herbeizuführen? Eine unzweifelhafte Thatsache ist es, daß der Senkungsprozeß noch beständig weiter fortschreitet, wenn auch nur ganz langsam. — An anderen großen Gebäuden der mexikanischen Hauptstadt beobachtet man diesen Prozeß natürlich auch, glücklicherweise aber an keinem in einem so gewaltigen Maßstabe.

Vor dem in der „Mineria“ untergebrachten Lehrapparat empfanden wir eine große Hochachtung. Wie sollte dies aber auch anders möglich sein, da sich derselbe in allen Hauptsachen auf das engste an das sächsische Freiberg anlehnt! Die ausgestellten Schacht- und Maschinenmodelle stammen beinahe sämmtlich von daher. Wieder ein deutscher Kulturzufluß in Mexiko, auf den wir wohl mit Fug und Recht stolz sein dürfen! Was man mit dem schönen Apparate in Mexiko leistet, darüber gewannen wir freilich kein rechtes Urtheil, da die Schüler der Mineria zur Zeit unserer Besuche in der Anstalt gerade Ferien hatten.

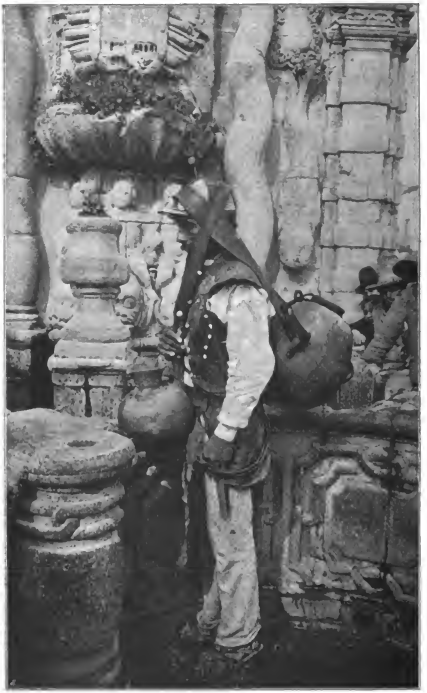
In der mit der Mineria verbundenen Gesteinssammlung sah es ein wenig chaotisch aus. Es waren ziemlich viele Materialien vorhanden, aber nicht der zwanzigste Theil davon war genau bestimmt und etikettirt, und einen klaren Einblick in die Tektonik des Landes zu verschaffen, war die Sammlung ganz und gar nicht geeignet. Am besten stand es noch um die jungen Bildungen, die der derzeitige Direktor der Anstalt, Don Castillo, bei Gelegenheit der Anlage des Tequisquiac-Kanales gesammelt, und in denen er sowohl die Reste von fossilen Elephanten als auch von fossilen Menschen entdeckt hat. Mit den vorliegenden älteren Sachen sind die Herren, welchen die Ordnung der Sammlung obliegt, in sichtbarer Verlegenheit, und die Handstücke, mit denen sie es zu thun haben, setzen in der That vielfach verwirrend genug aus, so daß wohl auch ein tüchtiger deutscher Geologe nicht recht wissen würde, was er damit anfangen sollte, wenn ihm nicht die Möglichkeit gegeben würde, sie zusammen mit ihrem Fundorte zu studiren. Unser freundlicher Führer, der sich alle erdenkliche Mühe gab, uns seine Schätze in dem rechten Lichte zu zeigen, sprach viel von Alexander von Humboldt, schien aber dabei nicht sehr zu bedenken, daß seit dem Besuche unseres großen Landsmannes in Mexiko acht Jahrzehnte vergangen waren, und daß die geologische Wissenschaft in dieser Zeit mancherlei Fortschritte gemacht hatte. Auf unsere Frage, ob eine geologische Uebersichtskarte der mexikanischen Republik in der Mineria vorhanden sei, oder doch wenigstens eine geologische Karte der näheren Umgebung der Hauptstadt, lauteten seine Antworten verneinend. Er fügte aber hinzu: „Wenn Sie uns solche Karten machen wollten, so würden wir Ihnen sehr dankbar sein.“ Das war ein gar zu starkes Vertrauen in den Klang des deutschen Namens, das wir leider nicht zu rechtfertigen in der Lage waren.

Auch der „Academia de San Carlos“ statten wir wiederholte Besuche ab, und ihr lehren wir eigentlich immer mit einer viel höheren Befriedigung den Rücken als der Mineria. Daß die Mexikaner einen hoch entwickelten Farben- und Formensinn besitzen, haben wir ja schon an anderen Orten gesehen — vor und in der Kathedrale, angesichts der

[1]) Vergl. Nr. 16 des laufenden Bandes.

Digitized by Google

hübſchen Standbilder auf dem Paſeo de la Reforma u. ſ. w. Sollte dieſer Sinn aber nicht zu einem noch volleren Ausdrucke kommen müſſen in der Anſtalt, die ausſchließlich der Pflege der Künſte geweiht iſt! Wir erkennen in den Sälen der „Academia“ bald, daß dies thatſächlich der Fall iſt. Die darin enthaltene Sammlung von Gemälden und Bildſäulen ſteht den europäiſchen Sammlungen gleicher Art in der That viel ebenbürtiger zur Seite als die „amerikaniſchen“ Kunſt-Galerien, wenigſtens ſoweit die nationalen Kunſtſchöpfungen in Frage kommen; und wir



Ein mexikaniſcher Waſſerträger am Aquaedukt.

ſind geneigt, dies um ſo höher anzuſchlagen, als die unglückliche mexikaniſche Republik ſeit dem erſten Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts eigentlich niemals aus den Bürgerkriegswirren herausgekommen iſt, und als es bekanntlich im allgemeinen bezüglich der Kunſtentwickelung heißt: „Inter arma silent musae!“ Freilich hat die Kunſt in den Naturverhältniſſen Mexikos auch in mehrfacher Beziehung ſehr günſtige Vorausſetzungen. Das Blau des mexikaniſchen Himmels iſt ebenſo dunkel und tief als das des griechiſchen und italieniſchen, das Gefunkel der mexikaniſchen Sterne und der Glanz der mexikaniſchen Sonne iſt ebenſo lebhaft, und welche Landſchaft in der Welt zeigt

Digitized by Google

uns wohl schärfere und schönere Umrißlinien als die vielgestaltigen mexikanischen Vulkanberge oder die mexikanischen Mezquite-, Agaven- und Opuntien-Gebüsche und Alamos-Baumgruppen! Auch die alten Azteken waren bekanntlich schon ein Kunstvolk. Die in Mexiko einwandernden Spanier brachten in der fraglichen Beziehung natürlich auch ein ganz anderes Erbtheil aus ihrer europäischen Heimath mit, als die in dem Unionsgebiete einwandernden Angelsachsen!

Unter den Künstlern, welche in der „Academia de San Carlos“ vertreten sind, stellen wir Luis Juarez und Balta-

Ein mexikanischer Topfhändler.

zar de Echave obenan, sowohl was die Zahl als auch was den Rang ihrer Werke anbetrifft. Die Stoffe, die dieselben behandeln, sind dem bigott-katholischen Charakterzuge des mexikanischen Volkes gemäß — der auch in der gegenwärtigen liberalen Aera nicht von ihm weichen will — ausschließlich der christlichen Geschichte und Legende entnommen, die Art, in der die beiden Künstler ihre Christus- und Heiligenbilder und ihre Kreuzigungen und Kasteiungen zur Darstellung bringen, gemahnt uns aber sehr an die Art der großen spanischen und italienischen Meister. Die Affekte, die auf den Gemälden zum Ausdrucke kommen, sind ungemein starke und heftige — ganz besonders bei den

Digitized by Google

Juarez'schen —, und dadurch wird nach unserer Meinung wieder einem Zuge des mexikanischen Nationalcharakters entsprochen, da sich ja die spanische Leidenschaftlichkeit auf dem mexikanischen Boden eher noch bedeutend gesteigert als gemindert hat. In beiden Künstlern zeigt sich uns die mexikanische Kunst gewissermaßen als ein schönes Stück Mittelalter, daß sich durch die halbtropische Sonnengluth, durch die harte Plateauluft, durch den im Boden schlummernden Vulkanismus, durch die starken Würzen der mexikanischen Pflanzenwelt und durch verschiedene andere geographische Einflüsse eigenartig gestaltet hat, dem wir aber noch immer viel Geschmack abgewinnen können. In dieselbe Reihe mit Juarez und Echave stellen wir unter den Künstlern der „Academia" noch Miguel Cabrera, José Ibarra und Sebastian de Arteaga, von denen es namentlich dem ersteren recht gut gelingt, seinen großen europäischen Vorbildern nahe zu kommen.

In anderen Bahnen wie die genannten Maler bewegen sich mit ihren Stoffen und Darstellungsweisen: Santiago Rebull mit seinem Opfer Abraham's, Juan Urruchi mit seiner Flucht Lot's, Gregorio Figuera mit seinem Morde Kain's, José Obregon mit seiner Hagar in der Wüste, sowie auch Salome Pina (ebenfalls mit einer Hagar), Rafael Flores, Juan Manchola, Ramon Sagredo u. s. w. Die Stoffe sind bei ihnen fast ausnahmslos dem alten Testamente entlehnt, aber die Behandlung ist in einem hohen Grade modern, und bei Ramon Sagredo und Salome Pina konnten wir nicht umhin, an Hoffmann und Hübener und an die Dresdener Schule zu denken. Spezifisch spanisch-mexikanisch erschien uns aber die ausgesprochene Liebe für das Grausige und Furchtbare. Nur das Auge der Frauen, die auf den Bildern dargestellt sind, ist fast ausnahmslos das weiche, sanfte Dulderauge der mexikanischen Indianerfrauen — eine Eigenthümlichkeit, die

Das Schloß Chapultepec.

den Kunstwerken noch einen national-mexikanischen Charakterzug mehr verleiht.

Befremdend erschien es uns in der „Academia de San Carlos", daß gute Landschaftsbilder darin so gut wie gar nicht vertreten waren. Wir hatten geglaubt, daß Mexiko gerade für die Landschaftsmalerei zahllose verlockende Objekte darbieten müßte. Es scheint aber, daß den Mexikanern wirklicher Natursinn in einem ganz ähnlichen Grade abgeht, wie den Südeuropäern, und namentlich den Spaniern. José M. Velasco und E. Landesio sind die einzigen Namen, die wir in dieser Richtung zu nennen haben, ohne ihre Leistungen besonders preisen zu können. Begründet wurde die mexikanische Kunstakademie bereits im Jahre 1784.

Das Nationalmuseum — „Museo nacional" — gewährt in erster Linie einen prächtigen Einblick in das Kulturleben der alten Azteken, und die großen Prachtstücke, welche inmitten der Palmen seines schönen Patio aufgestellt sind, müssen das Herz des Archäologen mit heller Freude erfüllen. Aber auch die neuere mexikanische Geschichte ist darin gut bedacht, und eine besondere Abtheilung ist mit Maximilian-Reliquien angefüllt. Um diese letzteren sammelte sich das gemeine Volk, welches das Museum besuchte, immer in auffällig großer Zahl, und es schien uns, als ob es sie mit ganz ähnlichen Empfindungen betrachtete, wie Heiligen-Reliquien. In der naturhistorischen Abtheilung des „Museo" fanden wir namentlich die farbenprächtige mexikanische Vogelwelt gut vertreten — die Pyranga-Icteria-, Trichas-, Iphantes-, Xanthornus-Arten und tausend andere. An verschiedenen Glanzpunkten gewahrten wir zu unserer Freude auch in der naturhistorischen Sammlung die ordnende deutsche Hand.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir es nicht unterlassen, auf eine schöne Privatsammlung hinzuweisen, die sich in den Händen des Dr. Cadea, eines Deutsch-Oesterreichers, befindet. Dieselbe enthält prächtige Erzstufen, Krystalldrusen, Halbedelsteine ꝛc., sowie auch allerlei große Kost-

Digitized by Google

barkeiten, die ehemals dem Kaiser Max gehörten, und sie kann in gewisser Weise zur Ergänzung der drei vorgenannten Sammlungen dienen.

Die Nationalbibliothek ist ebenso wie manches andere öffentliche Institut der Stadt Mexiko früher eine Kirche gewesen, sie ist aber durch Umbau auswendig wie inwendig ihrer neuen Bestimmung in sehr geschickter Weise adoptirt worden, und wir stehen nicht an, sie zu den schönsten architektonischen Zierden der Stadt zu zählen. In dem großen Lesesaale — dem ehemaligen Hauptkirchenschiffe — empfanden wir namentlich die angenehme Kühle während der heißen Tagesstunden als eine Wohlthat. Von den in dem Gebäude untergebrachten Bücherschätzen lautet unser Lob weniger bezeichnet, denn beinahe Alles, was sie uns für unsere Studien über Land und Leute von Mexiko zu bieten vermochte, war Alexander von Humboldt's „Essai politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne"; den hatten wir aber von daheim ziemlich gut im Gedächtnisse, und außerdem fanden wir die darin enthaltenen Anschauungen zwar ganz vorzüglich für ihre Zeit, aber in vielen Punkten durchaus nicht mehr zutreffend für die Gegenwart. Den Katalog fanden wir elend, dafür war es uns sowie jedem anderen Besucher des Lesesaales aber unbenommen, jedes beliebige Buch aus jedem beliebigen Standbrette eigenhändig herauszunehmen und nach dem Gebrauche wieder an der rechten oder unrechten Stelle unterzubringen. Besser als wir dürfte vielleicht der Historiker und Archäolog in der „Biblioteca nacional" auf seine Rechnung kommen.

Unter den sonstigen Bauwerken Mexikos heben wir namentlich noch die beiden großen Aquaedukte hervor, von denen bei dem Mangel an Brunnen die gesammte Wasserversorgung der Stadt abhängt. Dieselben leiten das Wasser beide aus den vulkanischen Bergen im Südwesten der Stadt herbei — der ältere und längere sogenannte „dickes Wasser" („agua gorda"), das sich nicht zu jeder Verwendung eignet, aus der Gegend von Chapultepec, und der neuere, 16 km lange und aus neunhundert Bogen bestehende sogenannte „dünnes Wasser" („agua delgada"), das wir ganz gut zum Trinken fanden, aus der Gegend von Santafé. Originelle Wasserträger (aguadores) befördern das Wasser vermittelst großer Thonkrüge und altertümlicher Tragvorrichtungen, die sie um die Stirn legen, von den Aquaedukten in die Haushaltungen (S. Abbildung 1). Ebenso beziehen auch die sehr komfortablen öffentlichen Bäder, bei denen wir unwillkürlich — ebenso wie bei den mexikanischen Pferden — an den indirekten Kultureinfluß denken, den die Araber auf Mexiko ausgeübt haben, ihren Bedarf aus den beiden Aquaedukten.

Einen Hochgenuß bereitete uns das Herumschlendern im „Mercado", denn dort gab es echtes mexikanisches Volksleben zu beobachten und zugleich auch echte Erzeugnisse des mexikanischen Bodens. Man kann sich kaum ein bunteres Bild denken als dieje Händler und Eselstreiber, die ihre Topfwaaren oder ihre Früchte von den Thieren abladen; als dieje halbnackten Indianerweiber, die ihre kleinen Kinder im Rebozo herumschleppen; als dieje braunen Jungen, die sich und ihre Körbe den Käufern und Käuferinnen zur Verfügung stellen, um ihnen ihr Obst, ihr Gemüse, ihren Fisch oder ihr Fleisch nach Hause zu tragen u. s. w. Mit Viktualien jeder Art zeigte sich der Markt auf das beste versorgt, und namentlich bringen die Züge von Veracruz auch täglich herauf, was unten in der tiefgelegenen „tierra caliente" wächst — Bananen, Ananas, Mangos, Orangen — und zu wahren Spottpreisen. — In der unmittelbaren Nachbarschaft des Mercado wird auch zugleich das wichtige Gewerbe der Sombrero-Fabrikation schwunghaft betrieben. Der Hut macht ja in Mexiko noch mehr den Mann als das Kleid, und mancher von den Marktbesuchern wendet den größten Theil seines Vermögens daran, um sich einen möglichst stattlichen zu erwerben.

Was das Volksleben der Stadt Mexiko im übrigen betrifft, so wogt in ihr hispanisches und indianisches Wesen bunt durch einander. Das indianische Element nimmt zum Theil sehr hohe Lebensstellungen ein, und gelangt ja unter Umständen sogar bis auf den Präsidentenstuhl. Im allgemeinen aber bildet es doch die unteren Volksklassen, und das „Todo blanco es caballero" der kolonialen Zeiten hat in Mexiko auch heute noch keineswegs seine Gültigkeit vollkommen verloren. In den Mittelklassen ist das ausgeprägte Mischlingselement stark vertreten.

Unter den fremden Elementen ist das deutsche das namhafteste und angesehenste, was unter anderem auch in der Thatsache zum Ausdrucke kommt, daß die Deutschen das schönste und stattlichste Klubhaus in der Stadt besitzen. Wir gedenken hier mit großem Vergnügen der Gastfreundschaft, die wir darin genossen haben.

Das städtische Verkehrswesen Mexikos ist ganz in derselben Weise organisirt, wie in den europäischen Großstädten, und namentlich verbinden eine ganze Anzahl Pferdebahnlinien die Theile der Stadt unter einander sowie mit den verschiedenen Vororten. Und nicht bloß die Lebenden benutzen das moderne Behikel in Mexiko, sondern auch die Todten werden durch dasselbe nach ihrer letzten Ruhestätte befördert — sechsspännig, vierspännig, einspännig, oder wie die Hinterlassenen sonst belieben. Es ist dies der sogenannte „servicio funebre" der Pferdebahnen.

In der Post bemühte sich die Direktion augenscheinlich sehr, die Briefauslieferung dem Publikum möglichst bequem zu machen. Zu diesem Zwecke ließ sie nach der Ankunft jedes Zuges aus El Paso oder Veracruz ein vollständiges alphabetisches Verzeichniß der eingegangenen Briefe anfertigen und im Patio zur Einsicht für jedermann anheften. Wenn wir dann aber an den Schalter traten, und was unser war, verlangten, da begegnete es uns wiederholt, daß der betreffende Beamte die Sache nicht finden konnte, und uns schließlich in seiner Verzweiflung erklärte, es werde sie vielleicht ein Anderer abgeholt haben. Das erste mal nahmen wir diese Auskunft ruhig hin, obzwar ein wenig verwundert, und schließlich fanden unsere Briefe nach ein paar Stunden auch noch ganz richtig den Weg zu uns. Das zweite mal aber gingen wir zu dem Herrn Direktor und gaben ihm den Rath, seine Praxis doch dadurch zu vereinfachen, daß er die neuangekommenen Briefe auf einen Haufen mitten im Patio schütten, und sich jeden davon aussuchen ließe, was ihm gefiele.

Die Amerikaner vor der Union, die den Mexikanern außer dem Eisenbahnneze noch eine ganze Reihe bedeutungsvoller Neuerungen gebracht haben, sind eifrig bemüht, auch die Telephonleitung in der Hauptstadt zur Geltung zu bringen, und bis zu einem gewissen Grade ist ihnen dies bereits gelungen.

Digitized by Google

Reiseerinnerungen aus Japan und China.

Von Ph. Lehzen.

III.

(Mit zwei Abbildungen.)

Trotzdem daß alle Berichte versicherten, daß der Schnee im Gebirge sehr hoch läge, brach ich auf, um den Aschiwo-Paß zu erreichen.

Unterwegs begegneten wir vielen Lastthieren mit Kupferbarren, von einem Hüttenwerke bei Aschiwo; die Treiber gaben mir den schlechten Trost, daß ich nicht mehr durchkommen würde.

Als Lastthiere dienen hier sowohl Ochsen als auch Pferde; letztere tragen zwei, erstere sechs Kupferbarren, jede zu 65 kg. Sämmtlichen Thieren hatte man hohe Strohschuhe angezogen; in England sagt man „ein Pferd beschuhen“ („to shoo a horse“), in Japan thut man es wirklich, d. h. bei schlechtem Wetter erhalten Last- und Zugthiere Schuhe aus Binsengeflecht, ganz ähnlich denen, derer die karrenziehenden Kulis sich bedienen, wenn es regnet oder schneit; bei gutem, trockenen Wetter laufen letztere barfuß, selbst auf den spitzesten Steinen.

Wir kamen immer tiefer in den Schnee. Ich hatte meine Dschinrikischa schon lange nicht mehr benutzt und war zu Fuß gegangen; die Kulis aber trugen die kleinen Wagen selbander ein Stück weit vorwärts, holten dann das Gepäck nach und wiederholten dasselbe Spiel beständig, mit unverdrossenem Muthe arbeitend, obwohl der Schnee an ihren nackten, vom Froste aufgesprungenen Beinen empfindlich genug schmerzen mochte. Von einem Vorwärtskommen konnte man eigentlich nicht reden, und die kalten Nachtquartiere nach den anstrengenden Tagereisen zerstörten vollends allen Reisemuth. Ich mußte also die Ueberschreitung des Aschiwo-Passes schließlich aufgeben, und auf weniger hoch gelegenen Wegen gelangte ich, wenn auch unter Strapazen, nach einigen Tagen an den Biwasee (Biwasee), wo es sommerlich warm und schon ganz grün war. Es besteht eben ein ganz auffallender und sonderbarer Unterschied im Klima der westlichen und östlichen Inselhälfte, deren erstere sich durch ihren Pflanzenwuchs als durchaus subtropisch charakterisirt, während man sich auf der letzteren in nordische Regionen versetzt glauben möchte, wenn nicht der Seidenbau und die Reisfelder daran erinnerten, daß im Durchschnitt die klimatischen Verhältnisse doch etwa die nämlichen wie in der Lombardei sein müssen. Der Biwasee hat ziemlich genau mit der Hauptstadt Tokio gleiche geographische Breite und liegt nur 90 m höher über dem Meere als letztere; an seinen Ufern wie auch in Kioto, Hioga und Nara, fand ich die ganze Pflanzenwelt in voller Entwickelung, während bei meiner Abreise in Tokio eben die Pfirsich- und Kirschbäume zu blühen anfingen. Die westliche Inselhälfte hat eine Menge immergrüner Laubholzbäume aufzuweisen, und es wird daselbst die Theekultur sehr schwunghaft betrieben.

Der japanesische Thee ist bitterer als der chinesische, ist aber im Westen Amerikas sehr beliebt, und es sollen schon für 15 Millionen Dollars jährlich dorthin ausgeführt werden. Die feinsten Sorten werden in Kioto mit sieben Yen (also mit mehr als 20 Mark) das englische Pfund bezahlt. In Deutschland haben Proben bester Qualität, welche ich mitgebracht hatte, wenig Beifall gefunden, was seinen Grund, außer in dem bitteren Geschmacke, in der ganz blassen Farbe selbst des stärksten Aufgusses haben mag; der Geruch des letzteren ist ein sehr angenehmer.

In verschiedenen Orten längs des Sees — besonders in Magibara und Otsu, den beiden Endstationen der sehr lebhaften Dampfschiffahrt auf dem See — giebt es gute Wirthshäuser; die Fahrt über den See, welcher in Länge und Breite etwa dem Genfer See gleicht, dauert drei bis vier Stunden und ich finde sie sehr lieblich; ich habe aber mehrere Personen gesprochen, deren Vorliebe für Naturschönheiten mir wohl bekannt ist, denen der See und seine Umgebung wenig Eindruck gemacht hatten. Mir präsentirten sich seine malerischen Ufer allerdings doppelt schön, indem alle höheren Spitzen mit Schnee bedeckt waren, während die niedrigen Höhen zunächst am See im prächtigsten Grün eines üppigen Pflanzenwuchses prangten. Die Riesenbäume („big trees“ benennt sie Satow in seinem Handbuche) bei Karasaki sind in Bezug auf ihren Durchmesser allerdings nur sehr gering gegen die ebenso benannten Wellingtonien bei Mariposa in Kalifornien, aber sehr bemerkenswerth durch ihren enormen Schattenbereich und ihre schöne Lage am See.

Von Otsu aus erreicht man Kioto zu Fuße oder in der Dschinrikischa auf einem herrlichen Gebirgswege in vier bis fünf Stunden; die Eisenbahnfahrt erfordert genau eine Stunde. Diese ehemalige Kaiserresidenz, die auch Miako genannt wird, hat durch Revolutionen und dadurch, daß 1869 der Mikado seinen Sitz nach Tokio verlegt hat, an Einwohnerzahl und Bedeutung sehr verloren; man zählte 1884 nur noch 225 000 Seelen, während der räumlichen Ausdehnung nach (und unter der Annahme, daß die Stadt im Durchschnitte überall etwa gleich dicht bevölkert war) hier die drei- bis fünffache Anzahl Menschen gewohnt haben mag.

In industrieller Beziehung ist Kioto trotz des in neuester Zeit sehr emporblühenden Osaka die erste Stadt des Kaiserreiches geblieben. Für den Kulturhistoriker und Forscher birgt sie in ihren Tempeln und Palästen unermeßliche Schätze, die seit des Kaisers Wegzuge zugänglicher sind, als je vorher (man kann sogar die kaiserlichen Paläste in Kioto und Osaka besuchen). Für den Touristen wird sie durch ihre wunderbar schöne Lage und Umgebung stets ein unschätzbares Juwel bleiben; es fehlt der Landschaft allerdings ein großes Wasser; davon abgesehen möchte ich den Blick, z. B. vom „Grabe des Schogun“, als eine der schönsten Aussichten bezeichnen, die ich überhaupt kennen lernte. Auch die leibliche Verpflegung in dem ebensalls sehr schön belegenen Yami-Hotel verdient alles Lob.

Die riesigen Bildnisse von Kwanon und Buddha, die früher, in Erz gegossen, hier gestanden haben sollen, sind jetzt nur noch in Holznachbildungen vorhanden; die letztere ist 25 m hoch, also noch 5 m höher als der Riesen-Bronzekoloß in Kamakura bei Yokohama. Auf die großen Glocken Japans komme ich später nochmals zurück.

Ich habe die Tempel in Kioto nicht gezählt, aber der bloße Ueberblick lehrt, daß die in Brockhaus' Konversations-Lexikon[1]) angegebene Zahl von 2000 Schinto- und etwas weniger Buddha-Tempeln viel zu hoch gegriffen ist. Obwohl viele Hunderte von Tempeln beider Sekten existiren,

[1]) S. Artikel Kioto (Miako) in Bd. 11, S. 692 (13. Aufl.).

Digitized by Google

Nara.

Digitized by Google

scheint einem Bedürfnisse nach mehr nicht genügt zu sein; denn es wird eben dicht am Bahnhofe ein neuer Tempel gebaut, der der allergrößte und herrlichste in Japan werden soll. Seine Außenwände standen schon vollendet, und alle Einzeltheile, bis herab zur kleinsten Verzierung, lagen aufgestapelt in den unzähligen Bauhütten des Platzes fertig, so daß es eine Kleinigkeit erscheinen müßte, das ganze Werk mit den richtigen Hilfsmaschinen und Werkzeugen in wenigen Monaten fertig zu stellen, — während der Bau in Wirklichkeit noch 10 bis 14 Jahre dauern sollte. Das kann nur dem glaublich erscheinen, der gesehen hat, wie der Bau betrieben wird: kein Kahn, kein Flaschenzug kommt zur Verwendung; die schweren Dachbalken und Architraven werden auf über 500 m langen, geneigten Ebenen mit Menschenhand hinaufgeschoben bis zur Höhe ihrer Lage, etwa 35 m über dem Erdboden; alle Säle und Stricke, die dabei benutzt werden, dürfen nur aus geschenkten Frauenhaaren gefertigt sein; jedes Stück, das eingelegt wird, muß erst durch die Priester geweiht sein. Für diese letztere soll ein solcher Tempelbau ein schlechtes Geschäft sein, — ein Umstand, der es erklärlich macht, daß solch heilige Sache nicht übereilt wird. Sehr wacht man auch darüber, daß niemand bei der Sache verwendet wird, der mit einem „bösen Blick“ behaftet ist; dagegen scheint man von dem neugierigen Blick eines Kegers keinen bösen Einfluß zu befürchten, und werden die papiernen oder silbernen Yens desselben gern als Opfergabe entgegengenommen. Ich wurde durch den bauleitenden Priester mit größter Liebenswürdigkeit umher geführt, durfte die Gerüste besteigen und besonders auch die Bauhütten im Innern gründlich besehen. Man kann hier in aller Muße die wunderschönen Verzierungen betrachten, die einem in den meisten Tempeln aus Lichtmangel unsichtbar bleiben, weil — wenigstens für einen gewöhnlichen Besucher in den Tempeln — nur wenige von den alles verdunkelnden Holzläden weggenommen werden.

Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit in Japan wie in China ist die, daß alle Bauten, deren Ausführung irgend beträchtliche Zeitdauer in Anspruch nimmt, unter einer Hütte von dicken Matten ausgeführt werden, welche die Bauenden gegen Regen, Wind und die glühende Sonne, sowie vielleicht den Bau selbst gegen die Wirkungen des Taifuns schützt, den Baurann aber auch vollkommen dunkel macht. Daß diese Hütten bei Bauten, wie es der hier in Rede stehende ist, ganz gewaltige Abmessungen erhalten, ist einleuchtend, da dieselben doch in jeder Richtung bedeutend die des Baues selbst übertreffen müssen, um den nöthigen Spielraum bei der Arbeit zu lassen. Die oben erwähnten schrägen Ebenen für das Aufbringen schwerer Gegenstände sind bei geringeren Höhen Erdaufschüttungen, bei bedeutenderen Höhen aber künstlich gefügte, mächtige Holzgerüste.

Unmöglich mußte ich an die Baumeister der Pharaonen denken, die ihre himmelanstrebenden Pyramiden ebenfalls ohne andere maschinelle Hilfe, als die der Walze und der geneigten Ebene erbauten.

Einen regnerischen Tag in Kioto benutzte ich zum Besuche verschiedener Schulen — unter anderen einer solchen für Mädchen höherer Stände bis zum Alter von 16 Jahren. Der Unterricht in den höchsten Klassen umfaßt manche bei uns nicht eingeführte Disciplinen: Weberei, Seiden-Malerei und Stickerei, dann Anstandslehre, Koch- und Theebereitungsweise. In Theebereitungsschule begriff ich erst, daß

„Was wir sonst getrieben frei
Auch eins, zwei, drei dazu nöthig sei.“

Als ich hineintrat in das Zimmer, in welchem eine würdig aussehende Matrone im Kreise eines Dutzend junger Mädchen waltete, glaubte ich, es handle sich um eine religiöse oder zauberische Verrichtung. In der Mitte des zwölfmattigen Zimmers war eine viereckige Vertiefung, in der auf einem Kohlenfeuer ein kleiner Dreifuß mit kupfernem Wasserkessel stand; daneben ein Gestell, wie die Rückwand mancher Schreibzeuge, zum Anlegen von 10 bis 12 winzig kleinen Holzlöffeln und Spateln. Vor diesem Apparate kauerte die Alte auf einem Kissen und murmelte allerlei vor sich hin, während die Zöglinge in feierlicher Stille verharrten; der aus dem Kessel aufsteigende Wasserdampf verhüllte die Gruppe theilweise, und in dem magischen Halbdunkel gestaltete sich die ehrwürdige Schulmutter in meiner Vorstellung eben zu einer japanischen Pythia, als mich mein Führer belehrte, daß es sich hier nur um Unterweisung in der kunstgerechten Zubereitung eines richtigen Theeaufgusses handelte. Noch eine Viertelstunde und mehr hantirte die Alte mit ihren Löffeln und Bürstchen, dann war der Thee fertig; sie füllte eins der winzig kleinen, bunt bemalten Täßchen mit dem Tranke, winkte einem der jungen Mädchen, welches das Täßchen auf einem zierlichen Brettchen in Empfang nahm, und im nächsten Augenblicke vor mir kniete, um mich um gnädige Annahme dieser Erfrischung zu ersuchen. Nun, viel Todesverachtung gehört nicht dazu, eine solche Tasse Thee zu genießen; denn selbst, wenn die Tasse das schrecklichste Gift enthielte — in dieser homöopathisch kleinen Gabe könnte es unmöglich schaden; wohl aber darf man etwas behutsam sein, beim Einnehmen des Thees das kleine Gefäß nicht mit zu verschlucken.

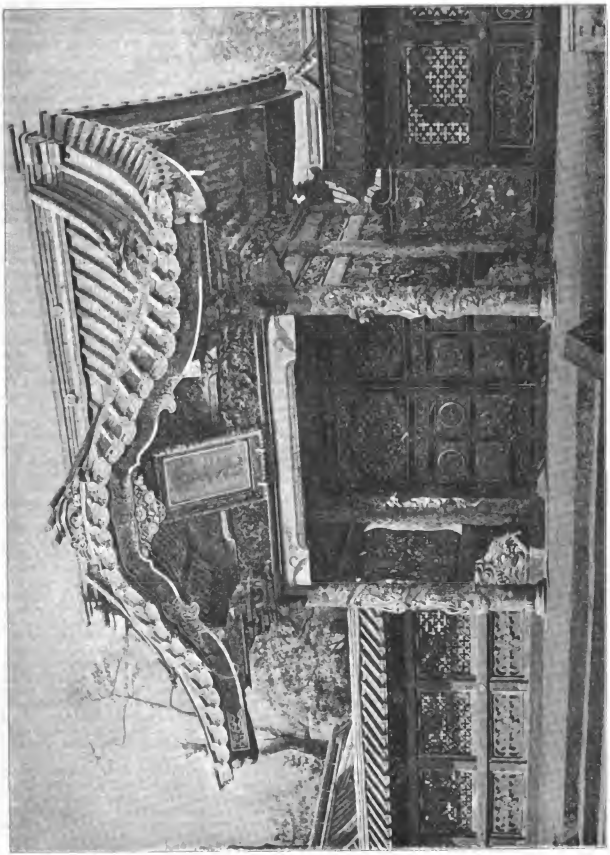
An der Anstandsstunde nehmen nur die ältesten Mädchen theil; sie lernen etwa das, was bei uns in der Tanzstunde gelehrt wird, aber außerdem noch vieles andere: wie eine junge Dame einen Heirathsantrag anzunehmen oder abzulehnen hat, wie sie würdig einem Gaste ihres Hauses ein Mahl anzubieten hat; ferner erhalten die Schülerinnen Unterweisung, wie sie sich bei Tanz-, Gesangs- und Deklamations-Aufführungen zu gruppiren, wie sie das wichtige Instrument, den Fächer, zu benutzen haben. Die Vorsteherin ließ mir verschiedene Vorstellungen, auch in der Fächersprache, geben und erklärte mir die einzelnen Zeichen; und ich muß gestehen: diese Kunst beherrschen die jungen Japanerinnen ebenso vollständig wie die Spanierinnen, die berühmt sind für ihre Gewandheit mit dem Fächer zu reden. Als ich meine Neugier in jeder Richtung befriedigt glaubte, bat ich die Lehrerin, sie möge mir einmal diejenige Bewegung mit diesem sprechenden Instrumente zeigen lassen, die eine Dame machen würde gegen einen Herrn, zum Zeichen, daß sie ihn nicht länger mehr aufhalten wollte. Als mein Wunsch übersetzt wurde, erhob sich ein fröhliches Gelächter, und sämmtliche junge Damen machten, wie vom selben Geiste beseelt, die ganz gleiche Bewegung mit den Fächern, mit solcher Gewandheit und so viel Anedruck, daß ich schleunigst das Zimmer räumte.

In der Wohlthat sprachen der Meister und die Lehrerin beide sehr gut englisch. Letztere fragte mich, wie groß ein europäisches Fenster sei. Als ich ihre erwiderte, diese Frage sei für mich so schwer zu beantworten, als es für sie sein würde, mir anzugeben, wie hoch ein japanischer Berg sei, weil die Fenster in Europa unter einander ebenso verschieden seien, wie in Japan die Berge, entstand ein sehr unglaubiges Schütteln des Kopfes; denn nach der Anschauung der Japaner muß jedem Fenster so wie jedem Fußboden ein Normal-Maß zu Grunde liegen.

Ich hatte während meines Aufenthaltes in Kioto Gelegenheit, den Miako-odori, oder auf Deutsch „den großen Festtanz der Westhauptstadt“, aufführen zu sehen, dessen Vorstellungen in jedem Frühjahr stattfinden.

Die Bühne ist eine schmale Rampe, die den etwas vertieft liegenden, viereckigen Zuschauerraum an drei Seiten umgreift; rechts und links sitzen je zehn junge Mädchen mit

Digitized by Google



Die Shiba-Tempel in Tokio (Vergl. S. 240).

Digitized by Google

wundersamen Musik Instrumenten; vor ihnen bewegen sich, nach dem Takte ihrer Musik und ihres Gesanges, zwei Chore von Tänzerinnen; sie, wie auch die Musikausübenden, sind reich und glänzend gekleidet. Seitenverzierstücke fehlen; als Hintergrund wechseln verschiedene, sehr anmuthige Landschaften. Das ganze ist mit Kerzen und Oellampen erleuchtet, während durch farbige Blenden magische Lichtwirkungen erzielt werden; die elektrische Beleuchtung, welche im Jahre 1884 versucht wurde, hat keinen Beifall gefunden.

Der Tanz, oder richtiger gesagt der feierliche Marsch, besteht in einer ganz langsamen Fortbewegung der Tanzenden auf beiden Seitenbühnen, während eine Anzahl anderer Tänzerinnen im Mittelgrunde der Bühne unter allerlei Drehungen und Biegungen des Körpers Geberden ausführt, bei denen Fächer und Leibbinde große Rollen spielen. Bei jedem Bum! des Gongoms treten alle Tänzerinnen mit den kleinen Füßen so fest auf, daß die Bühne zittert. Jede Vorstellung hat drei Abtheilungen, deren Musik sich durch eine immer langsamere und immer schrillere Weise unterscheidet; den Unterschied in den Tänzen wird der an derartige Spiele nicht gewöhnte nur schwer herausfinden.

Nicht lehrhafter als dieser andeutungsweise hier geschilderte Tanz sind die in den besseren Theehäusern oder die in den Tempeln, welche letztere theils von Mädchen, theils von Priestern, theils auch von beiden gemeinschaftlich ausgeführt werden, und zu denen man leicht Zutritt erhält, indem die Fremden nur ein etwas höheres Eintritts- (Opfer-) Geld zu zahlen haben als die Einheimischen. Man zieht hierbei, wie überall, wo man die mit Matten belegten oder glänzend polirten Fußböden betritt, die Schuhe aus; an den übrigen Ehrerbietungszeugungen, welche die Gläubigen machen, braucht sich der Fremde aber nicht zu betheiligen, denn religiöse Unduldsamkeit ist kein Fehler der Buddhisten!

Es ist in vielen Beschreibungen Japans gesagt, das Volk verhalte sich gleichgültig oder gar ablehnend gegen seine Religion, zumal seitdem die kaiserliche Regierung die reine Schinto-Lehre wieder an Stelle der von China eingeführten, dem Bilder- und Heiligen-Kultus huldigenden Art der Buddha-Religion setzte. Ob und wie tief religiöses Gefühl dem Volke im Herzen wurzelt, darüber können natürlich nur gründliche Kenner des Landes urtheilen. Der Augenschein kann aber jeden Durchreisenden überzeugen, daß der Andrang zu den Tempeln, zu den Wallfahrts-Plätzen und zu den wunderthätigen Orten ein ganz ungeheurer ist, und die Einnahmen der Priesterschaft müssen an großen Festtagen sehr erhebliche sein; denn wenn auch der Werth der einzelnen geopferten Geldstücke ein sehr geringer ist (die kleinste Münze ist der tausendste Theil eines Dollars), so muß die Zahl dieser Spenden zeitweise eine unglaublich große sein, da die Opferkisten, welche zur Aufnahme dieser Geldstücke bestimmt sind, und die sich oft mehrmals während eines Festes füllen sollen, den Fassungsraum von zwei Kubikmetern und mehr haben!

An vielen Orten werden Nachbildungen kranker Gliedmaßen in Wachs und Metall geopfert; in den bekannten und berühmten Tempeln von Asakusa in Tokio ist eine plumpe aus Speckstein gearbeitete Figur, die die Eigenschaften haben soll, kranke Körpertheile durch ihre Berührung zu heilen. Der Stein wird mindestens soviel verrieben, wie die Zehe der Kolossal-Statue St. Peters in Rom geküßt wird.

Von Kioto nach Nara gelangt man in vier bis fünf Stunden, auf sehr anmuthigem Wege. Die Tempel Naras verhalten sich zu denen Nikkos gerade so, wie ein Haus aus schönen Werksteinen zu einem aus Ziegelsteinen, an welches dann der Stil „mit Cement angeklebt ist". Was in Nikko durch feinste Lackarbeit und in Gold dargestellt ist, findet sich in Nara nur getüncht und bemalt. Dagegen ist die Lage der Tempel von Nara mit ihren Hainen noch entzückender als die von Nikko; besonders macht das Vorwalten der schönen Laubwaldung einen sehr angenehmen Eindruck; charakteristisch für die Haine sind die schönen Podocarpus nageia, die in etwas unserer Buche gleichen.

Ich bewohnte in dem guten Musachino-Hotel einen kleinen Kiosk auf einer Landzunge im See gelegen — eine wirklich reizende Behausung in feenhaft schöner Umgebung! Das Wetter war entzückend, und so darf ich die in Nara verlebten Tage wohl als den Glanzpunkt meiner japanischen Reise betrachten.

In den Tempelhainen leben viele stattliche Hirsche, die ganz unbequem zahm sind; denn wenn man ihnen nicht die eigens für sie gebackenen und überall feilgehaltenen Kuchen (Oblaten in der Form und Größe eines kleinen Tellers) in verschwenderischer Weise zukommen läßt, so werden die Thiere unangenehm und bearbeiten einen womöglich mit dem Geweih. Und wehe — wenn man ihnen etwas zu Leide thut — sie sind heilig! Der, welcher einen dieser Hirsche tödtet, soll in den Sumpf gestellt und an einen Pfahl angebunden werden, dann wird er mit Schlamm überhäuft, so daß nur das Gesicht frei bleibt, und stehen gelassen, bis die Sonne den Lehm auf seinem Körper hartgebrannt hat. Sicher ein Sühneverfahren, das dem berühmten Harakiri an Unheimlichkeit nichts nachgiebt!

Die große Glocke in Nara wiegt 750 Centner; sie ist also etwas mehr als halb so groß als die größte in Kioto und etwa $1^1/_2$ mal schwerer als unsere Kaiserglocke zu Köln; sie hängt unter einem kleinen Dache und gegen eine sehr geringe Opfergabe kann man sich den Spaß machen, sie ertlingen zu lassen.

Der große Daibutz (die Buddha- oder Kwanon-Figur) ist 30 m hoch; er ist nur eine Holznachbildung des bronzenen Kolosses, der früher an gleicher Stelle gestanden hat, dessen Metall aber schon lange in die Münze gewandert ist.

Gleichzeitig mit einem großen religiösen Feste, das eben in Nara gefeiert wurde, fand daselbst eine bedeutende Industrie-Ausstellung oder ein Bazar statt. Unter den ausgestellten Kunstgegenständen erwähne ich eine $1^1/_2$ m hohe Bronze-Urne, die 2000 Pfd. Sterl. (40000 Mark) kosten sollte. Der Ciseleur hatte 18 Jahre unausgesetzt an den Bildwerken gearbeitet, welche sie zierten. Das übertrifft die Ausdauer des Meisters, der die Thüren des Täufertempels in Florenz schuf!

Auf dieser Ausstellung sah ich in vielen Exemplaren wieder, was ich schon mehrfach in japanischen Museen gesehen hatte, und ich muß gestehen, zuerst nicht ohne ein verblüfftes Erstaunen, da ich durchaus keine Erklärung dafür zu finden vermochte; nämlich derartige Präparate: menschliche Skelette, wo ein Fischschwanz die Stelle der Beine einnahm, Haifischskelette mit Menschenkopf, Skelette von Männern und Frauen mit drei Beinen, und viele andere noch abscheulichere Mißgestalten, zu deren Herstellung die Anfertiger oft viele Jahre verwenden sollen, und die aus wirklichen Knochen der betreffenden Arten künstlich zusammengesetzt sind. Der Japaner hat für Ausstellungen aller Art eine ganz besondere Vorliebe.

Der Weg von Nara nach Osaka durch das Gebirge gleicht gar sehr manchen der wild romantischen Granitpartien im Oberharze; er ist nicht bequem, und oftmals mußten die Kulis den kleinen Wagen tragen; mein Bergleid mit dem Harze wurde aber noch bestärkt durch das japanische Militär, das eben hier tiraillirte; die Leute sehen nämlich genau so aus, wie die braunschweigischen Jäger. Hat man die Höhe erreicht, dann schwindet allerdings die Aehnlichkeit mit dem genannten Gebirge Norddeutschlands; denn hier

Digitized by Google

sieht man über eine subtropische Vegetation in schöner Ebene die große Stadt Osaka und Hiogo, und dahinter die Meeresbucht gleichen Namens.

In Japan ist das Baden allgemeine Landessitte, und das Geschick, welches weiß, wie gern ich mich derselben füge, ließ bei allen größeren Abschnitten meiner Reise mir ein tüchtiges Bad zu Theil werden. Am letzten Tage meines Aufenthaltes in Tokio kehrte ich von einem Ausfluge auf das Land mit der Post heim. Auf dem letzten „Umspanne" vor Tokio ließ der Stallknecht die frischen, muthigen Pferde unvorsichtig anziehen, der Wagen kam dem Rande des Dammes zu nahe, und wir schlugen von dem 2 bis 3 m hohen Deiche hinab in ein frisch gedüngtes Reisfeld, das ganz nuter Wasser stand. Das eine Pferd war todt, die Kutsche zerbrochen, aber wir vier Insassen der Post und der Kutscher waren gänzlich unverletzt, wenn auch völlig durchnäßt von dem wenig wohlriechenden Bade. Der Pferdejunge, welcher durch seine Unvorsichtigkeit den Unfall verschuldet hatte, war nicht mit in den Sumpf gefallen; ihn nahmen zwei Polizisten in Behandlung.

Auch die Reise nach Osaka sollte mit einem Bade schließen, zum Glücke einem weniger parfümirten; wir wurden auf dem Abwege durch ein ganz fürchterliches Gewitter auszuwaschen, dessen Regen die wenig befestigten Wege sogleich grundlos machte.

Osaka ist mit 270000 Einwohnern augenblicklich (1885) die zweitgrößte Stadt Japans; es ist der Hauptsitz der aus Europa eingebürgerten Industrie, und soll in den eigentlich japanischen Künsten und Gewerben von Kioto, Nara und Tokio übertroffen werden. Etwas weiter westlich an der Bucht liegt Hiogo mit der europäischen Ansiedlung Kobbe in ganz unvergleichlich schöner Umgebung, aus der der Monddempel, 720 m über dem Meere liegend, und der Nunobikifall mit seinen verschiedenen, sehr sehenswerthen Kaskaden besondere Erwähnung verdienen.

Von Kobbe nach Nagasaki brachte mich der Dampfer „Nagoya" von der Mitsu Bischi-Gesellschaft, die viele der Raddampfer angekauft hat, welche früher im Dienste der Pacific-Gesellschaft den Stillen Ozean von San Franzisko nach Yokohama durchkreuzten. Die neuen, ganz mit allem Luxus moderner Passagierschiffe ausgerüsteten Dampfer der Konkurrenzlinie „Union" haben diese ältere Linie mit ihren veralteten Fahrzeugen noch durchaus nicht aus dem Felde geschlagen, was wohl hauptsächlich dem guten Rufe ihrer Kapitäne zu danken ist. Denn Mitsu-Bischi-Gesellschaft hat seit ihrem fünfzehnjährigen Bestehen noch kein Schiff verloren, was sicher in so gefährlichen, von den fürchterlichsten Wirbelstürmen (Taifunen) heimgesuchten Gewässern sehr anerkennenswerth ist. Die Fahrpreise beider Gesellschaften sind die gleichen.

Der Zufall ließ meinen Nachbar bei Tische den chinesischen Gesandten in Tokio sein — einen unterhaltenden und gut unterrichteten Herrn, der fließend englisch und französisch sprach, mit dem ich auf einer manchem guten Rath sehr willsame Empfehlungen für meine chinesische Reise verdankte.

Bei Tagesanbruch waren wir in Schimonoseki, das an einer tief eingeschnittenen Bucht sehr hübsch belegen ist; ans Land zu gehen fehlte die Zeit, da wir schon um 8 Uhr morgens weiter fuhren. Der Dampfer bleibt so nahe an der Küste, daß man meistens Menschen und Thiere am Lande erkennen kann, so daß die Fahrt eine sehr interessante ist. Gegen Dunkelwerden liefen wir in die Bucht von Nagakati und lagen abends gegen 9 Uhr im Hafen jener Stadt vor Anker, die sich, lang hingestreckt an den Ufern, in der Abendbeleuchtung sehr schön präsentirte, deren volle Pracht wir aber erst am anderen Morgen erkennen sollten.

Da der Dampfer nur einen Tag dort Aufenthalt macht, so blieb mir nur Zeit zum Besuche des Osawa-Tempels mit seinen riesigen Eichen und seiner herrlichen Aussicht auf die Stadt und die Bucht, sowie zu einer Wagenfahrt nach dem Jagami-Passe und der Höhe des Gebirges, wo auch ein Blick in das Innere der waldreichen Insel gestattet ist.

Schon abends liefen wir wieder aus und sahen noch bei letztem Lichte die Kohlen-Inseln Oki-, Ino- und Taka-schima. — Das „Land des Sonnenaufganges" gehörte zu meinen Erinnerungen!

Ein Steinhammer von Nürnberg.

Von Dr. C. Mehlis.

Während die Nürnberger Gegend nicht arm an prähistorischen Zeugen ist, welche der Bronzezeit und der Hallstattperiode angehören, so sind mit Sicherheit Befunde aus der neolithischen Zeit, d. h. aus der Periode der geschliffenen Steinwerkzeuge, nur wenige bestimmt worden. Im Germanischen Museum befinden sich zwei kleine Steinbeile, welche im Weichbilde der Stadt gefunden wurden, auf dem Rücken, welcher den Rechenberg mit dem Lauferthore in Verbindung setzt — dem einzigen Verbindungswege in prähistorischer Zeit zwischen den Anschlüssen der Höhen des Hersbrucker Beckens und dem Burgfels zu Nürnberg. Einige weitere geschliffene Steinartefakte befinden sich im Naturhistorischen Museum, doch ist deren Herkunft nicht bestimmt genug, um aus ihnen Schlüsse ziehen zu können.

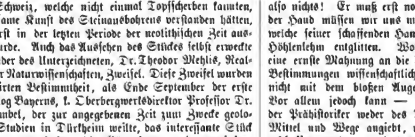
Zu verwundern wäre es ja an und für sich nicht, sollte die Keuper-Ebene von Nürnberg auch Steinwerkzeuge bergen, nachdem es sehr wahrscheinlich ist, daß die Bewohner der Höhlen und Berglöcher bei Hersbruck — „Hohle Fels", Neutrasfels ꝛc. — sich auch nach Westen an die Ränder der großen Sumpfebene vorgewagt haben, in deren Mitte der Keuperfels der heutigen Burg sich erhob. Allein bisher hat man trotz aller Mühe weder von neolithischen noch von palaeolithischen, blos geschlagenen Steinwerkzeugen, außer den zwei oben genannten Beilchen etwas vorgefunden.

Um so freudiger mußte der Forscher überrascht sein, als ihm in den letzten Wochen des Jahres 1888 ein unzweifelhaftes Hammerbeil vorgelegt wurde, welches ganz in der Nähe der Stadt, am Dutzendteich, aufgegraben wurde. Der Besitzer der „Waldlust", welche am Nordrande des Dutzendteiches, unmittelbar an der Bahnlinie Nürnberg Regensburg gelegen ist, ließ vor einiger Zeit hinter, d. h. östlich von seinem Garten, dicht neben dem Bahngeleise einen Brunnen graben. Dabei stieß man in 3 bis 4 m Tiefe im gelben harten Geschiebe auf ein sonderbares Ding. Der gelbe Stein sieht aus wie ein Steinhammer aus der ältesten Steinzeit. Er hat eine Länge von 13 cm, eine größte Breite von 5,5 cm, eine Höhe von 5,5 cm. Sein Durchschnitt hat die Ge-

Digitized by Google

ſtatt einer unregelmäßigen, nach den beiden Enden zugeſpitzten Ellipſe. An der einen Endkante und an der einen ſteilabfallenden Längenwand hat das Stück deutliche Schlagmarken, welche ganz regelmäßig wie bei Artefakten verlaufen. Und das merkwürdigſte: in der Mitte der Oberfläche iſt ſenkrecht eine Lochung vorhanden, welche den ganzen Stein mit 4,5 cm Höhe (rechts der unteren Fläche iſt noch ein Centimeter hoher „Knopfrest“ vorhanden) durchſetzt und ſich nach unten etwas verjüngt. Während nämlich der Durchmeſſer der oberen Oeffnung 11 mm beträgt, mißt die untere Oeffnung nur 8 mm. Die faſt centrale Bohröffnung hat nur das einzige Auffallende, daß die Spuren der menſchlichen Arbeit, die feineren Rillen, nicht mehr erſichtbar ſind, doch konnten ja dieſelben durch ſpätere Eroſion — das Stück wurde jedenfalls hergeſchwemmt — verſchwunden ſein.

Der prähiſtoriſche Hammer, den vielleicht ein Bewohner des „Hohlen Fels“ einſt ſchwang im Kampfe gegen den gewaltigen Höhlenbären, oder, wenn er ſanfteren Regungen zugänglich war, erhob, um damit Haſelnüſſe aufzuknacken, wäre damit gefunden, und ſo die prähiſtoriſche Karte Nürnbergs um ein neues rothes Dreieck bereichert worden! Allein die Sache hat noch, ſo ſchön ſie wäre, ein großes Bedenken. Es iſt kaum anzunehmen, daß die rohen Höhlenbewohner der Nürnberger Schweiz, welche nicht einmal Topfſcherben kannten, die mühſame Kunſt des Steinausbohrens verſtanden hätten, welche erſt in der letzten Periode der neolithiſchen Zeit ausgeübt wurde. Auch das Ausſehen des Stückes ſelbſt erweckte dem Finder des Unterzeichneten, Dr. Theodor Mehlis, Reallehrer für Naturwiſſenſchaften, Zweifel. Dieſe Zweifel wurden zur wegiten Beſtimmtheit, als Ende September der erſte Mineralog Bayerns, k. Oberbergwerksdirektor Profeſſor Dr. von Gümbel, der zur angegebenen Zeit zum Zwecke geologiſcher Studien in Türkheim weilte, das intereſſante Stück genau zu unterſuchen die Güte hatte, und gemeinſam mit Bergamtsaſſeſſor Dr. von Ammon folgendes Urtheil abgab: Das Mineral iſt Hornſteingeſchiebe aus dem nahen Jura. Referent verweiſt auf die ſogenannten Ornatenthone in der oberen Abtheilung des mittleren Jura, welche ähnliche Geſchiebe in Maſſe enthalten. Die elliptiſche Form hat das Stück durch die Natur, die Eroſion des Waſſers und die Reibung an Nachbargeſchieben enthalten. Die Schlagmarken an den Rändern ſind durch Abſpringen kleiner Stücke unter der Einwirkung der Sonne entſtanden, als das Stück am Arzberg oder am Glatzenſtein noch friedlich auf einſamer Höhe ſich ſonnte. Die centrale Lochung verdankt ihre ſonderbare Entſtehung der Einlagerung einer Spongie oder eines Schwammes, und zwar eines Cylinderſchwammes, der gerade hier im Centrum des Geſteins die Maſſe mit ſeinem eindringlichen Gewebe — wohl an einer ſchon erodirten Stelle — durchſetzt und durchfreſſen hat. Hat ja von dieſen Schwammbildungen eine ganze Schichtung des weißen Juraos den Namen „Schwamm- oder Scyphitenkalke“ erhalten.



1/2 natürl. Größe.

Wir haben hier ein Schwammgeſchiebe vor uns, in welchem das aus feinen Kieſelnadeln beſtehende Skelett des betreffenden Spongiten vollſtändig aus ſeinem urſprünglichen Steinmantel herausgewittert iſt. Beiſpiele dieſer Art ſind nach Profeſſor von Gümbel nicht ſelten. Allerdings ein ſolch zweideutiges, dem ſtärkſten Zweifel an ſeinem natürlichen Urſprung Raum gebendes Exemplar ſei ihm noch nicht vorgekommen. Der palaeolithiſche Steinhammer klärt ſich darnach als ein höchſt ſeltener lusus naturae auf, als ein Naturſpiel, das in ähnlichen Fällen den Forſcher zu der ſorgſamſten Prüfung auffordern dürfte, ob die Natur oder die Kunſt die Bohrung im Geſtein geſchaffen hat.

Mit dem Steinhammer der Hohlefelsbewohner iſt es alſo nichts! Er muß erſt noch gefunden werden, und vor der Hand müſſen wir uns mit den Feuerſteinen begnügen, welche ſeiner ſchaffenden Hand vor Jahrtauſenden in den Höhlenlehm entglitten. Wohl aber enthält der Befund eine ernſte Mahnung an die Urgeſchichtsforſcher, bei ihren Beſtimmungen wiſſenſchaftliche Schärfe obwalten und ſich nicht mit dem bloßen Augenſchein begnügen zu laſſen. Vor allem jedoch kann — dies geht deutlich hervor — der Prähiſtoriker weder des Technikers entbehren, welcher Mittel und Wege angiebt, wie Werkzeuge und Gewaffen geſchaffen wurden, noch des Mineralogen und Geologen, welche die Geſteinsarten beſtimmen und auf Grund eventueller Einſchlüſſe oder deren Reſte feſtſetzen, ob im betreffenden Falle vorliegt ein „operosum monumentum hominis“ oder ein „fallax lusus naturae“. Zum Schluſſe ſei bemerkt, daß Profeſſor Dr. von Sandberger, der dem Deutſchen Verein den Steinhammer zu April 1889 vorzeigte, denſelben für ein Artefakt erklärte. Wer hat nun Recht?

Kürzere Mittheilungen.

Ueber die Anthropophagie bei den Eskimos.

In ſeiner trefflichen ethnographiſchen Studie „Die Anthropophagie“ (Leipzig 1887), ſpricht Richard Andree die Eskimos von eigentlichem Kannibalismus frei, wiewohl er zugiebt, daß Eskimolagen „Anklänge in dieſer Richtung“ enthalten. Er ſagt a. a. O., S. 91: „Bei den Eskimos mag wohl gelegentliche Anthropophagie aus Noth und Hunger vorkommen, aber vom Kannibalismus aus anderen Beweggründen ſind ſie freizuſprechen. Sie ſind kein kriegeriſches Volk, das ſeinen Rachedurſt durch das Verzehren des überwundenen Feindes ſtillt, wie etwa ihre ſüdlicher lebenden indianiſchen Nachbarn, die unter gleichen äußeren Bedingungen (bis zum Eismeer hin) leben, jedoch kriegeriſcher und rachdürſtiger Natur ſind. Ob aber unter den Eskimos Anthropophagie herrſchte, läßt ſich jetzt nicht mehr nachweiſen.“

Dieſen Ausführungen iſt meines Wiſſens nie widerſprochen worden. Trotzdem aber ſetzen einige Mittheilungen zweier höchſt zuverläſſiger Kenner der grönländiſchen Eskimos,

Digitized by Google

deren Kannibalismus — wenigstens noch im vorigen Jahrhundert — außer allem Zweifel. Da sie bisher wohl übersehen wurden, mögen sie hier Platz finden.

Zunächst berichtet David Cranz (in seiner Historie von Grönland, Bd. 1, S. 249 f.): Ist ein Menschelmord unter den Grönländern geschehen, so ersehen sich die Freunde des Ermordeten, wenn auch erst nach Jahren, eine Gelegenheit aus, wo sie den Mörder allein finden; dann „greifen sie ihn gemeiniglich auf dem Lande, steinigen oder erstechen ihn und werfen seinen Körper in die See aber zerhauen ihn, wenn sie recht böse sind, und verschlucken ein Stückchen vom Herzen oder der Leber, weil sie denken, daß dessen Anverwandte dadurch das Herz verlieren, sie anzugreifen". Minder deutlich ist die darauf folgende Bemerkung, die Grönländer pflegten einen übersührten Zauberer „zu steinigen, ins Wasser zu stürzen, in Stücke zu zerschneiden, wie es ihnen eben die Rache eingiebt"; der Zauberei Beschuldigte stürzten sich auch wohl selber ins Meer, „damit sie nur nicht zerstückelt und den Raben zum Raube werden".

Letzteres scheint nichts mit Kannibalismus zu thun zu haben. Indessen in den „Bruchstücken eines Tagebuchs, gehalten in Grönland in den Jahren 1770 bis 1778 von Hans Egede Saabye" (in deutscher Uebersetzung von G. Fried 1817 zu Hamburg erschienen) heißt es S. 138 ganz unzweideutig: Sobald die Eskimos in Grönland einen der Ihrigen als Allisentsok, d. h. als Zauberer erkannt haben, „jagen sie ihm ihre Messer in den Leib, zerstückeln ihn und fressen jeder ein Stück von seinem Herzen, damit er nicht spuke und sie erschrecke."

Angst vor der Rache des hingeschlachteten Zauberers machte also die Eskimos zu Kannibalen; erst wenn sie das Herz des Allisentsok verschlungen, d. h. ihn sammt seinem Geiste völlig vernichtet hatten, meinten sie sicher zu sein vor dem Schrecke seines sie sonst heimsuchenden Geistes.

A. Kirchhoff.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In dem Berliner „Verein für Eisenbahnkunde" hielt der Geheime Ober Regierungsrath Streckert am 8. Oktober d. J. einen Vortrag über die Einführung einer Einheitszeit für den inneren und äußeren Dienst der Eisenbahnen Deutschlands. Der genannte Herr wies dabei auf das Beispiel Nordamerikas und Schwedens hin, welch ersteres Land zu dem angegebenen Zwecke seit 1883 in fünf Stundenzonen (von je 15 Längengraden) eingetheilt ist, und als deutsche Einheitszeit empfiehlt er die Zeit des 15. Längengrades östlich von Greenwich, welche mit der schwedischen übereinstimmen würde. Nicht nur würden den Eisenbahnverwaltungen auf diese Weise die umständlichen Rechnungen erspart, welche bei der Verschiedenheit der Zeit in den verschiedenen Staaten nöthig sind, sondern es würde auch die Sicherheit des Verkehrs dadurch eine wesentlich größere werden, und für das bürgerliche Leben wäre die Maßregel keine sehr einschneidende.

Asien.

— Dr. Warburg, der unlängst von seiner vierjährigen, zwecks botanischer und pflanzengeographischer Forschungen unternommenen Reise auf den ostasiatischen Inseln zurückgekehrt ist, hielt am 12. Oktober vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde einen Vortrag über die Insel Formosa. Von Amoy aus ist die Insel heute durch zwei Dampferlinien (die Linien Amoy — Tamsui und Amoy — Thai-wan-fu) zu erreichen. Die Küstenbeschaffenheit ist dem großen Verkehre aber von Natur wenig günstig, denn die Zugänge zu den genannten Häfen sowie zu denjenigen von Ta-kau sind durch lästige Barren gesperrt. Als bester Hafen darf der von Kelung, an der Nordküste, bezeichnet werden, aber derselbe besitzt einen schlechten Ankergrund und ist gegen die Nordoststürme offen. Die Eingeborenen sind in den zugänglicheren Küstentheilen sinisirt und halbcivilisirt, in dem von hohen Gebirgen erfüllten Innern dagegen von ausländischer Kultur fast gänzlich unberührt. Erstere heißen Pepohoans, letztere befanden sich zur Zeit, als Dr. Warburg die Insel bereiste (1887), gerade gegen die Chinesen im Aufstande, und machten auf diese Weise ein beabsichtigtes Durchqueren der Insel unmöglich. Zusammen mit dem Missionar Mackay, der als der beste Kenner Formosas bekannt ist, kannte der Reisende aber wenigstens die östliche Küstengegend besuchen, sowie später auch die Gegend nahe der Südspitze, die pflanzengeographisch ganz besonders interessant ist. Die Flora Nord-Formosas lehnt sich eng an die japanisch-nordchinesische an, diejenige Süd-Formosas dagegen ist eine echt tropische, mit zahlreichen Anklängen an die Philippinen ꝛc. Eine Akazie erinnert im Süden sogar an Australien. Auf einen Landzusammenhang mit dem Süden in später geologischer Zeit ist daraus aber nicht ohne weiteres zu schließen, da ebensogut Einwanderungen vorliegen könnten. Eher dürfte dieser Schluß berechtigt erscheinen, wenn es sich bewahrheiten sollte, daß im Süden der Insel ein apossumartiges Beutelthier vorkommt. Die Eingeborenen haben im allgemeinen einen polynesisch-malayischen Typus. — Hohe Anerkennung zollte Dr. Warburg dem reformatorischen Wirken des gegenwärtigen chinesischen Gouverneurs Liu-Ming, dem die Regierung zu Peking in sehr kluger Weise zur Erprobung aller europäischen Neuerungen auf der abgelegenen Insel völlig freie Hand läßt. Post und Telegraph sind durch Liu-Ming in Thätigkeit wie bei uns, eine Eisenbahn mit drei Brücken und einem Tunnel war 1887 im Bau, eine andere war geplant, im Regierungspalaste strahlt elektrisches Licht, in Tamsui mietet ein Deutscher als Chef sämmtlicher Arsenale Formosas, auf der Südspitze thront ein eiserner Leuchtthurm ꝛc. Freilich nimmt Liu-Ming auch die Steuerkraft der Bevölkerung zu deren Mißbehagen sehr stark in Anspruch.

— Nach „Nature" (Vol. 40, p. 599) hat der französische Reisende Rasset seine Expedition in den bisher unerforschten Distrikten Annams, Cochinchinas, Cambodschas, Siams und der Laos-Staaten glücklich zu Ende geführt. Trotz mannigfacher Gefahren und Beschwerden sind die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise sehr reiche, und namentlich gelang es eine sostbare ethnologische Sammlung davonzutragen. Zwischen dem Mekhong, dem Chane und dem Bangcame, bis gegen Stung-treng hin, wurden besonders die Stämme der Brous, Kongs und Bennongs besucht und genauer studirt; zwischen der Dongnai-Mündung und der Grenze von Cochinchina der Stamm der Mois; und östlich vom Mekhong die Stämme der Bennongs, Stiengs, Rhangs und Rhongs.

— In der Oase Merw betreibt das neugegründete russische Regiment nach Kräften die Förderung zweier wich-

Digitized by Google

tiger Kulturwerke. Das eine betrifft die Herstellung oder richtiger die Wiederherstellung eines ausgebreiteten Netzes von Bewässerungskanälen — der ersten Bedingung zur Mehrung der Bevölkerung —, das andere besteht in der Einrichtung einer großen Musterfarm, die auf einem zur kaiserlichen Domäne erklärten Landbereiche in der Nähe der Ruinen von Alt-Merw organisirt werden soll. Hauptzweck derselben ist die Hebung der Baumwollenkultur, außerdem die der Obstzucht. Für letztere soll eine 56 Hektare umfassende, großartige Baumschule angelegt werden, in welcher jedoch nicht nur Obstbäume, sondern auch Bäume allerlei anderer Art angepflanzt, bezw. Acclimatisationsversuche mit solchen angestellt werden sollen. Der Ueberrest der Domäne soll in Parzellen von je vier Hektaren — was nach mittelasiatischen Verhältnissen keineswegs als ein zu kleines Maß erscheint — an Ansiedler, seien es Turkmenen, Bucharioten oder Russen, vertheilt werden. Daß etwa russische Großunternehmer als Baumwollenpflanzer sich in der Oase sesshaften soll, wie es scheint, verhindert werden, dürfte auch bei der Irrigationskultur ohnehin erschwert sein.

— Den offiziellen Aufstellungen zufolge betrug der Gesammthandel von Französisch-Hinterindien im Jahre 1888 in runder Summe 140 Mill. Francs (72 Mill. Fr. Export und 68 Mill. Import). Gegen das Vorjahr nahm der Gesammthandel um 7 Mill. Francs ab; während die Importziffer um 16 Mill. fiel, stieg aber die Exportziffer um 9 Mill. Am stärksten vermehrte sich der Export Cochinchinas (um 7 Mill.). Der Antheil Frankreichs am Gesammthandel vergrößerte sich um 3 Mill., beträgt aber immer noch nur etwa 15 Proz. desselben.

Afrika.

— Das ostafrikanische Küstenland zwischen der Nordgrenze von Witu-Land und der Südgrenze von dem zu Zanzibar gehörigen und der britischen Verwaltung unterstehenden Kisimayu ist unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt worden. Man muß diese Thatsache angesichts der großen Fortschritte, welche die englische und italienische Kolonialpolitik in Ostafrika gemacht hat (Vergl. S. 192 und 240), mit lebhafter Genugthuung begrüßen. Die „Deutsche Kolonialzeitung" schreibt darüber: „Die Küstenstrecke mit dem Hinterlande umfaßt jetzt fast, wenn nicht vollkommen, zwei Breitengrade, und damit ist die Garantie gegeben, daß die Engländer das Witugebiet nicht vollkommen einklammern können, wie nach der Uebernahme der dem Sultan gehörigen Somali-Häfen ihre Absicht gewesen ist. Zugleich ist damit auch ihren Umtrieben im Hinterlande des Witugebietes nördlich vom Tana ein Ziel gesteckt. Wie die weitere Entwicklung dieses Gebietes gedacht werden kann; soll jetzt nicht weiter berührt werden. Vorläufig genügt es, daß Deutschland seine Hand auf diese entwicklungsfähigen Gebiete gelegt und damit anerkannt hat, daß es nach wie vor von der Nothwendigkeit, auch ferner als Konkurrent bei der Vertheilung Afrikas aufzutreten, überzeugt und erworbene Interessen zu schützen bereit ist."

— Nachrichten aus Zanzibar zufolge sollen im Lager des deutschen Reichskommissars Wißmann, das sich nach den errungenen großen Erfolgen über die aufständischen Araber in Mpuapua befindet, Briefe von Emin-Pascha eingetroffen sein, worin gesagt sein soll, daß sich Emin zusammen mit Stanley und Casati sowie mit sechs anderen Europäern auf dem Wege zur Küste befinden und Ende November daselbst einzutreffen gedenken.

— An den beiden Endpunkten des Suezkanales ist eine interessante Erscheinung insofern zu beobachten, als die beiden Städte, welche daselbst gelegen sind, durchaus verschiedene Folgen des durch die künstliche Wasserstraße entstandenen Verkehres zu verspüren haben. Das junge Port Said, an dem europäischen Ausgange des Kanales, ist in enthusiastischem Aufschwunge begriffen und zählt gegenwärtig bereits etwa 25 000 Einwohner. Jedes passirende Schiff hält daselbst an, um Kohlen und andere Bedürfnisse einzunehmen. Das alte Suez dagegen stagnirt in seiner Einwohnerzahl (12 500), vergrößert sich nicht, und seine Händler schicken sich zum Theil an, es zu verlassen. Die Schiffe aber fahren an ihm vorüber, ohne Station bei ihm zu machen, namentlich seit sie den Kanal vermittelst der elektrischen Beleuchtung auch nachts befahren können.

Südamerika.

— Der hohe Aufschwung, den das wirthschaftliche Leben Argentiniens in den letzten Jahrzehnten genommen hat, scheint auch auf die Nachbarländer desselben einen günstigen Einfluß auszuüben. Insbesondere gilt dies von Paraguay, dessen Außenhandelsbewegung neuerdings bedeutende Fortschritte macht. Im Jahre 1887 bezifferte sich die Einfuhr dieses Staates nur auf 2442116 Pesos und die Ausfuhr auf 2005611 P., im Jahre 1888 aber auf 3289758, bezw. auf 2588609 P. Der Gesammthandel Paraguays steigerte sich also von dem einen Jahre zum anderen um 1430640 P. oder um reichlich 32 Prozent.

Bücherschau.

— Joh. Max Hinterwaldner, Wegweiser für Naturaliensammler. Eine Anleitung zum Sammeln und Konserviren von Thieren, Pflanzen und Mineralien jeder Art, sowie zur rationellen Anlage und Pflege von Terrarien, Aquarien und Volièren ꝛc. Wien 1889, A. Pichler. 8°. 603 S.— Eine mit großem Fleiß zusammengetragene Uebersicht alles dessen, was der Naturaliensammler im weiteren Sinne sowie der Präparateur und Konservator zu wissen nöthig hat, durch ein sorgfältiges Register zum bequemen Nachschlagebuch gemacht. Unseres Wissens zum ersten Mal finden sich in einem Buch die Receptvorwein für die Darstellung aller im Gebrauch befindlichen Konservirungsmittel, Kitte u. dergl. vereinigt. Die Ausstattung mit Holzschnitten ist eine sehr reiche, leider scheint aber bei deren Auswahl mehr der zufällige Besitz der verlegenden Firma, als der Zusammenhang mit dem Texte maßgebend gewesen zu sein, und wohl die Hälfte hätte ohne Nachtheil wegbleiben können. Auch sind die beigedruckten Namen nicht immer richtig. Fig. 291 ist nicht Tritonium nodiferum aus dem Mittelmeer, sondern Tritonium Tritonis Linné aus dem Indischen Ozeane; Fig. 289 nicht Nautilus pompilius aus dem Indischen Ozeane, sondern Argonauta argo aus dem Mittelmeere. Das Kapitel über Sammeln und Behandeln der Weichthiere läßt überhaupt mancherlei zu wünschen übrig.

Ko.

Inhalt: Dr. H. Töppen: Der Gebirgsbau von Britisch Columbia. — Dr. Emil Deckert: Reiseeindrücke und Studien aus Mexiko. VI. (Mit drei Abbildungen.) — Ph. Letzner: Reiseerinnerungen aus Japan und China. III. (Mit zwei Abbildungen.) — Dr. C. Mehlis: Ein Steinhammer von Nürnberg. (Mit einer Abbildung.) — Kürzere Mittheilungen: Prof. Dr. A. Kirchhoff: Ueber die Anthropophagie bei den Eskimos. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Südamerika. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 3. November 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Korallenriffe.

Von Dr. R. von Lendenfeld.

In den tropischen Meeren begegnet der Reisende vielerorts ganz flachen, kaum über Springfluthgrenze aufragenden Inseln und Strandzonen, welche aus Konglomeraten von Korallenskeletbruchstücken bestehen. Bei näherer Untersuchung erscheinen diese Inseln und Strandzonen als die höchsten Theile von ausgedehnten, größtentheils überfluteten Riffen, auf deren Oberfläche — soweit dieselbe unter der Ebbegrenze liegt — gewisse Arten von Steinkorallen üppig gedeihen. Die Zone dieser lebenden Korallen erstreckt sich von der Ebbegrenze hinab bis zu einer Tiefe von 40 oder 50 m. In größeren Tiefen findet man meist nur todte Bruchstücke der Skelette dieser Korallen, zwischen denen andere, nicht riffbauende Korallen, Spongien und andere Thiere gedeihen, nicht aber die großen Riffbildner. — Das sind die Korallenriffe.

Darwin unterscheidet drei Arten von Riffen: Strandriffe, welche sich an die Küsten anschmiegen; Barrierriffe, welche gürtelförmig die Küsten umziehen, von ihnen aber durch einen beträchtlich tiefen, schiffbaren Kanal getrennt sind; und Atolle, welche in Gestalt von mehr oder weniger vollständig geschlossenen Ringen frei dem tiefen Grunde des Weltmeeres entragen.

Die meisten dieser Riffe und besonders fast alle Atolle erheben sich plötzlich mit 3000 bis 5000 m hohen Steilhängen aus dem Meeresgrunde. Die erhobenen alten Strandriffe auf Cuba haben zum Theil eine Mächtigkeit von 120 m. Das El-Tunque-Riff ragt 300 m über den Meeresspiegel auf. Die Dolomitberge Südtirols, die wohl als Reste alter Korallenriffe angesehen werden müssen, bestehen heute noch, trotz aller Verwitterung, vielerorts aus solidem Dolomit von 1000 m und mehr Mächtigkeit.

Nun entsteht die Frage, wie werden Barrierriffe und Atolle gebildet, und wie erlangen diese Riffe, sowie die Strandriffe jene bedeutende, die Tiefe, bis zu welcher hinab riffbauende Korallen gedeihen, sicher öfters (Cuba) um das sechsfache, wahrscheinlich aber (Atolle) zuweilen um das hundertfache übertreffende Mächtigkeit.

Bekanntlich hat Darwin im Jahre 1842 eine schöne Theorie zur Beantwortung dieser Frage und zur Erklärung der Entstehung von Atollen und Barrierriffen aufgestellt, die Senkungstheorie, welche bis vor wenigen Jahren allgemein anerkannt wurde. Neuerlich jedoch haben Murray, Agassiz, Guppy und Andere die Darwin'sche Senkungstheorie zu bekämpfen begonnen und haben an Stelle derselben andere Hypothesen gesetzt. Für Darwin sind daraufhin Dana, Bonnen, ich und andere in die Schranken getreten und es hat sich ein heftiger Streit entsponnen, der manche neue Thatsache von theoretischer Wichtigkeit zu Tage gefördert hat.

Ich glaube, daß die bekannt gewordenen Beobachtungen fast hinreichen dürften, Licht über die Frage zu verbreiten, und deshalb halte ich den Zeitpunkt für gekommen, den Gegenstand zu besprechen.

An der unterseeischen Abdachung in der Umgebung einer Insel werden sich, falls das Wasser warm und rein genug ist, über kurz oder lang die Schwärmlarven der riffbauenden Korallenarten in der ihnen zusagenden Zone zwischen der Isophyse von — 50 m und der Ebbegrenze ansiedeln und

Digitized by Google

unter günstigen Umständen sich in dieser Zone um die ganze Insel verbreiten, nur solche Stellen frei lassend, wo durch Flüsse das Wasser verunreinigt wird. Es entsteht ein Strandriff.

Hierüber ist man einig.

Die Terrassen von Korallenkalk, welche Kuba umsäumen, sind gehobene Strandriffe. Eines von diesen hat, wie erwähnt, eine Mächtigkeit von 120 m. Dieses kann nicht durch einfaches Emporwachsen von Korallen auf den Skeletten ihrer Vorfahren entstanden sein, denn auf diese Weise können nur höchstens 50 m mächtige Riffe entstehen. Mit Hilfe von Darwin's Senkungstheorie wäre die Erklärung einfach genug. Sie würde lauten: Nachdem sich das Strandriff gebildet hatte, und währenddem es noch fortwuchs, stieg die Strandlinie und es erhob sich das Meer. In anderen Worten: es sank das Riff unter den Meeresspiegel. Diese Senkung ging sehr langsam vor sich, und die Korallen wuchsen immer derart in die Höhe, daß sie die Ebbegrenze erreichten. Nehmen wir an, daß das Riff ursprünglich 50 m mächtig war, so muß ein relatives Ansteigen der Meeresfläche von 70 m angenommen werden, um die Entstehung des 120 m mächtigen Riffes auf Kuba zu erklären. Später hob sich in dem Falle von Kuba das Land wieder — die Strandlinie senkte sich um mehrere Hundert Meter — und das Strandriff wurde in Gestalt einer Kalkterrasse trocken gelegt.

Murray und seine Anhänger sind der Ansicht, daß eine Senkung des Meeresbodens kein Postulat zur Bildung von solchen 120 m und mehr mächtigen Korallenriffen sei. Nach ihrer Anschauung könnte ein solches Riff auch bei gleichbleibendem Meeresniveau entstehen, und zwar in folgender Weise: Die Riffkorallen bekleiden die submarine Abdachung der Insel bis zu 50 m hinab. Sie wachsen in die Höhe — senkrecht in die Höhe — derart, daß ein Riff entsteht, dessen Querschnitt ein rechteckiges Dreieck ist. Ueberall wachsen die Korallen bis zur Ebbegrenze hinauf, und es ist deshalb die obere Begrenzungsfläche des Riffes eine horizontale Ebene. Von dieser setzt dann dort, wo die Isobathe von — 50 m lag, eine senkrechte Wand ab. Auf der Oberfläche besonders des oberen Theiles dieser senkrechten Wand gedeihen die Riffkorallen üppig. Die Wand wird überhängend. Trümmer stürzen durch die eigene Schwere oder die Gewalt der Brandung, welche bei Stürmen an der

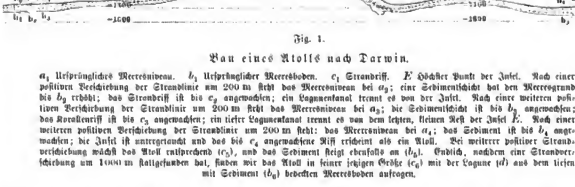


Fig. 1.

Bau eines Atolls nach Darwin.

a_1 Ursprüngliches Meeresniveau. b_1 Ursprünglicher Meeresboden. c_1 Strandriff. E Höchster Punkt der Insel. Nach einer positiven Verschiebung der Strandlinie um 200 m steht das Meeresniveau bei a_2; eine Sedimentschicht hat den Meeresgrund bis b_2 erhöht; das Strandriff ist bis c_2 angewachsen; ein Lagunenkanal trennt es von der Insel. Nach einer weiteren positiven Verschiebung der Strandlinie um 200 m steht das Meeresniveau bei a_3; die Sedimentschicht ist bis b_3 angewachsen; das Korallenriff ist bis c_3 angewachsen; ein tiefer Lagunenkanal trennt es von dem letzten, kleinen Rest der Insel E. Nach einer weiteren positiven Verschiebung der Strandlinie um 200 m steht: das Meeresniveau bei a_4; das Sediment ist bis b_4 angewachsen; die Insel ist untergetaucht und das bis c_4 angewachsene Riff erscheint als ein Atoll. Bei weiterer positiver Strandverschiebung wächst das Atoll entsprechend (c_5), und das Sediment steigt ebenfalls an (b_5). Endlich, nachdem eine Strandverschiebung um 1000 m stattgefunden hat, finden wir das Atoll in seiner jetzigen Größe (c_6) mit der Lagune (e) aus dem tiefen mit Sediment (b_6) bedeckten Meeresboden aufragen.

Kante des Riffes wüthet, losgelöst, hinab und breiten sich am Fuß der Felswand in Gestalt von steilen Schutthalden aus. Durch die Accumulation dieses Schuttes wird der Meeresboden in der Umgebung des Riffes erhöht und dadurch dem Wachsthum der riffbauenden Korallen ein weiteres Feld eröffnet. In dieser Weise rückt das Riff, fußend auf Korallentrümmern, immer weiter gegen das tiefe Meer vor und kann in seinen äußeren Theilen eine sehr bedeutende Mächtigkeit erlangen.

Wir sehen, daß sowohl in der oben angeführten Weise — durch Senkung des Meeresbodens — als auch in dieser letzteren Strandriffe von bedeutender Mächtigkeit entstehen können. Jedenfalls sind mächtige Strandriffe — das muß wohl jeder zugeben — kein sicherer Beweis für die positive Verschiebung der Strandlinie.

Wir wollen uns nun den Barrier-Riffen zuwenden. Es sind langgestreckte Riffe, welche die Küsten umsäumen, nach außen mit Steilwänden zu abyssalen Tiefen abfallen, nach innen — gegen die dahinterliegende Küste — sanfter abdachen in den Lagunenkanal, welcher das Riff vom Lande trennt.

Darwin sagt nun, diese Riffe entständen aus Strandriffen in der Weise, daß die äußeren Theile — der Rand — derselben rasch wächst und der als Axiom angenommenen Senkung das Gleichgewicht hält, während die Korallen der dahinter liegenden Partie der Oberfläche wegen mangelnder Nahrungszufuhr nicht rasch genug wachsen können, um der Wirkung der allgemeinen Senkung das Gleichgewicht zu halten. Bald sinkt deshalb dieser Theil des Riffes unter das Niveau des Korallenwachsthumes und es wird dann dem weiteren Hinabsinken desselben nicht mehr entgegen gewirkt.

Auch Murray leitet die Barrieriffe von Strandriffen, und zwar in folgender Weise ab. Wo die Strömungen am heftigsten und die Brandung am stärksten sind, gedeihen die Korallen — die riffbauenden nämlich — am üppigsten; das ist am Rande der Oberfläche des Strandriffes der Fall. Gleich einem Efferming ruft, wie oben ausgeführt, die üppig wuchernde Kante des Strandriffes nach außen vor. Durch diesen Randsaum wird den weiter zurück liegenden Korallen die Nahrung entzogen und diese verkümmern. So weit stimmen die Anschauungen von Darwin und Murray überein. Nun aber sagt Murray, daß das Meerwasser, wie ja nicht bestritten werden kann, den Korallenkalk formwährend auflöst, daß am Rande des Riffes die üppig gedeihenden Korallen der Lösung das Gleichgewicht halten, daß aber

Digitized by Google

hinter diesem Rande dies nicht der Fall ist, und daß hier — zwischen dem Randsaum und der Küste — der Kalk von der Oberfläche her rascher aufgelöst und mit Strömungen fortgeführt wird, als er durch wachsende Korallen ersetzt werden kann. Es entstanden also nach Murray die Lagunenkanäle durch Auflösung des Korallenkalkes, und nicht infolge einer positiven Verschiebung der Strandlinie.

Wenden wir uns nun den Atollen zu, welche jedenfalls die eigentümlichsten und interessantesten Korallenbauten sind.

Das Schiff schwankt auf den langen und sanften Wellen der hohen See. Einige Kilometer vor uns ragt ein smaragdgrüner, nur an einer oder wenigen Stellen unterbrochener Ring kaum merklich über die Meeresoberfläche auf. Den Ring umsäumt ein schneeweißer Gürtel von Schaum, und bis zu uns her tönt das Donnern der Brandung.

Wir sondieren und finden erst in einer Tiefe von über 4000 m Grund. Der feine Schlamm, den wir von da heraufbringen, hat den Charakter einer wahren Tiefseebildung: er besteht aus Radiolarienge häusen, vermischt mit vulkanischem und kosmischem Staube.

Wir steuern der vor uns liegenden Ringinsel — dem Atoll — zu und sondieren abermals. Wir sind jetzt nur noch drei Kilometer von der weißen, Verderben drohenden Brandung entfernt. Die Tiefe hat etwas abgenommen, beträgt etwa 3500 m, und der Meeresgrund besteht zum größten Theile aus feinen, staub- oder sandartigen Bruchstücken von Korallenskeletten.

Wieder nähern wir uns der Insel, häufig sondierend. Rasch nimmt die Tiefe hier ab: mit einem Winkel von 50° bis 60° erhebt sich ein Steilhang aus der abyssalen Tiefe. Dieser ist nicht gleichförmig, sondern klippig und terrassirt. Er besteht aus Felswänden, an deren Fuß sich Schuttkegel von Korallenbruchstücken schmiegen.

Diese Schuttkegel sind sehr steil, — steiler als solche Bildungen am trockenen Lande. Denn hier, umgeben von dem ruhigen Wasser der Tiefen, und infolge der Immersion auch leichter, müssen solche Bruchstückhaufen einen größeren natürlichen Böschungswinkel haben wie am Lande.

Nur ausnahmsweise findet man lebende Thiere in diesen Tiefen, unter ihnen wohl auch hie und da eine Koralle, aber die eigentlichen riffbauenden Korallen werden hier nicht lebend angetroffen.

An einer Stelle ist der weiße Gürtel der Brandung unterbrochen. Auf diese steuern wir zu, und vor uns er-

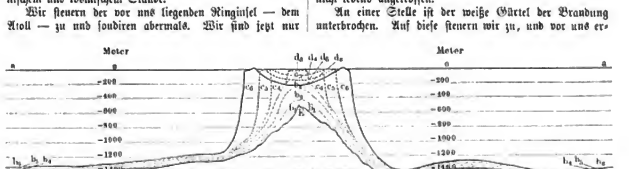


Fig. 2.

Bau eines Atolls nach Murray.

a das konstant bleibende Meeresniveau; b_1 der ursprüngliche Meeresgrund — 1400 m. E eine submarine Erhebung — 500 m. b_2, b_3, b_4 successive Sedimentablagerungen, die im tiefen Wasser (unter — 1000 m), wo der Kalk gelöst wird, dünn bleiben; in seichtem Wasser, z. B. auf der submarinen Erhebung (E) aber, wo der Kalk nicht gelöst wird, so mächtig sind, daß hier die letzte Schicht (b_2) schon bis — 100 m hinaufreicht. Jetzt setzen sich auf dem Gipfel dieser Sedimentkuppe Korallen an, und es bildet sich das solide Korallenriff (c_4) mit der ebenen Oberfläche (d_4); dieses wächst lateral (c_4, c_3), während sich im tiefen Wasser dünne Sedimentschichten (b_4, b_3) ablagern. Gleichzeitig wird aber der Korallenkalk in der Mitte der Riffoberfläche rascher aufgelöst, als er hier nachwächst, und es bildet sich eine Lagune (d_4), die immer tiefer und größer wird (d_3). Endlich sind die jetzigen Verhältnisse erreicht. Das Sediment ist bis b_2 angewachsen, das Atoll bis c_2, und die Lagune hat sich bis d_2 vertieft.

öffnet sich eine schmale Einfahrt durch die Brandung und durch den schmalen Inselwall selbst. Erst jetzt erkennen wir deutlich, daß die Insel ganz bedeckt ist mit Palmen, deren frisches Grün uns schon früher als eine Oase in der weiten Wasserfläche erschienen war. Der Strand ist bedeckt mit weißem Sande, auf dem sich zahlreiche dunkle Gestalten herumtreiben.

Wir befinden uns jetzt in dem Kanale, ungefähr in einer Linie mit dem äußeren Rande der Brandung. Hier ist das Wasser 30 bis 40 m tief, und der Boden besteht aus üppig gedeihenden, riffbauenden Steinkorallen, ohne Spur von Geröll oder Sand.

Während unserer Arbeiten hat sich ein Sturm erhoben. Höher steigen die Wellen und brechen mit furchtbarem Donner etwa 150 m außerhalb der Strandlinie. Schaumbedeckt brodelt und focht das Wasser innerhalb der brechenden Wogen, losgerissene Meeresalgen und wohl auch Wurzeln, Zweige und Blätter von Landpflanzen herumtreibend. Fast betäubt von dem Donner der Brandung zu unseren Seiten fahren wir ein zwischen die rauschenden Palmen, deren fruchtbeladene Kronen pendelartig in der Richtung des Windes hin- und herschwingen. Der Kanal ist kaum 300 m lang, und wir kommen hinaus auf eine weite, fast allseitig von einem Palmenwall umschlossene, vollkommen ruhige Wasserfläche.

Klar und blau ist das aus 40 bis 80 m tiefe Wasser; durchwimmelt von dem reichen pelagischen Leben der Tropen. Dumpf, wie fernher schallender Donner, tönt hier die äußere Brandung, mit dem Rauschen der Palmen zu einer prächtigen Harmonie verschmelzend.

Der Anker rasselt zu Grunde, und bald sind wir umschwärmt von den Rinden-Kanus der Eingeborenen, die heftig gestikulirend und die tropischen Früchte ihrer Heimath anbieten. Sie kommen in Schwärmen an Bord, man bietet ihnen Perlen und rothes Tuch — doch sie sind leider keine großen Kinder mehr, haben Missionare unter sich, und die Lehren der Religion der Liebe praktisch anwendend, verlangen sie nicht nach Schmuck und Kleidung, sondern nach Pulver und Rum. Der gute Missionar — ein Eingeborener — ist ihr Dolmetsch, und giebt uns zu verstehen, daß uns Waffer, Holz und Früchte, so viel wir wollten, geliefert würden für ein kleines Faß Rum und ein noch kleineres Faß Pulver. „Oh you damned blackguard" erwidert unser „Mate" auf dieses Ansinnen — doch wohin kommt ich!

Bei jedem Wetter kann man in einem kleinen offenen Boote die Lagune befahren, deren ewig ruhiger und lächeln-

Digitized by Google

der Spiegel, umsäumt von dem Palmenwald und glänzend in der Farbenpracht tropischer Beleuchtung, dem Seefahrer, der monatelang am hohen Meer geschaukelt, als ein wahres Paradies erscheinen muß.

Wer die Gewalt der Wogen des hohen Meeres kennt, und weiß, daß kleine vulkanische Inseln in wenigen Monaten oft schon nach ihrer Entstehung von der Brandung wieder zerstört wurden, wird gewiß darüber erstaunen, daß diese Koralleninseln in Gestalt von Ringen geringer Breite, welche kaum den Meeresspiegel überragen, überhaupt existieren. Es liegt auf der Hand, daß sie in kurzer Zeit von der Brandung zerstört würden, wenn nicht die üppig wuchernden riffbauenden Korallen durch Anhäufung von Korallenskeletten der zerstörenden Wirkung der Brandung das Gleichgewicht hielten. Hierüber sind wohl alle einig, denn es wird kaum jemand eine negative Bewegung der Strandlinie als Ursache der Dauer dieser Atolle heranziehen wollen.

Auf die älteren Erklärungsversuche der Entstehung von Atollen kann ich hier nicht eingehen und will nur die beiden einander entgegenstehenden Anschauungen von Darwin und Murray ins Auge fassen.

Darwin läßt die Atolle aus Strandriffen hervorgehen. Das Axiom seiner Theorie ist eine positive Verschiebung der Strandlinie, eine Senkung des Landes, wie er sich ausdrückt. Er nimmt an, daß eine kleine Insel im Weltmeer, umgeben von einem Strandriff, sich zu senken begonnen habe, daß aus dem Strandriff in der oben geschilderten Weise ein ringförmiges Barrierriff entstanden und dann aus diesem durch fortgesetzte Senkung sich ein Atoll in folgender Weise gebildet habe:

Auf dem Kamme des ringförmigen Barrierriffes wachsen die Korallen ebenso rasch hinauf als das Meeresniveau steigt. In der dahinter liegenden Lagune ist das Wachsthum ein langsameres, und es nimmt daher allmählich die Tiefe der Lagune zu. Eine allzugroße Tiefe kann aber die Lagune deshalb nicht erlangen, weil sie fortwährend von dem feinen Detritus ausgefüllt wird, welchen Regen, fließendes Wasser, Meeresströmungen und Wind in dieselbe hineintragen. Die Senkung dauert an, bis der letzte Rest des Eilands, welches das Fundament des Atolls bildet, unter dem Niveau des Meeres verschwunden ist. Wir haben dann nichts als den Korallenringwall, dessen obere Fläche stets nur so weit über das Meeresniveau aufragt, als Wellen und Wind im Stande sind, losgerissene Korallentrümmer über einander zu thürmen. Weitere Senkung wird dann keinen wesentlichen Einfluß auf die Gestalt des Atolls ausüben.

Obwohl ziemlich viele kleine Atolle vollkommen geschlossene Ringwälle sind, und ihre Lagunen mit dem offenen Meere in keiner Verbindung stehen, so findet man doch in der Regel, und zwar um so sicherer, je größer das Atoll ist, einen oder mehrere tiefe Kanäle, welche den Ringwall durchbrechen und eine Verbindung zwischen der Lagune und dem offenen Meere herstellen. Die Fluthströmungen halten diese Kanäle offen. Nun nimmt Darwin an, daß mit fortschreitender Senkung diese Durchbrüche größer und zahlreicher werden können und zuweilen den ganzen Ringwall in eine Anzahl kleiner von einander ganz getrennter Inseln zerlegen, die dann ihrerseits — bei fortgesetzter Senkung — zu kleinen Atollen werden, welche zusammen einen großen Ring bilden. Als Beispiel einer solchen ringförmigen Atollgruppe mag der Maldoo-Atoll angeführt werden. Strömungen üben auf die Gestalt der Atolle einen wesentlichen Einfluß aus. Ihre Anordnung in langgestreckten Gruppen oder Reihen, welche häufig eine solche Lage haben, daß sie wohl versunkenen Gebirgen entsprechen könnten, ist ein Beleg dafür, daß die Atolle „stand like monuments marking the place of their burial", wie Darwin sich ausdrückt.

Die ganze Theorie Darwin's, welche Strand-Barrierriffe und Atolle als Phasen eines Entwickelungscyclus hinstellt, und welche so vielen der beobachteten Thatsachen entspricht, hat wegen ihrer Einfachheit eine ihr innewohnende Ueberzeugungskraft, welche, wie mir scheint, bis jetzt aller Angriffe spottet.

Dies läßt sich keineswegs von der neuen Murray'schen Atoll-Theorie sagen.

Murray geht von dem Gesichtspunkte aus, daß in Meeresgebieten, wo Atolle vorkommen, weder gegenwärtig eine Verschiebung der Strandlinie stattfindet, noch überhaupt eine solche während des Aufbaues der Atolle stattgefunden habe. Er nimmt an, daß dort, wo heute die Atolle stehen, seiner Zeit untermeerische Erhebungen bestanden, und daß diese das Fundament zu denselben geliefert hätten.

Fortwährend sterben zahlreiche pelagische Thiere mit Kalkschalen, welche in den oberflächlichen Wasserschichten leben. Deren Skelette sinken hinab und überschütten wie ein kontinuirlicher Regen den Grund des Meeres. Das Wasser größerer Tiefen ist reich an Kohlensäure und löst diese Skelette sogleich — häufig während ihres Herabfallens schon — auf, so daß in großen Tiefen keine Accumulation von solchem Kalksediment stattfinden kann. Anders verhält es sich aber dort, wo untermeerische Gebirge und Plateaus liegen. Hier — im seichteren, kohlensäurearmeren Wasser — accumulirten die Kalkschalen der pelagischen Thiere: sie häufen sich rascher an als sie gelöst werden, und es steigen deshalb solche ursprüngliche Erhöhungen immer mehr an: sie nehmen an relativer Höhe über dem Meeresgrunde zu und an Tiefe unter dem Meeresspiegel ab. In dieser Weise wachsen sie so lange an, bis sie nahe an die Oberfläche des Meeres herangekommen sind, dann siedeln sich auf ihnen Korallen an, und diese wachsen rasch empor. Am Rande werden sie besser ernährt, als in der Mitte, und sie gedeihen deshalb hier besser. Es entsteht ein erhöhter, kraterartiger Rand, der bald das Meeresniveau erreicht und auf welchem dann durch Sturm und Wellen die trockenliegenden, palmenüberwachsenen Inseln aufgeworfen werden.

Nun gedeihen die Korallen nur mehr an der Außenwand, besser gelagt, Außen kante des kegelstumpfförmigen, terminal eingedrückten Berges, welcher das Atoll bildet. Das Wachsthum erfolgt nur oben, und es nimmt daher die Steilheit der Außenwände des Atolls fortwährend zu, während gleichzeitig das ganze Atoll sich vergrößert. Doch es wächst dabei der Ringwall selber an Breite nicht, da innen, wo die riffbauenden Korallen nicht gedeihen, die Auflösung des Kalkes, die Ablagerung desselben überwiegt. Die Lagune vergrößert sich und vertieft sich im gleichen Maße wie der ganze Atoll an Größe zunimmt. Diese Vergrößerung der Atolle mit zunehmendem Alter wurde treffend mit dem Fortschreiten der „Eisenringe" verglichen.

Das Zweifelhafte an dieser Theorie ist der Aufbau des Untergrundes zu dem Korallenriff. Da soll die Kalkablagerung die Kalkauflösung überwiegen. Nun aber soll an derselben Stelle in noch seichterem Wasser wieder die Auflösung überwiegen — in der Lagune; und das trotz allem Kalkbetritus, der von dem Ringwall in die Lagune hineingeschwemmt wird. Das ist ein Widerspruch, wie mir scheint, der die ganze Theorie sehr zweifelhaft erscheinen läßt.

Nun muß aber noch bemerkt werden, daß nach Murray's Theorie ein jedes Atoll aus drei kegelförmigen in

Digitized by Google

einander steckenden Schichten bestehen müßte, wie dies in der Figur (3) angedeutet ist. Der geologische Befund an den Resten alter Riffe in den Ostalpen zeigt aber deutlich, daß von einem derartigen Aufbau keine Rede sein kann: es bestehen nämlich die Dolomiten aus solidem, massigen Korallenkalk und nicht aus verhärtetem Globigerina-Sediment. Hierauf haben aber Murray und seine Gesinnungsgenossen, welche eine erstaunliche Unkenntniß im Gebiete der Geologie an den Tag legen, keine Rücksicht genommen.

Die Ursachen der Veränderung in der Lage der Strandlinie sind dreierlei.

Durch Einsturz oder vielmehr langsames Hinabsinken von Schollen der Erdrinde wird lokal eine positive Veränderung, ein Ansteigen der Strandlinie verursacht. Gleichzeitig bewirkt eine solche lokale Senkung überall sonst eine allgemeine, negative Verschiebung der Strandlinie, ein Herabsinken derselben. Allgemeine positive Verschiebung der Strandlinie — ein allgemeines Ansteigen derselben — wird durch die Accumulation des von den Kontinenten herabgewaschenen Materials am Meeresgrunde verursacht.

Die allgemeinen Niveauveränderungen des Meeresspiegels müssen ziemlich unbedeutend bleiben. Jedenfalls ist eine allgemeine positive Verschiebung der Strandlinie um 4000 m — und diese Höhe übersteigen viele Atolls — ausgeschlossen. Da wir aber eine positive Verschiebung der Strandlinie um 4000 m in dem Gebiete der Atolle annehmen müssen, so bleibt uns nur lokale Senkung — Einsturz der Scholle, von welcher die Atolle sich erheben — als Ursache der Atollbildung anzusehen übrig.

Es zeigt sich also, daß wir hier auf die ursprüngliche Annahme Darwin's zurückkommen und die Atolle als Marken ansehen können, welche in tropischen Meeren die Lage von submarinen Senkungsfeldern bezeichnen.

Wenn man Darwin's Karte, in welcher die Atolle und Barrierriffe blau, die Strandriffe aber roth bezeichnet sind, betrachtet, so findet man, daß rothe und blaue Zonen mit einander abwechseln, und zwar in der Weise, daß der Centraltheil des Indischen Ozeans, die China-See, die Nordwest- und Nordostküste Australiens, Neu-Kaledonien, Fidschi, Palmerston-Insel, Gesellschaftsinseln und Low-Archipelagus, sowie der Carolinen-Archipel und alle Inseln zwischen den beiden letzteren Gruppen blau sind. Zwischen diesen blauen Gebieten, die wir schlechtweg als Senkungsfelder bezeichnen wollen, liegen zahlreiche roth markirte Inseln und Küstenlinien. An diesen Stellen findet gegenwärtig keine Senkung statt.

Die Südwestküste Indiens ist ein ziemlich junger Bruchrand, und wir können wohl annehmen, daß sich von hier aus nach Süd und Südwest ein ausgedehntes Senkungsfeld erstreckt. Diesem entragen die schönen Atolle der Laccadiven, Malediven und Chagos-Inseln. Nirgends findet sich hier ein Strandriff.

Im Gebiete der Westindischen Inseln kommen bloß Strandriffe vor, und sowohl der Bau der Küsten, wie die zahlreichen thätigen Vulkane dieses Gebietes weisen darauf hin, daß dort gegenwärtig keine Senkung stattfindet.

Die Ostküste Australiens ist ein junger Bruch. Von diesem erstreckt sich nach Nordost ein großes Senkungsfeld, welchem der große australische Barrierriff und zahlreiche Atolle entragen. Neukaledonien gehört zu diesem Senkungsfelde.

Nun folgt die nordwest- und südöstlich verlaufende schmale Reihe der Salomon- und Neuhebriden-Inseln. Diese sind vulkanisch und haben nur Strandriffe.

Die China-See wird vielerorts von jungen Brüchen umgürtet. Sie ist ein Senkungsfeld, und ihr entragen zahlreiche Gruppen schöner Atolle.

Oestlich von den Philippinen und nördlich von Neuguinea werden zahlreiche Atolle angetroffen, und es scheint hier ein sehr großes Stück der Erdrinde — von 135° östl. L. bis 125° westl. L. — in Senkung begriffen zu sein. Diese Zone erstreckt sich ebenso wie die Westindischen Inseln, die Nordostküste Australiens und die nicht sinkenden Salomonund Neuhebriden-Inseln von West und Nord nach Ost und Süd. Ihre Lage ist ein Beleg, daß sie ein Senkungsfeld ist, was besonders dann deutlich wird, wenn man den Verlauf der submarinen Isohypsen mit in Betracht zieht.

So vereinigen sich denn alle Beobachtungen zu einem, wie mir scheint, unumstößlichen Beweise für die Richtigkeit von Darwin's Theorie, und wir können nun die Entwickelung der Korallenriffe in Kürze folgendermaßen darstellen:

In der Umgebung einer Insel im tropischen Meere setzt sich, etwa 10 m unter der Ebbegrenze, ein zufällig dahin gekommener, schwärmender Korallenembryo fest. Er wächst zu einem massigen Stocke aus, welcher bald den ganzen submarinen Abhang von der Ebbegrenze bis zu 40 oder 50 m hinab mit seinen Nachkommen bevölkert und überwuchert. Andere riffbauende Korallenarten gesellen sich hinzu. Es entsteht ein Strandriff, das nach oben bis zur Ebbegrenze und nach außen — fußend auf dem Geröll, das von dem Riff selber herabstürzt — unbegrenzt fortwächst. (Hier bin ich im Einklang mit Murray.) Nun senkt sich die Insel. Vom Rande des Strandriffs wachsen die Korallen rascher empor, wie von den zurück liegenden Theilen, denn an den Rand stoßen die Nahrung bringenden Strömungen und Wellen am kräftigsten an. Es entsteht ein Ringwall, und durch fortgesetztes Sinken hinter demselben eine Lagune. Der Barrierriff ist fertig.

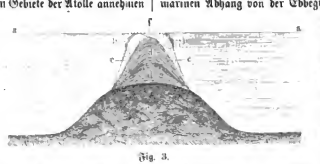


Fig. 3.

a Meeresspiegel; *b* wachsende Korallen; *c* Korallenkalk; *d* aus der Anhäufung der Kalkskelette pelagischer Thiere entstandener Kegel; *e* ursprünglicher Meeresgrund; *f* Lagune des Atolls.

Aus bleiben entsteht durch andauernde Senkung das Atoll, und dieses ist ein dauernder, von der Thätigkeit der Korallen intakt erhaltener Kegel von Korallenkalk, welcher gleich einer aufrechten Zipfelmütze der versunkenen Insel aufgesetzt ist.

Nun mag eine negative Verschiebung der Strandlinie eintreten. Die Atolle und Barrierriffe steigen über dem Wasserspiegel empor. Die Hebung findet langsam statt, und die Korallen bauen immer noch fort, in immer größer werdendem Ringe sich ausbreitend, die aufsteigende Insel als Strandriff umsäumend und vor der Gewalt der anprallenden Wogen beschützend.

Wind und Wetter nagen an dem aufsteigenden Korallenkalk, der sich noch vor seiner Trockenlegung durch Aufnahme von Magnesia in Dolomit verwandelt hat.

Das Meer schwindet aus den Tiefen zwischen den Koralleninseln, und die Atolle selber ragen dann als steile, meist terrassirte Kegel von einer undurchrenden, nicht aus Kalk bestehenden Fläche auf.

Die Verwitterung bewirkt eine Zunahme der Steilheit der Atollflanken, und es schrumpfen die Korallenriffe im Laufe der Zeiten durch Auflösung und Abschwemmung zu

Digitized by Google

schmalen Klippen und Graten zusammen, die mit steilen Wänden über das umliegende Terrain 100 bis 2000 m hoch aufragen.

Besonders einzelne Atolle sind es, welche in dieser Weise zur Bildung abgeschlossener Gebirgsstöcke, wie etwa des Langtofel-Riffs in Südtirol, Veranlassung geben. Horizontal weiter ausgedehnte Korallenriffe werden zu Plateaus, welche häufig von hohen Steilwänden umgeben werden, wie das Dachsteinmassiv im Salzkammergut.

Schließlich eliminirt die fortschreitende Verwitterung die aufragenden Riffe ganz und gar, und das Material, aus welchem sie bestanden, ist theilweise wieder in Lösung im Meerwasser enthalten und dient den heutigen Korallen zum Aufbau ihrer Skelette, die zu neuen Riffen aufgethürmt in späteren Zeiten vielleicht wieder aus dem Meere emporsteigen mögen.

So entstehen und verfallen diese mächtigen Denksteine der rastlos bauenden Korallen im Laufe der Zeiten, den Bergsteiger wie den Tiefseeforscher mit Bewunderung erfüllend für die kleinen und zarten Polypen, wie sie „schaffen am sausenden Webstuhl der Zeit und wirken der Gottheit lebendiges Kleid“.

Von Oran nach Tlemcen und Nemours.

Von Dr. G. Diercks.

(Mit fünf Abbildungen.)

I.

Es war beinahe Mitternacht, als der von Orléansville kommende Zug in Kerguenta einlief. Obgleich der Mond mit der ihm im Süden eigenen Leuchtkraft die Gegend erhellte, hatten wir doch von dem nahen Meere, dessen Anblick wir seit lange entbehrt hatten, nichts bemerken können, denn die bei Oran bis dicht an die See heranretzenden Ausläufer des sogenannten kleinen Atlas schlossen die Aussicht nach dem Mittelländischen Meere beinahe vollständig ab. Um so überraschender war aber das Bild, das sich uns bot, als wir von der auf beträchtlicher Höhe über der eigentlichen Stadt Oran gelegenen Vorstadt Kerguenta hinabfuhren. Der die Bucht im Westen abschließende, bis zu mehr als 400 m aufsteigende Berg Dschebel Murdschadscho erschien in dem nächtlichen Dunkel und dem zauberhaften Lichte des Mondes noch imposanter als er thatsächlich ist. Der Hafen zu unseren Füßen, die in dem Thaleinschnitte des Ued Rehhi sich weit nach Süden erstreckende Hauptstadt der westlichsten Provinz Algeriens bewiesen durch ihre zahllosen Lichter, daß wir uns wieder im Bereiche einer von regem Handelsverkehr belebten, mit den Kulturländern der Welt in reger Beziehung stehenden Großstadt befanden.

Es sind überall in Algerien zwei völlig verschiedene, in ihrem Wesen und Charakter von einander ganz abweichende Welten und Kulturen auf das engste an einander gedrängt, obgleich sie sich gegenseitig abstoßen. Ueberall bemerkt man selbst in der äußeren Erscheinung der Dinge diese Gegensätze, die die algerische Regierung mit unermüdlichem Eifer, aber mit verhältnißmäßig immer noch geringem Erfolge auszugleichen und zu beseitigen sucht. Diese Unterschiede treten uns denn auch bei unserer Ankunft in Kerguenta-Oran deutlich entgegen. Araber, Kabylen, Mauren, Individuen der verschiedenartigsten afrikanischen Rassen und Völker hatten auf den meisten Stationen der Wüstenbahn von Algier nach Oran die Bahnhöfe belebt, ihnen und den Gegenden, die wir durcheilten, Charakter verliehen; selbst die Lebensgewohnheiten der kleineren Ortschaften sind durch sie beeinflußt. So hörte in Affreville, in Orléansville das Straßenleben z. B. gewöhnlich um 9 Uhr abends auf, um lange vor Sonnenaufgang wieder zu beginnen.

In Kerguenta-Oran sahen wir uns vom ersten Augenblicke an von den europäischen Bevölkerungselementen umringt, die in Algerien mit den Eingeborenen seit Jahrzehnten in friedlichem kulturellen Wettkampfe um die Herrschaft ringen. Statt der eigenthümlichen harten gutturalen Laute der afrikanischen Eingeborenen umschwirrten uns die charakteristischen Nasal- und Schleiflaute der Franzosen, die vollströnenden, kräftigen, vokalreichen Laute der Spanier, und nur der jüdische Dialekt bildete gewissermaßen ein Bindeglied zwischen den Sprachen Europas und denen der Eingeborenen. Im Laufe weniger Stunden sahen wir uns aus der Kultur- und Machtsphäre der Araber in die der Europäer versetzt, ein Wechsel, den wir allerdings selbst in den Hauptstädten des Landes, und zwar noch schneller durchmachen können. Wenige Schritte von der Rue de la Marine in Algier befinden wir uns im tiefsten Orient und könnten uns versucht fühlen, zu glauben, daß wir durch irgend einen Zauber plötzlich aus der französischen Kulturwelt in das Herz der arabischen Welt versetzt sind.

In Oran werden uns diese Gegensätze nicht so bemerkbar wie in der Hauptstadt des Landes. Der Grund hierfür liegt in geschichtlichen Ursachen. Die Hauptstadt Algier war bis zum Eindringen der Franzosen in ihrer äußeren Erscheinung nicht im geringsten durch europäische Kultur beeinflußt worden. Oran dagegen war seit Jahrhunderten wiederholt auf längere Zeit von den Spaniern besetzt und ihrem Kultureinfluß preisgegeben gewesen, sein lokaler Charakter war daher von dem Algiers völlig verschieden geworden. Der Orient ist hier in den Hintergrund gedrängt, und man könnte, wenn man die Stadt nach allen Richtungen hin durchstreift, sich versucht fühlen, zu glauben, man befinde sich in einer spanischen Hafen- und Provinzialstadt wie etwa in Cartagena. Nur die vielen orientalischen und afrikanischen Trachten, die große Zahl der Juden — welche in Spanien auch heute noch eine äußerst seltene Erscheinung bilden — lassen die Täuschung schwinden, in die uns der Stadtcharakter versetzen könnte. Die Franzosen sind in Oran den Spaniern gegenüber in der Minderzahl, und auch heute noch hört man die Spanier von Oran zuweilen als der „Corte chica“ — der kleinen Residenz — sprechen, unter welchem Namen die Stadt in den Zeiten der spanischen Herrschaft allgemein bekannt war.

Die Provinz Oran, das römische Mauritania Caesariensis, das östliche Maghreb el aksa der Araber, umfaßt unter Ausschluß des zu ihr gehörenden Theiles der Sahara nach den jüngsten statistischen Mittheilungen des Jahres 1886 86 103 qkm mit 963 439 Einwohnern, von denen 752 554 auf das Civilterritorium und 210 885 auf das Militärterritorium fallen. Es kommen somit 11 Einwohner auf den Quadratkilometer, gegen 12 in der Provinz Constantine und 13 in der Provinz Algier.

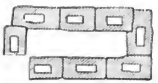
Digitized by Google

Oran und seine Hafenbucht.

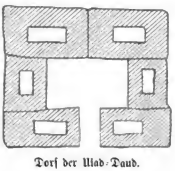
Digitized by Google

Die Stadt Oran zählte 1886 58 545 oder mit den zu ihr gehörenden Vorſtädten 67 681 Einwohner, wovon ungefähr 40 Prozent Spanier, 10 Prozent Israeliten und 5 Prozent Neger ſind, welche letzteren in ihrem eigenen Stadtviertel hauſen.

Was nun die Bevölkerungsverhältniſſe des Departements Oran und der Hauptſtadt deſſelben anbetrifft, ſo ſind dieſe im weſentlichen denen der anderen Provinzen gleich, nur überwiegen unter den Eingeborenen die berberiſchen Elemente, unter den europäiſchen Einwanderern und Koloniſten, wie bereits bemerkt, die Spanier. Mehr oder minder nehmen alle ethniſchen Faktoren an der Kulturarbeit Theil, und wir müſſen dieſelben daher einer flüchtigen Beſprechung unterziehen. Es iſt für den Ethnographen ein wahrer Genuß, die Orte zu beſuchen, welche den mohammedaniſchen wie den europäiſchen Einwohnern Orans und ſeiner Nachbarſchaft zum Zwecke der Erholung, der Unterhaltung und des Vergnügens dienen, ſeien dies nun die franzöſiſchen Cafés, die ſpaniſchen Cantinen, die arabiſch-mauriſchen Kaffeehäuſer der Karadji oder die internationalen Cafés chantants, überall trifft man Vertreter aller Völkerſtämme des nördlichen Afrika und aller europäiſchen Nationen in harmloſem Verkehr mit einander, und kann Studien über die phyſiſchen wie über die pſychiſchen Eigenſchaften dieſer ethniſchen Elemente machen.



Dorf der Ulad-Fadel (Beni-Miſſel).



Dorf der Ulad-Daud.

Bei weitem das zahlreichſte Kontingent ſtellen die Mauren und die Berber, die öfters ganz irrthümlicherweiſe mit einander identifizirt werden.

Die ethnographiſchen Verhältniſſe Nordafrikas ſind ſeit lange der Gegenſtand ſorgfältigſter Unterſuchung aller Ethnographen geweſen, und ſelbſt heute ſind verſchiedene Erſcheinungen innerhalb der Bevölkerungsmaſſe noch räthſelhaft und wiſſenſchaftlich nicht genügend erklärt. Es iſt namentlich das häufige Vorkommen blonder Haare und blauer Augen bei den Gebirgsſtämmen berberiſcher Raſſe, was alle Beſucher und Erforſcher der Bergländer Algeriens beſchäftigt hat, und über deſſen Urſachen bis heute noch keine einheitliche und zweifellos zuverläſſige und befriedigende Erklärung gegeben worden iſt. Erſchwert wurde die Löſung dieſes Räthſels durch den Umſtand, daß auch auf den Nordweſtafrika vorgelagerten Inſeln — namentlich den Kanariſchen — blondhaarige und blauäugige Individuen, die z. B. ausgeſtorbenen Guanchen, bis in dieſes Jahrhundert hinein bei im übrigen berberiſchem Geſammttypus beobachtet worden ſind. Gerade aber im Departement Oran iſt die Zahl der blonden Berber ziemlich beträchtlich.

Im allgemeinen nimmt man heute an, daß die älteſte hiſtoriſch feſtzuſtellende Bevölkerung Nordafrikas die berberiſche, daß dieſe aber nicht dort eingeboren, ſondern daſelbſt eingewandert war, ſowie daß ſie zur mittelländiſchen Raſſe, und zwar zu dem hamitiſchen Zweige derſelben gehört. Die heutige Wiſſenſchaft kommt in dieſer Hinſicht alſo

Trara-Dorf.

wieder nach langem Zweifeln und Schwanken zu der Annahme zurück, die bereits vor vielen Hundert Jahren der arabiſche Geograph Ibn Khaldun hinſichtlich der Berber als abſolut feſtſtehend, „über alle Hypotheſen erhaben“ vertreten hatte. Die Berber ſind ſomit Brüder der hamitiſchen Stämme, welche Aegypten beſiedelten und wie dieſe hatten auch ſie den Boden den nigritiſchen Eingeborenen abzuringen, mit denen ſie ſich hie und da — in den Gegenden, wo ihre Machtbezirke ſich berührten — mehr oder minder vermiſchten. Die Libyer, Numidier, Mauretanier und wie ſonſt die nordafrikaniſchen Bewohner von den Griechen und Römern bezeichnet wurden, waren ſonach höchſtens verſchiedene Stämme ein und deſſelben Volkes. Die Sprache und die Einrichtungen der Berber weiſen heute noch auf die nahe

Digitized by Google

Verwandtschaft mit den alten Aegyptern hin; ihre Sitten und Gebräuche haben sich durch die Jahrtausende ihres Lebens im Grunde so wenig verändert, daß viele Beschreibungen, die die alten Schriftsteller von ihnen und ihren Einrichtungen geben, für die gegenwärtige Zeit noch völlig zutreffend und ohne Veränderung anwendbar sind.

Der Berber ist in seiner äußeren Erscheinung wie in seinen Sitten und Anschauungen so verschieden von dem Araber, daß es unbegreiflich ist, wie diese Bezeichnungen auch heute noch als identisch für die gesammte einheimische Bevölkerung angewandt werden; und dergleichen Irrthümer finden sich selbst in Werken, die Anspruch auf Wissenschaftlichkeit machen. Groß ist ja allerdings die Masse der Stämme, welche aus der Mischung der beiden ethnischen Faktoren im Laufe der Zeit hervorgegangen sind und ein Mittelglied bilden, das physisch wie hinsichtlich seiner Institutionen herrend wirkt und den Beobachter vielen Täuschungen aussetzt. Die echten Berber oder Kabylen, die übrigens in solche der Bergländer und in solche der Ebenen getheilt werden können, sind jedoch selbst für einen mit ethnographischen Dingen unbekannten Touristen leicht von dem echten Araber zu unterscheiden. Ersterer ist durchschnittlich von mittlerer Größe und weist starken Knochenbau auf, der ihm oft etwas Schwerfälliges giebt. Sein Kopf ist mehr eckig als oval, hat große Aehnlichkeit mit dem des Germanen und kommt ihm auch an Größe und Umfang ziemlich gleich. Die Nase ist dick und wenig gebogen, die Lippen sind ebenfalls dick, ohne indessen wulstig wie die des Negers zu sein. Die Berber sind ferner seßhaft, leben in Häusern, treiben Ackerbau und widmen sich der gewerblichen Thätigkeit; ihre Weltanschauung und Verfassung ist durchaus demokratisch; sie sind überwiegend Monogamisten. Streng religiös und zum Fanatismus neigend, hegen sie zwar die Ansicht, daß sie den Christen weit überlegen sind, trotzdem aber schließen sie sich gegen die Einflüsse europäischer Kultur nicht ab, passen sich den Verhältnissen an und wetteifern mit ihren neuen Herren auf allen Gebieten der Industrie. Die Franzosen haben, in richtiger Würdigung dieser letzteren Eigenschaften und der Gutwilligkeit der Berber, so weit es mit der Staatsverwaltung vereinbar war, denselben ihre kommunale Verfassung gelassen, die sich unverändert seit alten Zeiten erhalten hat. An der Spitze jeder größeren Ortschaft steht eine Rathsversammlung, Dschemâa, die die Angelegenheiten der Kommune leitet, und die von einem aus ihrer Mitte gewählten Amin präsidirt wird. Diese Dschemâa setzt sich zusammen aus den Dahmans, welche von den einzelnen Sippen — den Kharubas — gewählt werden, und aus den Eukals, von denen in Gemäßheit mit der Kopfzahl der Bevölkerung aus den Schriftgelehrten und Gebildetsten einer oder mehrere als Beisitzer und Berather des Amin ernannt werden. Die Funktionen des Amin wie der anderen Mitglieder des Vorstandes und der übrigen Mitglieder der Dschemâa sind eng begrenzt, namentlich sind, dem demokratischen Charakter der Versammlung gemäß, die dem Präsidenten zukommenden Rechte sehr beschränkt. Die Dschemâa hält jede Woche, und zwar gewöhnlich an dem dem Kultus geweihten Freitage, ihre Sitzungen ab und vermittelt den Verkehr der Gemeinde mit den staatlichen Behörden. Die Grundzüge der berberischen Verfassung wie des berberischen Rechts sind nicht bloß auf mündlicher Ueberlieferung übermittelt, sondern großentheils sogar schriftlich festgestellt. Hinsichtlich der Machtbefugnisse der Dschemâa und der Verhängung von Strafen seitens derselben hat die algerische Regierung manche Beschränkungen eintreten lassen und besonders dahin zu wirken gesucht, daß Parteilichkeit und Willkür nicht etwa zur Herrschaft gelangen, was bei dem leidenschaftlichen und rachsüchtigen Charakter der Berber nahe liegt.

Die Adaptationsfähigkeit der Berber, eine Eigenschaft, die zwar für die Kulturentwickelung des Landes von höchster Bedeutung ist, und der gegenüber die französische Regierung auf anderer Seite auch manche Konzessionen macht und vieles nachsieht, ist unter dem Zwange der neuen Verhältnisse und unter dem Einfluß des ungemein praktischen Sinnes sowie der Habsucht der Berber bei sehr vielen Stämmen heute so weit ausgebildet worden, daß sie in niedrigste Kriecherei gegenüber den Herren des Landes und ihren Organen ausartet. Der Charakter der Berber, der sich, so weit wir die Geschichte der letzteren kennen, als ein ungemein zäher und stolzer erwiesen hatte, scheint sich somit unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu seinem Nachtheile verändert zu haben. Wir wissen, welchen Widerstand die Berber den Karthagern, den Römern, den Griechen, den Vandalen, den Arabern und den Türken entgegengesetzt haben; wir wissen, was für ungeheure Opfer an Blut und Geld die Franzosen haben bringen müssen, um die große und kleine Kabylie — die Stammsitze der berberischen Bevölkerung — ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Jetzt ist der Besitz Algiers den Franzosen gesichert, sie haben sich die störrischen Berber unterworfen, aber die letzteren sind darüber entartet, haben niedrigen sklavischen Sinn angenommen und zeichnen sich dadurch zu ihrem Nachtheil von den Arabern aus, welche ihren Stolz und Unabhängigkeitssinn gewahrt haben und ihren Haß gegen die Franzosen und die Christen offen bekennen und bekunden. Die algerische Regierung weiß denn auch, daß sie auf die Berber nur so lange rechnen kann, als sie sie in völliger Knechtschaft zu erhalten vermag, und daß sie ihnen wenig trauen darf; sie weiß, daß nach einigen schweren Niederlagen, die sie etwa erlitte, die Berber sich ebenso schnell gegen die französische Herrschaft erheben würden als die Araber — überhaupt die ganze mohammedanische Bevölkerung des Landes.

Die Frau nimmt bei den Berbern eine verhältnißmäßig hohe soziale Stellung ein. Ihr Leben ist allerdings auch den Gesetzen des Koran unterworfen, doch werden dieselben nicht so streng beobachtet, wie bei den Arabern der Sahara. Außerhalb des Hauses darf sie sich nicht unverschleiert zeigen, und im öffentlichen Leben spielt sie keine Rolle; sie ist indessen nicht wie bei den Arabern zur Sklavin und zur werthlosen Sache erniedrigt, sondern steht dem Manne beinahe ebenbürtig zur Seite. Die Monogamie trägt hierzu viel bei, und der Familiensinn ist bei den Berbern viel höher entwickelt als bei den Arabern. Die häusliche Arbeit liegt der Frau ausschließlich ob, die Feldarbeit wird jedoch hauptsächlich vom Manne besorgt, denn sie wie bei christlichen Völkern mehr Beratherin als Dienerin ist. In ihrer Tracht unterscheidet sie sich wenig von der Araberin und der Maurin; putzsüchtig wie diese, gewöhnt, sich einzelne Glieder und Theile des Gesichts zu färben, ist sie nur durch ihre gröberen Züge, die Breite des Gesichts, ihre kräftigere unterseptere Gestalt von der Araberin unterscheidbar. Verläßt sie das Haus, so putzt sie sich nicht nur mit dem ihr zu eigen gehörenden Schmuck, sondern oft auch mit dem ihrer ganzen Familie. Häßliche Gesichter, schöne Gestalten, findet man bei den Berberinnen verhältnißmäßig selten.

Die Wohnstätte des Berbers ist, so weit es ihm seine Mittel irgend erlauben, ein festes Haus, das je nach dem Vermögen seines Eigenthümers aus an der Luft getrockneten Ziegeln, aus rohen abgehauenen Blöcken oder aus mit einander durch Lehm verbundenen Steinen, Baumzweigen und Flechtwerk hergestellt wird. In den Gebirgsdörfern, wo viel Bergbau getrieben wird, werden die Häuser

Digitized by Google

auch nach entſprechender Bearbeitung der Felswände und unter Aushöhlung derſelben an ſie angelehnt.

Der Berber liebt ferner die Iſolirung, ſein Haus ſteht meiſt allein; nur wo große Gemeinden beſtehen, werden die Häuſer neben einander gebaut und mit einander verbunden, dann jedoch der Art, daß ſie zuſammen wieder einen einheitlichen Komplex, ein organiſches Ganzes bilden. Die Form des einzelnen Hauſes wie der größeren Komplexe iſt aus den vorſtehenden Illuſtrationen (S. 312) erſichtlich.

Der Charakter des Berberhauſes iſt dem der ſüdländiſchen in Südſpanien, Süditalien, Griechenland und der ganzen mohammedaniſchen Welt gewöhnlich benutzten Häuſer gleich. Es hat nach außen hin keine Fenſter, ſondern nur einen einzigen Eingang, der durch eine primitive Bretterthür oder häufiger durch eine aus Baumzweigen hergeſtellte Thür geſchloſſen werden kann. Von einem wirklichen feſten Verſchluß iſt dabei indeſſen nie die Rede; ein Holzriegel iſt im Bauernhauſe der äußerſte Luxus, den ſich der Eigen-

Tuara-Familie.

thümer geſtattet. Hat man den Eingang paſſirt, ſo kommt man in den für den Aufenthalt des Viehes beſtimmten Raum; iſt dieſer paſſirt, ſo tritt man in den offenen Hof, um den ſich auf den drei anderen Seiten die Wohnräume gruppiren, welche Luft und Licht von dem Hofe her erhalten. Einer dieſer Räume iſt ausſchließlich für die Frauen und Kinder beſtimmt. Die Dächer ſind flach und dienen beſonders der weiblichen Bewohnerſchaft zum Aufenthalt und zur Verrichtung mancher Arbeiten.

Nicht zufrieden mit dem Schutze, den die Mauern des Hauſes, und hauptſächlich der allen Reiſenden nur zu wohl bekannte zuverläſſigſte Wächter deſſelben, der große, hyänen- oder ſchakalartige, gelbliche Hund gewährt, verſieht der Berber ſein Haus, und wenn er ein ſolches nicht beſitzt, ſein Zelt mit einer Heckenumzäunung. Dieſe iſt entweder aus trockenen, ſtachligen Zweigen hergeſtellt, welche ſo dicht mit einander verbunden ſind, daß kein Thier mittlerer Größe durchdringen kann, oder — und dies iſt das gewöhnliche — ſie

Digitized by Google

beſteht aus lebenden Pflanzen — namentlich aus der Berberfeige, die den Vorzug hat, nicht allein Schutz, ſondern auch durch ihre Früchte eine beliebte Nahrung zu gewähren. Dieſe Umzäunung iſt nur der Hausthür gegenüber offen, zu der ein ſchmaler Zugang führt.

Wo mehrere ſolche Häuſer neben einander gebaut werden, iſt jedes für ſich in der eben beſchriebenen Weiſe hergeſtellt — unter Ausſchluß der daſſelbe umgebenden Hecke natürlich; ſie alle aber haben zuſammen wiederum die Form des einfachen Hauſes, indem ſie ſich um einen offenen Hof gruppiren, zu dem nur ein Eingang führt. Derartige Komplexe haben wir wiederholt bei den Trara-Stämmen gefunden, welche das ausgedehnte Gebiet von dem Tafnaſluſſe bis zur marokkaniſchen Grenze, zwiſchen Nemours und Lalla Mar'nia, inne haben.

Unter den die Ebenen bewohnenden Berberſtämmen iſt das Haus oft durch das einem umgekehrten, mit dem Kiel nach oben gerichteten Schiffskörper gleichende Zelt erſetzt, das

Berberfrauen an einer Quelle.

mit Matten oder groben Geweben aus Halfa (Cöpartogras) oder Kamelhaar bedeckt und meiſt auch durch einen Heckenzaun gegen das Eindringen von wilden Thieren, Vieh und Dieben geſchützt iſt. Auf dieſe Zelte namentlich paſſen heute noch ganz genau die Beſchreibungen, welche die alten Geographen und Hiſtoriker von ihnen gegeben haben. Auch die von letzteren beſchriebene Art der Aufhebung von Getreidevorräthen in ciſternenartigen Gruben finden wir noch heutzutage bei den Berbern ſowie bei den Arabern Algeriens vor. Dieſe „Silos“ oder von den Spaniern auch „Matamoros“ genannten Gruben werden zum Theil zweiſtockig angelegt und dienen nicht nur zur Aufnahme des überſchüſſigen Getreides, ſondern auch anderer Vorräthe, wie Butter, Käſe, Honig ꝛc. Ja, ſelbſt baares Geld wird in den Silos verborgen, deren Lage von ihren Beſitzern möglichſt geheim gehalten wird, und die, wenn ſie geſchloſſen ſind, mit Buſchwerk und Steinen bedeckt werden. Man nimmt vielfach an, daß in den Silos Algeriens baares Geld im

Digitized by Google

Berbermädchen aus dem Trara-Lande.

Digitized by Google

Werthe von über 300 Millionen Frcs. versteckt gehalten wird. Die Berber wie die Araber Algeriens sind äußerst sparsam, ja sogar sehr geizig, und verleugnen ihre Besitzthümer um der Besteuerung zu entgehen. Nicht mit Unrecht glaubt man vielleicht, daß das baare Geld und viele Vorräthe auch für die Zeiten des Befreiungskrieges von dem französischen Joch aufgespart werden, für diesen Entscheidungskampf, den die Heiligen im geheimen in der gesammten mohammedanischen Bevölkerung Algeriens predigen und vorbereiten, und an dessen baldigen Eintritt Berber wie Araber zuversichtlich glauben.

Wie in Algier so ist auch in Oran die Zahl der Mzabiten ziemlich beträchtlich. Dieser Volksstamm gehört ebenfalls zu den Berbern und zeigt die Eigenschaften und Institutionen der genannten Rasse in ihrer höchsten Vollendung. Die Beni Mzab zählen ungefähr 60000 Köpfe und wohnen in sechs ziemlich großen Ortschaften, in den nach ihnen benannten Oasen südlich vom Großen Atlas. Sie unterwarfen sich 1852 aus praktischen Gründen den Franzosen und erlangten dafür das Recht beinahe vollständiger Autonomie und Selbständigkeit. Ihr demokratisch-republikanisches Staatswesen erfreut sich eines sehr bedeutenden Wohlstandes, und die Beni Mzab, im gewissen Sinne die Erben der alten maurischen Industrie, treiben zahlreiche Gewerbe, namentlich das der Weberei, und leisten sehr Bedeutendes. Die Zahl ihrer Webstühle wird auf 5000 beziffert, und ihre Erzeugnisse sind in ganz Nordafrika hochgeschätzt. Hauptsächlich sind sie indessen als Kaufleute thätig und haben in allen größeren Hafenstädten Algiers große Geschäfte, die riesigen Gewinn abwerfen, und durch die sie den Handelsverkehr zwischen ihrer Heimath, den französischen Machtbezirken und dem Auslande vermitteln. Sie wetteifern, und zum Theil mit glänzendem Erfolge, mit den Israeliten, den Handel des nördlichen Innerafrika zu beherrschen. Ihre großen Karavanen durchziehen die Sahara nach allen Richtungen. Ihre dunklere Hautfarbe, ihre sorgfältigere Kleidung, ihr feineres Benehmen zeichnen sie vor den übrigen Berbern aus.

Nächst diesen seit drei oder mehr Jahrtausenden in Nordafrika heimischen Stämmen bilden die Araber den größten Theil der mohammedanischen Bevölkerung.

Als sie im siebenten Jahrhundert die Gestade des Mittelmeers eroberten, hatten sie über 50 Jahre mit den Berbern um die Herrschaft zu kämpfen. Nachdem sie diese endlich unterworfen und auch zu ihrem Glauben bekehrt hatten, war von einer vollständigen Verschmelzung der beiden ethnischen Elemente jedoch keine Rede, vielmehr standen sie sich in Afrika — und auch in Spanien — stets sehr gespannt, wenn nicht geradezu feindlich gegenüber. Wo ihre beiderseitigen Interessen sich berührten, wurden allmählich viel freundschaftere Beziehungen geschaffen, ja es wurden auch Mischehen geschlossen; im allgemeinen jedoch hielten sie sich so fern von einander als möglich, und Beweis dafür ist, daß heute noch große Massen von Arabern und Berbern in Algier angetroffen werden, die ihre Rasse von jeder Vermischung rein erhalten haben, und dies auch in ihren äußeren Erscheinungen, sowie in ihren Sitten und Gewohnheiten deutlich bekunden.

Der Araber hat seinen Nomadencharakter bewahrt, zieht wie in seiner Heimath, der arabischen Halbinsel, von einem Weide- und Wohnplatz zum andern, haßt die Seßhaftigkeit ebenso wie die Gewerbthätigkeit; er liebt den Aufenthalt in der Ebene und meidet das Gebirge; seine Wohnstätte ist das Zelt, nicht das feste Haus. Kriegerisch und stolz will er von Unterwürfigkeit nichts wissen, sondern strebt nach Herrschaft, und es ist höchst bezeichnend, daß die Araber in allen Verwaltungszweigen und im Heere Algeriens bemüht sind, hohe einflußreiche Stellungen zu erwerben, sich um Handel und Industrie dagegen so gut wie gar nicht kümmern.

Was die äußere Erscheinung des Arabers anbetrifft, so ist dieselbe ungleich anziehender und imponirender als die des Berbers. Die Gestalt überschreitet sehr oft das Mittelmaß und ist stets schön proportionirt. Aeußerst selten wird man bei ihm Neigung zu Fettansatz und Beleibtheit finden, vielmehr ist er hager und scheint nur Muskeln und Sehnen zu besitzen, gegen klimatische Einflüsse aber völlig unempfindlich zu sein. Der Kopf weist die edelsten Formen auf. Das Gesicht ist oval, die Stirn zurücktretend, die Nase fein geschnitten, schmal und hart gebogen, Mund und Ohren sind klein, die Augen groß und mandelförmig, die Augenbrauen schön geschwungen, die Wimpern lang. Hohe geistige Begabung und Energie sprechen aus den dunklen feurigen Augen, aus der Gesammtheit der Gesichtszüge.

Die Frau verliert unter dem furchtbaren Druck der Sklaverei, in der sie gehalten wird, sehr früh die natürlichen Reize ihres Gesichtes und ihrer Gestalt.

Der Typus der in der Stadt und Provinz Oran ziemlich zahlreichen Neger ist zu bekannt, als daß es erforderlich wäre, auf denselben einzugehen. Die Neger widmen sich den niedrigsten Arbeiten des öffentlichen Lebens, doch betreiben sie vereinzelt auch Gewerbe — namentlich das der Bäckerei. Die Frauen beschäftigen sich vorzugsweise mit Wäscherei.

Die Juden Orans zeichnen sich durch ihre Schönheit vor ihren Stammesbrüdern in anderen Ländern aus; dasselbe gilt von den Jüdinnen. So weit die ersteren nicht europäische Tracht angenommen und sich französirt haben, tragen sie noch überwiegend dunkle Kleidung und schwarze oder schwarzblaue Scheschkos. Es zeigt sich hierin die Macht der Gewohnheit. Bis zur französischen Invasion waren sie gezwungen, die dunklen Farben zu tragen, um sich dadurch auf den ersten Blick von den Mohammedanern zu unterscheiden, die den Vorzug mit ihnen so weit als möglich meiden. Auch jetzt besteht noch dieser Gegensatz, und dann und wann droht immer noch eine Judenverfolgung in Algerien auszubrechen. Bis vor wenigen Jahren wurden in die Garnison von Oran keine Turkos gelegt, da sich diese besonders durch ihren Haß gegen die Juden auszeichneten und überall Händel mit ihnen suchten. Für diese Rücksicht der algerischen Regierung zahlte die jüdische Gemeinde Orans eine sehr ansehnliche Summe Geldes. Jetzt hat sich das geändert, und wir bemerken neben den bunten Trachten der anderen algerischen Truppengattungen in den Straßen, den Vergnügungslokalen und den Cafés von Oran auch sehr häufig die charakteristischen Uniformen der Turkos.

Unter den Mischlingen, welche einen bedeutenden Prozentsatz der oranischen Bevölkerung ausmachen, müssen in erster Linie die Mauren genannt werden — diese Produkte der Vermischung der Berber mit allen den übrigen Völkern, welche im Laufe der verflossenen Jahrtausende den Boden Nordafrikas betreten und beherrscht haben. Sie bilden ein sehr rühriges Element und sind auf allen Gebieten der Industrie thätig. Sie zeichnen sich durch ihre Prachtliebe und ihre Neigung zur Beleibtheit äußerlich aus. Was ihren Charakter anbetrifft, so gelten sie für höchst unzuverlässig; alle schlechten Eigenschaften der verschiedenen Rassen und Völker, welche Nordafrika bewohnt haben, sind in ihnen vereint. Sie werden auch aus diesem Grunde von den besseren Elementen der Bevölkerung gern gemieden.

Unter den europäischen Einwandereru und Kolonisten zeichnen sich hauptsächlich die so ungemein zahlreichen Spanier durch ihre äußere Erscheinung vor allen übrigen aus. Merkwürdigerweise bewahren dieselben in Oran auch noch großen-

Digitized by Google

theils ihre nationalen und provinziellen Trachten, die in Spanien selbst kaum mehr zu finden sind. Ackerbau, Gemüsebau, Gartenbau sind die Haupterwerbszweige der Spanier; doch auch in den Minendistrikten der Provinz Oran sind sie in Menge zu finden. Sie bilden vielfach große Kolonien, und viele Ortschaften sind ganz ausschließlich von ihnen bewohnt. Die Einwanderung derselben wächst infolge der traurigen wirthschaftlichen Zustände Spaniens sehr bedeutend. Die spanischen Frauen sind als Dienstboten und besonders als Ammen allgemein geschätzt.

Kürzere Mittheilungen.

Die Nicobaren und ihre Bewohner.

In der Mai-Nummer des „Journal of the Anthropological Society of Great Britain and Ireland“ beginnt Herr E. H. Man mit der Veröffentlichung einer Reihe von Artikeln über die Nicobaren und ihre Bewohner, welche vieles Interessante zu bringen verspricht. Herr Man hat seit 1871 zusammen über sieben Jahre auf den Nicobaren zugebracht und das Volk sowie wenigstens eine der von ihm gesprochenen sechs verschiedenen Sprachen gründlich kennen gelernt. Das letztere war keine ganz leichte Arbeit, denn die nicobarische Sprache enthält eine große Anzahl ganz eigenthümlicher Töne, für welche erst besondere Bezeichnungen erfunden werden mußten, und die erwachsenen Bewohner der Inseln sprechen, hauptsächlich infolge der dicken Kruste, welche ihre Zähne und ihr Zahnfleisch bedeckt, so undeutlich, daß Man im Anfang glaubte, sie benutzen die Lippen dabei gar nicht, sondern gäben die Töne durch die Nase von sich. Die Kruste ist eine Folge des ewigen Betelkauens und erreicht bei alten Leuten eine solche Dicke, daß der Mund überhaupt nicht mehr geschlossen werden kann. Erst als Man sich längere Zeit mit jüngeren Leuten beschäftigt hatte, gelang es ihm, über die Natur der Töne einigermaßen ins Reine zu kommen. Das von ihm zusammengestellte Vokabular bes in der centralen Inselgruppe gesprochenen Dialektes enthält etwa 6000 bis 7000 Worte; zu ihrer Transkription dient ein Alphabet von 60 Zeichen, das Man mit Hilfe von A. J. Ellis zusammengestellt hat; es umfaßt 21 orale Vokale und Diphthongen, 14 nasale und 28 Konsonanten.

Die Gesammtoberfläche der Inseln berechnet Man zu 635 engl. Quadratmeilen, wovon 333 allein auf Groß-Nicobar kommen. Den Namen, der erst im vorigen Jahrhundert auftaucht, hat man noch nicht zu erklären vermocht; Man ist geneigt, ihn von dem einheimischen Namen der Kokosnuß nzior oder nieor, abzuleiten, da Kokosnüsse den Hauptexportartikel bilden. Ob Sambelong, der Name der Hauptinsel, das malayische Sambilon (nenn) ist, bleibt zweifelhaft, da der Name auch von Sham Loong, Volk von Loong — letzteres der einheimische Name der Insel — herkommen könnte.

Die Inseln mit ihrem prachtvollen Schmucke an Arecapalmen und Baumfarren, welche eine Höhe von 40 bis 50 Fuß erreichen, übertreffen an Schönheit weit die Andamanen. Die Inseln der Südgruppe erheben sich bis zu 2000 Fuß, Groß-Nicobar bis zu 2105 Fuß, und sind mit geringen Ausnahmen von Strand bis zum Gipfel mit den herrlichsten Waldungen bedeckt, welche einen großen Reichthum an edlen Hölzern bergen. Auf den mittleren und nördlichen Inseln finden sich aber auch ausgedehnte Grasflächen — immer ein Zeichen absolut unfruchtbaren, stark magnesiahaltigen Thonbodens, der aus der Verwitterung magnesiareicher Felsen hervorgegangen ist — nicht Folgen ehemaliger Waldverwüstung. Mehrere vorzügliche Häfen sind vorhanden, besonders Nancowry Harbour, an welchem sich die gegenwärtige englische Ansiedelung befindet, und Ganges Harbour, außerdem zahlreiche Buchten, in denen Schiffe wenigstens während eines Monsuns mit voller Sicherheit ankern können. Das Klima gehörte allerdings bisher zu den verrufensten; überall an der Küste herrschen bösartige Malariafieber, und alle früheren Niederlassungsversuche sind durch sie vereitelt worden. Von 25 Herrnhuter Missionaren, welche von 1768 bis 1787 nach Nancowry Harbour gesandt wurden, ist nur einer zurückgekehrt, und die verschiedenen Versuche der Dänen, festen Fuß zu fassen, sind dadurch immer wieder vereitelt worden. Den Engländern dagegen scheint es besser zu glücken; verschiedene Sanitätsmaßregeln, die vernünftigere Anlage der Wohnungen und zweckmäßige Lebensweise lassen die Beamten, obwohl sie noch immer an dem berüchtigten Nancowry Harbour wohnen, ganz gut gedeihen, und mehrere von ihnen haben mit Hilfe eines gelegentlichen Aufenthaltes auf den gesünderen Andamanen schon lange Jahre ganz gut ausgehalten. Vom Fieber verschont geblieben sind sie natürlich nicht. England hat die Inseln bekanntlich 1869 durch Vertrag von Dänemark erworben.

Die Zahl der Einwohner beläuft sich nach dem Census von 1887 auf etwa 6200, während Chopard sie 1844 auf 8000 veranschlagte; beide Angaben sind nicht sonderlich zuverlässig, da nur für die kleineren Inseln wirkliche Zählungen stattfanden, während für die beiden bevölkertsten, Teressa und Car Nicobar, nur Schätzungen vorliegen. Eine Bevölkerungsabnahme wird ziemlich allgemein angenommen, ist aber nicht sicher erwiesen; für Car Nicobar ist sogar eine erhebliche Zunahme zweifellos, für Teressa, Bompoka und Chowra, der großen Zahl der Kinder nach, mindestens sehr wahrscheinlich. Nur die Centralinseln sind durch eingeschleppte Epidemien von Blattern und Dysenterie arg mitgenommen worden. Es schrint, als ob die obige Zählung sich aber nur auf das eine Element, die malayische Küstenbevölkerung beziehe, denn für Groß-Nicobar sind nur 156 Einwohner angegeben, während das Innere dieser großen Insel doch von zahlreichen Stämmen der wilden Urbevölkerung — der Shom Pen — bewohnt wird. Die Küstenbevölkerung steht offenbar den Bewohnern von Birma am nächsten und ist unzweifelhaft einer viel höheren Civilisation fähig, als die elenden Negritos der Andamanen. Bevölkerung und Civilisation nehmen in einer ganz auffallenden Weise von Süden nach Norden zu. Im Süden findet man nur wenige kleine, schmutzige Weiler mit spärlicher apathisch dahinlebender Bevölkerung, im Norden dicht bevölkerte, saubere, lebhafte Dörfer mit einer verhältnißmäßig bedeutenden Handelsbewegung. Car Nicobar, die nördlichste der Inseln, exportirt trotz ihrer dichten Bevölkerung jährlich 2 bis 3 Millionen Kokosnüsse und zieht großen Vortheil aus dem Verkaufe von Lebensmitteln an die zahlreichen anlegenden Schiffe.

Sorgfältige Messungen an etwa 200 Personen ergaben für die Männer eine Durchschnittsgröße von 5 Fuß $3^1/_4$ Zoll, für die Frauen 5 Fuß; die Entfernung von der Spitze des einen Mittelfingers zu der des anderen übertrifft die Höhe durchschnittlich um drei, mitunter sogar um 5 Zoll, bei

Digitized by Google

Frauen durchschnittlich nur um $1^{3}/_{4}$ Zoll. Die Shom Pen sind etwas kleiner und schwächer, was bei ihrer mangelhaften Ernährung nicht auffallend ist. Die Muskelkraft ist nicht unbedeutend: 150 bis 180 Pfund Kokosnüsse, die an einer Stange über die Schulter getragen werden, gelten als eine gewöhnliche Traglast für einen Mann. Die unteren Extremitäten sind infolge des häufigen Erklimmens der Kokospalmen besser entwickelt, als sonst bei Malayen. Die Stirn ist gut entwickelt, die Nase breit und flach, seltener adlerartig, die Augen stehen mehr oder weniger schief, die Züge sind weniger flach als bei anderen Malayenstämmen; die Gesichtsfarbe ist ein röthliches oder gelbliches Braun. Prognathismus ist häufig, aber nach Man weniger bedingt durch die angeborene Stellung der Schneidezähne, als durch das bis zum fünften Jahre dauernde Saugen der Kinder an der Mutter — das später an den jungen Kokosnüssen fortgesetzt wird — und durch das ewige Betelkauen, dem sich die Kinder schon vom achten Jahre an ergeben. Die Ohrläppchen sind, wie bei den Birmanen, ausnahmslos durchbohrt und durch eingesetzte Holzcylinder, Rohrstückchen oder Scheiben entstellt.

Neben dem Malariafieber, dem auch die Eingeborenen unterliegen, sind Katarrhe und andere Brustkrankheiten häufig, führen indeß selten zu tödtlichem Ausgang. Beriberi ist bis jetzt noch nicht zur Beobachtung gelangt. Dagegen ist Elephantiasis in recht bösartigen Formen endemisch, besonders in der Centralgruppe. Teressa und die Südinseln leiden weniger daran. Car Nicobar ist vollkommen frei. Die Eingeborenen suchen den Grund des Fehlens der Elephantiasis darin, daß sie fast nie Wasser trinken und ihren Durst ausschließlich mit Kokosmilch löschen; sie mögen damit unbewußt das Richtige getroffen haben. Wunden und Verletzungen heilen bei allen Nicobaresen ohne jede Behandlung auffallend rasch und leicht. Ko.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am Meeresstrande bei Havre hat man neuerdings an einer genau umgrenzten Stelle mehrfach geschlagene Steinwaffen vom Typus von Chelles oder Saint-Acheul gefunden, und die sorgfältigen Nachforschungen des Herrn Georges Romain haben jetzt die Existenz einer prähistorischen Station an dieser Stelle erwiesen. Halbfertige Beile beweisen, daß die Menschen ihre Werkzeuge an Ort und Stelle anfertigten. Von großem Interesse ist aber, daß die Station heute bei gewöhnlichem Wasserstande von den Meereswogen überspült wird. Diese Thatsache würde sich für die Theorie einer allmählichen Senkung der Küsten des Aermelkanals verwenden lassen, welche nach den Forschungen des Herrn Bouquet de la Grye heute noch fortdauert und von 1832 bis 1871 durchschnittlich zwei Millimeter im Jahre betragen hat. Herr Romain neigt indessen mehr der Ansicht zu, daß die prähistorische Station sich an der Spitze einer niederen Landzunge befunden habe, welche seitdem durch den Andrang der Wogen zerstört worden sei.

— Die Korkindustrie ist bekanntlich einer der wichtigsten in Spanien betriebenen Industriezweige. Ihren Hauptsitz hat dieselbe in der Provinz Gerona, wo sich zahlreiche Korkschneide-Fabriken mit dem Zerkleinern der betreffenden Eichenborke (von Quercus suber und Q. occidentalis) beschäftigen — in dem Städtchen Palamos allein etwa vierzig. 1885 betrug der Export 16 000 Centner Rinde und 1,137 Mill. Stück geschnittene Pfropfen, im Werthe von 12 Mill. Mark; und 1886 19 600 Centner Rinde und 1,195 Mill. Stück Pfropfen, im Werthe von 14 Mill. Mark. In den letzten Jahren wurde die Korkproduktion in verschiedenen Distrikten durch eine Raupe beeinträchtigt, welche die Bäume in kurzer Zeit ihrer sämmtlichen Blätter beraubt und dadurch die Rindenbildung hemmt.

Afrika.

— Aus Ostafrika kommt die Kunde, daß die Dr. K. Peters'sche Emin-Entsatzexpedition von den Masai bis auf zwei Ueberlebende niedergemetzelt worden sein soll. Da die Expedition von dem deutschen Emin-Pascha-Komité infolge der früher verzeichneten Nachrichten (S. 304) aufgegeben worden, und da Dr. Peters die Rückberufung ergangen war, so wird die deutsche Kolonialpolitik durch das traurige Ereigniß in keiner Weise mehr berührt. Nichtsdestoweniger wird jeder Unbefangene den Tod der wackeren Männer, die das deutsche Kulturwerk im schwarzen Erdtheile so ungemein eifrig zu fördern suchten, tief beklagen. Der energische Leiter der Expedition, dessen große Verdienste um die deutsche Kolonialpolitik nicht wohl zu bestreiten sind, hat auf diese Weise früh ein tragisches Ende gefunden.

— Nach einer aus Zanzibar eingetroffenen Nachricht ist es den Herren Dr. Hans Meyer und L. Purtscheller gelungen, den Gipfel des Kilimandscharo zu ersteigen, und gedenken sich hierselben nunmehr möglichst direkt dem Kenia und seiner Erforschung zuzuwenden.

— Die Portugiesen entfalten neuerdings einen großen Eifer in der geographischen Erforschung des Zambesi-Gebietes. Eine Expedition unter der Führung des Lieutenant Paiva d'Andrade durchzog die Gegend, in der der Mazoe, der Panname und der Sanvate-Fluß ihre Quellen haben, und verweilt jetzt am oberen Umfali. Eine andere Expedition, unter Hauptmann Cordon, machte das Umfali-Thal zwischen 18° südl. Br. und dem Zusammenflusse des Sanvate und Zambesi in ihrem Arbeitsfelde. Die Expedition Serpa Pinto's endlich setzt ihre Untersuchungen am Schire und Nyassa-See weiter fort.

Allgemeines.

— In seinem vor dem internationalen Kolonialkongresse zu Paris gehaltenen Vortrage über den Einfluß der europäischen Erziehung und der europäischen Institutionen auf eingeborene Bevölkerungen der Kolonien (Vergl. S. 204) kommt Gustave Le Bon zu den folgenden Schlüssen: „Weder durch die Erziehung noch durch Institutionen oder durch religiöse Satzungen werden die Europäer im Stande sein, eine civilisatorische Wirkung auf die Orientalen oder gar auf die Naturvölker auszuüben. Die sozialen Institutionen aller dieser Völker sind der Ausdruck einer bestimmten geistigen Konstitution, bezw. ein Werk von Jahrtausenden, das nur durch Jahrtausende wieder umgestaltet werden kann. Sie europäisiren und assimiliren zu wollen, ist ein gefährliches Hirngespinst. Lassen wir ihnen vielmehr ihre Gebräuche, ihre Einrichtungen und ihre Gesetze, und hüten wir uns davor ihnen das komplicirte Räderwerk unserer Verwaltung aufzudrängen. Begnügen

Digitized by Google

wir uns vielmehr damit, eine Art Obervormundschaft über sie zu führen. Um das zu thun, ist eine große Zahl von Beamten vom Uebel, nicht aber ein tieferes Eindringen derselben in die Sprache, Sitte und Denkart der Eingeborenen, und eine Ausrüstung derselben mit Ansehen und Macht.“ Die Engländer und Holländer haben diese Principien bei ihrem Kolonisationssysteme im allgemeinen beachtet, und hierin liegt das eigentliche Geheimniß ihrer kolonisatorischen Erfolge.

— In England geht man damit um, im Anschluß an die Züge der Großen Westbahn eine Dampferlinie von Milfordhafen nach New-York herzurichten. Da die Fahrt von London nach Milford nur 6 Stunden, die Fahrt von Milford nach New-York aber nur etwa $5^1/_2$ Tage beanspruchst, so würde die Reise von der großen englischen nach der großen amerikanischen Welthandelsmetropole dadurch offenbar um ein Erhebliches abgekürzt werden.

Bücherschau.

— C. Fr. W. Krukenberg, Die Durchfluthung des Isthmus von Suez in chorologischer, hydrographischer und historischer Beziehung. Heidelberg 1888. — Der Isthmus von Suez stellt bei 30° nördl. Br. eine Meeresverbindung gerade für solche Thierformen her, welche bei der Gewöhnung an einen Aufenthalt in wärmeren Meeren durch die langgestreckte Form der Kontinentalmassen sonst an einer Vermischung und aktiven Wanderung aus einem ozeanischen Gebiet in das andere verhindert sind. Hieraus erhellt die Wichtigkeit und das große Interesse, welches das vorliegende Werk beanspruchen kann, indem es die biologischen Wanderungen durch den Suez-Isthmus behandelt. — In der tertiären Nummulitenzeit sand eine Trennung des mediterranen von dem erythräischen Faunengebiet noch nicht statt, doch bald darauf ist sie erkennbar, und zwar erfolgte sie zunächst nicht durch eine Landscheide, sondern zur Diluvialzeit wahrscheinlich durch einen Nilarm, welcher etwa in der Mitte des heutigen Isthmus mündete und durch sein süßes Wasser den Meeresthieren den Durchgang versagte. Zahlreiche Süßwasserpetrefakten in der Mitte des Isthmus haben zu dieser Annahme geführt. Erst durch den Suezkanal ist eine Meeresverbindung wieder hergestellt, und damit die Möglichkeit zur Vermischung der Faunengebiete eröffnet. Diese kann jedoch nicht unbehindert erfolgen, weil der Kanal verschiedene Seen durchschneidet, in welchen sich in früheren Zeiten starke Salzlager gebildet haben. Die chemische Zusammensetzung des Salzlagers, über welche verschiedene Analysen Aufschluß geben, entspricht zwar vollkommen den relativen Salzmengungen der beiden umliegenden Meere, so daß kein Zweifel darüber besteht, daß sie durch Verdunstung von Meerwasser entstanden sind; die Lösung im Kanalwasser und in den Seen hat denn auch dieselbe relative Zusammensetzung wie die Meere, aber wegen der stärkeren Verdunstung in dem schmalen Kanale ist der absolute Salzgehalt größer und in Zunahme begriffen. Der Salzgehalt des Rothen Meeres wächst von der Straße von Bab el Mandeb nach Norden, doch die Koncentration im Kanal und in den Bitterseen ist stärker und übersteigt um noch viel mehr den Salzgehalt im Mittelländischen Meere. — Der hohe Salzgehalt ist nach Krukenberg das Haupthinderniß für die Wanderung der Faunen, dafür spricht vor allem auch das rapidere Vorrücken der an ein salzhaltigeres Medium gewöhnten erythräischen Formen; wären die Temperaturunterschiede von entscheidendem Einfluß, so beständen sich die mittelländischen Formen im Vortheil, weil es leichter ist, sich einer wärmeren Temperatur anzupassen als umgekehrt. Strömungen, Störungen durch den Schiffsverkehr, Zerplitterung in den Isthmusseen können für die Wanderung der Faunen wohl auch von nachtheiligem Einfluß sein, doch treten diese Momente jedenfalls hinter der hohen Koncentration zurück. — So ist die Wanderung der Faunen auch noch nicht weit gediehen. Der Verfasser giebt in tabellarischer Form zunächst diejenigen Arten an, welche beiden Meeren schon gemeinsam waren, sowie diejenigen, welche als äquivalent anzusehen sind. Die Anzahl der gemeinsamen Arten ist eine beschränkte. Für die Wanderung kommen vornehmlich die durch lokale Einflüsse modifizirten Faunen am Strande von Port Said und am Strande der Bai von Suez in Betracht, sie werden besonders hervorgehoben. Dann folgt das überaus anschauliche Migrationsschema; es hat ein Eindringen von beiden Seiten stattgefunden, und zwar ein erfolgreicheres, wie schon oben erwähnt wurde, vom Rothen Meere, eine Durchwanderung aber nicht; nur Mytilus variabilis des Rothen Meeres hat vielleicht schon das Mittelmeer erreicht. Der Timsah-See oder die gleich nördlich davon gelegene Schwelle von El Guisr scheint eine Demarkationslinie zu sein, an welcher die Faunenwanderung vorläufig still zu stehen scheint. Wie sich diese Verhältnisse ändern werden, und in welcher Weise die Vermischung und Anpassung der einzelnen Arten vor sich gehen wird, darüber müssen spätere Untersuchungen Entscheidung bringen. — Das Werk behandelt auch kurz die Kanalanlagen des Alterthums und bringt zahlreiche literarische Quellen für die angenommene Lage altägyptischer Städte und Forts bei. Vier Karten erläutern die geologischen, historischen und gegenwärtigen Verhältnisse in anschaulicher Form. E. v. D.

— Dr. Karl Walcker, Grundriß der Statistik der Staatenkunde. Berlin 1889. Mayer & Müller. — Das vorliegende Buch ist der erste Entwurf zu einem Handbuche der Statistik, das der Verfasser herauszugeben gedenkt. Aus diesem Grunde darf es nicht befremden, daß das verwendete Material an verschiedenen Stellen klaffende Lücken zeigt, und daß die Auswahl nicht frei zu sprechen ist von einer gewissen Willkür, Einseitigkeit und Flüchtigkeit. Bezüglich der allgemeinen Begriffsbestimmungen verhält sich Verfasser im allgemeinen referirend, und nicht überall finden wir dieselben scharf. Es gilt dies z. B. von der Definition des Begriffes „politische Geographie“ (S. 10). Daß auf dem Buchumschlage hinter dem Worte „Statistik“ ein Komma steht, auf dem eigentlichen Titelblatte aber nicht, ist sehr störend; richtig ist wohl das letztere.

— C. W. Leo Anderlind, Die Landwirthschaft in Egypten. Dresden 1889. A. Lüders. — Eine verdienstvolle Schrift, die in das Wesen der egyptischen Bodenkultur und Thierzucht einen recht guten Einblick gewährt, und die namentlich auch die geographischen und sozialen Voraussetzungen der betreffenden Wirthschaftsbetriebe gebührend berücksichtigt.

— W. K. Burtons A B C der modernen Photographie. Deutsch von H. Schnauß. 4. Aufl. — Anleitung zum Photographiren. 7. Aufl. — Düsseldorf 1889. Ed. Liesegang. — Die Kamera ist heute für den Reisenden ein so unentbehrliches Instrument geworden, daß wir es nicht verstehen wollen, die beiden vorliegenden kleinen Büchlein über die Technik des Photographirens als willkommene Supplemente zu den vorhandenen wissenschaftlichen Reiseführern zu begrüßen und zu empfehlen.

Inhalt: Dr. R. von Lendenfeld: Korallenriffe. (Mit drei Abbildungen.) — Dr. G. Dieck: Von Cran nach Tiemen und Remours. I. (Mit fünf Abbildungen.) — Kürzere Mittheilungen: Die Nicobaren und ihre Bewohner. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Allgemeines. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 10. November 1889.)

Redakteur: Dr. C. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 14.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Ein Rückblick auf die französische Kolonialausstellung in Paris.

Von Dr. A. Oppel.

Die diesjährige Pariser Weltausstellung zeigte insofern einen von ähnlichen Unternehmungen abweichenden Charakter, als neben den naheliegenden Interessen des Geschäftes und der Spekulation auf das Vergnügungsbedürfniß der Besucher in deutlichster Weise das Bestreben hervortrat, durch geeignete Mittel die Natur-, Bevölkerungs- und Kulturverhältnisse der betreffenden Länder zu anschaulicher Darstellung zu bringen. Um dieser belehrenden Absicht zu entsprechen, waren in fast allen Gebäuden des Marsfeldes, des Quai d'Orsay und der Invaliden-Esplanade die gebräuchlichen geographischen Darstellungsmittel als plastische — meist farbige — Reliefs, mannigfache Arten von Karten, Modellfiguren von Völkertypen, Volkstrachten, große und kleine Gemälde, eine Unzahl von Photographien, statistische Tabellen und Diagramme in großem Umfange unter die eigentlichen Ausstellungsgegenstände vertheilt worden. In vielen Fällen war man noch weiter gegangen und hatte ganze Herbarien, Sammlungen von Schädeln, von Käfern, von ausgestopften Thieren, von ethnologischen Gegenständen, von Mineralien u. a., ferner Bücher und literarische Sammelwerke mit eingereiht. Nimmt man den Umstand hinzu, daß aus den meisten auswärtigen Ländern auch lebende Vertreter der betreffenden Völker nach Paris gekommen waren, so werden schon diese wenigen Andeutungen erkennen lassen, daß die Ausstellung für den Freund der Länder- und Völkerkunde sowie der modernen Kulturkunde recht lehrreich und anziehend war.

Wie es aber bei einem theils durch die Regierungen, theils durch Privatpersonen ins Werk gesetzten Unternehmen nicht anders erwartet werden kann, ist der belehrende Gesichtspunkt nicht in allen Theilen gleichmäßig zur Geltung gelangt. Während z. B. seitens der größeren Staaten Europas wenig zur allgemeinen Orientirung über Land und Leute geschehen ist, haben sich einige kleinere Gebiete wie Luxemburg und Finnland sehr angestrengt. Auch die außereuropäischen Länder haben im einzelnen zwar ein verschiedenes Verfahren beobachtet, aber keines hat es doch ganz unterlassen, entweder die gebräuchlichen geographischen Darstellungsmittel oder naturhistorische und ethnologische Gegenstände zur Schau zu stellen. Vom allgemeinen Standpunkte aus gesprochen, war es daher wohl ein lückenhaftes und ungleichmäßiges Bild der Erde und ihrer Völker, das auf der Pariser Ausstellung entrollt ward. Aber was sich vorfand, war immerhin so umfangreich und theilweise auch so gut, ferner die Art und Weise der Unterbringung und Anordnung meist so geschmackvoll oder eigenartig, daß die auf die Besichtigung verwendete Arbeit und Zeit der Mühe lohnte.

In ganz besonderem Maße hatte sich Frankreich angestrengt, nicht nur seine eigenen Leistungen auf allen Gebieten der materiellen und geistigen Kultur vorzuführen und in das hellste Licht zu setzen, sondern auch die Aufmerksamkeit der Besucher auf sein Kolonialwesen zu lenken, und vor allem auch dafür im eigenen Lande die bislang noch fehlende Popularität und Anerkennung zu erwerben. Um dieses Ziel zu erreichen, sind weder Mühe noch Kosten gescheut worden. Und man muß gestehen, daß durch das Zusammenwirken der betheiligten Kreise die französische Kolonialausstellung eine ungemein farben- und formenreiche Gestalt erhalten hatte, deren Aeußeres ebenso sehr Aufsehen erregte wie das Innere fesselte und meist auch befriedigte. Die Absicht, die Aufmerksamkeit des großen Publikum zu erregen, ist durch die

Digitized by Google

mannigfachen Veranstaltungen, die jedem Geschmack gerecht zu werden suchten, jedenfalls erreicht worden, denn zumal des nachmittags drängte sich Schaar auf Schaar durch die theilweise recht engen Räume und schmalen Gassen. An laut ausgesprochener Anerkennung wie an innerlich gefühlter Befriedigung über das bunte und bewegte Werk pflegte es denn bei den vielen Tausenden, die dahin täglich strömten, nicht zu fehlen. Aber auch wer genauer hinsah und bessere Vorkenntnisse mitbrachte als die Mehrzahl der Besucher, empfing mannigfachen nachhaltigen Gewinn und vielseitige Anregung, wenngleich er die bedingungslose Bewunderung der Massen nicht theilen, sondern vielmehr mancherlei Fehler sowohl in der Gesammtanlage wie in den einzelnen Ausführungen herausfinden mochte.

Die Kolonialausstellung bedeckte mit allen ihren Anlagen fast die volle östliche Hälfte der Esplanade des Invalides, jenes auf beiden Seiten mit schattenspendenden Bäumen bepflanzten Platzes, der sich vom Hotel des Invalides bis zum Quai d'Orsay an der Seine erstreckt. Der für die Kolonien ausschließlich in Anspruch genommene Raum, ein Rechteck von 240 m Breite und 420 m Länge, war in unregelmäßiger Weise von kleineren und größeren Baulichkeiten bestanden, zwischen die sowohl Plätze als Wege, letztere mitunter von recht geringer Breite, eingeschaltet waren. Die größeren Gebäude lagen entlang einer Hauptstraße, welche in Form einer Längsachse die ganze Esplanade durchschnitt und so die Kolonialausstellung von den übrigen Veranstaltungen der Esplanade deutlich abtrennte. Hinter den größeren Gebäuden befanden sich, bis zur östlichen Umfassungsplanke an der Rue de Constantine reichend, alle übrigen Kolonialanlagen, die theils aus kleineren Ausstellungspavillons, theils aus Dörfern, Hütten und Zelten der nach Paris verpflanzten Eingeborenen, theils aus fremdländischen Verkaufsbuden, Wirthschaften, Theatern und anderen Räumlichkeiten bestanden. Um die größeren Gebäude herum sowie auf den freien Plätzen waren fremdliche Rasenbeete, anziehende — meist exotische — Pflanzengruppen und erfrischende Springbrunnen angebracht, mit den hübschen Bäumen die landschaftliche Grundlage bildend, von der sich die bunten Pavillons mit ihren eigenartigen Stilarten in wirkungsvoller Weise abhoben. So entstand ein außerordentlich bewegtes und durchaus fremdartiges, aber nicht unangenehmes oder abstoßendes Gesammtbild.

Der gesammte Stoff, der den lebenden und todten Inhalt der Ausstellung ausmachte, bezieht sich sowohl auf die eigentlichen Kolonien als auch auf die Schutzgebiete Frankreichs und ist durch die Mitwirkung verschiedener Faktoren zusammengestellt worden. Außer der Centralregierung, die in der Hauptkommission durch den Unterstaatssekretär Etienne vertreten war, haben nämlich auch die Verwaltungen der auswärtigen Besitzungen sowie eine große Zahl von Privatpersonen und Vereinen ihre Beiträge geliefert. Der offizielle Katalog über die gesammte Kolonialausstellung, der die sämmtlichen Besitzungen außer Algerien und Tunesien umfaßt, zählt etwas über 2000 Aussteller auf. Der Spezialkatalog für Algerien aber hat deren noch viel mehr aufzuweisen. Entsprechend diesem Ursprungsverhältniß konnte nun von einem gleichmäßigen Vorgehen im Sammeln und Darstellen des Stoffes keine Rede sein, vielmehr trat eine gewisse Systemlosigkeit zu Tage. Manche Theile waren rein belehrend; nach Art von Museen für Länder- und Völkerkunde bestanden sie aus Reliefs, Karten, Bildern, Pflanzen, Mineralien, nutzbaren Körperzeugnissen der Pflanzen- und Thierwelt, aus Modellfiguren der Eingeborenen, deren Trachten, gewerblichen Leistungen u. a. m. Andere Abtheilungen, wie z. B. diejenigen für Algerien, Tunesien und Annam-Tonking, näherten sich mehr den eigentlichen Gewerbe- und Industrieausstellungen und boten daher eine Menge gleichartiger Erzeugnisse neben einander angeordnet, wobei aber der belehrende Gesichtspunkt nirgends ganz vernachlässigt war.

Ferner waren keineswegs alle ausgestellten Gegenstände unmittelbar für den vorliegenden Zweck aus den überseeischen Gebieten eingeführt worden, sondern ein beträchtlicher Theil derselben entstammte staatlichen und privaten Sammlungen und den Pariser Museen. Dies gilt hauptsächlich von den auf Länder- und Völkerkunde bezüglichen Sachen. Doch ist anderseits anzuerkennen, daß man darauf bedacht war, möglichst viel Originalmaterial zusammenzubringen. Zu diesem Zwecke waren einige Zeit vor Beginn der Ausstellung zwei sogenannte Missionen ausgesendet worden. Die hauptsächlichste derselben wurde von E. Raoul ausgeführt. Dieser Herr hat auf Veranlassung des Unterstaatssekretärs im Ministerium der Kolonien eine Reise um die Welt gemacht und besonders die Küstenländer und Inseln des Indischen und Stillen Ozeans nach neuen, seltenen oder eigenartigen Gegenständen abgesucht, um sie zunächst für die Ausstellung zu verwerthen. So hat er u. a. 5000 photographische Ansichten zusammengebracht sowie auch einige Ethnologica gesammelt. Raoul's Hauptaugenmerk aber war gemäß dem ihm gegebenen Auftrage darauf gerichtet, ein Herbarium anzulegen, in dem vor allem die Nutzpflanzen im weiteren Sinne des Wortes enthalten sein sollten. So hat Raoul 22 000 Pflanzen gesammelt, darunter, wie der offizielle Bericht mittheilt, eine große Zahl neuer Species. Die Sammlung der Moose, von unschätzbarem Werthe, enthält nach dem Urtheile von botanischen Fachleuten, mindestens zum vierzehnten Theil ganz unbekannte Arten. Die zweite Mission, als Ergänzung derjenigen E. Raoul's dienend und von dem Grafen L. de Jouffroy d'Abbans in Ozeanien (1888 bis 1889) ausgeführt, verfolgte das besondere Ziel, auf den Inseln der Südsee werthvolle ethnologische Schaustücke zusammenzubringen. Die meisten der von Jouffroy d'Abbans erworbenen Sachen stammen aus Neuseeland; kleinere Sammlungen rühren von den Santa-Cruz-Inseln, von den Salomonen, von Neu-Irland, Neu-Britannien, dem Fidschi-Archipel und von den Samoa-Inseln her.

Was nun die Unterbringung des gesammten Stoffes — zunächst abgesehen von den lebenden Vertretern der eingeborenen Kolonialvölker — anbetrifft, so hat man für die größeren und bedeutenderen der auswärtigen Besitzungen (Colonies françaises et pays do protectorat) besondere Gebäude errichtet, für die übrigen aber ein gemeinschaftliches Haus — le Palais Central des Colonies — etwa in der Mitte der vorhergenannten Einzelpavillons erbaut. Dieser an sich einfache und richtige Gedanke ist aber nicht scharf durchgeführt worden. Denn in dem Kolonialpalaste waren mitunter auch solche Gebiete vertreten, die wie Annam-Tonking und Kambodscha eigene Gebäude haben; auch sind für einige Länder, die der Hauptsache nach im großen Palaste ausgestellt haben, kleine Zusatzbauten angelegt worden. Ohne Zweifel war dies Verfahren ein Mangel. Er machte sich bei dem ohnehin so weitschichtigen und aus zahllosen Einzelheiten bestehenden Material besonders für diejenigen Besucher bemerklich, denen es nicht allein darauf ankam, die ausgestellten Sachen flüchtig zu besehen, sondern gründlich zu studiren oder wenigstens eine zusammenfassende Uebersicht zu gewinnen und einen gegenseitigen Vergleich zu ziehen.

Bei der nachfolgenden näheren Besprechung der Kolonialausstellung empfiehlt es sich zuerst den Centralpalast zu behandeln und darauf die besonderen Gebäude folgen zu lassen.

Der Kolonialpalast, nach den Plänen des Architekten Sauvestre aus eigener Phantasie, ohne unmittelbare Anlehnung an einen bestimmten exotischen Stil errichtet, war ein

Digitized by Google

rechteckiges, roth angestrichenes Holzgebäude von 65 m Länge und 18 m Breite und wurde in der Mitte von einer Hauptkuppel und an den Ecken von mehreren Nebenkuppeln überragt, deren Gestalt auffallend an die bekannten Zwiebelkuppeln russischer Kirchen erinnerte. Die Front, nach der die Esplanade mitten durchschneidenden Straße gerichtet, trug eine Anzahl Schilder mit den Namen der hinter ihnen im Innern des Palastes ausstellenden Gebiete. Am Haupteingange standen Posten der Kolonialarmee — entweder Indochinesen oder Leute von Senegal. Unmittelbar dahinter öffnete sich ein großer und hoher — bis unter die 40 m hohe Kuppel reichender — Saal, welcher die sogenannte „Exposition permanente des Colonies“ aufgenommen hatte. In der Mitte des Saales erhob sich eine pyramidal angeordnete Gruppe von Götterbildern und Fetischen, die sich auf die in den Kolonialländern vertretenen Religionen bezogen und sich sehr effektvoll abhob. An den Seitenwänden standen Schränke mit Waffen, Bronzen, Töpferein, Musikinstrumenten, Holzschnitzereien, Lackarbeiten, eingelegten Sachen, Modellen von Schiffen, Wohnungen, Transportgeräthen u. dergl. Die hier befindlichen Gegenstände waren den verschiedenen Völkern der auswärtigen Besitzungen entnommen und stellten somit eine Art systematischer Uebersicht über die betreffenden ethnologischen Kapitel dar.

Rechts und links von der „Exposition permanente“ öffneten sich zwei lange Säle, deren jeder außer dem Raume zu ebener Erde im ersten Stock eine längs den Wänden hinlaufende Gallerie enthielt. Trat man in den Saal linker Hand, so fand man die Räume für Assinie, Gabun-Kongo, die oben erwähnten Missionen, Martinique, Guyana, St. Pierre-Miquelon und Obock. Der Saal rechts dagegen enthielt die Ausstellungen von den Neuen Hebriden, von Ostindien, Réunion, Mayotte, Nossibé, Neukaledonien und Tahiti. Wie man sieht, hatte die Organisation darauf verzichtet, die einzelnen Gebiete gruppenweise, etwa nach den Erdtheilen, anzuordnen. Somit trat auch im einzelnen derselbe Mangel an Uebersichtlichkeit hervor wie bei der Gesammtanlage. Insofolgedessen kehrten viele Gegenstände, wie Eisenbein, Kautschuk u. a., sehr häufig wieder. Einen weiteren ungünstigen Umstand bildete die etwas zu dichte Aufstellung bei zu schwachem Licht. Die Gallerien der ersten Etage, welche rings um das ganze Gebäude herumliefen und einen sehr angenehmen Aufenthalt darboten, enthielten theils die Fortsetzung der Exposition permanente, in Form von Volkstrachten, nutzbaren Pflanzen, thierischen Stoffen und mannigfachen gewerblichen Leistungen, theils hatten sie die Ausstellungen einiger Vereine (Alliance française, Société française de Colonisation) und des Unterrichtswesens in den Kolonien sowie eine ziemlich umfangreiche Kolonialbibliothek aufgenommen. Die Gallerien bildeten ohne Zweifel den gelungeneren Theil des Kolonialpalastes, insofern als die Gegenstände nicht so dicht zusammengedrängt waren wie im Erdgeschoß und weil man bei der Auswahl derselben planmäßiger vorgegangen war. Daher war hier in der That eine gute Uebersicht über die berücksichtigten Zweige der Völker- und Wirthschaftskunde der betreffenden Kolonien gegeben.

Zur Ergänzung des Kolonialpalastes dienten einige kleinere Anlagen, die hinter demselben aufgestellt waren; sie bezogen sich auf Guadeloupe, auf Gabun, Senegambien und Guyana. Von besonderem Interesse war hiervon nur der kleine Gabun-Pavillon, der eine ziemlich naturgetreue Faktorei, allerdings in stark verkleinertem Maßstabe, darstellte.

Wenden wir uns zu den Sondergebäuden, so ist zuerst die algerische Ausstellung zu erwähnen. „Le Palais de l'Algérie“, ein stattlicher und eindrucksvoller Bau des Architekten Ballu, der im Auftrage der „Commission des Monuments historiques“ umfangreiche Studien in der maurischen Baukunst an Ort und Stelle gemacht hat, stand in der Nähe der Endstation der Décauville-Bahn und bildete so den günstigen Anfang der ganzen Kolonialausstellung. Ballu hatte in diesem Gebäude eine Reihe maurischer Motive in glücklicher Weise kombinirt und besonders die zierlichen Fayencen verwendet. Auch an einem Minaret fehlte es nicht. Das Innere zerfiel in drei Haupträume, entsprechend den drei Departements Oran, Algier und Constantine, von denen jeder für sich gesondert ausgestellt hatte. Außerdem gab es noch mehrere Nebenräume; einer enthielt z. B. vornehmlich Reliefs, Karten und Atlanten, ein anderer war mit Photographien und Gemälden gefüllt, die entweder in Algerien selbst entstanden waren oder wenigstens sich auf das Land und seine Bewohner bezogen.

Die ausgestellten Gegenstände waren nach dem für die ganze Exposition Universelle gültigen Plane angeordnet, der den gesammten Stoff in neun Gruppen mit 83 Klassen zerlegte. Nach der Zahl der Einzelaussteller zu urtheilen, war die Gruppe der Nahrungsmittel am stärksten vertreten, denn zu derselben hatten nicht weniger als 1639 Aussteller beigesteuert.

Heben wir einige Punkte aus der Ausstellung, zugleich als Beitrag zur Landeskunde Algeriens, hervor, so verdient zunächst der Umstand erwähnt zu werden, daß man durch zahlreiche Reliefs und Karten die Natur des Landes sowie seine Bodenschätze und Kulturfortschritte veranschaulicht hatte. Da waren z. B. neun farbige Reliefs von D. Giorgio und E. Thiélaux, je drei für jedes Département, welche den Besiedelungszustand für je drei Zeitpunkte — 1830 bis 1840, 1870 und 1889 — darstellten. Eine große Manuskriptwandkarte, 1 : 100000, gleich neben dem Haupteingange befindlich, belehrte nicht nur über die Topographie, sondern auch über die wichtigsten Bevölkerungscentren und den Umfang des angebauten Landes. Zahlreiche Kärtchen, welche durch den „Service météorologique de l'Algérie“ bearbeitet waren, legten auf Grund zehnjähriger Beobachtungen die Hauptzüge der Witterungsverhältnisse dar. Ein großer Forstatlas zeigte die Waldbestände der Kolonie. Neben diesen und anderen Gesammtdarstellungen erläuterten viele Karten die Geologie, die Ausdehnung des Ackerbaues, des Weinbaues und der Industriethätigkeit der einzelnen Departements, unter denen Oran besonders reich bedacht ist. Auf die Völkerkunde bezogen sich nicht nur mancherlei Waffen — zum Theil prachtvolle Exemplare —, Trachtenstücke und gewerbliche Arbeiten, sondern auch einige ausgezeichnete Modellfiguren von Eingeborenen, deren Naturwahrheit man nach den vorhandenen lebenden Typen unmittelbar beurtheilen konnte.

Daß Algerien ein von Natur wohl ausgestattetes Land ist und unter der französischen Verwaltung beträchtliche Fortschritte in materieller und geistiger Beziehung gemacht hat, wurde durch die Ausstellung unwiderleglich bewiesen. Zur Begründung dieses Satzes mögen einige nähere Angaben hier Platz finden:

Zunächst enthält das Land zahlreiche mineralische Stoffe, die in höherem oder geringerem Grade ausgebeutet werden: man findet Eisen, Kupfer, silberhaltiges Blei, Zink und Quecksilber. Die Marmor- und Onyxarten, schon von den Alten hochgeschätzt, waren durch schöne Proben im Rohzustande wie in kunstmäßiger Verarbeitung vorgeführt. Auch an Wald fehlt es in Algerien nicht; die Ausdehnung desselben schätzt man auf 30000 qkm an. Werthvoll ist das Halfagras, von dem man im Jahre 1887 2,2 Mill. Centner gewann. Was den Bodenbau anbetrifft, so spielen Weizen und Gerste die Hauptrolle. Im Jahre 1887 — das nicht zu den günstigsten gehörte — erzielte man 5,77 Mill. Metercentner Weizen, wovon fast 1,5 Mill. auf die euro-

Digitized by Google

päische Bevölkerung fielen, und 8,2 Mill. Metercentner Gerste. Dem gegenüber sind die Ergebnisse anderer Halmfrüchte wie Hafer und Sorghum von geringem Belange.

Die Erfolge auf dem Gebiete des Weinbaues haben geradezu Aufsehen erregt. Am 31. December 1888 gab es 65 880 ha Weinpflanzungen mit mindestens drei Jahre alten Stöcken; im Jahre 1887 erzielte man insgesammt 1,9 Mill., 1888 aber schon 2,7 Mill. Hektoliter. Die algerischen Weine stehen an Güte auf gleicher Stufe mit den entsprechenden Gewächsen von Languedoc, Roussillon und der Provence; sie vertragen den Transport, ja sie werden durch Verschickung besser. Zu den größten Weinplätzen gehören u. a. Blidah, Rouiba, Mitiana, Médéah, Tlemcen, Mascara, Bona und Philippeville. Eine andere von den Eingeborenen ausgeübte Kultur ist die des Oelbaumes, der in der ganzen Region des Tell vorkommt. Die Zahl der Bäume schätzt man auf 6 Mill. Von dem gewonnenen Oele wurden im Jahre 1887 4,6 Mill. Kilogr. im Werthe von 5,5 Mill. Francs ausgeführt. Längst geschätzt sind die edlen algerischen Gemüse, die man hauptsächlich in den Umgebungen der Städte Algier, Philippeville, Bona, Mostaganem und Misserghin erzeugt.

Unbegrenzt ist das Gedeihen der Agrumen, und wenn man diesem Zweige noch mehr Aufmerksamkeit zuwendet, als bisher, so wird Algerien — in Frankreich wenigstens — die gleichartigen Erzeugnisse Spaniens und Italiens verdrängen können. Die sogenannten Trockenfrüchte, als Feigen, Datteln und Weinbeeren, spielen schon jetzt eine ansehnliche Rolle im Ausfuhrhandel. Die Gewinnung von Feigen und Weinbeeren geschieht vornehmlich von den Kabylen der Bezirke Dellys und Tcherchell. Die für die dürren Striche so wichtige Dattel ist in der sogenannten algerischen Sahara zur Zeit mit etwa 3 bis 4 Mill. Bäumen vertreten, und jedes Jahr werden neue Anpflanzungen gemacht. Außer den Eingeborenen beschäftigen sich damit auch einige französische Gesellschaften; so in Biskra und in Ued Rir. Das dabei beobachtete Verfahren und die bereits erzielten Ergebnisse waren auf der Ausstellung in ausführlicher Weise dargestellt.

Die gewerblichen Leistungen haben, da die europäischen Kolonisten sich vorzugsweise mit Bodenanbau beschäftigen, minder große Fortschritte aufzuweisen, als die vorher besprochenen Wirthschaftszweige. Man hat es daher in der Ausstellung vielfach mit den Arbeiten der Eingeborenen zu thun, welche schon vor der französischen Besitznahme mancherlei Gewerbe betrieben, aber wenn sie auch von den Fremden einige Anregungen erhielten, in der Hauptsache ihren früheren Standpunkt nicht weit überschritten haben. Teppiche und gestickte Kissen, die werthvollsten Schaustücke der Eingeborenen, ausgezeichnet durch harmonische, lebhafte Farben und zierliche, wenn auch unregelmäßige Muster, waren in der Ausstellung durch prächtige Exemplare vertreten. Die Töpferei, auch von Franzosen betrieben, fertigt für Zierbauten gute Fayencen. Die Parfümerie, welcher das Land alle gewünschten Rohstoffe liefert, beginnt für die Ausfuhr nach Frankreich und England zu arbeiten. Die Tischler- und Ledergrbeiten, letztere mit Gold- und Silberverrathen, sind von einigem Belang. Eine Webwaarenindustrie hat aber trotz des Vorhandenseins der entsprechenden Rohstoffe, als Wolle, Leinen und chinesischem Hanf (Ramie) noch nicht entstehen können. Die französische Industrie hat nämlich das Monopol, die nöthigen Stoffe für die in Algerien ansässigen Europäer zu liefern. Bei den Eingeborenen besteht noch die alte Mode der Burnusse und Haick, die von den Frauen hergestellt werden. Ein altes Gewerbe, namentlich der Kabylen, ist die Goldschmiederei, die zunächst für den eigenen Gebrauch recht nette Sachen liefert, aber auch bei den Europäern Absatz findet. Die Waffenfabrikation dagegen ist zurückgegangen, da die europäischen Flinten mehr und mehr beliebt werden. Die große Mukalaflinte und der lange Dolch — Flissa — der Kabylen werden daher bald nur noch in antiquarischen Exemplaren anzutreffen sein.

Die Entwickelung und Anwendung der modernen Technik bildet im Ganzen den schwächsten Punkt im wirthschaftlichen Leben Algeriens. Immerhin ist aber einiges Interessante zu erwähnen. Dahin gehört in erster Linie die Tiefbohrung zum Heraufholen von Wasser. Seit dem Jahre 1844, wo der Ingenieur Fournel auf die Bedeutung dieser Technik aufmerksam machte, insonderheit aber seit den unter General Desvaux (1858) gemachten praktischen Versuchen sind damit ansehnliche Erfolge erreicht worden, namentlich in Ued Rir. Hier giebt es artesische Brunnen, welche in der Minute bis 6000 Liter Wasser liefern. Ansehnlich ist auch die Entwickelung des Eisenbahnnetzes. Ende 1887 bestand es aus 2418 km; da seitdem 709 weitere Kilometer hinzugefügt wurden, so beträgt zur Zeit die Gesammtschienenlänge Algeriens 3127 km.

Die Ausstellung lenkt die Aufmerksamkeit der Besucher aber auch auf die Fortschritte in der geistigen Kultur, zunächst des Unterrichtswesens. Dieses zerfällt in zwei Abtheilungen: für Europäer und für Eingeborene. Das Unterrichtswesen für Europäer ist in drei Stufen gegliedert. Die höchste Stufe mit wissenschaftlichem Charakter — Enseignement supérieur — hat vier Fakultäten (Droit, Médecine, Sciences, Lettres) aufzuweisen, denen sich eine Kunstschule, ein astronomisches Observatorium, eine meteorologische Anstalt, eine zoologische Station und zwei Lehrstühle für die arabische Sprache anschließen. Für den Mittelschulunterricht sind 4 Lyceen, 11 Collèges und mehrere höhere Töchterschulen, zum Theil Privatanstalten, vorhanden. Für den Elementarunterricht sorgen 954 theils öffentliche, theils private Volksschulen, 157 écoles maternelles und mehrere gehobene Volksschulen. Die Ausbildung der nöthigen Lehrkräfte erfolgt auf vier Seminarien. Der Gesammtbesuch wurde im Jahre 1888 auf 150 278 Schüler aller Stufen, oder 21 Proc. der europäischen Bevölkerung beziffert. Für die Eingeborenen bestehen 128 Schulen mit 10 688 Schülern und 183 Lehrkräften beiderlei Geschlechts, darunter 108 Eingeborenen. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Von Oran nach Tlemcen und Nemours.

Von Dr. G. Tiercks.

(Mit sechs Abbildungen.)

II.

Die Lage Orans ist sowohl in strategischer wie in kommerzieller Hinsicht außerordentlich vortheilhaft. Seine Geschichte beweist das erstere, sein heutiger Handelsverkehr das letztere. Der Hafen läßt ja allerdings viel zu wünschen übrig und entspricht jetzt kaum mehr der Bedeutung der Stadt und dem regen Schiffahrtsverkehr derselben. Die Römer hatten mit ihrem gewohnten Scharfblick die Wichtigkeit des benachbarten Mers el Kebir als Hafenplatz erkannt und daselbst eine Kolonie gegründet. Dieser portus divinus oder portus magnus war aber wohl im Stande, einer großen Flotte Schutz zu bieten, dagegen seine Gestade boten doch nicht die Vortheile des benachbarten kleineren Hafens, weil sie nach Westen hin nicht derart geschützt waren, wie die des letzteren. Die Bedeutung des portus divinus wurde auch von den Arabern und später von den Spaniern vollständig gewürdigt, sie alle aber ebenso wie die letzten Besitzer jener Gegenden, die Türken, vermochten nicht die Entwickelung der an demselben gegründeten Ortschaft zu fördern, denn der Nachbarort bot ungleich größere Sicherheit gegen feindliche Angriffe. Und Oran ist allerdings ganz außerordentlich geschützt gelegen. Das Thal des kleinen flusses Ued er Rehhi bot Raum genug für eine ansehnliche Niederlassung, und der Dschebel Khar im Osten, sowie der Dschebel Murdschadscho im Westen eigneten sich vortrefflich zur Anlage von Befestigungswerken, welche das dazwischen liegende Thal gegen jeden Angriff vom Lande oder vom Meere her schützten, denn diese beiden Ausläufer des Küstengebirges ragen weit über die Mündung des Ued er Rehhi hinaus und beherrschen die tief in das Land einschneidende Bucht vollständig. Die steil aufragenden Höhen zu beiden Seiten Orans sind demgemäß seit frühen Zeiten sehr stark befestigt worden und tragen heute eine ganze Reihe von Forts, zu denen im Süden noch mehrere andere hinzugekommen sind. Der im Westen gelegene Dschebel Murdschadscho wird gekrönt durch das auf seinem Gipfel 400 m über dem Meeresspiegel gelegene Fort Santa Cruz. Auf halber Höhe befindet sich das Fort San Gregorio und an seinem Fuße liegt das Fort de la Muna, das mit seinen Geschützen die neuen Hafenanlagen und Molen von Oran bestreicht. Auf einem Ausläufer des an Gestalt dem Besuv sehr ähnlichen Dschebel Khar, des Löwenberges, der früher ein beliebter Aufenthalt der Löwen gewesen sein soll, liegt das Fort oder Château Neuf. Der Löwenberg selbst endet in der Pointe de l'Aiguille, welche im Osten den Golf von Oran abschließt. Im Westen bildet das Kap Falcon die Grenze desselben.

Berber-Mädchen aus Oran.

Die spanische Altstadt war auf dem linken Ufer des Ued er Rehhi gelegen und ist noch heute beinahe in demselben Zustande wie vor 300 Jahren. Die maurische Stadt, das Judenviertel und das Negerdorf zogen sich amphitheatralisch an dem östlichen Hügel hinauf. Nach dieser Seite und nach Süden hin ist auch die weitere Ausdehnung der Stadt erfolgt, und bis zur Spitze von Canastel, ja bis zu der Pointe de l'Aiguille, erstrecken sich die Villenorte, in denen die reichen Oranesen ihre von prachtvollen Parks umgebenen Besitzungen haben. Herrliche Promenaden ziehen sich besonders auf der Ostseite hin und gewähren einen vortrefflichen Ueberblick über die in der Form eines spitzwinkligen Dreiecks sich weit nach Süden hin erstreckende Stadt sowie über den Hafen mit seinen großartigen Anlagen. Von den

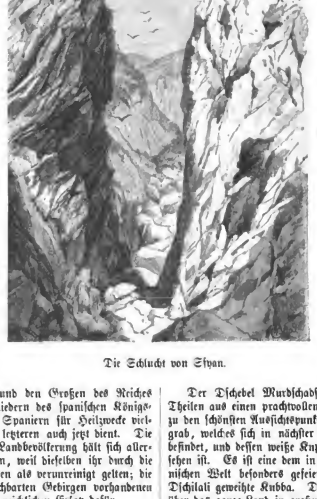
Digitized by Google

Spitzen der benachbarten Hügel gewinnt man einen Ueberblick über das Labyrinth der Küstengebirge und über die weiten im Süden liegenden Ebenen des fruchtbaren Tell und der Vorwüste, der Sahel, und schweift das Auge bis an die in bedeutender Entfernung nur undeutlich sichtbaren Höhenzüge des Großen Atlas. Von der Spitze des Dschebel Murdschadscho aus soll man bei günstiger Beleuchtung und klarem Wetter sogar die Spitzen der Sierra Nevada in Spanien erblicken können; es giebt jedoch wenige, die sich rühmen können, dieselben wirklich gesehen zu haben. Dagegen ist es sicher, daß man von manchen Bergspitzen des Berglandes der Traras, so namentlich vom Dschebel Tadschera aus die höchsten Erhebungen des benachbarten Spanien sehen kann.

Im Süden der Stadt ist das Bett des die Stadt der Länge nach durchlaufenden Ued er Rehhi auf eine beträchtliche Entfernung hin überwölbt und damit der Platz für die schöne breite Promenade des Boulevard de Malakoff und eines Theils des Boulevard Oudinot geschaffen.

Am Strande sind gleichfalls breite Wege angelegt worden, die namentlich dem starken Waarenverkehr daselbst dienen. Aber auch der in neuerer Zeit ausschließlich für militärische Zwecke in Anspruch genommene Hafen Mers el Kebir ist jetzt durch eine Kunststraße mit Oran verbunden. Es sind für diesen Zweck große Sprengarbeiten am Fuße des Dschebel Murdschadscho vorgenommen, und derselbe ist neben dem Fort de la Muna durchbohrt worden. Jenseits des auf diese Weise geschaffenen 50 m langen Tunnels schließt sich dann die breite Fahrstraße an, welche an dem Hafen von Mers el Kebir entlang läuft. In kurzer Entfernung von diesem Tunnel befindet sich eine von Alters her berühmte warme Quelle, „das Bad der Königin“, welches von den Königen und den Großen des Reiches Tlemcen, später von Mitgliedern des spanischen Königshauses und von vornehmen Spaniern für Heilzwecke vielfach benutzt worden ist und letzteren auch jetzt dient. Die fanatische mohammedanische Landbevölkerung hält sich allerdings von diesen Bädern fern, weil dieselben ihr durch die Benutzung seitens der Christen als verunreinigt gelten; die in großer Zahl in den benachbarten Gebirgen vorhandenen heißen Quellen bieten ihnen reichlichen Ersatz dafür.

Die Masse der Mineralquellen in Algerien ist überhaupt außerordentlich groß, und das Land hat in dieser Hinsicht noch eine große Zukunft, denn nur eine sehr kleine Zahl ist bisher in den Dienst der leidenden Menschheit gestellt und eine noch viel kleinere Zahl ist auf ihre Bestandtheile hin untersucht worden; etwa 135 sind bis heute mehr oder minder bekannt.



Die Schlucht von Sfyan.

Die meisten derartigen Quellen, deren Wasser unter den verschiedensten Wärmegraden dem Erdboden entsprungen, befinden sich allerdings in dem noch sehr wenig erforschten, breit ausgedehnten Berglande des Departement Constantine; Oran, dessen Gebirgssysteme eine ungleich geringere Ausdehnung haben als die der beiden anderen Provinzen, hat überhaupt am ärmsten an Wasser ist, hat auch die wenigsten Mineral- und andere heilkräftige Quellen. Das belagte Bad der Königin, so benannt nach Johanna der Wahnsinnigen von Spanien, welche dasselbe besucht haben soll, erhält seine 32 bis 35 Grad Wärme messenden Wassermassen von mehreren in kurzer Entfernung davon in einer Grotte gelegenen Quellen, die einem Quarzitlager entspringen. Die vier Oeffnungen, aus denen das etwa 45 Grad bei seinem Austritt aufweisende Wasser entquillt, haben 5 bis 10 cm Durchmesser und liefern etwa 250 Liter in der Minute. Es wird gegen rheumatische Leiden sowie gegen Gicht angewandt. Bis vor wenigen Jahrzehnten wurden die Bäder in der Quellgrotte selbst genommen, die Einrichtungen in derselben waren aber sehr primitiv; erst in neuester Zeit ist ein den modernen Ansprüchen genügendes Badehaus hergestellt worden.

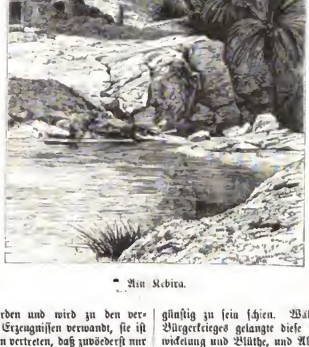
Zur Linken von dem Bade der Königin, auf einer zum Dschebel Murdschadscho gehörenden Anhöhe liegt die von üppigster Vegetation umgebene Villenkolonie Sainte-Clotilde, ein beliebter Sommeraufenthalt der Oranesen. Auch das in kurzer Entfernung davon befindliche Fischerdorf Saint-André wird von den Bewohnern der Hauptstadt viel besucht. Eine Kilometer weiter liegt dann das durch ein starkes Fort geschützte Oertchen Mers el Kebir, welches sein Wasser mittelst einer sehr schönen Leitung vom Ued er Rehhi aus dem Oranthale erhält.

Der Dschebel Murdschadscho bietet von allen seinen Theilen aus einen prachtvollen Blick über Land und Meer, zu den schönsten Aussichtspunkten gehört aber das Heiligengrab, welches sich in nächster Nähe des Fort Santa Cruz befindet, und dessen weiße Kuppel auf weite Entfernung zu sehen ist. Es ist eine dem in der gesammten mohammedanischen Welt besonders gefeierten Heiligen Abd-el-Kader-el Dschilali geweihte Kubba. Derartige kleine Kapellen sind über das ganze Land in großer Masse zerstreut und bilden heute ebenso wie die Marabuts und wie die Klosterschulen mancher Sekten — die Zawias — Ruhepunkte und Zufluchtsstätten für die Reisenden. Christen durften sich ihnen wie den Moscheen früher nie nahen; heute ist dies aber anders, und rücksichtslos hat die französische Regierung mit der fanatischen Unduldsamkeit ihrer mohammedanischen Unterthanen ge-

Digitized by Google

brochen. Selbst die Kirchhöfe sind gegenwärtig wie alle anderen heiligen Stätten dem Andersgläubigen zugänglich. Die Gewohnheit der Araber wie der Berber und der Mauren, ihre Wohnhäuser, namentlich aber die Kubbas, Marabuts und Moscheen, stets weiß zu erhalten und zu diesem Zwecke mindestens einmal, wenn nöthig zwei und mehrere mal im Jahre zu tünchen, machen alle derartigen Gebäude, besonders in den wenig bekannten labyrinthischen Gebirgsgegenden zu äußerst willkommenen, weithin sichtbaren Merkmalen für den Reisenden. Sie sind um so deutlicher wahrnehmbar, als sie sich stets kräftig von dem Boden und Hintergrund ihrer Umgebung abheben. Im Sommer zeigt die Landschaft Orans wie die der anderen Provinzen Algeriens das eintönige Braun, das die von der Sonne Afrikas verbrannte spärliche Vegetation zeigt, und dieses Braun wird noch intensiver, wenn der Herbst herankommt, in dem das verdorrte Gestrüpp und Gras meist durch Feuer vernichtet wird. In der Regenzeit des Winters und im Frühjahr erscheint dagegen das ganze Land, so weit es überhaupt im Stande ist, eine Vegetation zu erzeugen, in herrlichem, saftigem Grün, von dem sich die weißen Bauten der Eingeborenen ebenfalls deutlich abheben.

Die Vegetation Orans und seiner Nachbarschaft zeigt nichts besonders Charakteristisches. Wo nicht der Mensch den Boden für die Kultur gewonnen hat, ist er von der Zwergpalme bedeckt, die in den dem Meere nächst gelegenen Gegenden überall da auftritt, wo die Kulturthätigkeit des Menschen aufhört. Letzterer muß selbst auf seinen Aeckern ununterbrochen gegen diese stark wuchernde Pflanze ankämpfen, die infolge ihrer langen Wurzelfasern sehr schwer auszurotten ist. Die Zwergpalme ist jetzt allerdings auch in den Dienst des Menschen genommen worden und wird zu den verschiedenartigsten gewerblichen Erzeugnissen verwandt, sie ist jedoch so massenhaft in Algerien vertreten, daß zuvörderst nur kleine Quantitäten davon verwerthet werden können.



Ain Kebira.

Nächst der Zwergpalme sind es das Halfagras und zahlreiche verwandte Grasarten, die der Boden Orans unter dem Einfluß der atmosphärischen Niederschläge in unbegreiflicher Fülle ohne Zuthun des Menschen entstehen läßt, und die in vielen Industriezweigen ausgiebigste Verwendung finden, und die einen Exportartikel bilden, der in großen Massen zur Papierfabrikation wie für Textilzwecke, Korbfabrikation und Seilerei nach Europa ausgeführt wird.

Ohne besondere Pflege gedeiht auch in der Nachbarschaft Orans der Johannisbrotbaum, der Olivenbaum, die indische oder Berber-Feige sowie zahlreiche andere Cacteen, der Oleander und viele andere Sträucher, die in europäischen Gärten als Ziergewächse gepflegt werden. Wo der Boden einige Feuchtigkeit besitzt, oder wo er durch Zuführung von Wasser und durch Düngung kulturfähig gemacht werden kann und wo er nicht durch übermäßigen Salzgehalt gänzlich unfruchtbar ist, da zeigt er eine fabelhaft große Triebkraft. Innerhalb der Hauptstadt Oran selbst, so z. B. in dem Ravin d'Ain Rouina wie auf allen öffentlichen Plätzen und Promenaden erhalten wir den Beweis hierfür. Der Ravin d'Ain Rouina bietet beinahe das ganze Jahr hindurch einen herrlichen Anblick vermöge der Blüthenpracht seiner üppigen Vegetation. In den Gärten und Parks der Villenorte aber gedeihen selbst viele Pflanzen der Tropen auf das vortrefflichste, von denen des südlichen Europa ganz zu schweigen.

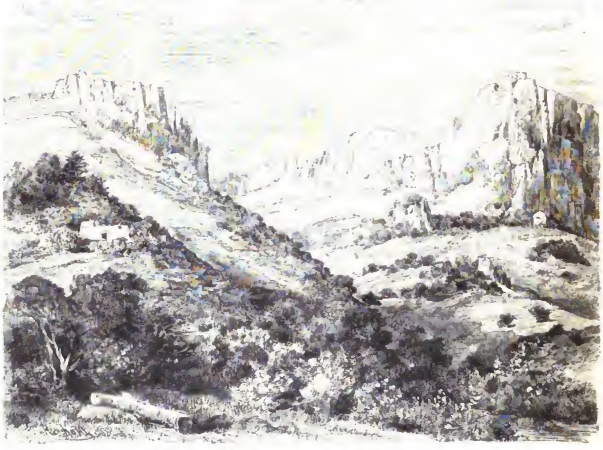
Die Bewässerung des Bodens erfordert freilich gerade in der Provinz Oran viel Arbeit und Geld, denn einerseits muß mit den geringen vorhandenen Wassermassen sorgfältig Haus gehalten, und andererseits muß dem Boden durch tiefe Bohrungen und Brunnen das in bedeutender Entfernung von seiner Oberfläche vorhandene Wasser mühsam abgerungen werden. Charakteristisch für Oran und seine Provinz ist es daher auch, daß die im Departement Algier zum Zwecke der Entwässerung der weiten Strecken von Sumpfland in ungeheuren Zahlen angepflanzten und daselbst ganz heimisch gewordenen Eucalyptusbäume verhältnißmäßig selten angetroffen werden.

Ein wahres Meisterwerk der Wasserbaukunst sahen wir in kurzer Entfernung von Oran in Saint Denys du Sig. In der Nachbarschaft dieses kleinen, meist von Spaniern bewohnten Ortes wurde in früheren Jahrzehnten die Baumwollenkultur sehr stark betrieben, für die der Kalkboden günstig zu sein schien. Während des nordamerikanischen Bürgerkrieges gelangte diese Kultur zu bedeutender Entwickelung und Blüthe, und Algerien schien auf dem Weltmarkte mit den Hauptproduktionsländern dieses Artikels konkurriren zu wollen. Dieser Aufschwung war indessen nur von kurzer Dauer, denn die Unmöglichkeit, die Baumwolle zu dem Preise zu liefern, für den Nordamerika sie herstellen kann, war Veranlassung, daß der genannte Kulturzweig beinahe ganz aufgegeben wurde. Seitdem beschäftigen sich die Bewohner von Saint Denys hauptsächlich mit Wein- und Tabakbau, die sehr bedeutenden Ertrag liefern. Der kleine Fluß oder Bach Sig hatte zu allen Zeiten die Bodenkultur im Sommer durch seinen Wassermangel, im Winter durch seine verheerenden Ueberschwemmungen sehr geschädigt, es wurde daher ein

Digitized by Google

großes Reſervoir und ein Wehr angelegt, durch welches nunmehr eine gleichmäßige Vertheilung der Waſſermaſſen des Sig ermöglicht worden iſt. Mit dieſem Reſervoir ſteht ein Kanaliſationsnetz in Verbindung, durch welches die ganze

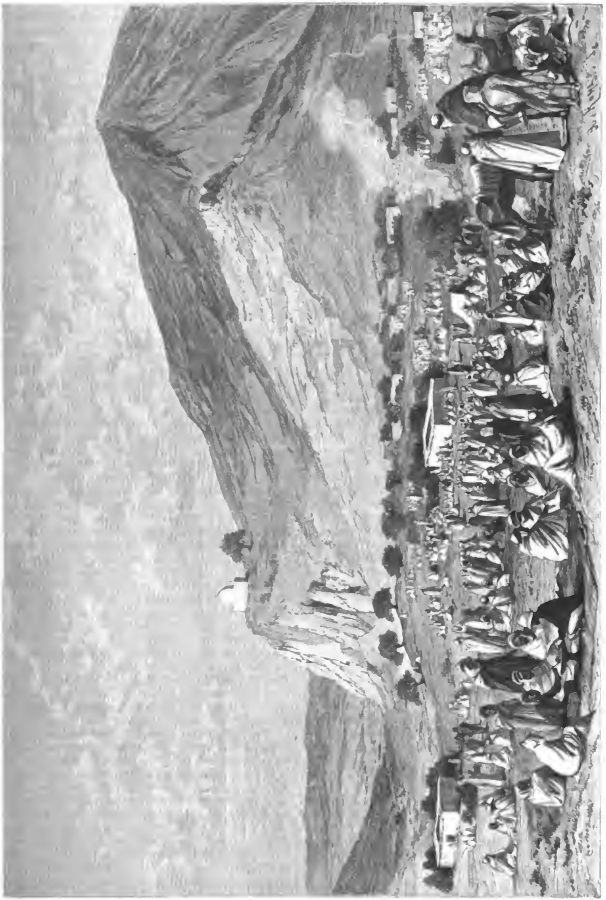
Das Thal von Mula-Bagdédd.



Sidi-Sſuan und Oued Rached.

Nachbarſchaft mit dem nöthigen Waſſer verſehen wird. Das hierbei in Anwendung gebrachte Syſtem der Waſſervertheilung iſt unverändert daſſelbe, welches die Araber in ihren Reichen während der Blüthezeit ihrer Kultur an-

Digitized by Google



Ein Heiligen-Fest der Berber von Oran.

Digitized by Google

wandten, und das wir in gleicher Weise in den Plantagen von Tlemcen und Nemours wie in den Palmenhainen der Oasen der Sahara bemerken können. Das ganze zu bewässernde Terrain ist von schmalen, gegradenen Rinnen durchzogen, die sich derart verzweigen, daß das Wasser vermöge einer sanften Abdachung des Bodens zu jedem einzelnen Baume oder Strauche gelangen kann. Diese Zweigleitungen sind für gewöhnlich durch kleine Erdhaufchen abgeschlossen, die indessen beseitigt werden, wenn das Wasser der größeren Rinnen in dieselben eindringen soll. Hat die betreffende Pflanze ihr genau bemessenes Maß von Feuchtigkeit erhalten, so wird die kleine Rinne, welche zu ihr führt, wieder mit Erde geschlossen. Der Wasserverbrauch wird durch eigens dazu angestellte Aufseher genau kontrollirt, wie dies seiner Zeit auch in dem spanischen Kalifat üblich war.

Wo keine Bäche und Flüsse existiren, die zur Bewässerung des Landes in Dienst genommen werden können, sind artesische Brunnen und Noriás angelegt. Aus den letzteren wird das Wasser durch an Stricken befestigte Schöpfgefäße emporgehoben und entweder in cysternenartige Reservoirs gegossen oder direkt in Röhren und Rinnen geleitet, die es an seinen Bestimmungsort gelangen lassen. Als Triebkraft für diese altarabischen Brunnen — die Noriás — werden Maulthiere, Esel oder Pferde verwandt.

Aus Persien.

Von **A. J. Ceyp.**

IV [1]).

Nachdem schon zu wiederholten malen Eisenbahnprojekte im Divân khanâh ventilirt worden waren, wurde im Jahre 1878 dem bekannten Pariser Hause Alleon eine Konzession für den Bau der Bahn Rásht-Teherân ertheilt. Ein Agent desselben wurde im Herbste jenes Jahres in Begleitung des österreichischen Ingenieurs v. Scherzer nach Persien geschickt, damit dieser letztere die nöthigen Vorstudien jener Bahnstrecke mache. Und seinen Bemühungen gelang es auch, eine Trace zu ermitteln, bei welcher das schwer zu passirende Khârzân-Gebirge im Südwesten auf einem nicht allzu großen Umwege durch das Bâlândé-Thal größtentheils umgangen und die Hochebene in Serpentinen, die eine Steigung von ungefähr 3 Proc. haben sollten, erklommen werden konnte. Allein obgleich hierdurch die Durchführbarkeit des Projektes dargethan worden war, so scheiterte dasselbe schließlich doch wie seine Vorgänger — die im Jahre 1872 dem Baron Reuter in London und 1876 dem russischen General v. Falkenhagen ertheilten Konzessionen. Im Jahre 1882 erhielt Mr. Boital, welcher bereits in Teherân eine Gasanstalt errichtet hatte, eine Konzession für einen Eisenbahnbau. Andere Pläne, wie z. B. die Weiterführung der vielbesprochenen Euphrat-Bahn nach Indien, sei es am Golf entlang, sei es von Bagdâd über Khûsistân, Teherân, Mâshhâd resp. Kirmân, hängt lediglich von den zu erwartenden politischen Ereignissen in Centralasien ab. Außer der Eisenbahnstrecke von Rásht, beziehungsweise Pîrâh Bâzâr, nach Teherân sucht Rußland vom Schah die Zustimmung zu erhalten, eine Eisenbahnlinie von Baku über Lânkerân, Rásht, parallel mit dem Ufer des Kaspischen Meeres über Asterâbâd, Mâshhâd nach Sarâchs und von dort durch Afghanistan nach Kandahar zu führen, um durch den Bolan-Paß und die Quetta-Jakobabad-Linie mit dem indischen Eisenbahnnetze, das bereits 20000 Kilometer zählt, in Verbindung zu treten. Rußlands Uebergewicht in Persien suchen die Engländer durch eine Eisenbahnlinie von Teherân zum Hafen von Bûshîr am Persischen Golfe zu paralysiren — ein Schienenweg, dessen Herstellung bisher durch die Intrigiren der Russen hintertrieben worden ist. Durch diese Bahnlinie soll Persien dem englischen Einflusse, auf politischem Gebiete sowohl wie auf kommerziellem, geöffnet werden. Indessen zögert der Schah, auf die Kombination einzugehen, theilweise, weil Uebereilung seine Sache überhaupt nie war, und theilweise, weil er sich fürchtet, die Unzufriedenheit der Russen in irgend einer Weise dadurch hervorzurufen. Doch dürfte die Macht der Nothwendigkeit schließlich stärker sein, als alle Bedenken, und die Perser in absehbarer Zeit zum Handeln zwingen.

Die persischen Generale Gasteiger-Chân und Bühler haben für die Herstellung einer Straße von Kazvin nach Mîândâb einen Anschlag aufgestellt, welche mit Troikas in schnellem Tempo befahren werden soll. Die Strecke zerfällt in zwei Hauptheile, einen im ganzen ebenen von Kazvin nach Zândjân, mit einer Gesammtlänge von 160,6 Kilometern, und in einen durch gebirgiges Terrain führenden von Zândjân nach Mîândâb, mit einer Gesammtlänge von 109 Kilometern. Diese ganze Strecke sollte bis Mai 1889 fertig gestellt sein, da der Schah gesonnen war, dieselbe bei der zu dieser Zeit zu unternehmenden Europa-Reise zu benutzen. Auf Drängen des jetzigen englischen Vertreters am persischen Hofe, Sir Drummond Wolff, hat der Schah jüngst durch eine wirklich weise Maßregel den einzigen schiffbaren Strom seines Reiches, den Kârûn, dem Handelsverkehr aller Nationen eröffnet. Dieser Strom ist nämlich, wie die Beschiffung desselben durch den Lieutenant Selby mit dem Dampfer „Athyria“ 1842 gezeigt hat, das ganze Jahr hindurch für Dampfer von 1 m Tiefgang von Muhammârah bis Shûstâr schiffbar, abgesehen von einer etwa 2000 m langen Strecke bei Ahwâz, wo Felsenriffe das Strombett durchsetzen und Stromschnellen erzeugen. Schon früher war an dieser Stelle ein Damm quer über den Strom gezogen, und das dadurch aufgestaute Wasser verwandelte weithin das Land in einen Garten.

Der Mangel an modernen Verkehrsmitteln trägt auch sehr wesentlich dazu mit bei, daß das heutige Persien für alle Welt eigentlich eine terra incognita ist. Und doch bietet das Land so manches, was werth wäre, mehr bekannt und besucht zu werden. Vor allem sei da erwähnt Ispahân, die ehemalige Residenz der persischen Herrscher, sowie die Begräbnißstätte der Guebern oder Parsen (Feueranbeter) in unmittelbarer Nähe der Ruinen der von den Mogulen zerstörten Stadt Ray oder Rei (in der Nähe der persischen Wallfahrtsortes Schah Abd-ul-Azim), die mittelst der Lokalbahn von Teherân sehr bequem zu erreichen ist. Diese Strecke beträgt beiläufig vier Färsakh. Ein Färsakh ist durchschnittlich = 6,2 km; es ist jedoch zu bemerken, daß die Färsakh in

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. 55, S. 331.

Digitized by Google

verschiedenen Distrikten bedeutend variiren. In einem späteren Kapitel werde ich vielleicht noch Gelegenheit finden, die oben erwähnte Begräbnißstätte der Gnebern ausführlich zu besprechen.

Außer dem naturgemäßen Aufschwunge also, den Persien ohne alle Frage nehmen muß, sobald Eisenbahnen das Land durchkreuzen werden, außer dem Anstoß, den diese letzteren geben werden, neue und lohnendere Wirthschaftsformen einzurichten, wird es auch von unmittelbarem Nutzen sein, wenn derlei moderne und bequeme Verkehrsmittel Reisende herbeiziehen und den Besuch der mannigfachen interessanten Stätten erleichtern werden. Möge die Hoffnung nicht täuschen, daß durch Anschluß an den Weltverkehr es Persien ermöglicht werde, in den allgemeinen Wettbewerb einzutreten.

Die Handelsemporien des Nordens haben einen durchaus anderen Charakter als die des Südens, der sich scharf in ihrer geographischen Lage ausprägt. Denn sie liegen nirgends unmittelbar am Meere, sondern sind entweder direkt Binnenstädte, oder stehen mit dem Meere doch nur durch einen vorgeschobenen Hafenort in Verbindung. Zu nennen sind: Täbris (mit 170 000 Einwohnern), der bedeutendste Handelsplatz Persiens, dessen Wichtigkeit zunächst durch den Bau der Eisenbahn Poti-Tiflis gesteigert werde, indem — besonders auch veranlaßt durch den russisch-türkischen Krieg — an Stelle des schwierigen Karawanenweges nach Trapezunt die sichere, für Wagen praktikable Route Täbris-Tiflis trat; ferner Räsht mit dem Hafen Aenzeli, an einem Mündungsarme des Sefidrûd. Die Dampfer des Kaukasus-Merkur können die Barre von Aenzeli nicht passiren und müssen weit auswärts auf völlig schutzloser Rhede durch die Boote der Eingeborenen gelöscht werden. Die Güter brauchen bis Räsht einen ganzen Tag, indem sie zuerst auf Segelbooten bis Pirâh Bâzâr und von da auf Lastwagen oder mit Lasttieren bis Räsht gebracht werden. In Räsht beginnt der eigentliche Karawanentransport. Räsht (mit 25 000 Einwohnern) mit verhältnißmäßig breiten, gepflasterten Straßen und ansehnlichen Häusern, ist der Hauptstapelplatz der reichen Provinz Gîlân. Ziegler & Comp. haben hier sowie in Täbris Commanditen mit europäischen Agenten. Die Wichtigkeit von Räsht hat insolge der Eröffnung der Bahn von Tiflis nach Baku ungemein zugenommen und wird noch mehr wachsen.

Bärfurûsh, mit dem Hafen Mâshhâd i Sâr am Babul-Flusse (50 000 Einwohner) ist das Handelsemporium der Provinz Mâzânderân; der kürzeste Weg von Teherân zur See führt darüber, und es vermittelt einen beträchtlichen Handel der inneren Provinzen Persiens mit Rußland. Außerdem dient es, wenn bei Räsht die Dampfer wegen schlechter Witterung die Ladung nicht löschen können, als Aushilfshafen. Hauptexporte sind: Baumwolle, Seide, Reis, getrocknete Früchte, Wein.

Astarâbâd, mit dem Hafenorte Bündar Gâz, ist an einem Haff gelegen, an dessen Eingang sich die Insel Ashuradèh mit der russischen Marinestation befindet. Der Hafen ist der beste und geschützteste auf dem Südufer des Kaspischen Meeres, und der Gesammtexport von den Handelscentren in Khurâsân, Shâhrûd und Mâzânderân bewegt sich über Gâz. Die Stadt Astarâbâd selbst hat 8000 Einwohner, zu denen 26 000 in den umliegenden Dörfern kommen. Der Hafenplatz Gâz, von den Russen auch Perevaï, d. i. Ueberfahrt, genannt, besteht nur aus 22 hölzernen Häusern, welche fast ausschließlich von Kaufleuten und Zollbeamten bewohnt werden. Persien besitzt auf dem Kaspischen Meere außer der Vergnügungs-Yacht des Schah nicht ein einziges Fahrzeug, und die bedeutende und im Zunehmen begriffene Handelsschiffahrt ist daher ausschließlich in russischen Händen. Noch in vielen anderen Städten des Innern befinden sich, abgesehen von den Agenten verschiedener Firmen, fremde Kaufleute; so z. B. in Teherân, Kazvîn, Shâhrûd und Mâshhâd russische und türkische Armenier und Türken aus Rußland, in Jâzd, Kirmân und Bâhrâmâbâd aber Indier, welche jährlich für 59 000 Francs ausführen und etwa das doppelte einführen. Die Ausfuhrartikel sind: Krapp, Wolle, Baumwolle, Mandeln, Kümmel und verschiedene Gummiarten, aber kein Opium. Einfuhrartikel sind: Pfeffer, Ingwer, Kampfer, Zucker und Calicot.

Die Beförderungsdauer mittelst Postdampfschiffsverbindung von Berlin nach Täbris dauert über 16 Tage, von Berlin nach Teherân über Konstantinopel 19 Tage. Briefsendungen dahin werden über Rußland geleitet, auf welchem Wege eine wöchentlich zweimalige Postverbindung nach Persien besteht. Auf Verlangen des Absenders erfolgt die Beförderung indeß auch mit folgenden Gelegenheiten: via Konstantinopel (russische Schiffe) jeden Freitag 10 Uhr abends, via Brindisi (englische Schiffe) jeden Freitag 3 Uhr nachmittags.

Die Bevölkerung Persiens beträgt ungefähr 7 653 600 Menschen (d. h. 4,6 Menschen auf 1 qkm), und von diesen wohnen ungefähr 1 963 800 in Städten, 3 780 000 in Dörfern, während 1 909 800 noch Nomaden sind. Die Städtebewohner sind freie Unterthanen des Schah, welche wenig direkte Abgaben zahlen, da es eine Kopf- oder Häusersteuer nicht giebt. Dagegen sind ihre indirekten Abgaben von den Produkten, welche sie verarbeiten und genießen, nicht unbedeutend, weil um alle größeren Orte Zoll- und Steuerlinien gezogen sind und bei der Ein- und Durchfuhr Abgaben für alle erdenklichen Artikel erhoben werden. Demungeachtet ist der Großtheil der seßhaften Bevölkerung arm, und kann es bei dem größten Fleiße nur selten zu einiger Wohlhabenheit bringen. Der Verkehr zwischen den einzelnen Städten des Reiches ist ein sehr langsamer und daher kostspieliger, weil Eisenbahnen erst im Werden begriffen sind und deshalb Waaren und Lebensmittel nur auf den Rücken von Tragthieren verfrachtet werden können. Der Handel mit Erzeugnissen des Bodens sowohl als der Industrie ist daher nur auf einen kleinen Umkreis beschränkt, weshalb der Erwerb von aller Industrie und Arbeit ein so unzureichender ist. Kommt dann in einem Jahre noch Trockenheit im Frühjahre hinzu, so bleiben Mißernte und Hungersnoth nicht aus. In den Jahren 1869 bis 1872 war die Hungersnoth im Lande eine allgemeine und hat sich damals die Bevölkerung um mehr als eine Million vermindert; nicht daß die ganze Zahl Einwohner verhungert wäre, sondern die Mehrzahl ist ausgewandert und kehrt nimmer ins Vaterland zurück, weil es ihnen in den Nachbarländern genuß viel besser ergeht. In den Städten giebt es Hunderte von Patrizierfamilien, welche wohlhabend, ja reich sind; ihr Vermögen besteht jedoch selten in baarem Gelde, sondern in Juwelen, großen Ländereien und Gütern mit zahlreichen Unterthanen und Heerden. Diese der Mehrzahl nach von der gegenwärtigen Dynastie oder von alten Königsfamilien abstammenden Sprossen haben auch die meisten und einträglichsten Staatsämter und Würden inne und verschlingen mit ihrem Anhange den größten Theil der Staatseinnahmen, soweit sie nicht vorwegs dem Schah und seinem Hofhalte geopfert werden müssen. Auch ganz untergeordneten Personen gelingt es häufig, sich rasch zu den höchsten Würden emporzuschwingen. Schah Fâth Ali hatte mehrere Hundert Weiber, und da ihm alle Kinder gebaren, ist die Menge seiner männlichen Descendenz jetzt, nach etwa 90 Jahren, bereits auf über 5000 aufgewachsen.

Persien ist ein in mannigfacher Hinsicht sehr interessantes Land, eine Stätte uralter Kultur, ein von der

Digitized by Google

Natur reich gesegnetes Land. Und doch geht es in seinem Wohlstande immer mehr zurück, sinkt seine Einwohnerzahl stetig, da die Degenerirung der iranischen Rasse sowie die Auswanderung fortwährend anhält. Was nun sind die Gründe für eine solch überraschende Erscheinung? Wie erklärt es sich, daß ein zum größeren Theile sehr ertragreichen Boden besitzendes Reich so herunterkommen, so verarmen konnte, daß eine Mißernte im Stande ist, einen solchen Nothstand hervorzurufen, wie er im Winter 1887 bis 1888 geherrscht hat? Was Teheran in besonderem anbelangt, so kann es unmöglich auf längere Zeit einer Hungersnoth ausgesetzt sein. Wenigstens kann das keine Hungersnoth aus natürlichen, sondern höchstens eine aus künstlichen Ursachen sein. Gouverneur von Teheran ist Prinz Najib-e-Saltanáh und sein Adjutus oder Stadthauptmann der Abenteurer Conte Monteforte, von Geburt ein Neapolitaner und ehemals Lieutenant in der österreichischen Armee. Dieser Prinz war noch vor kurzem Gouverneur der Provinz Mazánderán. Dank der neuen Reformen, welche in diesem Jahre begonnen, nun Dank dem, daß die Gesandten der europäischen Staaten die Aufmerksamkeit des Schah auf die Nothwendigkeit lenkten, mit dem veralteten Verwaltungssysteme überhaupt zu brechen, wurde Najib-e-Saltanáh des Titels eines Gouverneurs der genannten Provinz entkleidet. Als Gouverneur von Teheran kann der Prinz thun, was ihm beliebt, ohne jemals den Rath oder die Einwilligung des Schah einzuholen, und erhält dafür jährlich eine bestimmte Summe Geldes. Seine ganze Aufmerksamkeit ist darauf gerichtet, diese Summe voll zu erhalten, wie aber das Gouvernement verwaltet wird und ob die Unterthanen mit dieser Verwaltung zufrieden sind, das interessirt ihn nicht. In der ganzen Welt giebt es keinen weniger beunruhigten Potentaten. Dank dem Verpachtungssystem erhält der Schah für jede Ernennung eine Summe Geldes, worauf er sich nicht viel mehr in die Angelegenheiten mischt. Die Ernennung selbst ist auf das „Wer giebt mehr?“ gegründet, so daß sich niemand über die schnelle Erhöhung eines untergeordneten Subjektes und die noch schnellere Erniedrigung einer hochgestellten Persönlichkeit wundert. Vom Schah hängt nur die Erhöhung der Pachtsumme für das Gouvernement ab, welches in Theilen wieder verschiedenen kleinen Administratoren in Akkord vergeben wird, die dann ihrerseits auf Grund des „Wer giebt mehr?“ die niederen Instanzen bis zum Distriktsvorsteher (Kalántár) und Dorfschulzen (Kádkhudá) vergeben. Jeder Administrator, vom Gouverneur bis zum Mirzá herab, bezahlt eine gewisse Summe für seinen Posten, den er ohne Kontrole verwaltet, und ist bemüht, die für die Erlangung des Postens verausgabte Summe mit Zinsen wieder einzubringen. Man kann sich vorstellen, was das für eine Administration ist, die alles, was dazu tauglich ist, nur um nicht Zeit zu verlieren, aussaugt; das Volk ist daran gewöhnt, und wenn man ihm nicht das letzte Heuh nimmt, wundert es sich und fragt, warum dasselbe schlechter sei wie andere, mit denen man doch so verfährt. Nachdem der Schah irgend jemand für ein Amt bestimmt und die vereinbarte Summe erhalten hat, kann er immer noch Zuschüsse verlangen, wenn ihm bekannt wird, daß ein Beamter schon im Uebermaß erwirbt. Es finden sich Leute, welche aus Neid lügnerische Gerüchte aussprengen über die Reichthümer, welche dieser oder jener Gouverneur verlangt, und wenn er dieselben nicht erhält, den Beamten seines Postens enthebt. Die Lakanz ist da und wird gewöhnlich durch die Harems vergeben: wer mehr giebt, erhält den Posten, ohne Ansehen des Standes, der Stellung ꝛc. Die Gouvernente, die Söhne des Schah, befinden sich in derselben Lage, doch besteht der Unterschied zwischen ihnen und den gewöhnlichen Sterblichen darin, daß von ihnen der Schah keine „Zuschüsse“ verlangt, sondern von Zeit zu Zeit sich ein „Pishkásh“ ausbittet, ein Geschenk von einigen Tausenden Tomán in Gold, oder die Ankündigung seines Besuches, bei welcher Gelegenheit der Auserwählte zu sorgen hat, daß das Geld in Säckchen verpackt, schon beim Eingange ins Haus als Angebinde fertig liege. Am häufigsten kommt in die Lage, solche Geschenke machen zu müssen, Najib-e-Saltanáh, welcher neben seinem Vater wohnt, der die Einnahmen seines Sohnes beaufsichtigt. Letzterer hat wirklich eine Menge der verschiedensten Einnahmen: vom Gouvernement, von der Polizei, den Regimentern, Generalen, Offizieren ꝛc. Aber weder der Prinz, noch die ihm untergebene Administration sind darüber bekümmert, wenn sie dem Schah ein Geschenk abliefern müssen, denn an denselben Tage wird dies bekannt, und die Kaufleute und andere wissen und fühlen schon vorher, daß sie „sammeln“ müssen, um die geschenkte Summe zu ersetzen. Während meiner Anwesenheit in Teherán war ich Zeuge davon, wie man den Fleischern und Bäckern dafür Nasen und Ohren abschnitt, daß sie die Preise auf ihre Produkte gesteigert hatten. Sie suchten sich damit zu entschuldigen, daß von ihnen eine Summe Geldes aufgetrieben worden war als Geschenk für Najib-e-Saltán, der wieder seinerseits dem Schah ein Pishkásh dargebracht habe. Bei Sr. Majestät waren Klagen seitens seiner Unterthanen über die Fleischer und Bäcker eingelaufen, und Najib-e-Saltanáh erhielt den Befehl, anzuordnen, daß die Produkte billiger werden, den Ungehorsamen aber die Ohren zu beschneiden. Da die Händler nicht die Möglichkeit hatten, mit zu großem Verlust zu handeln, so entschlossen sie sich ganz zu schließen. Auch das genügte, ihnen die oberen Spitzen der Ohren abzuschneiden und ihnen Einschnitte auf die Nasen zu machen. All dies erzähle ich, um die Ursachen der letzten Hungersnoth in der Residenz des Schah in Schah zu erklären. Man muß annehmen, daß mehrere Geschenke gemacht worden sind (was hauptsächlich im Anfange des Sommers während der Ausflüge des Schah in die Sommerpalais der hohen Beamten geschieht), und daß infolge dessen die Kaufleute ihre Geschäfte geschlossen haben. Es ist nicht anders möglich, als daß die denkbar ungesundesten wirthschaftlichen Verhältnisse herrschen müssen, und daß Zustände existiren, welche — falls vom Schah nicht schnellstens und in energischster Weise eingeschritten wird — den baldigen Ruin des ganzen Landes unwiderruflich herbeiführen müssen! Die Natur hat dieses Land, wie gesagt, vollauf mit allen jenen Erfordernissen ausgestattet, daß es ein reiches Gebiet sein könnte; der Boden ist fruchtbar, Ausnahmsjahre abgerechnet sind die Niederschlagsverhältnisse im Winter und Frühjahr günstige, das Klima gestattet den Anbau fast aller südeuropäischen und tropischen Kulturgewächse. Und dazu kommt noch als wichtiger Faktor, daß die Bevölkerung eine arbeitsame, anspruchslose ist. Jedem, der die Verhältnisse in Persien unbefangenen Auges betrachtet und sich die Mühe nimmt, denselben auf den Grund zu gehen, wird es auch bald klar werden, wo die Ursachen zu suchen sind, welche das Land so herabgebracht haben. Der entsetzliche Steuerdruck ist das eine Moment, der absolute Mangel an modernen Verkehrseinrichtungen das andere. Die landwirthschaftliche Produktion geht stetig herab — trotzdem die Großgrundbesitzer reich sind —, nur weil kein freier Bauernstand existirt, weil ein Hörigkeitsverhältniß, beiläufig wie in Europa zur Zeit der Patrimonial- und Domanialherrschaft, besteht. Heute ist Persien ein vom Elend gedrücktes Land, bereits in allen seinen Bevölkerungsschichten fast schon zu schwach geworden, um aus eigener Kraft sich wieder zu einer gesunden Höhe erheben zu können. Pächter und

Digitized by Google

Landbebauer leben beſtändig unter einem System grenzenloſer Erpreſſung. Iſt der Steuerdruck in erſter Linie und im größten Maße Schuld daran, daß Perſien nach und nach in ſolch eine beklagenswerthe Lage gerathen iſt, ſo iſt doch in zweiter Reihe noch ein anderer Faktor zu berückſichtigen und dafür mit verantwortlich zu machen. Es ſind dies die Verkehrsverhältniſſe. Der Grund, weshalb bis heute keine der konzeſſionirten Eiſenbahnbauten in Angriff genommen wurde, iſt in politiſchen Rückſichten zu ſuchen.

Sprichwörter der Eingeborenen des Turkeſtan[1]).

Mitgetheilt von **A. v. Seidlitz.**

Alle Leute ſind Ein Menſch (d. h. ſtammen von Einem ab); alles Geſchaffene iſt Eine Schöpfung (d. h. vom Einigen Gotte erſchaffen).

Wo viele Männer, giebt es kein Holz; wo viele Weiber, kein Waſſer (deren Herbeiſchaffung dieſem und jenem Geſchlechte obliegt).

Wo zwei Weiber zuſammenkommen, giebt es einen Bazar.

Bei den Weibern iſt das Haar lang, der Verſtand kurz.

Ein Weib kommt zur Todtenklage und beweint ihr eigenes Leid.

Wenn ſechs Weiber zur Todtenklage kommen, hat jedes ſein eigenes Leid zu beweinen.

Ein Weib, das nach Feuer kommt, hat dreißig Worte bereit (d. h. kommt im Geſchäfte und hat viel zu ſchwatzen).

Zwiſchen Mann und Frau ſtellt ſich (bloß) ein Verräther.

Sei nicht eines Dummen Freund, ſage deine Geheimniſſe nicht der Frau.

Zwei Füſſe können nicht in einem Stiefel, zwei Geliebte nicht in einem Herzen Platz finden.

Die erſte Frau iſt Gottes Geheiß, die zweite eines Hundes Schweif.

Wer liebt kein Mädchen? Wer trinkt keinen Kumyß (gegohrene Stutenmilch)?

Mag es auch weit ſein, ſo iſt's doch beſſer auf dem rechten Wege; wenn auch ein ſchlechtes, iſt ein Mädchen beſſer (denn eine Wittwe).

Ein abgetragenes Kleid (altes Weib) giebt keine Wärme.

Wenn ein Pferd böſe iſt, beſtreift du dich, es verkaufend; wenn dein Weib böſe iſt, wie wirſt du es los?

Wenn das Weib dumm iſt, möge die Peitſche dick ſein.

Wenn dein Weib böſe iſt, welchen Nutzen haſt du von der Ruhe des ganzen Dorfes? Wenn deine Stiefel eng ſind, was nutzt dir die Weite des Weltalls?

Welchen Nutzen haſt du von der weiten Welt, wenn deine Stiefel eng ſind? Welchen Nutzen vom Weltall, wenn dein Weib liederlich iſt?

Wenn die Frau ausſchweift, wird der Mann verachtet.

Wenn dein Pferd gefräßig iſt, hat es Gott gegeben (d. h. iſt es gut — wird das Pferd ſchön und kräftig); wenn aber dein Weib gefräßig, iſt's eine Strafe Gottes.

Beſſer zu Fuß gehen, denn auf ſchlechtem Pferde reiten; beſſer ledig bleiben, denn ein ſchlechtes Weib nehmen.

Ein Weib gehört wem an? — Dem bunten Säckel (d. h. dem Reichen), wenn aber nicht dem bunten Säckel, ſo dem erſten beſten.

Wenn einem Reichen die Frau ſtirbt, ſo erneuert ſich bei ihm das Bett und kommt damit eine neue Frau; wenn aber dem Armen die Frau ſtirbt, dreht ſich bei ihm der Kopf um.

Wenn einem ſchlechten Menſchen ein Pferd zu Theil wird, reitet er es zu Tode, wenn einem ſchlechten Manne ein Weib, ſo prügelt er es zu Tode.

Dem Weber ein volles Weib (da er zu Hauſe ſitzt), dem Händler ein halbes Weib (da er auf Reiſen zu gehen pflegt), dem Krieger — iſt's ſchade um ein Weib.

Ein Haus mit Kindern — iſt ein Bazar; eines ohne Kinder — ein Grab.

Das Herz des Vaters iſt beim Kinde, das des Kindes — in der Steppe (wo es ſpielen kann).

Wird der Sohn nicht vom Vater erzeugt? Geht er nicht auf des Vaters Wege?

Die Tochter gleicht der Tante von Mutter Seite, der Sohn dem Oheim von Mutter Seite.

Eine Waiſe ohne Mutter — iſt nichts werth, eine Waiſe mit einer Mutter — ein Blümchen.

Wenn du ein verwaiſtes Lämmchen aufſtöberſt, wird Mund und Naſe bei dir im Fette ſein (wenn du es ſchlachteſt); wenn du aber einen Waiſenknaben erziehſt, wird er dir Naſe und Mund mit Blut beſchmieren (d. h. undankbar, frech ſein).

Eines Armen Kind iſt mit dreißig Jahren noch jung (ohne Anſehen), eines Reichen Kind aber ſchaut mit vierzehn Jahren nach einem Wirthe aus.

Wenn das Kind nicht weint, giebt die Mutter ihm nicht die Bruſt.

Ein Kind erziehe von jungen Jahren an, ein Weib — vom Anfang (der Ehe) an.

Entziehe deine Gunſt dem Kinde, das vor dem Vater redet.

Die Zier des Bazars iſt der Krämer, die Zier des Jünglings — der Bart.

Wähle die Braut, die Mutter anſehend; wähle das Leinzeug, ſein Ende anſehend.

Nimm bei Verwandten kein Geld, und verleihe kein Geld Verwandten; hole bei Verwandten dir keine Braut und verheirathe deine Tochter nicht an einen Verwandten.

Eine gerühmte Braut beträgt ſich beim Schmauſe ungezogen.

Die Schwägerin verhüllt ſich ſelber, ihre Stimme aber erſchallt hinter den Bergen her.

Halte das Salz nicht lange, ſonſt wird es zu Waſſer; halte die Tochter nicht lange, ſonſt wird ſie zu Schmutz.

Statt die Tochter zu hüten (in der Jungferſchaft zu halten), hüte das Salz.

Deine Tochter erreichte das volle Alter, und ein ganzes Heer wappnete ſich gegen dich (Gefahr des Raubes derſelben).

Die Schwägerin iſt ſüßer denn Honigſeim (ſagt der Mohammedaner, dem es geſtattet iſt, ſeine Schwägerin nach dem Tode oder der Scheidung ihrer Schweſter zu ehelichen).

Der Prophet ſchmeichelte ſeinem Schwager.

1) Nach den Aufzeichnungen Herrn A. Oſtroumow's, aus den Memoiren des Statiſtiſchen Komites des Syr-Darja-Landſtriches in Taſchkend.

Digitized by Google

Gesäuerte Herbstmilch (dicke schmachafte) gebe man dem Schwager nicht.
Niemand kann das Fleisch vom Nagel scheiden (d. h. nahe Verwandte).
Wenn du einen der fünf Finger beißest, schmerzen alle.
Der Sultan vernachlässigt seinen Knochen (d. h. seine Verwandten) nicht.
Ich habe keinen Sohn, der mein Geschlecht aufrecht erhielte; keinen Menschen, der meine (nach dem Tode verbrannten) Knochen sammelte.
Krankheit — vom Essen, Rechtshändel — von der Verwandtschaft.
Ein Fremder bleibt Verwandter, bis er nicht speist, ein Blutsverwandter — bis zum Tode.
Der Seinige (Verwandte) tödtet nicht, der Fremde vergiebt nicht.
Die Butter des Fremden bringt nicht nach außen (d. h. ein Fremder theilt seine Butter, seinen Reichthum nicht mit).
Läßt man dem Sklaven seinen Willen, speit er sogleich in die Mütze.
Wenn ein Sklave verrückt wird, speit er in den Brunnen; wenn ein Hund fett wird, beißt es seinen Herrn.
Wenn du mit dem Sklaven einen Eierkuchen zu essen dich anschickst, läßt er nicht ab, bis er dich brechen gemacht.
Verlasse den Sklaven weiter weg, wenn du willst, daß er prahle (d. h. die Prahlerei des Sklaven wird dir nicht angenehm sein).
Heißest du den Sklaven einen Sklaven, so wird er sich tödlich verletzt fühlen; heißest du den Bek (Edelmann) einen Sklaven, wird er lächeln.
Ein Sohn, der einen Vater hat, ist dasselbe wie ein Sklave, der einen Herrn hat (d. h. beide sind zu gehorchen verpflichtet).
Wer einen großen Kopf hat, wird Bek sein, wer große Füße hat, wird Sklave sein.
Der Berg kommt nicht mit dem Berge zusammen, wohl aber ein Mensch mit einem Menschen.
Ein Freund schaut auf das Haupt, ein Feind — auf die Füße.
Was den Freund weinen macht, macht den Feind lachen.
Ein kluger Feind ist besser als ein dummer Freund.
Lache den Freund nicht aus, (Unglück) kommt auch auf dein Haupt.
Alle Baumwolle taugt nicht zum Gewebe, ein eingefleischter Feind wird nicht Freund werden.
Ist ein Mensch dem anderen wohl gleich? Ist eine unreife (Frucht) der reifen wohl gleich?
Wenn du dich mit dem Ungleichen gleich stellst, beschmutzt du die Schöße deines Gewandes.
Gleich mit Gleich, Kisiak (trockene Düngerfladen, als Brennmaterial) mit dem Sacke.
Von einem Guten bleibt der Name, vom Schlechten — Ränke.
Am guten Manne haftet Seide an.
Hast du mit einem guten Menschen zu thun, erreichst du das Ziel, hast du es mit einem schlechten zu thun, wirst dich beschimpfen.
Kein schlechter Mensch wird zu einem guten; wäschst du einen Schwarzen, wird er nicht weiß.
Bist du nahe am Kessel, wird sein Ruß an dir haften bleiben; bist du nahe an einem schlechten Menschen, wird seine Noth an dir haften.
Stellst du einen Schlechten auf die Wache, so wird er sagen, daß ein Heer kommt.
Ein Stock ist besser als ein schlechter Gefährte.
Schade um Worte für den Tauben, schade um einen Blick auf den Schlechten.
Dem Schlechten gebührt die Butter nicht (er ist ihrer nicht werth); dem Vieh gebührt der Garten nicht.
Der Lieberling und Dieb haben einerlei Sprache; der Wald- und Steppenfuchs einerlei Höhle.
Die Vogelsprache versteht der Vogel.
Der Apfel färbt sich, auf den Apfel schauend.
Wenn du warm (freundlich) sprichst, kommt selbst eine Schlange aus ihrer Höhle heraus; wenn du aber kalt (trocken) redest, so fällt jedermann selbst vom Glauben ab.
Wenn du Gebutd zeigst, so wirst du selbst aus unreifen Weinbeeren Chalwa (süße Paste) erhalten; wenn du aber dich nicht gedutdest, so wird die unreife Frucht ganz zu Grunde gehen.
Wenn ein Besitzender prahlt, wird sich bei ihm was finden (seiner Prahlerei gerecht zu werden); wenn aber ein Armer prahlt, wird er sich ruiniren.
Der Wohlhabende bringt eine Rose, der Arme — eine Zwiebel; der Wohlhabende bringt ein Schaf, der Arme — ein Hühnchen.
Die Wohlhabenheit macht wer weiß was alles sagen, der Hunger macht wer weiß was alles aussessen.
Wenn Gott einem Taugenichts Reichthum giebt, so erkennt dieser aus Stolz sich selber nicht mehr.
Wenn die Feuerklucke lang ist, verbrennt man sich die Hand nicht.
Während das Dünne reißt, dehnt das Dicke sich aus.
Verlange nicht nach Reichthum, — bleibst im Kothe stecken.
Wenn in deiner Karawane sich ein einhöckeriges Kameel erweist, bleibt dein Pack nicht auf dem Wege.
Das Kameel verliert sich auf seinen Wuchs und verblieb außerhalb der Jahre (des zwölfjährigen Cyklus).

(Der mohammedanischen Ueberlieferung nach wünschten, als Gott den zwölfjährigen Cyklus festistellte, verschiedene Thiere im selben Antheile zu finden. Das Kameel, sich auf seinen Wuchs verlassend, kam nicht mit seiner Bitte, woher es zur Strafe sie seinen Sieb übergangen und durch das Schweim ersetzt wurde. So kamen in den Cyklus: die Maus, der Ochs, der Tiger, der Hase, das Krokodil, die Schlange, das Pferd, das Schaf, der Affe, das Huhn, der Hund und das Schwein.)

Dem Klugen ein Wink, dem Dummen — der Stock.
Einem guten Pferde — ein Hieb mit der Peitsche, dem schlechten Pferde — tausend.
Wenn du Verstand hast, bedecke die Schöße (deine Mängel zu verdecken).
Der Freigiebige wird nie verachtet sein, der Wucherer wird nicht ins Paradies eingehen, beim Geizigen der Garten nicht grünen.
Beim Schelm wird der Kessel nicht kochen, wenn er aber zu kochen beginnt, so nicht gar kochen.
Bei dem, der nicht giebt (dem Geizhalse), kocht die Speise nicht gar, und wenn sie auch gar kocht, kommt sie aus dem Kessel nicht heraus.
Sihe (so redet er zu sich selbst) fünf Monate! Mein Kessel koche zehn Monate! (So spricht der Geizhals.)
Wenn der Hochherzige was findet, werden alle davon essen; wenn's ein Taugenichts findet, wird er es mit dem Finger bedecken (damit andere den Fund nicht sähen) und aussessen.
Der Gierige wird nicht satt, der Dieb nicht reich.
Ein Wort giebt er, Leimwand nicht.
Möge der Thor, in welchem kein Fett und Schmant ist, verloren gehen; möge der Reiche, der keine Freigebigkeit und Mildthätigkeit kennt, umkommen. (Es ist vom Ziegelthee die Rede, der im Kessel mit Fett und Schmant gekocht wird.)
Den Nichtsgebenden beschäme durch eine Gabe.
Werde nicht Schuldner eines neuen Beutels (eines kürzlich reich gewordenen Armen); nimm nichts bei ihm, um es in deinen Beutel zu thun.

Digitized by Google

Wirft du Schuldner eines neuen Beutels, wird er dich wie auf dem Wege so im Grabe bedrücken.
Iß kein auf Schuld genommenes Fleisch: der Knochen wird die Eingeweide zerreißen.
Wenn du säest, wirst du ernten, wenn du angelst — wirst du fangen.
Bist du Landmann — pflüge die Erde um; bist du Schriftkundiger — wiederhole (das Gelesene).
Säest du Gerste — erntest du Gerste, säest du Waizen — wirst du Waizen ernten.
Von fremder Arbeit wird die Hand auch im Juli kalt werden.
Man kann kein Haus betreten, das keine Stützen hat (da es einstürzt und einen erdrückt); man kann in keinem Dorfe leben, das keinen Vorgesetzten hat.
In einem Kessel können nicht zwei Schafsköpfe gekocht werden (zwei Vorgesetzte nicht an einem Platze sich einleben).
Wenn sich zwei einbuckelige Kameele streiten, wird die dazwischen gerathene Fliege umkommen.
Der Chan hat den Verstand von vierzig Mann.
Wenn der Fürst dein Gegner im Prozesse ist, möge Gott selber deine Klage anhören.
Wenn der Fürst um den Thron kommt, wird sein Minister Bettler.
Hinter dem Rücken des Chans — die Faust (d. h. hinter dem Rücken tadelt man selbst den Chan).
Statt König in fremder Stadt, sei lieber Hirt im eigenen Dorfe.
Ajas! (Visir des Sultans Mahmud von Gásna) Kenne deine Grenzen; laß andere, kenne dich selber (keine Selbstüberschätzung).
Ajan (Aufforderung zum Gebete) auszurufen — ist Sache des Mulla.
Wo ein Mulla ist, halte die Rede an dir; wo ein Meister ist, halte deine Hand an (d. h. der Mulla ist klüger, der Meister geschickter als du).
Der Mulla weicht vom Wege ab, wenn er Brot sieht; der Engel, wenn er Gold sieht.
Wenn der Sarte reich wird, deckt er sein Dach; wenn der Kirgise reich wird, heirathet er.
Wenn du zum Sarten wirst, ist kein Nutzen von dir; wenn du zum Kirgisen wirst, giebt es keinen Handel mit dir.
Einen schlechten Sarten giebt der Kirgise, einen schlechten Kirgisen der Sarte. (Jeder bleibe, was er ist.)
Aus einem Kirgisen wird kein Kosak; aus einem Hunde der Nase Kuppák kommt kein Hund Tasy heraus.
Wenn der Kirgise, der einen Zigeuner betrog, Mohammedaner wird, hat er keine Moschee; wenn er Russe wird — keine Kirche.
Wenn ein Tadjhik ein Pferd besteigt, so erkennt er seinen Gott nicht mehr (der Arme wird übermüthig).
Der Kalmyk handelt, wenn die Zeit vergangen ist; der Hindu ißt, wenn seine Augen einfallen (vor Geldsurft ist er bereit, bis zum Lebendende nichts zu essen); der Jude macht Skandal selbst dann, wenn seine Seele davongeht.
Der Perser kann nicht auf den Hügel hinausgehen (aus Furcht?), der Armenier nicht zu Hause liegen.
Du bleibe bei deiner Sache und kümmere dich nicht um anderer Angelegenheiten; die chinesische Sitte ist so: sahst du wohl das Kameel? nein, antwortet er.
Beim Türken erscheint der Verstand nach Mittag.
Wenn du den Türken nicht stößest, erkennt er es nicht.
Das Bauchstück vom Büffel wird nicht als Fleisch gelten, der Afghane niemandes Freund sein.
Tränke den Esel des Zigeuners und nimm von ihm Geld. Wenn du den Russen auch hundert mal lobst, bleiben seine Augen doch blau. (Schluß folgt.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Während der belgische Bergbau auf Kohlen eine Ausbeute lieferte, die in den letzten Jahren noch immer wuchs, so macht sich in der Förderung der verschiedenen Metalle eine starke Abnahme bemerklich. Die Kohlenförderung bezifferte sich im Jahre 1887 auf 18378621 Tonnen und war bedeutender als in irgend einem Jahre zuvor. Die Zinkproduktion dagegen ging von 45293 T. im Jahre 1878 auf 20879 T. im Jahre 1887 zurück, und die Bleiproduktion sank in dem gleichen Zeitraum von 13477 T. auf 548 T. Die Zahl der im Kohlenbergbau beschäftigten Arbeiter betrug im Jahre 1887 reichlich 100000.

Afrika.

— Ueber die Expedition des Dr. Zintgraff von Borombi nach Abamana veröffentlichen die „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten" die nachstehenden brieflichen Mittheilungen des Reisenden: „Wie ich bereits telegraphisch gemeldet habe, ist es mir gelungen, von Kamerun aus Süd-Adamaua zu erreichen. Einen ausführlichen Bericht von hier aus zu erstatten, bin ich außer Stande, da ich meine Reisenotizen im Bali-Lande zurückließ, um dieselben bei meinem weiteren Vorgehen, bei welchem mancherlei Schwierigkeiten in Aussicht standen, nicht zu gefährden. Ich muß mich daher heute auf einige kurze Daten beschränken. Ende Dezember vorigen Jahres brach ich von der Barombi Station auf. Am 1. Januar traf ich bei den Banjangs ein. Ich wurde durch ihr Verhalten gezwungen, mir mit Waffengewalt einen Weg durch ihr Land zu bahnen. Nach mehrtägigen Gefechten, bei welchen auch mehrere von meinen Leuten getödtet und verwundet wurden, ging es dem Kompaß nach drei Tage lang mühevoll durch unwegsamen Urwald bis zum Rande des afrikanischen Hochlandes, woselbst es gelang, wieder freundschaftliche Beziehungen mit den dort im Graslande wohnenden Stämmen anzuknüpfen. Auch hier war indessen mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen; einzelne habgierige Häuptlinge hätten gern den Versuch gemacht, uns verrätherisch zu überfallen, sie wurden hieran indessen durch die im Graslande zur vollen Geltung kommende Stärke der Karawane abgeschreckt; dieses war im Lande der Babu (Babe). Etwa 30 km nordöstlich von den Babu wohnen die Bali, volkreich und kriegerisch, deren angesehener Häuptling Garega mich festhielt, und in dessen Lande ich, da alle Durchzugspalaver vergeblich waren, die für einen längeren Aufenthalt nöthigen Einrichtungen anlegte, um auf einen Umschwung seiner Gesinnungen zu warten. Ende April, nach drei Monaten, gab endlich Garega seine Einwilligung zum Vormarsche, nicht ohne uns vor Krieg, der uns von Seiten der Bali drohte, zu warnen. Dem geplanten verrätherischen Ueberfalle seitens

Digitized by Google

der Basut, die ein großes Dorf von etwa 10000 Einwohnern bewohnen, entging die Expedition, indem ich mich von den Führern, welche der Basut-Häuptling gestellt hatte, rechtzeitig trennte, und alsdann einen fünftägigen Marsch durch theilweise menschenleere Gegenden in nordwestlicher Richtung unternahm, um die Basut und deren Bundesgenossen zu umgehen. Am Abend des fünften Tages bekamen wir Fühlung mit Leuten, welche die Hauptsprache verstanden, und damit hatten unsere Leiden ein Ende. Die Eingeborenen ließen uns ohne Schwierigkeiten durch ihr Land ziehen und im Dorfe Donga fand der Anschluß an Fiegel's Arbeit statt. Da meine Tauschwaaren sehr zusammen geschmolzen waren, so brach ich von Donga, wofür sich eine zur Zeit leerstehende Faktorei der Royal-Niger-Kompagnie befindet, nach Ibi auf, welches auf dem linken Ufer des Benue liegt, ungefähre Mitte zwischen Yola und Lokodja, um daselbst mich für die Rückreise, welche ich über Bakundi, Gaschka und Bagnio anzutreten gedenke, auszurüsten. Bereits in Bukari traf mich ein Brief des Hauptleiters der Gesellschaft am Benue, welcher mich einlud und jegliche Unterstützung seitens der Gesellschaft in Aussicht stellte. Ende Juli hoffe ich wieder auf der Bali-Station einzutreffen und Ende August in Kamerun. Der Hauptvertreter der Royal-Niger-Kompagnie hat mich während eines fünftägigen Aufenthaltes in der Niederlassung der Gesellschaft auf das beste aufgenommen und mir sowie meinen Leuten die umfassendste Gastfreundschaft gewährt."

Südamerika.

— Am 2. November erstattete Dr. Paul Ehrenreich vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde einen eingehenden Bericht über seine Reise vom Paraguay zum Amazonas (Berg. „Globus", Bd. 55, S. 16 und 355). Am 17. Mai 1888 von Cuyaba gegen Osten aufbrechend, der Richtung der Reisende zuerst die von Graf Castelnau im Jahre 1844 begangene Route, um später auf einem neuen Wege gegen Gonay vorzudringen. Die dabei berührten brasilischen Militärposten nehmen nicht sowohl civilisirend als vielmehr demoralisirend auf die Eingeborenen. Die alte Goldgräberstadt Goyaz dagegen ist ein Sitz beträchtlichen geistigen Lebens, mit einer guten Bibliothek, einem meteorologischen Observatorium ꝛc. Von hier aus wurde bei Leopoldina der Rio Araguana erreicht und auf seinem Laufe verfolgt, und zwar bis zu den Katarakten hinab vermittelst des Dampfschiffes. Hierbei nahmen die Dörfer der Carajo-Indianer das Hauptinteresse des Reisenden in Anspruch, die trotz des 150 Jahre lang betriebenen Verkehres auf dem Strome ihre alten Sitten und Bräuche treu bewahrt haben, und von denen eine schöne ethnologische Sammlung erworben werden konnte. Moralisch stehen diese Wilden sehr bedeutend über den Civilisirten, mit denen sie in Berührung kommen. Die Carajos unterhalb Santa Maria sind zu den Grausamkeiten, durch die sie im vergangenen Jahrzehnt berüchtigt waren, wohl erst durch die Uebergriffe der Weißen gegen ihre streng von ihnen gehüteten Weiber und gegen ihr inniges Familienleben gereizt worden. Auffällig ist die Zahl der gezähmten Thiere — Vögel, Schweine, Affen, Hunde, Tapire, Krokodile —, die die Carajos besitzen. Durch den Holzpflock, den die Männer in der Unterlippe tragen, stellen sie sich zu den Botokuden. Die Fahrt über die Katarakten, die sich über 80 Meilen erstrecken, war an verschiedenen Stellen sehr gefährlich. An eine künstliche Stromregulirung ist hier schwerlich zu denken; eine Eisenbahn zur Umgehung der Schnellen wäre dagegen wohl möglich. Zu Para langte Dr. Ehrenreich am 2. November an.

— Die mittlere Temperatur von Santiago de Chile beträgt nach den 27jährigen Beobachtungen auf der Sternwarte (von 1860 bis 1887), wie Herr Louis Grosch mittheilt:

im Januar . . .	19,28° C.	im Juli . . .	7,30° C.
„ Februar . .	18,41	„ August . . .	8,82
„ März	16,24	„ September .	10,80
„ April	12,95	„ Oktober . .	13,31
„ Mai	9,74	„ November .	16,17
„ Juni	7,85	„ Dezember .	18,29

Die mittlere Temperatur
des Sommers (Dezember, Januar, Februar) ist demnach 18,66° C.
des Herbstes (März, April, Mai) 12,94
des Winters (Juni, Juli, August) 7,82
des Frühlings (September, Oktober, November) . . 12,94
des ganzen Jahres 13,20
und der Unterschied zwischen der mittleren Temperatur des Sommers und des Winters 10,84
Die größte in diesen 27 Jahren beobachtete Wärme vom 7. Januar 1866 betrug 32,90
Die größte im Verlauf des gleichen Zeitraums beobachtete Kälte, am 20. Juni 1886, war . . . — 4,03
(Der Thermometer befindet sich 3,20 m über dem Boden.)

R. A. Ph.

Ozeane und ozeanische Inseln.

— Die deutsche Plankton-Expedition (Vgl. S. 175) ist nach weiterer ergebnißreicher Fahrt, die sie gegen Ende August nach den Kapverden, am 10. September nach Ascension und am 24. September nach Para brachte, am 7. November wieder glücklich in Kiel eingetroffen; wir hoffen bald in der Lage zu sein, ausführlicher über dieselbe zu berichten.

— Nach einer Mittheilung, welche Lacaze-Duthiers der Pariser Akademie machte, hat Herr Fol bei seinen Versuchen über die Tiefe, in welcher das Licht im Meere noch eine Einwirkung auf photographische Platten äußert, am 16. Juli mittags in einer Tiefe von 465 m noch deutliche Wirkungen erhalten.

Bücherschau.

— Hans Barlow, Bilder und Träume aus Spanien. Leipzig 1889. Elischer Nachf. — Ein hübsches Buch, das sich allerdings fast ausschließlich mit der höheren Gesellschaft und deren Damen, die der Verfasser während eines fünfjährigen, archivalischen Studien gewidmeten Aufenthaltes genauer kennen gelernt hat, beschäftigt. Die Schilderungen betreffen Madrid, Valladolid, Simancas und Zamora am Duero, Sevilla, Barcelona, und flüchtiger die andalusischen und kantabrischen Küstenstädte. Daß der Verfasser die Strandkiefern für Pinien hält, wollen wir ihm nicht weiter anrechnen. Ko.

— F. Handtke's, Generalkarten. Asien. Europa. Deutschland. Oesterreichisch-Ungarische Monarchie. Balkanhalbinsel. Glogau 1889. Carl Flemming. — Auch von diesen Karten sind wir überzeugt, daß sie sich zahlreiche Freunde erwerben werden. Wir würden nur wünschen, daß mit Gebirgsschraffen etwas weniger verschwenderisch umgegangen würde, da die Leserlichkeit der Reingedruckten Namen — ganz besonders der Flußnamen — vielfach dadurch beeinträchtigt wird. Die Farben sind gut gewählt und sauber. Sehr angenehm ist es, daß die großen Verkehrslinien überall deutlich hervortreten.

Inhalt: Dr. A. Oppel: Ein Rückblick auf die französische Kolonialausstellung in Paris. — Dr. G. Tiercks: Von Oran nach Tlemcen und Remours. II. (Mit sechs Abbildungen.) — A. J. Cepp: Aus Persien. IV. — R. v. Seidlitz: Sprichwörter der Eingeborenen des Turkestan. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Südamerika. — Ozeane und ozeanische Inseln. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 17. November 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Die erste Entdeckung Amerikas.

Von P. Asmussen.

Das herannahende 400jährige Jubiläum der Entdeckung Amerikas durch Christoph Kolumbus lenkt die Augen Aller auch wieder auf jene Seemänner, die nachweislich als die ersten Europäer den westlichen Kontinent betraten. Man hört und liest ja noch recht häufig, Kolumbus habe auf Island die erste Kunde davon erhalten, daß im Westen ein großes Festland vorhanden sei. Dem gegenüber ist freilich behauptet worden, Kolumbus sei gar nicht nach Island gekommen, aber es muß doch wohl als historisches Faktum betrachtet werden, daß er dort wirklich, und zwar im Jahre 1477, gewesen ist. Dagegen ist es allerdings wenig wahrscheinlich, daß er dort Nachrichten über ein westliches Festland erhalten hat. Die Winlandsfahrten waren damals auf Island seit mindestens einem Jahrhundert gänzlich unterblieben, und es ist darum sehr fraglich, ob man auf Island noch etwas Bestimmtes von Winland wußte, zumal da es in der Zwischenzeit mit der Wissenschaft der Isländer stark bergab gegangen war. Sicherlich aber hätte Kolumbus, wenn er sichere Kunde von einem westlich von Island belegenen Lande hatte, dies nicht unerwähnt gelassen, als er so lange um Schiffe für seine Entdeckungsfahrt bitten mußte. Sicher hätte er sich mehr auf diesen Grund gestützt, als auf seine Theorie von der Nähe Indiens und auf die angetriebenen Indianerkähne und Baumfrüchte, von denen man ihm auf Madeira und Porto Santo Mittheilung machte. Sicher hätte er, um das westlich von Island gelegene Festland zu erreichen, einen ganz andern Weg eingeschlagen, als er wirklich that. Sicher wohl hätte auch sein Sohn, der seine Biographie schrieb, etwas davon gewußt, woher seinem Vater die erste Kunde vom westlichen Kontinent kam. Ueberhaupt kann Kolumbus von den Entdeckungs- und Kolonisationsreisen der Normannen keine Kunde gehabt haben, denn der einzige mittelalterliche Schriftsteller, der davon, und wie wir unten sehen werden, genau unterrichtet ist, ist Adam von Bremen, und dessen Schriften sind den romanischen Völkern überhaupt nicht bekannt gewesen. Natürlich sind dem Kolumbus auch die Zehntregister des päpstlichen Archivs nicht zugänglich gewesen, aus denen er sonst einige dürftige Notizen über Länder im äußersten Nordwesten hätte entnehmen können. So bleibt also dem Genuesen der Ruhm, Amerika völlig selbständig entdeckt zu haben, aber die Normannen haben das Land bereits 500 Jahre früher betreten.

Die Wikingerfahrten des 9. Jahrhunderts brachten zum ersten male die Kunde von einem größeren Landgebiete im Nordwesten nach Norwegen. Floke, der die Buchten und Küsten mit Treibeis umlagert fand, benannte das neuentdeckte Land Island, d. i. Eisland. Bald aber fand man, daß das Land so unwirthlich nicht sei, sondern in Klima und Bodenbeschaffenheit mit der Heimath Norwegen manche Aehnlichkeit habe. So gründete denn schon im Jahre 874 der Normanne Ingolf mit Verwandten und Anhang eine bleibende feste Niederlassung zu Reykjavik. Der Zuzug mehrte sich, denn es war eben um die Zeit, als in Norwegen König Harald Harfagr sich durch Unterwerfung aller kleinen Dynastien zum Alleinherrscher machte, und durch Besteuerung der Odalsgüter die bis dahin freien Grundbesitzer in eine Art von Pachtverhältniß zwang, in dem sie sich als Hörige fühlten, was ihrem Begriff von Freiheit nicht entsprach. Da ließ mancher die alte Heimath dahinten und suchte und fand auf Island eine neue Heimstatt. Auch das seit Olaf Trygvason zumeist zwangsweise eingeführte

Digitized by Google

Christenthum mochte manchem alten Kämpen nicht behagen, so daß er es vorzog, mit Weib und Kind und seinem ganzen Anhang auszuwandern. Freilich ist die Einführung des Christenthums durchaus niemals Hauptgrund zur Auswanderung gewesen, wie man oft hört, sondern in erster Linie kam immer die Beschränkung der alten Freiheit durch die Einführung eines einheitlichen Königthums in Norwegen in Betracht. Denn trotz aller Zwangsmaßregeln wurde in Norwegen das Heidenthum fröhlich weiter gepflegt, und Menschenalter gingen ins Land, bevor die alten adeligen gelegenen heidnischen Kultusstätten ihre Anziehungskraft verloren. Als aber endlich in Norwegen das Christenthum allgemein verbreitet war, hatte es auch längst auf Island festen Boden gewonnen, wo es etwa im Jahre 1000 zur Einführung gelangte, und wo 100 Jahre später zu Holar und Skalholt zwei Bischofssitze entstanden. Doch gingen gerade hier die Erinnerungen an das alte Heidenthum sobald nicht verloren, und eben hier gelangten ja auch die zum Theil uralten Götter- und Heldensagen zur Aufzeichnung. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, ein Bild isländischer Kultur jener Zeit zu zeichnen, nur wollen wir hervorheben, daß wir uns das Island damaliger Tage als ein wenn auch nicht dichtbewohntes, so doch namentlich an der Küste und auch in manchen Distrikten des Inneren besser als heute bevölkertes und bebautes Land vorzustellen haben, dessen Bevölkerung neben Ackerbau und Viehzucht auch Fischfang und Schifffahrt betrieb und mit dem Mutterlande in Verbindung stand, von dem es seit dem Jahre 1264 wieder einen Theil ausmachte.

Von Island ausfegelnde Schiffer fanden bald weiter im Westen Land, das aber vorerst noch nicht betreten wurde. Die Sage nennt Snaebjörngalti als den ersten, der ums Jahr 970 zum ersten male in den Schären Ostgrönlands überwinterte, nachdem schon einige Menschenalter früher der vom Sturm weitwärts verschlagene Gunnbjörn das Land von ferne gesehen hatte. Doch gebührt der Ruhm der eigentlichen Entdeckung dem aus Norwegen wegen Todtschlags flüchtig gewordenen Eiriksaudi. Dieser landete im Jahre 983 an der Ostküste Grönlands, brachte dort zwei Winter zu und umfuhr dann das Kap Farewell, um auch auf der Westküste Grönlands einige Entdeckungen vorzunehmen. Im Jahre 985 nach Island zurückgekehrt, wußte er so verlockende Schilderungen von dem neuentdeckten Lande zu entwerfen, daß sofort 25 Schiffe mit Besatzung sich unter seiner Führung auf den Weg machten, um das Land zu besetzen, das er Grönland, d. h. grünes Land genannt hatte — wohl nicht allein, um Ansiedler mit sich zu locken, die sich doch gewiß nicht lange dort aufgehalten hätten, wenn das Land damals ebenso unwirthlich gewesen wäre, wie heute. Von den 25 Schiffen erreichten übrigens nur 14 den Eiriksfjord in Westgrönland, wo die erste normännische Niederlassung gegründet wurde. Dieser ersten Ansiedlung folgten aber bald mehrere, und wenn Grönland ein stark bewohntes Land auch nie gewesen ist, so unterhielt es doch nicht unbedeutenden Verkehr mit Norwegen und Island und nahm an dem regen geistigen Aufschwunge des letzteren theil. Die Sagen der Edda waren in Grönland und Island gleich bekannt. Freilich fand schon bald nach der Gründung der ersten Kolonien das Christenthum Eingang auf Grönland, und Leif, Eiriksaudis Sohn, begünstigte die Einführung der neuen Religion. Daß übrigens die grönländischen Kolonien so ganz unbedeutend nicht gewesen sein können, geht schon daraus hervor, daß im Jahre 1124 unter Mitwirkung des norwegischen Königs Sigurd Jorsalafari ein eigenes Bisthum für Grönland errichtet wurde, und in der That haben von 1124 bis 1378 in Gardar in der Nähe des heutigen Frederikshaab in Grönland Bischöfe ihren Sitz gehabt. Etwas später erfahren wir, daß Grönland in zwei Verwaltungsbezirke, Eystri- und Vestribygd, Oster- und Westeramt, zerfiel. Beide haben wir, entgegen vielfach verbreiteter Meinung, laut welcher damals auch die Ostküste Grönlands stark bewohnt gewesen sein soll, in Westgrönland zu suchen. Einzelne Niederlassungen mag es damals auch in Ostgrönland gegeben haben, aber die alten isländischen Berichte lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß der Hauptweg zu den grönländischen Siedlungen nun das Kap Farewell herumging. In beiden Bezirken zusammen wurden 1 Kathedrale, 15 Kirchen und Kapellen, 280 Höfe und sogar ein Augustiner- und ein Benediktinernonnenkloster gezählt. Man sieht, daß die Bevölkerung keine sehr starke war, doch wissen wir sicher, daß die Höfe nicht allemal nur als Einzelsiedlungen zu betrachten sind. Einzelne dieser Höfe hatten ihre 30 bis 50 Bewohner und mehr, und die gesammte Bevölkerung an Europäern mag immerhin doch an 4000 betragen haben, während die Zählung von 1862 nur 212 Europäer in Grönland nachweist. Die norwegische Krone betrachtete Grönland immer als einen Zubehör von Norwegen. Doch erst seit dem Jahre 1261 kam es unter die Botmäßigkeit Norwegens, bis dahin war es thatsächlich frei gewesen.

Von Grönland aus wurde dann das Festland Amerikas entdeckt. Ueber diese Entdeckung liegen uns drei Berichte vor. Adam von Bremen, der ums Jahr 1070 am Königshofe von Dänemark, wo damals Svend Estrithson regierte, verweilte, berichtet, daß uns Jahr 1000 Leif Eirikson, ein Sohn des Entdeckers von Grönland, auf einer Fahrt einen Landstrich im Süden entdeckt habe, der wegen seines Reichthums an wildwachsendem Wein, Vinland, d. i. Weinland, benannt worden sei. Adam kennt den Reichthum des Landes an Wein und Korn, weiß aber nichts davon, daß das Land kolonisirt worden sei. — Auch die ältesten isländischen Berichte nennen Leif Eirikson als den Entdecker Vinlands, wissen aber außerdem, daß einige Jahre später unter Thorfinn Karlsefne, einem geborenen Isländer, eine Expedition von Grönland ausgegangen sei, um Vinland zu kolonisiren. — Weit ausführlicher sind spätere isländische Berichte. Nach ihnen machte sich im Jahre 986 Bjarne Herjulfson von Island aus auf, um seinem Vater Herjulf, der mit Eiriksaudi nach Grönland gefahren war, zu besuchen, wurde aber vom Sturme südwärts verschlagen und sah an mehreren Stellen Land, ohne es zu betreten. Er gelangte dann glücklich nach Grönland und machte Mittheilung von seinen Entdeckungen. Darauf zog nun im Jahre 1000 Leif Eiriksson mit einem Schiffe, 35 Mann Besatzung und allerlei Geräth südwärts, um das neu entdeckte Land näher zu untersuchen. Er landete an drei verschiedenen Stellen und benannte die Küsten Helluland, d. i. Steinland, Markland, d. i. Waldland, und Vinland, d. i. Weinland. Am letztgenannten Orte gefiel es der Expedition so gut, daß sie da einstweilen zu bleiben beschloß und einige Holzhäuser zur Wohnung erbaute, die den Namen Leifsbuden erhielten. Auf einer Landpartie entdeckte ein Deutscher, namens Tyrker, eine Menge wildwachsenden Wein, ein Gewächs, das ihm aus seiner Heimath her bekannt war, und das dann später dem Lande den Namen gab. Auch Korn wurde wildwachsend angetroffen. Die Expedition kehrte zwar bald nach Grönland zurück, aber es konnte nicht ausbleiben, daß sich Leute fanden, die Lust hatten, das gepriesene Vinland zu besiedeln. So unternahm schon im Jahre 1003 Leifs Bruder Thorvald eine Untersuchungsfahrt längs der Küste, fand aber schon im Jahre darauf seinen Tod durch einen Pfeilschuß im Kampfe mit den Landeseingeborenen — Skrälingern — und wurde auf einem Vorgebirge, welches die Berichte Krossfarnaes, d. i. Kreuz-

Digitized by Google

spitze, benennen, begraben. Die Lage dieses Kaps ist uns nicht näher bekannt, scheint aber nördlich von Vinland zu suchen zu sein. Ein Jahr darauf verunglückte ein anderer Bruder Leifs, namens Thorstein, auf einer Reise nach Vinland. Seine Witwe Gudrid heirathete im Jahre 1006 den isländischen Händler Thorfinn Karlsefne, der nun im Frühling 1007 mit seiner Frau, 160 Mann Begleitschaft, Vieh und allerlei Geräth nach Vinland reiste, wo er wenigstens einige Jahre blieb und mit den Eingeborenen Verbindungen anknüpfte. Später hin aber scheint er seinen Wohnsitz dauernd auf Island genommen zu haben, wenigstens ist sein in Vinland geborener Sohn Snorre Stammvater einer später auf Island mächtigen Sippe geworden. Soweit die jüngeren Berichte.

Man sieht, daß die jüngeren Berichte, die wir hier nur in einem sehr gedrängten Auszuge wiedergeben konnten, die älteren an Ausführlichkeit weit übertreffen und auch dem Leif das Verdienst, der erste Entdecker Amerikas gewesen zu sein, streitig machen. Gerade aber der ausführliche Bericht ist von der Wissenschaft, wohl großentheils seiner Ausführlichkeit halber, angenommen worden. Auf Grund einer strengen Kritik aber gelangt Dr. G. Storm in seinen „Studier over Vinlandsreiserne, Vinlands Geografi og Ethnografi (Kopenhagen 1888)", dem wir uns im Folgenden zumeist anschließen, zu dem Resultat, daß die jüngeren isländischen Berichte voll von Widersprüchen sind, daß also, als sie zur Aufzeichnung gelangten, die ersten Vinlandsfahrten schon im Gewande der Sage einhergingen — vielleicht weil damals Island mit Vinland nicht viel mehr verkehrte. Dagegen ist Adam von Bremen ein höchst zuverlässiger Berichterstatter, ein Mann, der — in damaligen Zeiten eine Seltenheit — das ihm überlieferte Material kritisch zu sichten und Beglaubigtes vom Sagenhaften zu scheiden wußte. Am Hofe Svend Estridssons aber und auf seinen Nordlandsreisen überhaupt hatte er reiche Gelegenheit, Erkundigungen über die Seefahrten nach Nordwesten einzuziehen, ja wohl auch mit Männern zu reden, die an solchen Fahrten theilgenommen hatten, und nach 70 Jahren wird man die Sachen noch treu im Gedächtniß gehabt haben. Auch die alten isländischen Berichte machen in ihrer ehrlichen Einfachheit den Eindruck der Zuverlässigkeit. Daß dagegen die Sage thatsächlich schon die Berichte der Vinlandsfahrer sich bemächtigt hatte, als die späteren Berichte zur Aufzeichnung gelangten, sehen wir aus der Fabel von dem über Vinland hinaus belegenen Hvitra-manna-land, dem Lande der weißen Männer, welches auch unter dem Namen Groß-Irland lange Zeit herumspukte und selbst die Köpfe der Gelehrten etwas verwirrte, indem man es nicht unterzubringen wußte. Wenn man nicht annehmen will, daß einige Schiffer die Westküste Europas oder eine Insel der britannischen Gruppe auf ihren Kreuz- und Querfahrten erreicht haben und nun, daheim angekommen, von dem angeblich neu entdeckten Lande aufschneiderische Berichte kundgaben — und diese Annahme widerspricht doch zu sehr den Nachrichten über das Hvitra-manna-land —, so muß man dieses Land und die Berichte über dasselbe sammt den Reisen der Brüder Zeno wohl ganz der Sage zuweisen, was wohl auch das Vernünftigste ist.

Haben wir aus allen den Berichten über Vinland nur die Entdeckung durch Leif Ericsson und die erste Kolonisirung durch Thorfinn Karlsefne als geschichtlich feststehende Thatsache zu betrachten, so entsteht nun weiter die Frage, wo Vinland zu suchen sei. Daß darunter ein Theil der Ostküste Nordamerikas verstanden werden muß, unterliegt keinem Zweifel, aber welcher Theil dieser Küste ist Vinland? Leif machte auf seiner Entdeckungsreise die Wahrnehmung, daß in Vinland zur Zeit der Wintersonnwende die Sonne in der „Ekliptikstellung" noch sichtbar sei. Was ist nun aber die Ekliptikstellung? Man hat, ohne weitere Untersuchungen anzustellen, die vorstehende Notiz einfach so erklärt, daß die Sonne sich um 3 Uhr nachmittags zum Untergang rüste, daß also der kürzeste Tag in Vinland sechs Stunden lang sei. Ist diese Deutung richtig, so haben wir es etwa unter 58° nördl. Br. zu suchen, also an der Küste Labradors. Aber schon Torfaus, ein geborener Isländer, weist in seiner „Historia Vinlandiae antiquae" nach, daß so weit nach Norden kein Weinwuchs denkbar sei, und bestimmt, im Grunde genommen ebenso willkürlich den Ekliptikpunkt auf 4 Uhr nachmittags, wonach das Vinland unter 49° nördl. Br., also auf Neufundland oder am St. Lorenzgolf gelegen haben muß. Eine dritte Deutung des Bischofs Finn Jonsson, der den Ekliptikpunkt auf 4½ Uhr nachmittags hinabrückt, hat zwar theoretisch keine Annahme gefunden, wohl aber praktisch, indem sich heute die Gelehrten darüber einig zu sein scheinen, daß Vinland die unter 41° 24' nördl. Br. belegene Küste von Rhode-Island gewesen sei. Dieselbe Erklärung verdanken wir dem Scharfsinn des Dänen Karl Christian Rafn, der in seinen „Antiquitates Americanae" (Kopenhagen 1837) den Beweis führte, daß nur diese Küste den Beschreibungen und Nachrichten über Vinland gerecht werden könne. Mit geringer Modifikation entspricht die Lage Rhode-Islands aber der Bestimmung, daß die Sonne dort zur Zeit der Wintersonnenwende um 4½ Uhr nachmittags untergeht. Ganz genau geschieht das unter 41° 22' nördl. Br.

Nun kommt Herr Storm in seiner oben angeführten Schrift auch auf die Lage Vinlands zu anderen Resultaten. Zunächst weist er nach, daß die Bestimmung des Ekliptikpunktes heute eine Unmöglichkeit sei. Einmal ist infolge der Schwankungen in der Schiefe der Ekliptik die Lage der Breitenkreise nicht mehr genau dieselbe, wie vor 900 Jahren, und die Lage der Breitenkreise um diese Zeit läßt sich heute mit absoluter Genauigkeit nicht mehr berechnen. Mag auch der Unterschied ein noch so geringer sein — die Schiefe der Ekliptik wird seit der Zeit kaum um mehr als acht Grad-minuten abgenommen haben —, so muß doch mit ihm gerechnet werden. Schwerer fällt es aber ins Gewicht, daß man zur Zeit der Vinlandsfahrten noch keine Uhren hatte, und also auch keine astronomischen Zeitbestimmungen in unserem Sinne des Wortes machen konnte. Die Zeitberechnungen lediglich nach dem Sonnenstande sind wissenschaftlich ohne Bedeutung, da sie auf Schätzungen beruhen und Irrungen um eine Viertelstunde und mehr leicht möglich sind. Von 3 oder 4 Uhr nachmittags kann mithin nur in einem sehr fragwürdigen Sinne geredet werden.

Es ist demnach eine reine Unmöglichkeit aus den Angaben der isländischen Quellen die Breite, und aus dieser die Lage Vinlands zu bestimmen. Um letztere feststellen zu können, sammelt Herr Storm emsig alle Notizen, die er über die geographischen Objekte Vinlands aufstreiben kann. Wir ersehen aus isländischen Berichten, daß das in Rede stehende Land im Norden in eine Halbinsel ausläuft, die man, von Westen kommend, umfuhr, um an der Ostküste weiter nach Süden vorzudringen. In der Nähe einer Flußmündung unweit der Spitze jener Halbinsel wurde die erste Siedelung gegründet. An der Küste von Rhode-Island und Massachusetts suchen wir nun vergebens nach einer Oertlichkeit, die diesen und ähnlichen Bedingungen entspricht, denn die Halbinsel kann keineswegs eine ganz unbedeutende gewesen sein. Vielmehr weisen uns alle isländischen Lokalbestimmungen über Vinland nach Neuschottland und der ihm vorgelegenen Insel des Kap Breton. Denn jene Insel ist durch einen so schmalen Sund vom Festlande getrennt, daß es den Seefahrern des 16. Jahrhunderts und noch späteren gar nicht in den Sinn kam, Kap Breton könne

Digitized by Google

eine Insel sein. Umsomehr mochten es die Normänner, denen es vorerst weniger auf genaue Forschungen als auf Neuentdeckungen ankam, für eine Halbinsel halten. Der Fluß aber, an dessen Mündung die Leifsbudir errichtet wurden, mag der Salmon-River oder der Hunting-River auf Kap Breton gewesen sein. Nun entsteht die Frage, ob vielleicht heute noch in so hohen Breitengraden wilder Wein und wildwachsendes Korn vorkommt, denn beides wurde auf Vinland vorgefunden. Jaques Cartier, der in den Jahren 1534 bis 1542 die Gegenden am St. Lorenzstrom bereiste und erforschte, fand in der Nähe von Quebec so viel wildwachsenden Wein, daß er eine im Strome liegende Insel Bacchus-Insel benannte. Desgleichen fand Lescarbot im Jahre 1606 große Mengen wilder Weinstöcke im jetzigen Maine, in Neubraunschweig und im südlichen Neuschottland, und heute noch wird er wenigstens in der Nähe von Annapolis gefunden. Bei dem Korn hat man immer in erster Linie an Mais gedacht, weil Mais zur Zeit der Entdeckung Amerikas die wichtigste Körnerfrucht dieses Landes war und recht weit nach Norden hinauf angebaut wurde. Allein man weiß nicht, daß Mais in den in Rede stehenden Breiten wildwachsend vorkam und vorkommt, während doch gerade das Wildwachsen des Getreides, als den Entdeckern Vinlands unbekannt, und für den Reichthum des Landes in ihren Augen ausschlaggebend, in den isländischen Quellen besonders hervorgehoben wird. Wir werden also wohl weniger an Mais, als an Zizania aquatica — den amerikanischen Wasserreis — zu denken haben, dessen Körner denen des echten Reises ähneln, der noch heute für manche Gegenden Nordamerikas eine wichtige Brot- und Futterpflanze bildet, und der noch heute an den Ufern fließender und stehender Gewässer dieser Gegenden bis 50° nördl. Br. hinauf häufig, zum Theil sehr häufig gefunden wird. Wir bemerken noch, daß die isländischen Quellen uns über die Natur des in Vinland wildwachsend angetroffenen Getreides keinen Aufschluß geben, daß wir also durchaus nicht gezwungen sind, an Mais zu denken, und daß endlich wildwachsender Mais auch an der Küste von Massachusetts und Rhode-Island nicht nachzuweisen ist. Wildwachsenden Wein und wildwachsendes Getreide haben wir in Neuschottland auch, und deshalb können wir getrost das Vinland hierhin verlegen.

Wer aber trotzdem meint, das Klima von Neuschottland sei für das gepriesene Vinland zu rauh, dem möchten wir entgegenhalten, daß das von Grönland und Island, woher ja doch die Entdecker kamen, keineswegs milder war, eher das Gegentheil. Auch sind wir geneigt, in damaliger Zeit für jene Gegenden ein günstigeres Klima anzunehmen, als sie es heute haben. Wenn man den alten Chroniken glauben darf, so war überhaupt in klimatischer Hinsicht Nord- und Mitteleuropa um das Jahr 1000 besser daran, als in unseren Tagen. Die Weingärtner am Rhein erfreuten sich fast durchgängig gelegneter Weinjahre, während ein solches heute schon mehr eine Seltenheit ist. Die Entdecker Islands fanden die Insel zwar von Treibeis umlagert, aber Grönland machte auf die, welche es zuerst sahen, einen günstigen Eindruck, — was schon der Name beweist, den heutzutage wohl niemand vorschlagen würde, wenn er aus eigener Anschauung das Land benennen sollte. Und es ist nicht wahrscheinlich, daß der Entdecker dem Lande nur den Namen gab, um Ansiedler anzulocken. Der Name Island hatte keinen abgeschreckt, als manche es für wünschenswerth hielten, eine neue Heimath zu suchen. So würde auch der Name Grönland keinen angelockt haben, dahin zu übersiedeln, wenn das Land wirklich eine Eis- und Gletscherwüste gewesen wäre, wie heute, vielmehr wären wohl die ersten Ansiedler bald wieder abgezogen, wenn sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht gefunden hätten. Man muß doch auch bedenken, daß keine Veranlassung vorlag, Island zu verlassen, und daß Eiriksland keinen Vortheil davon hatte, Grönland zu kolonisiren. Uebrigens erfahren wir aus den isländischen Quellen nicht, daß die Eisverhältnisse damals viele Schwierigkeiten machten, während heute die Grönlandfahrer fast ausnahmslos darüber klagen. Und noch im 17. Jahrhundert gelangten Walfischfänger leichter nach Spitzbergen und anderen Punkten im Polarmeer, als heute die Schiffe unserer Polarexpeditionen, die doch eigens für die dortigen Eisverhältnisse ausgerüstet sind. Das deutet alles darauf hin, daß im Mittelalter thatsächlich das Klima der hier in Rede stehenden Länder ein mildereres war, als heute. Es ist nicht unsere Aufgabe, zu untersuchen, worin das seinen Grund haben mag und eine Theorie einer dritten aus nahenden Eiszeit aufzubauen, was schon geschehen ist. Wir meinen nur, wenn die klimatischen Verhältnisse für diese Gegenden damals recht günstige waren, so ist der Reichthum Vinlands, unter welchem Lande wir mit Storm forthin Neuschottland verstehen, an Wein und Korn um so leichter verständlich. Unter dem Einflusse ungünstigeren Klimas ist die Nordgrenze des Weines und des Wasserreises natürlich etwas südwärts gerückt.

Die Urbevölkerung Vinlands führt in den isländischen Berichten immer den Namen Skrälinger. Mit demselben Namen bezeichnete man später in Grönland die Eskimos, und einige haben auch in Vinland an solche gedacht, und gemeint, diese seien früher über viel weitere Strecken Nordamerikas verbreitet gewesen, als jetzt. Aber einmal stammen die wenigen Eigennamen, die uns Isländer als vinländische überliefert haben, nicht aus der Eskimosprache — das läßt sich deutlich erkennen, obgleich die Stämme ja natürlich stark anders gefärbt auf uns gekommen sind —, und sodann paßt das wenige, was uns über die Lebensweise der Eingeborenen Vinlands überliefert worden ist, durchaus nicht auf die hauptsächlich vom Fischfang lebenden Eskimos, sondern viel eher auf einen indianischen Jägerstamm. Endlich läßt sich das nordische Strälinger am besten durch Schoßlinge übersetzen. Es ist das mithin ein Spottname, der nicht an einem Volke besonders als Stammesname haftete, auch nicht einem Volke ausschließlich verliehen wurde, sondern eher den feindlichen Stämmen in der Gesammtheit angehängt wurde, wobei man natürlich gar nicht darauf sah, ob diese Feinde an Rasse und Abstammung gleich oder verschieden waren.

Es ist natürlich, daß die Normänner in Vinland, wo sie bereits eine, wenn auch nicht zahlreiche, so doch kampfgewohnte Bevölkerung vorfanden, ohne blutige Kämpfe nicht freikamen. Ob unter diesen Verhältnissen thatsächliche feste Niederlassungen gegründet wurden, oder ob man sich mit gelegentlichen Handels- und Raubzügen begnügte? Einzelne Runensteine, die man an der Küste der Vereinigten Staaten gefunden hat, sowie weitere Spuren von der Anwesenheit der Normänner, die man hie und da an der Ostküste Amerikas bis weit nach Süden hinab gefunden haben will, beweisen hierfür nichts, denn sie dokumentiren nur, daß die kühnen Seefahrer einmal dagewesen und gelandet sind, nicht aber, daß sie dort auch ständige Niederlassungen gehabt haben. Wenn ferner im 12. Jahrhundert ein grönländischer Bischof nach Vinland reist, so dürfte daraus hervorgehen, daß wenigstens zeitweilig Normänner längere Zeit in Vinland sich aufhielten, denn der Bischof wird wohl nicht als Forscher, Seefahrer oder Handeltreibender, sondern in Amtsgeschäften seine Vinlandsfahrt unternommen haben. Aber daß Vinland wirklich kolonisirt war, geht auch daraus noch nicht hervor. Auch die Nachricht von dem vinländischen Bisthum spricht noch nicht dafür, da wir nicht bestimmt wissen, ob das Bisthum nicht

Digitized by Google

lediglich ein Titular-Bisthum war. Gleichwohl leugnen wir durchaus nicht die Möglichkeit, daß Vinland wirklich kolonisirt gewesen sein kann. Wenigstens dauerten die Fahrten dahin mehrere Jahrhunderte fort, und noch im Jahre 1368 holen Grönländer aus dem benachbarten Markland Holz. Wie dann die Kolonien Island und Grönland in Verfall geriethen, unterblieben auch diese Fahrten, und wenn wirklich in Vinland eine Kolonie bestand, so weiß heutigen Tages kein Mensch, was schließlich aus ihr geworden ist. Es dürfte aber falsch sein, wenn gewöhnlich behauptet wird, die von den Normännern nach Europa gebrachte Kunde von Amerika sei im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen. Man wußte in Norwegen und Dänemark wohl noch von diesen Fahrten, aber man machte sie nicht mehr. Vinland ist übrigens nie, wie Island und Grönland, als ein Nebenland der norwegischen Krone betrachtet worden — ein Umstand, der uns dafür zu sprechen scheint, daß eine wirkliche Kolonisation dieses Landes nicht stattgefunden hat.

Bedeutend besser, wenn auch nicht in wünschenswerthem Maße sind wir über die Kolonie Grönland unterrichtet. Wir wissen, daß sie bis etwa um die Mitte des 14. Jahrhunderts rege Verbindungen mit Island und Norwegen unterhielt und sich in relativ blühendem Zustande befand. Der dann eintretende Verfall ist nicht einer plötzlich eingetretenen Aenderung des Klimas zuzuschreiben, denn wenn es auch nach unserer Meinung in Verlaufe der letzten neun Jahrhunderte in Grönland kälter geworden ist, so ist das nicht plötzlich, sondern nach und nach geschehen, und keineswegs war schon im Jahre 1350 das grönländische Klima ein derartig ungünstiges, daß das Fortbestehen der Kolonie dadurch in Frage gestellt werden konnte. Auch vertreten manche die Meinung, der damals die Lande durchziehende schwarze Tod habe die Kolonie vernichtet. Nun ist es ja leicht möglich, daß die Krankheit thatsächlich da oben gewüthet und die Bevölkerung ebenso stark gelichtet hat, wie anderswo. Thatsache ist aber, daß seit der Mitte des 14. Jahrhunderts die Eskimos, vielleicht von anderen aus ihren ursprünglichen Sitzen vertrieben, von Westen kommend nach Grönland vorzudringen begannen. Namentlich machte eine starke Flotte dieser Skrälinger, von der man nicht weiß, woher sie kam, den europäischen Grönländern im Jahre 1418 und in den folgenden Jahren viel zu schaffen. Die Eskimos lagen mit den Normännern in steter Fehde, und seitdem es ihnen gelungen war, auf Grönland festen Fuß zu fassen, wird man einen Kampf auf Leben und Tod mit ihnen haben führen müssen, in welchem schließlich die Europäer unterlegen sind, da ihnen weder von Island noch von Norwegen aus geholfen wurde. Eine Urkunde des Papstes Nikolaus V. besagt übrigens, daß im Jahre 1448 die Kämpfe mit den Skrälingern noch andauerten, und daß man in Europa, wenn auch bei weitem nicht allgemein, darum wußte. Freilich hatte man in Dänemark und Norwegen nicht jedes Interesse an der Kolonie verloren. Man weiß aus dem 16. und 17. Jahrhundert wenigstens von sechs Expeditionen, die ausgesandt wurden, um sie zu suchen, aber keine hatte Glück. Erst seitdem 1721 Hans Egede ausgezogen war, um unter den Eskimos Mission zu treiben, begann wieder ein regerer Verkehr zwischen Grönland und Europa sich anzubahnen. Seitdem hat es nicht an Versuchen gefehlt, die alten Kolonien wieder aufzufinden, ebenso wenig wie an Leuten, welche fest glaubten, es seien heute noch Kolonisten vorhanden, nur hätten sie sich vor der Uebermacht der Eskimos zurückgezogen. Man hat nun mannigfache Reste und Spuren normännischer Ansiedlungen gefunden, aber keine Spur der Kolonisten, und Fritjof Nansens Durchquerung Grönlands hat es klar bewiesen, daß ihre Nachkommen auch im Innern dieses Landes nicht vorhanden sind. So muß man denn annehmen, daß sie im Kampfe mit den ihnen an Zahl weit überlegenen Eskimos untergegangen sind. Schwache Reste mögen sich immerhin mit den Feinden vermischt haben, wenngleich auch von solcher Völker- und Sprachmischung keine Spuren nachweisbar sind.

Um nun noch kurz von Island zu reden, so muß hervorgehoben werden, daß die blühende Kultur dieser Insel ebenfalls seit der Mitte des 14. Jahrhunderts stark in Verfall gerieth. Doch blieb sie in stetigem Verkehr mit Europa und namentlich mit ihrem Mutterlande — dem Doppelreiche Dänemark-Norwegen — und wurde auch immer von da aus regiert. Verhängnißvoll für den Kulturzustand und die Bevölkerungsziffer der Insel wurden die Raubzüge der algerischen Seeräuber im 17. und die ungünstigen Ernteverhältnisse im 18. sowie theilweise auch im 19. Jahrhundert. Im 18. Jahrhundert hatte Island nicht weniger als 43 mal Mißwachs und 18 mal Hungersnoth zu leiden. Erst in unseren Tagen scheint sich der Wohlstand der Insel wieder etwas zu heben.

Wir sagten in der Einleitung, es sei fraglich, ob man zu Kolumbus Zeiten auf Island noch etwas Bestimmtes von Vinland und somit von Amerika gewußt habe. Man wolle das nicht falsch verstehen: man wußte wohl noch von den Fahrten der Väter, aber sie wurden nicht mehr gemacht und waren schon der Sage anheimgefallen, und ein zufällig hergeflogener Fremder bekam von diesen Sagen wohl nichts zu hören. Sonst hatte man in Skandinavien, Grönland und Vinland nicht vergessen, wenn man auch nicht ahnte, daß der von Kolumbus entdeckte Erdtheil schon von ihren Ahnen war betreten worden, und daß das von Cabot entdeckte Neufundland in der Nähe Vinlands lag. So raubt die Entdeckung Amerikas durch die Normänner dem Kolumbus und seinen Nachfolgern nichts von ihrem Ruhme, Entdecker Amerikas zu sein.

Von Oran nach Tlemcen und Remours.

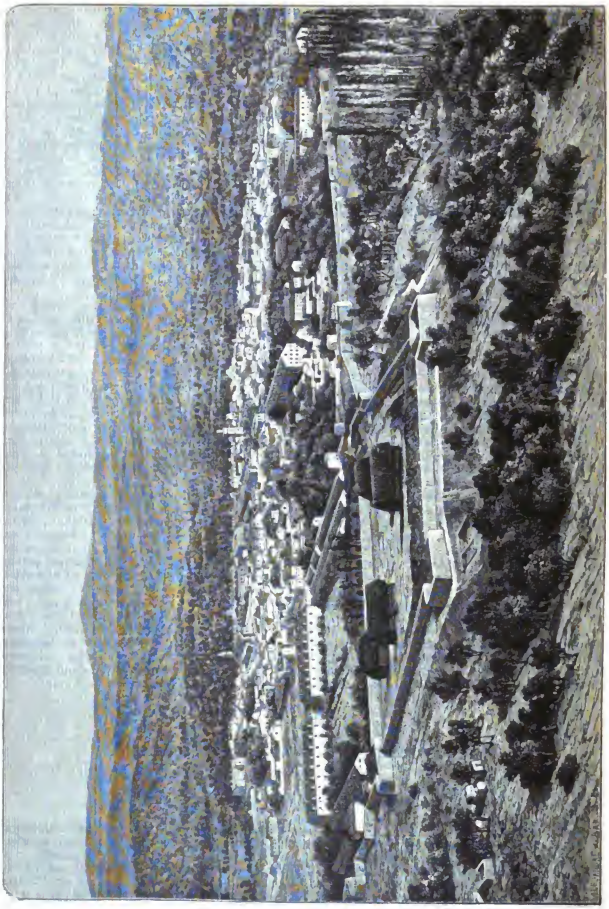
Von Dr. G. Diercks.

(Mit drei Abbildungen.)

III.

Verläßt man Oran durch das Thor von Tlemcen, um sich nach diesem Orte — der herrlichen Gartenstadt des westlichen Algier — zu begeben, so tritt man aus dem Bereich des Berglandes, das sich nach Osten und Westen hin ausdehnt, in eine Ebene, und das Auge wird erfreut durch die fruchtbaren und wohlbestellten Felder, die sich nach allen Richtungen hin erstrecken. Die Begränder sind von Oleander, von Aloe, um dessen steife Blätter sich Heckenrosen schlingen, von Berberitzen und anderem Gebüsch eingefaßt, aus dem sich vereinzelt Platanen, Johannisbrotbäume und andere Bäume erheben. Zahlreiche Ortschaften schließen sich hier in kaum

Digitized by Google



Tlemcen und seine Umgebung.

Digitized by Google

unterbrochener Reihe an die Stadt an, und geben durch ihr freundliches Aeußere Kunde von dem Wohlſtande, den die fleißige Bodenkultur den Pflegern derſelben gewährt. An den Abhängen des Dſchebel Murdſchadſcho und des angrenzenden Tſchebel Ghamera entlang wenden wir uns nach Südweſten, wo wir in der Ferne die kleine Stadt Miſſerghin und dahinter den großen Salzſee — die Sebkha — erblicken, hinter dem ſich das Teſſala-Gebirge erhebt.

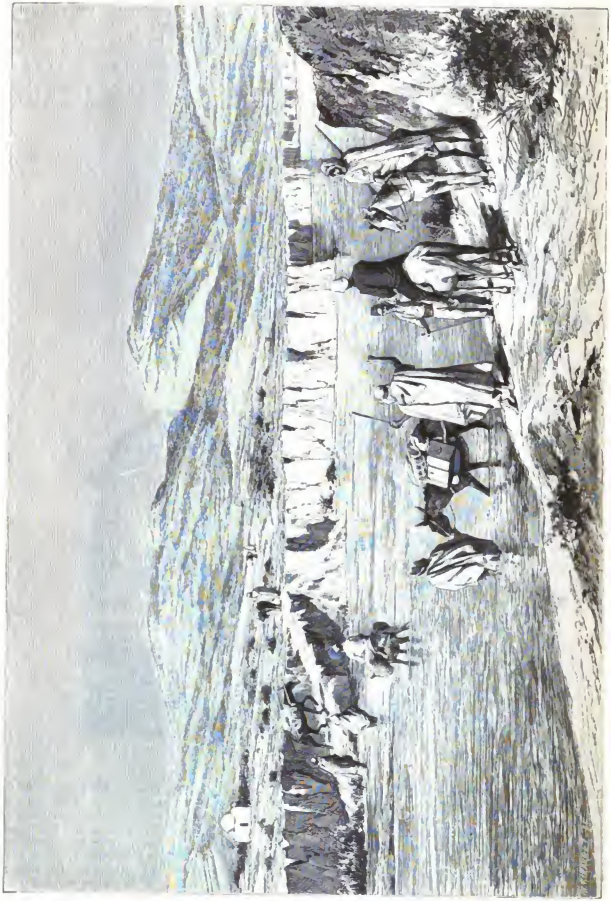
Die 3000 Einwohner von Miſſerghin treiben faſt ausſchließlich Gemüſebau und verſehen mit ihren Erzeugniſſen nicht nur die Stadt Oran, ſondern verſenden noch viel über dieſen Hafen nach Spanien ſowie nach anderen europäiſchen Ländern. Auch die Mühleninduſtrie wird dort eifrig betrieben, und eine rieſige Baumſchule iſt im Stande, jährlich an 40000 Bäume verſchiedenſter Art zur Anpflanzung zu liefern. In dem nahen Teufalmet giebt es eine Muſter-

Schule in Tlemcen.

Schäferei, die ebenfalls außerordentliche Reſultate erzielt, und wenn man endlich erfährt, daß Miſſerghin auch viel Zwiſchenhandel mit Getreide treibt — das aus einer der reichſten Kornkammern des alten Rom und des Reiches Tlemcen, nämlich den weſtlichſten Theilen des fruchtbaren Tell dorthin gelangt —, ſo kann man ſich denken, daß die Bewohner dieſer fruchtbaren Gegend ſich großer Wohlhabenheit erfreuen.

Auch der 53 km lange und 8 bis 12 km breite Salzſee liefert den Anwohnern bedeutenden Ertrag durch das Salz, welches er an ſeinen Ufern in großer Maſſe abſetzt. Dieſe Sebkha iſt einer der 26 großen Salzſeen, welche ſich auf algeriſchem Boden befinden und bedeutende Strecken deſſelben dem Ackerbau entziehen. Die Sebkha von Miſſerghin gehört indeſſen nicht zu denen, welche ſich zeitweiſe in einen unergründlichen Salzſumpf verwandeln; obgleich ſehr ſeicht und im allgemeinen nur wenige Meter tief, trocknet er doch nie aus. Seit lange ſind Pläne zu ſeiner Entwäſſerung gemacht worden, die durch Ableitung in den Salz-

Digitized by Google



Eine Fuhrt der Tafna.

Digitized by Google

fluß, den Rio Salado oder Ued el Melah nicht schwierig sein würde, bis jetzt hat man jedoch immer die Mühen und Kosten dieser Arbeit gescheut, obgleich die letzteren, selbst wenn auf 4½ Millionen veranschlagt, immer noch um 2 Millionen unter dem durch den Salzverkauf zu erzielenden Gewinne zurückbleiben würden.

Der Weg führt längere Zeit an dem Ufer des Salzsees hin, und nachdem wir mehrere kleine Ortschaften passirt haben, gelangen wir zu dem Salzfluß, dessen Wasser in der That salzig ist, der in den Bergen der Ulad Zeir entspringt und zwischen dem Kap Figalo und der Insel Raschgun in das Mittelmeer mündet. Jenseits dieses Flusses, über den eine eiserne Brücke führt, gelangen wir in ein von dichtem Gesträpp bestandenes Gebiet, das den Namen „Wald von Shabet el Lham“ führt und die Jagdliebhaber durch seinen Thierreichthum anzieht. Wenige Kilometer dahinter liegt Ain Temuschent, ein von den benachbarten Berber- und Arabestämmen viel besuchter Marktflecken, auf den die Eingeborenen ihre Erzeugnisse bringen. Allmählich wieder bergan steigend, treten wir in das „Massiv von Tlemcen“ — in jenes Bergland ein, in dessen Herzen die einstige Erbin der großartigen Kultur der spanischen Araber und Mauren, die alte Königstadt Tlemcen, liegt.

Obgleich in einer Höhe von 816 Meter über dem Meere und am Fuße des Pik von Lella Setti gelegen, der die Südwinde von der Stadt und ihrer Vega abhält, ist die Vegetation doch das ganze Jahr hindurch frisch und üppig und berechtigt vollauf die Bezeichnung Tlemcens als einer Gartenstadt. Die Stadt hat durchaus orientalischen Charakter, und die mohammedanische Bevölkerung übertrifft an Zahl etwa dreimal die christliche. Nach der Zählung von 1886 hat sie eine Gesammtbevölkerung von 28 204 Einwohnern. Von ihren Minarets, von den Dächern ihrer Häuser und von den Höhen der sie umgebenden Hügel und Berge bietet sie dem Reisenden eine Fülle der schönsten landschaftlichen Bilder und namentlich dem Nordländer hohe Reize, selbst wenn er für die großen geschichtlichen Erinnerungen, für die zahllosen Ueberreste früherer glänzender Kulturperioden kein Interesse hat. Und in diesen beiden letzteren Hinsichten giebt es wenige Städte in Algerien, die nur annähernd so viel bieten als Tlemcen, das Jahrhunderte lang der Sitz mächtiger Dynastien und oft der Schauplatz furchtbarer Kämpfe war. Ihre vielen großen Moscheen lassen erkennen, wie groß einst die Bevölkerung war, welche Tlemcen bewohnte, das Königsschloß, der Meschuar und andere stattliche Gebäude zeugen von dem einstigen Glanz der Stadt und der Hofhaltung. Nächst Granada und Sevilla bietet Tlemcen die zahlreichsten maulichen Ueberreste aus der Zeit der größten Blüthe der arabisch-maurischen Kultur. Ein Kranz von hübschen, historisch und kulturgeschichtlich ebenfalls sehr interessanten kleinen Ortschaften umgiebt die Stadt, und namentlich ist das durch seine berühmte große Moschee bekannte Sidi Bu-Medine auch landschaftlich häufig anziehend.

Die vielen Fondaks (arabische Gasthäuser) der Stadt, und die Zeltlager, welche man in der Nachbarstadt Tlemcens sieht, beweisen, daß dieses auch jetzt noch große Anziehungskraft auf die arabische und berberische Bevölkerung der algerisch-marokkanischen Grenzgebiete ausübt und gewissermaßen das Verkehrscentrum derselben bildet. In den Kriegen gegen die Franzosen spielte es bekanntlich eine große Rolle, und es war längere Zeit der Sitz Abd el Kaders — des aus dem nahen Maskara gebürtigen Heerführers der Eingeborenen gegen die fremden Eroberer ihres Landes.

Das Klima Tlemcens ist außerordentlich mild und gleichmäßig. Der Boden seiner Nachbarschaft ist bei der Fülle von Wasser, das aus zahlreichen Quellen des angrenzenden Berglandes herabströmt, ungemein fruchtbar, und überhaupt darf das ganze Bergland mit seinen Ausläufern als einer der reichsten Theile Algeriens bezeichnet werden, wie es denn auch gewissermaßen den Mittelpunkt der einstigen Kornkammer Roms bildete.

Um und von Tlemcen nach Nemours zu begehen, müssen wir aber das Bergland verlassen und uns in das Gebiet des westlichsten, mit seinen Quellen im Marokkanischen liegenden Flusses Tafna begeben, der von den ihn auf beiden Seiten einschließenden und seinen Lauf bestimmenden Bergketten zahlreiche Nebenflüsse und Bäche erhält, von welchen viele allerdings im Sommer seinen Tropfen Wasser enthalten, während sie in der Regenzeit des Winters oft genug die von ihnen angegrabenen Betten und Rinnen überschreiten und die benachbarten Ländereien unter Wasser setzen.

Alle Ortschaften auf unserem Wege, den wir einschlagen, sind die Schauplätze erbitterter Kämpfe zwischen den Franzosen und den Eingeborenen gewesen, und überall lebt die Erinnerung daran auch noch in der Einwohnerschaft derselben fort. Es ist bemerkt worden, daß denjenigen, welche sich in diesem Kriege ausgezeichnet haben, von ihren Stammesgenossen nicht nur Denkmäler gesetzt worden sind, sondern daß ihnen auch im Geheimen eine Art Kultus dargebracht wird, der den Haß gegen die Christen beständig nährt.

Reiseerinnerungen aus Japan und China.

Von **Ph. Lehzen.**

IV.

(Mit zwei Abbildungen.)

Unser Konsul in Hiogo hatte mich mit dem besten Troste entlassen, indem er mir beim Abschiede sagte: „Noch ehe Sie nach Schanghai gelangen, wird der Friede zwischen Frankreich und China gesichert sein.“ Daß diese Voraussicht sich bewahrheiten möchte, hatte für mich ein großes Interesse; ich muß gestehen, weniger wegen der politischen Bedeutung des Ereignisses, als aus persönlichen Gründen; denn ich hegte den sehnlichsten Wunsch, einen wenn auch nur ganz flüchtigen Blick in das Innere des Himmlischen Reiches thun zu dürfen, was nur augänglich erschien, wenn das Zustandekommen des Friedens keinem Zweifel mehr unterliegen konnte. Abgesehen von der Gefahr, der sich ein Europäer beim Ueberschreiten der Vertragsgrenzen während eines Krieges aussetzte, wo die Chinesen es vielleicht mit dem Unterschiede zwischen Franzosen und Deutschen nicht so genau genommen haben würden —

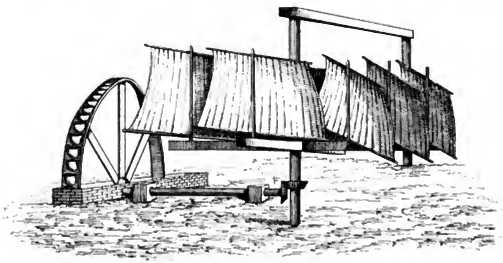
Digitized by Google

konnten ja bei Fortdauer der Feindseligkeiten die Franzosen jeden Augenblick zur Blockirung der Peiho-Mündung schreiten, wodurch ein im Innern des Landes befindlicher Fremder verurtheilt gewesen wäre, wie eine Geisel in Peking oder Tientsin auszuharren, oder den weiten Weg bis Schanghai zu Lande, oder mittelst Dschunke auf dem Kaiserkanale zurückzulegen. So dringend nun mein Wunsch auch war, etwas vom Innern dieses wunderbaren Landes zu sehen, und so bestimmt ich mir andererseits sagen mußte, daß mir jede Hoffnung abgeschnitten sei, diese Gegenden zum zweiten male in meinem Leben zu besuchen, so würde ich dennoch lieber auf die Reise nach Peking und nach der dicken Mauer verzichtet, als mich derartig unangenehmen Möglichkeiten ausgesetzt haben.

Die letzten Tage auf japanischem Boden — d. h. an Bord des Dampfers „Genkai-Maru" der Mitsu-Bischi-Gesellschaft in Tokio — fanden mich daher „hangend und bangend in schwebender Pein", ohne daß meine Ungeduld zu etwas anderem hätte dienen können, als mir die Freude an der Gegenwart zu trüben. Doch endlich machte sich die Nähe des Großen Flusses durch die Mißfarbe des Wassers bemerkbar; kleine Gelbartschen kamen zahlreich an Bord, und gleich darauf begegneten wir zwei stattlichen französischen Kriegsschiffen — einer schönen Panzerfregatte und einer Kreuzerkorvette — die ganz nahe an uns herankamen und uns anhielten, dann aber nach kurzer Flaggenunterhaltung undurchsucht weiter ziehen ließen.

Wenig später erkannten wir zuerst rechts, dann aber auch links, die verschwommenen Umrisse der auf beiden Seiten ganz flachen Küste — im Norden die Insel Tsung und südlich das Festland, mit bebauten Feldern fast ohne allen Baumschlag. Meist hindert die große Breite des Flusses [1]), selbst mit dem Glase irgend Einzelheiten vom Lande zu unterscheiden, aber auch bei größerer Annäherung an die Küste bietet diese wenig Bemerkenswerthes oder dem Auge Gefälliges.

Gegen 11 Uhr vormittags fuhren wir in den Wusung ein, an dessen Mündung in den Jangtsefluß eines jener alten, baufälligen Forts liegt, das man eben unter Leitung europäischer Ingenieuroffiziere durch mächtige Erdwerke und Panzerthürme, die mit schwersten Krupp'schen Kanonen bewahrt werden, ersetzt. Trotzdem diese neuen Werke zur Zeit noch nicht vollendet waren, mußte eine gewaltsame Erzwingung des Flußeinganges sehr schwierig erscheinen; denn



Chinesischer Windgöpel.

zunächst hielten vier schöne Panzerkanonenboote allermodernster Bauart Wache, dann war quer durch den Fluß eine doppelte Reihe starker Pfähle eingerammt, zwischen denen steinbeladene Dschunken versenkt waren, so daß nur eine ganz schmale Einfahrt frei blieb, und um diese im Nothfalle sperren zu können, lagen oberhalb des Durchlasses zwei alte, hölzerne Linienschiffe und 40 bis 50 Dschunken — sämmtlich steinbeladen — bereit, in die Lücke der Pfahlreihe versenkt zu werden.

Etwas länger als eine Stunde fährt man auf dem Wusung. 22 km (12 Seemeilen) oberhalb seiner Einmündung in den Jangtse liegt Schanghai längs dem Ufer des Hnangpu, der sich hier dem Wusung vereint. Mein Reisegefährte durch das südliche Japan, ein Kaufmann aus Kalkutta, rief beim Anblicke des stolzen Quais aus: „Wahrlich, das sieht so schön aus, wie Kalkutta!" Ja, der Anblick ist herrlich und großartig; es ist staunenswerth, was der gute Geschmack und der kühne Unternehmungsgeist der Engländer hier in einigen vierzig Jahren geschaffen haben. Besonders prächtig zeigt sich die Häuserreihe, die im sogenannten englischen Stadttheile den Quai begleitet; es sind fast lauter palastartige Gebäude mit Wohnungen und Geschäftsräumen der Behörden und der großen Firmen. Hier befindet sich auch das Centralhotel, wo ich Quartier genommen hatte und dicht dabei, mit seiner Front rechtwinklig zu der erwähnten Häuserreihe am Quai, zwischen den hübschen Parkanlagen des englischen und amerikanischen Viertels, das neue deutsche Konsulatsgebäude, das eben damals seiner Vollendung entgegenging und dann — nach Uebereinstimmung Aller, die ich sprach — eine Zierde für den Platz, welchen es einnimmt, und eine Augenweide für jeden ankommenden Fremden sein wird — daneben aber jedem deutschen Herzen auch die Genugthuung gewährt, daß es unserem Residenten ein würdiges Heim bietet inmitten der stolzen Paläste in seiner Umgebung.

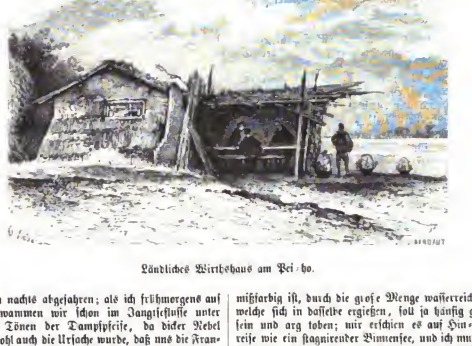
Schon durch die zum Abholen gekommenen Freunde und Bekannten hörte ich, daß die Friedens-Präliminarien

[1]) Denn wenn der Jangtse auch seiner Länge nach erst die vierte oder fünfte Stelle in der Reihe der Weltströme einnimmt — nach neuesten Angaben mißt der Mississippi 6530 km, der Nil 6170 km, der Amazonenstrom 5710 km, der Jenissei und der Jangtse jeder 5200 km — so ist er in Bezug auf seine Wassermasse dem Mississippi und dem Amazonenstrome (in seiner Parámündung) völlig ebenbürtig, ja übertrifft an Breite den ersteren, der an der Südmündung bei Port Eads und von da aufwärts bis Neuorleans durchschnittlich etwa 1000 m breit ist.

Digitized by Google

zwischen Frankreich und China unterzeichnet waren; da dann auch der deutsche Ministerresident, Herr Dr. Lührsen, versicherte, daß meiner Reise ins Innere durchaus keine Schwierigkeiten im Wege stehen würden, nahm ich sofort meinen Platz für den ersten Dampfer, der nach Tientsin abgehen sollte. Die zwei Tage bis zu seiner Abfahrt waren den Sehenswürdigkeiten der Ansiedlung, hauptsächlich aber dem Besuche der Chinesenstadt gewidmet, die etwa 1 km weiter aufwärts liegt, umgeben von einer mit kreneliirter Brustwehr versehenen Mauer aus röthlich-schwarzen Ziegelsteinen, die 10 bis 12 m hoch und 5 bis 8 m dick, an stellenweise mit den wundersamsten Mörsern und Haubitzen armirt ist. Die viele stockwerkhohen Eingangsthore gleichen in ihrer Bauart, wenn sie auch vielleicht in etwas geringerem Maßstabe ausgeführt sind, ganz denen Pekings, die so wohl bekannt sind aus den schönen Hildebrandt'schen Aquarellen (S. Abbildung 2).

Am 24. April verließ ich an Bord der Tung-schun, eines 1000 Tonnen-Dampfers der „Chinesischen National-Rhederei-Gesellschaft", der aber augenblicklich unter amerikanischer Flagge fuhr[1]), den Hafen von Schanghai. Kapitän Tittels und die beiden Offiziere waren biedere englische Seeleute; das Haupt der Gesellschaft, ein ganz opiumkranker, fortwährend räsonnirender Chinese, eine englische Dame — die Frau eines jener europäischen Zollbeamten, die unter Hart's Leitung die chinesische Zollverwaltung so vorzüglich handhaben — und ihre drei halberwachsenen Kinder, die sie nach Tschifu auf die Schule bringen wollte, bildeten unsere Reisegesellschaft. Die erste Kajüte auf allen diesen chinesischen Dampfern ist ein kleiner Raum im Vorderschiffe; die ganze Hinterseite und das Mittelschiff nehmen chinesische Passagiere zweiter Kajüte ein, die aber das Oberdeck nicht betreten dürfen. Sehr angenehm ist die Einrichtung, daß die Rückreisebillete zur Benutzung eines jeden beliebigen Dampfers der verschiedenen Gesellschaften berechtigen, die zwischen Schanghai und Tientsin verkehren. Die 735 Seemeilen (1361 km) werden durchschnittlich in vier Tagen zurückgelegt, der Fahrpreis für Hin- und Rückfahrt beträgt 60 Taels, die sich beim damaligen Kurse zu 292 Mark d. W. berechneten.



Ländliches Wirthshaus am Pei-ho.

Wir waren nachts abgefahren; als ich frühmorgens auf Deck kam, schwammen wir schon im Jangtsestuffe unter fortwährendem Tönen der Dampfpfeife, da dicker Nebel herrschte, der wohl auch die Ursache wurde, daß uns die Franzosen nicht bemerkten und anhielten. Wir gingen durch die nördliche Ausfahrt, hatten mittags die Hitai-Sandbank zur Rechten, fuhren dann mit nördlichem Kurse und außerhalb der Ta-scha (zu deutsch „große Sandbänke") parallel mit der fernen Küste (der wir uns erst am Abende des nächsten Tages wieder näherten), lagen frühmorgens am dritten Tage einige Stunden vor Tschifu, folgten später der malerischen Küste zu unserer Linken mit ihren auffallenden Gneiß- und Granit-Felsen und ihren wundersam gestalteten Klippen und Riffen und verloren nachmittags das Land wieder aus Sicht. Das Gelbe Meer, dessen Wasser sehr mißfarbig ist, durch die große Menge wasserreicher Ströme, welche sich in dasselbe ergießen, soll ja häufig gar schlimm sein und arg toben; wir erschien es auf Hin- und Rückreise wie ein stagnirender Binnensee, und ich mußte auf das Kielwasser blicken, wollte ich mich überzeugen, daß das Schiff wirklich vorwärts ging.

Früh am nächsten Morgen ankerten wir vor der großen Sandbank in der Peihomündung, gegenüber der bedeutenden Hafen- und Handelsstadt Talu, die wir nicht erreichen konnten, weil der niedrige Wasserstand uns hinderte, in den Fluß einzulaufen. Als um Mittag zur Fluthzeit noch immer keine Leichterschiffe herangekommen waren, um uns einen Theil unserer Ladung abzunehmen, machte der Kapitän den verwegenen Versuch einzulaufen, ohne gelöscht zu haben. Verwegen durfte der Unternehmung solchen Versuch wohl nennen, weil unser Dampfer 12 Fuß tief ging und nur 11½ Fuß über der Sandbank signalisirt wurden. Der Kapitän aber meinte: „Ich habe mich schon häufig durch neun Zoll Sand hindurchgepflügt." Was das heißen sollte, und daß es buchstäblich zu verstehen sei, wurde mir später

[1]) Des Krieges zwischen Frankreich und China halber; dieser Flaggenschacher blühte damals; wie Deutschland in jeder Weise seine Neutralität strengstens gewahrt hat, so hat es auch an diesem Handel nicht Theil genommen, der von Engländern und Amerikanern fleißig betrieben wurde.

Digitized by Google

auf der Peiho-Fahrt klar; dieses mal aber wollte es mit dem „Pflügen“ nicht einmal durch 6 Zoll hohen Sand glücken; als die Fluth ablief, saßen wir mitten auf der Sandbank fest, mußten nun 300 Tonnen löschen, kamen erst mit der Nachtfluth frei und waren erst früh um drei Uhr in Taku, so daß wir in den letzten 24 Stunden vier Meilen zurückgelegt hatten.

Während wir auf der Sandbank festsaßen, erhob sich obendrein ein Sandsturm, der sich mehr und mehr verstärkte und, die Luft verdunkelnd, dichte Massen Staubes aus der Mongolei auf unser Deck warf. Gleich mit Beginn des Sturmes kehrte eine ungemein zahlreiche Fischerflottille heim; von jeder Dschunke erklang das eindönige Gom-Gom zur Betreibung der bösen Geister; und sämmtliche Schiffer schrien fortwährend in den gellendsten Tönen: Hö, ja! ja, hö! — auch der bösen Geister wegen, und um ihr schwerfälliges Fahrzeug zu größerer Eile anzutreiben. Der Vorbeizug dauerte viele Stunden, und nach einer annähernden Berechnung waren 5000 bis 6000 Dschunken der verschiedensten Größe an unserm Dampfer vorbei dem Hafen zugeeilt. Die sinkende Sonne, welche durch den Sandregen schon nachmittags unsichtbar geworden war, gab der Scene eine eigenthümlich unheimliche Beleuchtung, und die verschwommenen Umrisse der vorbeihuschenden Dschunken, das wüste Geschrei ihrer Insassen, das Pfeifen und Heulen des Sturmes im Takelwerk gaben mir eine leichte Vorstellung, wie die Sage vom fliegenden Holländer hatte entstehen können bei den kühnen Batavern, die diese Gegenden zuerst besuchten. Das Geschrei der Leute ist sehr viel lauter, hat aber in seinem Tonfalle ungemeine Aehnlichkeit mit dem Geschrei der ziehenden wilden Gänse.

Die Gegend um Taku ist pflanzen- und baumlos. Sie hat keine Bäume mit Blättern oder Nadeln, wohl aber umgeben die oben erwähnten Dschunken die Stadt mit einem undurchdringlich scheinenden Walde von Mastbäumen. Fast alle diese Fahrzeuge dienen der Fischerei, die längs der ganzen chinesischen Küste lebhaft und mit unglaublichem Erfolge betrieben wird. Ohne das wichtige, reichliche Nahrungsmittel, das dieser Erwerbszweig liefert, wäre eine so dichte Bevölkerung der Küstenstriche, ohne erhebliche größere Zufuhr von Brodkorn, gar nicht denkbar.

Alles in der Stadt und diese selbst erscheint grau in grau — Schmutz in Schmutz, besonders bei so grauem Himmel, wie wir ihn eben hatten. Zunächst am Ufer die niedrigen Erdwälle der ganz modernen Forts; dahinter eine Unzahl von größeren und kleineren Kothhaufen, die Anspruch machen, als die Wohnhäuser der Stadt Taku angesehen zu werden, die aber aus der gleichen, grauen Mudde zusammengeklebt sind. Weiterhin nach dem Meere zu noch größere, pyramidale und oblonge Haufen mit etwas mehr weißlicher Oberfläche und theilweise mit Binsenmatten bedeckt; es sind riesige Berge eines sehr unreinen Seesalzes, das hier in allergrößtem Maßstabe, und wahrscheinlich auf die gleiche Weise gewonnen wird wie vor tausend Jahren — indem das Seewasser in langen, tief eingeschnittenen Kanälen vom Meere aus weit in das flache Land hineingeleitet und hier mittelst Schöpfwerken in lange, flache Mulden ausgeschöpft wird, welche in den schweren Lehmboden ausgehöhlt und festgestampft sind; in ihnen verdunstet das Wasser unter Einfluß von Wind und Sonne, und das mit viel Sand und Lehm vermengte Salz bleibt zurück. Jene Schöpfwerke werden durch die eigenartigsten Windspiel betrieben, die man sich vorstellen kann. Ein horizontales Ballenkreuz, das nun eine vertikale Achse drehbar ist, trägt auf seinen Armen große Segel, die gegen den Wind gespannt, das Kreuz in drehende Bewegung setzen, und so mittelst einer Zahnradübersetzung ein hinreichend sinnreich erdachtes Eimerschöpfwerk betreiben. Jedenfalls ist die ganze Einrichtung unendlich viel vollkommener als die Schöpfwerke, welche in Egypten, heute wie vor 3000 Jahren, zum Landbewässern dienen (S. Abbildung 1).

Dieser Salzgewinnung an seinen Ufern, oder vielmehr den etwas weißlich erscheinenden Salzhaufen, verdankt der Peiho wohl seinen Namen (er heißt zu deutsch weißer Fluß), denn sein Wasser ist genau so graugelb, wie das des „Blauen“ und „Gelben“ Flusses auch; er ist bei Taku über 200 m breit, verengt sich aber sehr oberhalb der Stadt, und hat so viele ganz kurze Biegungen, daß die volle Geschicklichkeit eines erfahrenen Steuermannes in Anspruch genommen werden muß, um einen 70 m langen und 3 bis 3½ m tief gehenden Dampfer von Taku bis Tientsin zu leiten. Wirklich handhabte auf beiden Reisen, die ich machte, während der ganzen Flußfahrt der Kapitän eigenhändig das schnell wirkende Dampfsteuer. Trotzdem nannten wir oftmals am Grunde oder am Ufer fest; und derartige Unfälle sind so sehr die Regel, daß an den schlimmsten Biegungen am Ufer starke Pfähle eingerammt sind, an denen die Schiffer ihre Taue anlegen, um sich wieder frei zu arbeiten.

Bald oberhalb Taku zeigen beide Ufer gut und sorgfältig bebaute Felder, auch vielfach Obstbaumanlagen sowie Gruppen von Erlen und Weiden; wenn auch einönig, bieten die grünen Felder und blühenden Bäume doch dem Auge einen angenehmen Gegensatz zu dem traurigen Einerlei der grauen Erdhütten in den zahlreichen Ortschaften und der plumpen Massen altmodischer, baufälliger Forts, die aus blaufchwarzen Ziegelsteinen erbaut sind. Die geraden horizontalen Linien dieser lächerlichen Befestigungen werden zuweilen übertragt durch die Gestalt eines Wachtpostens, der auf die Wälle geklettert ist und den vorbeifahrenden Dampfer mit neugierigen, mitleidigen oder bösen Blicken anstarrt. Da steht er! über dem viereckigen Loche, aus dem ein bemalter Baumstumpf oder ein hölzernes Rohr hervorragt, das ein Leichtgläubiger für eine Kanone halten soll! Als einzig hervorragender Gegenstand über dem Horizonte des Walles, scharf abstehend gegen den hellen Abendhimmel, erscheint er wunderbar riesengroß; aller Perspektive hohnsprechend — wie die Zeichenkunst seines Vaterlandes selbst — ist er ein getreues Abbild jenes Popanzes, mit dem die bepopten Söhne des Reiches der Mitte glaubten, die Engländer fürchten machen zu können, als diese (1860) den Peiho aufwärts gingen, um in Peking selbst den Uebermuth der Chinesen zu brechen.

An der Wirthstafel in Tientsin (im After-Hause) waren von 14 Gästen 11 Deutsche — meist Offiziere, die in chinesischen Dienst übergetreten sind, und die jetzt aus dem benachbarten großen Lager zum Rennen nach Tientsin gekommen waren; dann auch der chinesische Kontreadmiral, der ehemalige deutsche Korvettenkapitän Sebelin, den eben ein sehr stattliches chinesisches Kanonenboot hierher gebracht hatte. Außer diesem letzteren lag noch ein Kriegsschiff im Hafen — das deutsche Kanonenboot „Iltis“, dessen Mannschaft sich am Ufer eine Kegelbahn angelegt hatte, die sie fleißig benutzte.

Paß und Mundvorrath waren schnell beschafft, auch zwei Reitpferde und ein zweirädriger Karren gemiethet, zum Transporte der Lebensmittel, des Bettzeuges und des Geldes[1]) und schon am anderen Morgen begann die Reise. Man reitet zunächst zwei Stunden lang durch die

[1]) Das Geld ist nicht die geringste Last auf einer Reise ins Innere Chinas, wo weder Papiergeld noch die in den Hafenstädten kursirenden mexikanischen Dollars genommen werden, sondern nur die gelochten, bronzenen Scheidemünzen (1000 = 1 Tael) die man auf Schnüre gezogen mit sich führt. Das Tael ist ein Gewicht, kein gemünztes Geldstück.

Digitized by Google

Straßen Tientsins; dann am Kaiserkanale [1]) entlang — diesen staunenswerthesten Werke, das chinesischer Fleiß geschaffen hat — und später, meist auf schwerem Boden, durch sehr sorgfältig und gut bebaute Felder, auf denen Gerste, Bohnen, Rapssaat und Mohn kultivirt werden; letzterer zur Opiumgewinnung [2]), denn es ist eine längst widerlegte, irrthümliche Meinung, daß die chinesische Regierung aus Menschlichkeitsrücksichten die Opium-Einfuhr verboten habe, dieses Verbot wollte nur die heimische Opium-Gewinnung schützen, die hohe Steuer zahlt.

In den Gärten finden sich überall die auch bei uns vorkommenden Obstsorten in sehr schönen Arten; ab und zu auf beschränkten, kleinen Angerstücken längs der Bachläufe auch Ahorn-, Erlen- und Weidengruppen. Maulbeer- und Theepflanzungen kommen in dieser Gegend des Reiches nicht vor.

Die Straßen und Wege sind weiter nichts als unbebaute, festgetretene Stücke Landes, jetzt gerade sehr geeignet zum Reiten, aber wie mögen sie bei Regenwetter sein. Von Verkoppelung und Wegeregulirung findet sich noch nirgends eine Andeutung, und der Weg führt — wie ja bis vor 30 Jahren in manchen Gegenden Deutschlands auch — in unerklärlichen Schlangenlinien durch die Felder; das Publikum sucht abzuschneiden, wo es immer kann, und der Bauer sucht sein Feld zu schützen, indem er Gräben durch die Richtwege zieht und Dornen aufsteckt — alles wie bei uns, und Hindernisse, mit denen der leichte Wanderer sich gar wohl abzufinden weiß, der Reiter zur Noth auch; der „schwer beladene Fuhrmann" aber mit seinem Karren muß allen Windungen des Weges folgen. Wir hatten die Aufstellung in Tientsin früh gegen sechs Uhr verlassen und waren um zwei Uhr nachmittags in Hoschiwa, wo wir das erste Nachtquartier machten, hatten also 46 englische Meilen (74 km) in acht Stunden zurückgelegt, während mein Fuhrmann erst nach sechs Uhr abends eintraf. Aehnlich ging es auch an den folgenden Tagen.

Die Thee- und Einkehr-Häuser sind grundverschieden von denen Japans; dort ist alles leicht, niedlich, luftig, hier plump, eng, dumpfig. In den chinesischen Wirthshäusern bedient man sich der Stühle und Tische, die man in den japanesischen vermißt; dagegen fehlt dort auch der zollhohe Schmutz auf Fußboden und Matten, den man in China überall im Uebermaße findet. Mein Zimmerchen in Hoschiwa hatte eine gemauerte Pritsche, einen Tisch und zwei aus Brettern zusammengestückte Stühle als gesammtes Mobiliar; in einem unter der Pritsche ausgesperrten Hohlraume konnte man Feuer anmachen, dessen Rauch durch ein Loch in der Hinterwand aus dem Raume abziehen sollte; er kam aber auch durch das Loch in der Vorderwand in das Zimmer, je nachdem es ihm paßte, oder je nachdem der Wind wehte.

[1]) Der Kaiserkanal, welcher den Peiho mit dem Jangtse verbindet und den Hoangho kreuzend von Tungschau bei Peking bis in die Gegend von Schanghai führt, ist fast 1000 km lang, 22 bis 25 m breit und 6 bis 8 m tief; zur Vergleichung sei hier bemerkt, daß der Suezkanal nur 160 km lang ist, bei etwa gleicher Breite und 8½ m Tiefe. Die zu überschreitende Erhebung ist wohl für beide Kanäle die gleiche.

[2]) Siehe: „Mesthurst, The foreigner in Far Cathay".

Ein Rückblick auf die französische Kolonialausstellung in Paris.

Von Dr. **A. Oppel.**

(Schluß.)

An die algerische Ausstellung schloß sich Tunesien unmittelbar an. Daß die Regierung des Beys von Tunis sich an der Exposition Universelle betheiligte, ist den Bemühungen des bei jener beglaubigten Residenten Massicault, daß die tunesische Abtheilung äußerlich ein so eigenartiges und anziehendes Gepräge erhielt, dem Geschick des Architekten H. Saladin zu verdanken. Die umfassenden Erfahrungen, welche letzterer auf seinen mehrfachen Reisen in Tunesien bezüglich des einheimischen Baustiles gesammelt, hatte er bei den verschiedenen Anlagen des ziemlich umfangreichen tunesischen Komplexes in wirksamer Weise zur Geltung gebracht. Die Vorder- und die beiden Seitenfassaden des mit einem Binnenhofe versehenen, viereckigen Hauptgebäudes zeigten Motive hervorragender Bauwerke der Stadt Tunis wie des Bardo, des Suk el Bey und Dar el Bey; die Rückseite dagegen war nach Vorbildern aus Kairwan in archaischem Stile gehalten. Das Motiv des Haupteinganges war der Oliva Moschee entnommen, und echt tunesisch wirkte auch der das Ganze überragende gerippte Thurm. An die Rückseite des Hauptgebäudes schloß sich ein bepflanzter freier Raum, links begrenzt von einem gewölbten Bazar — Suk — mit bunten Säulen und mannigfachen Verkaufsläden, rechts flankirt von einem Pavillon, der treuen Nachahmung eines der malerischen Häuser des tunesischen Djerid. Außerdem befand sich hier u. a. auch ein tunesisches Restaurant mit den üblichen Tänzerinnen. Zwischen dem Hauptgebäude endlich und dem Palais de l'Algérie stand ein charakteristisches Holzhaus, welches die tunesische Forstausstellung barg, während in dem darunter befindlichen Keller die tunesischen Weine untergebracht waren.

Der oben erwähnte Binnenhof des Hauptgebäudes war zunächst von einer säulengetragenen dreiseitigen Veranda umgeben, an deren Wänden u. a. zahlreiche meteorologische Kärtchen und sonstige Angaben angebracht waren. Die Beobachtungen werden seit 1884 auf 10 Stationen: Ain-Drahan, Bizerta, Kef, Sukel Djemaa, Feriana, Kairwan, Sus, Sfax, Gabes und Gafsa, auf einer (Touzer) seit 1887 angestellt. Danach beträgt das geringste Jahresmittel (in Suk el Djemaa) 13,5° C., das höchste (in Touzer) aber 21,8°. Regenmessungen liegen nur von sieben Stationen vor; von diesen hatte Ain-Drahan die höchste Menge — 1726 mm, Gabes aber die geringste — 192 mm — aufzuweisen. Den drei Seiten der Veranda entsprachen drei Ausstellungssäle. Der eine derselben, rechts von der Eingangshalle gelegen, war mit den Erzeugnissen des Ackerbaues und der seit kurzem begonnenen Weinkultur gefüllt. Letztere umfaßt nach offiziellen Angaben 3330 ha. Nach derselben Quelle enthält Tunesien 2605738 ha Ackerland und Wiesen, 169160 ha sind mit Oelbäumen, 18900 ha mit Dattelpalmen, 34100 ha mit Feigen bepflanzt; 810746 ha sind bewaldet. Dazu kommen 5211476 ha Weideflächen, 1807650 ha Sanddünen und 1500000 ha Halfasefelde, und 1100000 ha sind mit Seen, Sümpfen und Flüssen ausgefüllt. Der zweite Saal, links vom Eingange befindlich, zeigte die öffentlichen Arbeiten, die Darstellung des Hafendienstes und verschiedene

Digitized by Google

Proben einheimischer Industrie. Im dritten Saale endlich, der dem Eingange gegenüber, also hinter dem Binnenhofe lag, interessirten besonders die auf die wissenschaftliche Erforschung und auf das Unterrichtswesen bezüglichen Gegenstände. Die größte Aufmerksamkeit verdienten hierbei die zahlreichen archäologischen und ethnologischen Untersuchungen, ausgeführt von Saladin, Cagnat, Reinach, Boulenger, Hamy, De la Croix, Babelon, Ronaire u. A., deren Ergebnisse durch Modelle, Inschriften und Architekturproben und eine große Menge Photographien veranschaulicht waren. Diese Gegenstände führten die Besucher in die Ruinen von Carthago, Utica, Hadrumetum, Thugga, Sbeitla Haidra d'El Djem u. a.

Eine werthvolle Ergänzung des Hauptgebäudes bildeten der Bazar und das Haus der Forstausstellung. Der Bazar oder Souk bestand nämlich aus 26 Läden, in denen nicht nur die einzelnen Arten tunesischer Industrieartikel ausgestellt waren, sondern auch vor den Augen der Besucher von Eingeborenen hergestellt wurden. Man sah da die Teppichknüpfer, die Gold- und Silberstücker, die Tischler, die Drechsler u. a. ihre zum Theil recht zierlichen und ansprechenden Arbeiten in ihren eigenthümlichen Hantirungen verfertigen und hatte außerdem Gelegenheit, sich mit den betreffenden Baltstypen bekannt zu machen. Beiläufig mag bemerkt sein, daß sich die Bevölkerung Tunesiens, in der Höhe von 1 078 000 Seelen, nach zwei Gesichtspunkten eintheilen läßt. Nach der Art ihres Aufenthaltes unterscheidet man nämlich festangesiedelte in Städten und Dörfern (488 000 Köpfe) und Nomaden (590 000); nach Nationalitäten (Sprachen?) aber sind es 926 000 Araber, 100 000 Israeliten, 20 000 Italiener, 16 000 Franzosen und Algerer, 12 000 Malteser und 4000 Andere. Diese Nationalitätsangaben, offiziell französischen Ursprungs, werden aber bei Sachkundigen wohl manchen Zweifeln begegnen.

Mit besonderer Sorgfalt war die Forstausstellung hergestellt worden. Das bewiesen nicht nur die geschickt angeordneten Holzproben und die von den Eingeborenen gearbeiteten hölzernen Geräthe, sondern auch die zahlreichen Karten, auf denen die Ergebnisse der seit 1882 vorgenommenen forstwissenschaftlichen Untersuchungen dargestellt waren. Als Mitglieder der betreffenden Missionen waren die Herren Baraban, Lesebre, Blanc und Pequin genannt. Das gesammte Waldgebiet Tunesiens, 810 746 ha, besteht aus 652 113 ha ausbeutungsfähigen Beständen und aus 158 633 ha abgeholzten oder mit Buschwerk bestandenen Flächen. Der größte Theil der Wälder liegt im Nordwesten der Regentschaft, im Süden begrenzt von einer Linie, welche die Orte Hammamet und Feriana berührt. Südlich dieser Linie giebt es nur zwei nennenswerthe Waldbezirke, nämlich der von Chebba, zwischen Mahdia und Sfaks, und der des Bled-Thalab, zwischen Gafsa und Mahres. Demnach ist der ganze Süden, welcher fast die Hälfte Tunesiens ausmacht, unbewaldet. Die schönsten Wälder besitzt die sogenannte Khrumirie; sie enthalten hauptsächlich Eichenarten (Korkeiche und Zeeneiche). Die Seekiefer bedeckt einige gebirgige Theile im Westen von Tabarka, die Kermeseiche vorzugsweise die Dünenstriche; der wilde Oelbaum kommt namentlich in der südwestlichen Khrumirie vor.

Für die asiatischen Besitzungen waren drei größere selbständige Gebäude errichtet worden: „le Palais de la Cochinchine", „le Palais de l'Annam et du Tonkin" und „la Pagode d'Angkor Wat".

Die beste Leistung, von innen wie von außen betrachtet, bot offenbar das Gebäude für Cochinchina. Ausgeführt nach den Angaben des Architekten Foulhoux, entsprach es dem reinsten annamitischen Stile, wie er in den staatlichen Gebäuden und in den Pagoden zum Ausdruck kommt. Doch war der Palast für Cochinchina nicht die sklavische Nachahmung irgend eines bestimmten Vorbildes, sondern er stellte, in Form einer Pagode, gewissermaßen eine Auswahl der besten und anziehendsten Motive der weltlichen und religiösen Bauart der Kolonie, die allerdings chinesischen Ursprungs ist, dar. Der Eingang, durch drei feine, mannigfach geschnitzte Holzthüren bezeichnet, führte in einen den römischen Atrien ähnlichen Binnenhof, der in der Mitte ein Wasserbecken enthielt und mit mancherlei Pflanzen und Zierraten ausgeschmückt war. Die Holztheile an der den Binnenhof umschließenden Säulenhalle sind mit Darstellungen aus dem Leben der Eingeborenen, mit Szenen aus Legenden und mit wunderlichen Thiergestalten versehen. Dem Dachfirst entlang lief ein Fayence-Aufsatz, der, in Cholan bei Saigon angefertigt, durch den Reichthum seiner Einzelformen wie durch die Harmonie seiner Farben sich auszeichnete. Wie dieser Aufsatz, waren auch alle übrigen konstruktiven Theile im Lande selbst, von 300 anamitischen und chinesischen Arbeitern angefertigt, die Zusammenstellung aber wie die Dekoration an Ort und Stelle von einer Anzahl nach Paris übergesiedelter Werkleute und Künstler gemacht worden.

Das Innere der Pagode bot drei Abtheilungen. Die mittlere enthielt Gegenstände des Kultus, sehr schöne Möbel und Proben der dekorativen Kunst. Rechts und links von dem Mittelbau fanden sich andere Erzeugnisse des Gewerbefleißes und die Landesprodukte, von letzteren besonders Reis, Früchte, Tabak, Kaffee, Indigo, Honig u. a. Was die cochinchinesische Industrie zu bieten hat, ist zwar formen- und farbenreich, theilweise auch kostbar, aber doch nicht eigenartig, sondern sie lehnt sich mehr oder weniger an chinesische Vorbilder an.

Das Gebäude für Annam und Tonking war zwar viel bunter und primitiver, weniger fein als das von Cochinchina, aber doch auch naturgetreu. Dafür bürgt der Umstand, daß alle Arbeiten von eingeborenen Werkleuten in Paris angefertigt worden sind.

Der angewandte Stil war in der Hauptsache chinesisch, aber nicht wie in Cochinchina südchinesisch, sondern anderen Theilen des Himmlischen Reiches entstammend, da dessen Einflüsse auf dem Wege von Kuangsi oder Yünnan nach Annam und Tonking gelangt zu sein scheinen. Holz bildete aber auch hier den wesentlichen Bestandtheil des Materials, zu dem Bastfirin, Gyps, Stuck, Stampferde, Matten, Bambu, glasirte Ziegel und Scherbenthon hinzukamen. Der Architekt Vildieu hatte dem Pavillon die Gestalt einer der annamitischen Pagoden gegeben; die Hauptthelle waren ein von Säulenhallen umgebener Binnenhof und zwei daran angeschlossene längliche Säle, die ihrerseits durch schmale Gallerien verbunden waren. Dem Charakter einer Pagode gemäß hatte man in dem Hofe unter einem reichen Baldachin eine riesige Buddhastatue aufgestellt. In den Gallerien aber waren die Büsten hoher einheimischer Würdenträger angebracht.

Die Ausstellung selbst, in Landesprodukten und gewerblichen Arbeiten bestehend, ist dürftig ausgefallen. Die Schuld davon wird von französischen Beurtheilern der Kolonialregierung beigemessen, welche die Sache vom grünen Tische aus gemacht habe.

Die Pagode Angkor-Wat, in der die Ausstellung von Kambodscha untergebracht war, stellte die Nachahmung eines der Seitenthore des berühmten gleichnamigen Khmer-Tempels dar. Die Ruinen dieses riesigen Bauwerkes, welches auf siamesischem Gebiete liegt, wurden im 16. Jahrhundert von französischen Missionaren aufgefunden und seit 1861 sowohl von Franzosen, wie Dondart de Lagrée und Delaporte, als auch von Prof. A. Bastian untersucht und beschrieben. Das Bauwerk der Esplanade aber, kein treues Nachbild, sondern eine Art Kombination des Khmerstils, der ohne Zweifel indische Einflüsse verräth, war ein rechteckiges Gebäude,

Digitized by Google

in der Mitte von einem 40 m hohen thurmähnlichen Aufsatz überragt. Die übereinander gesetzten Stockwerke desselben trugen vorn eine entsprechende Zahl fächerartiger Schirme, welche das Bild einer Gottheit beschatteten. Die Reproduktion war nicht gerade gut ausgefallen, da man sowohl Zeit als Geld gespart hatte. Das Innere enthielt eine kleine Ausstellung von Waffen, Schmuckgegenständen, Musikinstrumenten, Möbeln, Kleidern, Palankinen, Hausmodellen, Bodenerzeugnissen u. a.; irgendwie hervorragende Sachen fanden sich nicht darunter, aber es ist zu bedauern, daß viele Gegenstände aus Kambodscha in dem Kolonialpalast untergebracht waren.

Hinter den beschriebenen Hauptgebäuden der Kolonialausstellung — bis zur Einfriedigung der Esplanade an der Rue de Constantine — fanden sich, wie oben angedeutet, eine Reihe von Veranstaltungen, welche zur lebendigen Ergänzung der eigentlichen Ausstellung dienten: es waren die naturgetreu nachgeahmten Niederlassungen verschiedener Vertreter ausmärtiger Völker, hauptsächlich solcher, welche in den französischen Kolonien vorkommen. Vertreten waren Nordafrikaner, Westafrikaner, Neukaledonier, Indochinesen und Javaner.

Begannen wir unsere Musterung von der Seine herkommend, so sahen wir zuerst eine Gruppe von Nomadenzelten, die im Innern mit einheimischer Ausstattung versehen, aber nur Frauen zugänglich waren. Weiterhin folgten einige Kabylenhäuser, einfache Gebäude, vorzugsweise aus Stein, deren Insassen durch ihre helle Hautfarbe auffielen. Daran schloß sich mittelbar die Senegalgruppe, an deren Eingange sich der „Thurm von Saldé“ erhob. Derselbe spielte in den Kriegen am Senegal eine bemerkenswerthe Rolle. Im Jahre 1859 im Dorfe Tebekont am Senegal errichtet, ist er eine der von General Faidherbe geschaffenen Anlagen, die den Zweck hatten, die Toucouleurs im Zaume zu halten. Neben dem Thurme befand sich eine kleine Negerfestung („Tata“) aus Kehdugu und weiterhin mehrere Typen von Häusern der Eingeborenen, so eine große Wolof-Hütte aus St. Louis, eine Toucouleur-Hütte mit Erdmauern, eine kleine Moschee, ferner Hütten aus den Landschaften Toro, Bambara, Futa-Djalon und Cayor. Dazu kamen Zelte der Fulbe-Hirten und der Tuarya-Mauren, eine Negerschmiede aus Futa-Djalon, ein Getreidespeicher und ein Getreidehütter aus Lugan. Die in diesen Gebäuden kampirenden Neger waren theilweise prachtvolle Gestalten von untadeligem Wuchse und echter dunkler Farbe.

Die nächste Gruppe zeigte Hausformen von den Besitzungen am Gabun und Kongo. Darauf folgte eine Reihe kegelförmiger Hütten, die mit Idolen und sonstigen Holzschnitzereien ausgestattet, mehrere gute Typen der Papuas von Neukaledonien bargen. Große Anziehungskraft übte das daran sich anschließende cochinchinesische Dorf, in dessen einzelnen Hütten eine beträchtliche Zahl Eingeborener ihre eigenartigen Gewerbe ausübten.

Den Beschluß des Ganzen bildete ein javanisches Dorf. Dieses, von einem Privatunternehmer aufgestellt, enthielt außer Haushypen und Arbeitern auch ein Theater, in dem bizarr gekleidete Tänzerinnen die bekannten minnischen Tänze unter Begleitung eines Gamelan (von Trommeln, Glocken u. a.) ausführten. Am Eingange des javanischen „Dorfes“ fanden sich andere malayische Musiker, ihren einfachen Bambusinstrumenten regellose, aber nicht unangenehm klingende Töne entlockend. Letztere wurden durch Schütteln der in den Gestellen lose sitzenden Bambusröhren von verschiedener Dicke und Länge hervorgebracht.

Das lebende Ausstellungsmaterial ward endlich durch die auf der Esplanade dienstthuende Kolonialtruppe und durch die tonkinesischen Wagenführer vervollständigt. Die erstere setzte sich namentlich aus Senegalesen und Indochinesen zusammen, gut gewachsenen, anprechend und eigenartig uniformirten Leuten, die sich meist einer angemessenen militärischen Haltung befleißigten. Die Tonkinesen, welche in ihren zweirädrigen Handwagen die Besucher auf Wunsch und für Bezahlung durch die freien Räume führten, waren vorzugsweise kleine Gestalten, deren Gesichter zwar häßlich waren, aber einen ausgesprochenen gutmüthigen Zug an sich trugen.

So war die Kolonialabtheilung eine kleine Welt für sich, die mit ihrem mannigfaltigen und fremdartigen Inhalt, mit ihren eigenartigen Gebäuden und den sie belebenden Vertretern auswärtiger Völkerrassen viel Unterhaltung und Belehrung gewährte.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach J. B. Lawes beziffert sich die Weizenernte des Königreichs Großbritannien und Irland für das Jahr 1889 auf $8^{3}/_{4}$ Millionen Quarters, so nach Abzug des Saatkorns für den Konsum der Nation rund $8^{1}/_{16}$ Mill. Quarters erzeugt worden sind. Da dieser Konsum thatsächlich nahezu 27 Mill. Quarters beträgt (5,65 Bushels pro Kopf), so bleiben also gegen 19 Mill. durch den Import (bezw. durch die vorhandenen älteren Vorräthe) zu decken. Theoretisch hätte das Land demnach nicht weniger als 265 Hungertage. Es erhellt hieraus zugleich, in welch hervorragendem Grade Britannien Industriestaat ist.

Asien.

— Die japanischen Inseln sind im letztvergangenen Sommer von Stürmen und Ueberschwemmungen heimgesucht worden, die selbst in diesem an verheerende Naturerscheinungen gewöhnten Lande für unerhört gelten. Zuerst traten in der letzten Hälfte des April auf Yezo und in den Provinzen Shimane, Niigata und Shiga alle Gewässer dermaßen aus ihren Ufern, daß ausgedehnte Strecken Reisland sowie zahlreiche Ortschaften dadurch zerstört worden. Dann verheerte sich im Juni entlang der Westküste eine Sturmfluth vom Japanischen Meere her mit furchtbaren Regengüssen im Innern, um ganz besonders an den Flußmündungen großen Schaden anzurichten. Im Juli wurden ferner Kiushu sowie die Provinz Hirohima von Fluthen verwüstet. Am schlimmsten aber waren die Ueberschwemmungen und Stürme des August und September, von denen die ersteren namentlich den Südosten, die letzteren aber den Norden des Landes betrafen. Viele Tausend Häuser (ein offizieller Bericht redet von 50 000) sowie mehrere Tausend Brücken wurden zerstört, und eine große Zahl Menschenleben ging dabei zu Grunde. — Der Vulkanausbruch des Bandaisan kann dem gegenüber beinahe als ein Kinderspiel erscheinen.

Afrika.

— Nach einem Telegramme des Hauptmann Wißmann sind Stanley und Emin-Pascha am 10. November in

Digitized by Google

Mpuapua eingetroffen, und mit ihnen zugleich auch die Herren Jephson, Stairs, Dr. Parke, Nelson, Bonny, Casati, Schinze, Hofmann und Grault. In Bagamoyo wird die Ankunft der Expedition nicht vor Anfang Dezember erwartet.

— Zur weiteren Ausführung unserer in Nr. 19 (S. 304) enthaltenen Mittheilung über die vorher bei Hauptmann Wißmann eingetroffenen Nachrichten über Stanley und Emin-Pascha entnehmen wir dem letzten Berichte des deutschen Reichscommissars an den deutschen Reichskanzler die folgende Stelle: „Am 11. Oktober trafen in Mpuapua vier Soldaten von Stanley und einer von Emin-Pascha ein. Dieselben haben am 10. September c. Stanley in Ukukuma am Ihuma-Flusse, etwa 3 Grad 30 Minuten, verlassen, waren inzwischen neun Ruhetagen über Nindo, westlich von Turn (Wilson nach Fischer's Weg) über Unewiweri und das nördliche Unyoro (Chirindi) in 33 Tagen in Mpuapua angekommen. Sie sagten aus, daß Emin-Pascha mit Casati, 100 Sudanesensoldaten, viel Volk und viel Elfenbein, Stanley mit sechs Europäern, deren Namen ich aus dem Munde der Neger als Nelson, Jephson, Stairs, Dr. Parke, Bonny und Williams zu erkennen glaube, und 240 Zansibariten, gleich nach ihnen aufgebrochen seien, und daher, nach meiner Berechnung, ungefähr am 20. November in Mpuapua eintreffen werden. Emin-Pascha soll mit Stanley zusammen noch mehrfach gegen von Norden vordringende Mahdisten gefochten, sie zurückgeschlagen und dabei die große Fahne des Mahdi erobert haben. Der größte Theil der Soldaten Emin's habe darauf bestanden, daß ihr Weg in die Heimath und nicht nach Süden führe, und habe Emin die Stationen unter das Kommando zweier ägyptischer Offiziere gestellt. Von der Bewegung der Senussi wußten die Leute nichts, ebensowenig von Khartum und Abessinien." — Der wesentliche Inhalt dieser Nachricht hatte dann durch Briefe Stanley's, die unter dem Datum des 29. August d. J. an den Vorstand des Emin-Entsatz-Komitees, Sir William Mackinnon, gerichtet und Anfang November in Zanzibar eingetroffen waren, volle Bestätigung gefunden. Nach diesen Briefen erreichte Stanley den Albert-Nyanza-See nach einer 140tägigen Reise von Banalya aus am 18. Januar d. J. zum dritten male (Bergl. hierzu „Globus", Bd. 55, S. 266 f. und 284 f.), nachdem er vorher die Hiobsbotschaft von Emin's und Jephson's Gefangennahme durch die meuterischen Truppen der Aequatorialprovinz und von einem Einfalle der Mahdisten in dieser Provinz erhalten hatte. Am Albert-Nyanza fand er Briefe vor, die dringend seinen Beistand vor Ende Dezember heischten. Hierauf verweilte Stanley vom 14. Februar bis zum 8. Mai behufs Sammlung der Flüchtlinge am Albert-Nyanza, und erst dann brach er von dort nach dem Südende des Victoria-Nyanza — nach Usinja — auf, um von da die Küste zu erreichen. In seiner Gesellschaft befanden sich außer Emin und Casati noch Stairs, Nelson, Jephson, Parke, Bonny, Osman Effendi, der griechische Händler Marco, der tunesische Apotheker Hassan, und 800 Mann. In welcher Weise Emin und Jephson der Gefangenschaft entronnen sind, ist nicht gesagt, wohl aber, daß die Mahdisten nach ihrem anfänglich segensreichen Vordringen am obern Nil durch Emin's Getreue eine Niederlage erlitten. — Die seiner Zeit aus dem Lager Osman Digmas nach Suakin gelangten Nachrichten (Bergl. „Globus", Bd. 54, S. 95 und 112, sowie Bd. 55, S. 15 und 48), die au sich so widersprechsvoll waren, erweisen sich durch die Angaben Stanley's wenigstens theilweise als begründet. — Hauptmann Wißmann ebenso wie das englische Emin-Entsatz-Komitee haben Veranstaltung getroffen, daß Stanley und Emin nebst ihren Geführten wenigstens in Mpuapua jede mögliche Unterstützung bereit finden.

— Als ein weiteres Aktenstück in der die Welt bewegenden Emin-Pascha-Geschichte mag hier ferner noch ein in Berlin eingetroffener Brief Emin's an Professor G. Schweinfurth Platz finden: „Englische Missionsstation Usambiro am Viktoria-See, am 28. August 1889. Soeben ist Mr. Stanley mit seinen Leuten sowie die wenigen Leute, die mit mir gekommen, hier eingetroffen, und ich beeile mich, Ihnen, der mir stets so viel Wohlwollen und Interesse bewiesen, zunächst diese zwei Zeilen als einfaches Lebenszeichen zuzusenden. Halten wir, wie ich hoffe, hier für einige Tage, so bin ich wohl im Stande, Ihnen ausführlicher zu schreiben, obgleich ich halb blind bin. Militärrevolutionen in meiner eigenen Provinz; Gefangenhaltung Mr. Jephson's und meiner in Dufilé; Anknuft der Mahdisten in Lado und Eroberung und Zerstörung Rohafs; Massacre der gegen sie gesandten Soldaten und Offiziere; unsere Abreise nach Wadelai und Flucht nach Tunguru; Angriff der Mahdisten auf Dufilé und ihre gründliche Niederlage; unsere schließliche Vereinigung mit Mr. Stanley und der geographisch und anderer Weise so hochinteressante Marsch vom Albert-See hierher. Davon hoffe ich Ihnen in einer müßigen Abendstunde erzählen zu können. Auch habe ich einiges Gute an Pflanzen für Sie . . . Darf ich Sie bitten, die Herren Junker, Ratzel, Supan und Hassenstein, sowie Perthes freundlichst zu grüßen. Ich werde versuchen zu schreiben — aber meine Augen! Genehmigen Sie meine besten Grüße und glauben mich Ihnen aufrichtig ergebenen Emin."

— Ueber die Bedeutung der Station Mpuapua, die Hauptmann Wißmann den Händen der aufständischen Araber wieder entrissen hat, und die den Hauptstützpunkt aller weiteren Operationen im Innern von Deutsch-Ostafrika bilden wird, spricht sich der erwähnte Bericht an den Reichskanzler wie folgt aus: „Mpuapua ist der bedeutendste Knotenpunkt für Karawanenstraßen in ganz Afrika; — zwei Straßen von Bagamoyo, eine von Saadani, von Dar es Salaam und vom Rufidji nach dem Innern zum Ukerewe, zum Tanganika und zum Nyalaba treffen hier zusammen. Die südlich von Mpuapua wohnenden Stämme der Wahehe, die bis eine Tagereise weit südlich vorgedrungen sind, der Wakonge und Wasiki sind unpassirbar, ebenso wie die schon drei Stunden nördlich von Mpuapua wohnenden Massai, welche sich nur zu Europäern freundlich stellen, deren Land jedoch den größten Theil des Jahres hindurch wegen Wassermangels ebenfalls unpassirbar ist. Auch Stanley, der offenbar die Absicht hatte, nach Mombassa zu gehen, ist in diesen Weg genommen worden. Die in Mpuapua, in Kisowe und in Mamboia, zwei Tagemärsche von Mpuapua entfernt, befindlichen englischen Missionare, die zwar mit den Eingeborenen auf gutem Fuße stehen, den Uebergriffen Buschiri's aber gegenüber wehrlos sind, bedürfen des Schutzes, bis sich das Schicksal Buschiri's entscheidet. Im Fall des Begfallens eines solchen Schutzes müßten die Missionare aufgefordert werden, ihre Stationen einzuziehen. Was die Nachbarstämme betrifft, werden die Massai nie etwas Feindliches gegen die Station unternehmen, während die Wahehe, ein räuberisches Gesindel mit nur wenig Gewehren, bei denen sich vielleicht noch Buschiri ausstößt, im Zaum zu halten sind."

Inhalt: P. Kamutzen: Die erste Entdeckung Amerikas. — Dr. G. Tierck: Von Oran nach Tlemcen und Remours. III. (Mit drei Abbildungen.) — Ph. Lehzen: Reiseerinnerungen aus Japan und China. IV. (Mit zwei Abbildungen.) — Dr. A. Oppel: Ein Rückblick auf die französische Kolonialausstellung in Paris. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. (Schluß der Redaktion am 23. November 1889.)

Hierzu eine Beilage vom Volkswirthschaftlichen Verlage Alexander Dorn in Wien und eine von A. Oldenburg, Verlagsbuchhandlung in München.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Emil Deckert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Sir William W. Hunter über Britisch-Indien.

Wenn irgend jemand das Recht hat, das riesige Reich, welches sich die Briten in Südasien unterworfen haben, von großen Gesichtspunkten aus zu betrachten und zu charakterisiren, so ist es Sir William Wilson Hunter, der langjährige Direktor des indischen statistischen Amtes, der das Leben und Weben der indischen Bevölkerung mehr als jeder andere bis in alle Einzelnheiten hinein beobachtet und geprüft hat. In seiner letzten Jahresansprache an die Schottische Geographische Gesellschaft hat derselbe nun ein kulturgeographisches Gesammtbild von Indien entworfen, und wir glauben es nicht versäumen zu sollen, dasselbe an dieser Stelle so getreu als möglich wiederzugeben[1]).

In Indien sind Himmel und Erde schrecklichere Dinge, als wir sie in der gemäßigten Zone zu betrachten gewohnt sind, beginnt W. W. Hunter seinen Vortrag. Berge, Ströme, Wüsten, Winde, Regen und Thau üben daselbst auf die Geschicke der Menschen einen unwiderstehlichen Zwang aus. Die Gestaltung des gewaltigen Landdreiecks, das dem nichtrussischen Europa an Fläche nahezu gleichkommt, und das von Mittel-Asien her in die tropische See hinausspringt, erscheint dazu angelegt, dasselbe zu einem abgesonderten Riesenfelde zu machen, auf dem die Kräfte des Festen, des Luftförmigen und des Flüssigen ihren Kampf mit einander in einem titanenhaften Maßstabe führen. Es ist als habe es der Schöpfer beiseite setzen wollen, als eine Gegend, in welcher sie vollkommen ungestört walten und seinen Willen thun können. Wir schauen daselbst mit unseren Augen, wie die Ströme die Festen zerreißen und alljährlich viele Tausend Millionen Tonnen aus den Gebirgen thalwärts führen, um trockenes Land aus dem Meere aufsteigen zu lassen. Wir sind Zeugen von dem Weiterfortgehen des Schöpfungswunders.

Dabei herrscht eine erhabene Ordnung bei allen Dingen. Land und Meer wirken auf einander mit einer Regelmäßigkeit, die man anderweit nicht kennt, und es entsteht dadurch eine ebenfalls Regelmäßigkeit im Wechsel der meteorologischen Erscheinungen. Die Sonnenbestrahlung und die Verdunstung der umgebenden Wasserfläche bewirken im Laufe jedes Jahres dieselbe Reihenfolge des Auftretens von Wärme, Wind und Regen.

Die übermächtigen Naturkräfte haben in Indien zu jeder Zeit die Ideen und das Loos des Menschen stark beeinflußt. Es richtete sich danach seine Idee von Gott und seine Mythologie, es gestaltete sich danach seine Geschichte, und es regelte sich danach der strenge Brauch seiner sozialen Institutionen und seines täglichen Lebens. Für sich allein ist der Mensch in Indien zu schwach, um gegen die Natur anzukämpfen, Isolirung bringt die ernstesten Gefahren für ihn, und zugleich sind die allgemeinen Lebensbedingungen in dem Lande so günstig, daß sie zu einer starken Vermehrung seiner Zahl führten. Hieraus erklärt sich der ausgeprägte Heerdensinn des Indiers. Die kleinen menschlichen Gruppen haben bei ihm allen centrifugalen und isolirenden Tendenzen gegenüber einen festen Widerstand geleistet. Die ungetheilte Familie hat ihren ursprünglichen Zusammenhang inmitten eines verwickelten Systems individueller Rechte aufrecht erhalten. Die Kaste verbindet die Familiengruppen mit einander, und ebenso auch die verschiedenen Betriebs- und Handwerkszweige zu den halb religiösen und halb geschäftlichen Körperschaften der Gilden. Dieselben sind alten ethnologischen Ursprungs, beruhen aber zugleich auf einer praktischen Basis wechsel-

[1]) Vergl. „The Scottish Geographical Magazine", Vol. IV, p. 625 ff.

Digitized by Google

seitiger Verpflichtung und Unterstützung. Die sozialen Einrichtungen Indiens, die bis auf den heutigen Tag eine außerordentliche Lebenskraft bekunden, üben bei der dichten, aller Noth der Tropen ausgesetzten Bevölkerung in der denkbar wirksamsten Weise die Funktionen wechselseitiger Versicherungsgesellschaften und moderner Armengesetze.

Am klarsten liegen die Verhältnisse in dieser Beziehung bei der Ackerbauerbevölkerung, deren Wohl und Wehe am sichtbarsten von der Natur anhängig ist. Bis auf die neueste Zeit herab bildete die Dorfgemeinschaft den festen Punkt der ländlichen Organisation Indiens, und dieselbe überdauerte alle Ueberstuthungen des Landes durch fremde Eroberer. Und diese Dorfgemeinschaft schloß die verschiedensten Arten und Grade wechselseitiger Versicherung in sich ein: die gemeinsame Verantwortung bei der Instandhaltung des Schutzdammes gegen den Fluß oder bei der Bewahrung des Bewässerungsteiches, die Verbindlichkeit für die Einkünfte oder die Vertheilung der Ernte ꝛc. Erst seit der Landbesitzer sich durch die systematischen Vorkehrungen der britischen Verwaltung besser gegen die Wechselfälle der Jahreszeiten gesichert sieht, hat er gelernt, sich mehr auf sich selbst zu verlassen. Er weiß, daß er seine Felder nunmehr durch die von der Regierung hergestellten Bewässerungsanlagen gegen die Dürre sichern kann, und daß er vermittelst der von der Regierung gebauten Eisenbahnen Getreide aus anderen Gegenden beziehen kann, sobald es ihm am Orte etwa daran fehlen sollte, und er wird dadurch ganz unbewußt weniger ängstlich bezüglich seines individuellen Risikos. Er findet es nicht länger nöthig, dasselbe auf die ganze Dorfgruppe zu übertragen. Eins der wirksamsten Lösungsmittel gegenüber den korporativen Dorfrechten ist also das Kanalwasser gewesen. Trotzdem sind aber noch heute die charakteristischen ländlichen Institutionen Indiens diejenigen, welche auf eine wechselseitige Versicherung gegen Noth und Unfälle gerichtet sind.

Auch die politische Geschichte Indiens ist von den physikalisch-geographischen Verhältnissen in einem hohen Grade beherrscht worden. Der ganze Bau des Landes gab durch Jahrtausende hindurch den fremden Invasionen, immer dieselbe Richtung, und er setzte auch zugleich jedem Reiche, das da entstand und einem anderen folgte, sein festes Ziel. Das dynastische Problem Indiens ist in den Jahrhunderten vor der britischen Herrschaft gewesen: wie kann der Norden und Süden des Landes zu einer Einheit zusammengeschmiedet werden, trotz der geographischen Hindernisse? Die Großmogule setzten all ihr Bemühen daran, es zu lösen, aber sie scheiterten dabei. Die Geschichte früherer Dynastien hatte sie zu gelehrt, daß Nordindien für sich allein niemals den neuen Invasionen von Centralasien her zu widerstehen vermochte. Erst die Engländer haben aber aus den Trümmern ihres Reiches ein einheitliches Indien aufgebaut — und zwar erst in den letzten Jahrzehnten, in denen ihnen die Eisenbahnen, die Dampfschiffe und die Telegraphen bei ihrem Werke zu Hilfe kamen. Der Traum der Großmogule ist unter der englischen Herrschaft zur Wirklichkeit geworden.

Für die Menschenrassen von außerhalb war Indien seinem ganzen Baue nach durch drei verschiedene Pforten zu erreichen. Die erste derselben liegt im Osten von Niederbengalen, wo niedere Bergketten einen leichten Zugang gestatten; und es deuten alle Anzeichen darauf hin, daß in den vorhistorischen Zeiten thatsächlich mehrere auf einander folgende Einwanderungen von dorther stattgefunden haben. So starke Veränderungen die Sprache der betreffenden Stämme auf dem indischen Boden auch erlitten hat, so ist eine Verwandtschaft derselben zu den Stämmen Ostasiens in dieser Beziehung doch noch immer nachzuweisen.

Die Völkerfluth, welche sich vom Südosten her über Indien ergoß, begegnete aber daselbst seit den frühesten Zeiten einer anderen Völkerfluth von Nordwesten her, wo die Päße am Ende der schwer überzeugenden Gebirgsmauer des Himalaya eine andere Hauptpforte des Landes bilden. Der Himalaya selbst gestattete höchstens eine ganz geringfügige Einwanderung von Centralasien her: die großen Menschenströme hatten ihn in ähnlicher Weise zu umfließen, wie es die großen Wasserströme thun. Im Gegensatze zu der nicht-arischen Einwanderung aus Südost-Asien brach durch die Päße im Westen des Himalaya namentlich die arische Einwanderung in das Gangesthal hinein, die Frühergekommenen unterwerfend und zu Sklaven machend, oder sie in die Berggegenden verdrängend, die das Gangesthal umgeben — insbesondere auf das Tafelland im Süden davon. Nichtsdestoweniger dauerte die Einströmung nicht-arischer Rassen aus dem Südosten in Nieder-Bengalen bis in unser Jahrhundert fort, und noch die Mohammedaner hatten eine Zeit lang ihre militärische Hauptstadt in das Ganges-Delta — nach Dacca — zu verlegen, um der Bewegung einen Damm entgegenzusetzen. Aeltere indische Karten zeigen im Osten von Bengalen weite unbevölkerte Distrikte mit der Inschrift „Depopulated by the Maghs“, und thatsächlich endigten die Invasionen aus dem Südosten erst mit der Annexion Assams und Arakans durch die Engländer.

Der dritte große Zugang Indiens war derjenige von der Seeseite, und für die ältere Schiffahrt war derselbe seiner Natur nach wenigstens zu Kriegszwecken nicht brauchbar. Handelsschiffe erreichten die indischen Gestade vom Rothen Meere und vom Persischen Golfe her seit der Römerzeit, aber erst der Impuls, den die mohammedanische Religion den Völkern Arabiens gab, trieb diese zu einer bewaffneten Invasion auf dem Seewege, und erst in der Zeit vom 8. bis 18. Jahrhundert wurden diese Invasionen ein wichtigerer Faktor in der indischen Geschichte. Im Westen und Südwesten Indiens wurden auf diese Weise eine Reihe von mohammedanischen Reichen gegründet, die eine entscheidende Rolle bei den Geschicken des Landes spielten. Wären diese mohammedanischen Staaten und die mohammedanischen Seeräuber-Festen an der Küste nicht gewesen, so würde heute wahrscheinlich nur der Hindustamm der Marathen die Herrschaft mit den Briten theilen. Im 18. und 19. Jahrhundert wurde dann die See die Straße für die Eroberung des Landes von Europa her, während sich die beiden Invasionspforten zu Lande vollständig schlossen.

Der geographische Bau Indiens hat ferner auch die Vertheilung der eingeströmten Menschenmassen streng vorgeschrieben. Vier alte Herrschaftssitze und vier alte Zufluchtsländer namentlich waren von der Natur von vornherein angelegt. Das Tafelland und das reiche untere Thal des Ganges erscheint ebenso wie das Nilbelta zu einer Hauptpflegstätte der Menschheit bestimmt, und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß Nieder-Bengalen der Sitz einer viel höheren nicht-arischen Civilisation geworden sein würde, wenn die Entwickelung derselben nicht durch den Einfall der Arier gestört worden wäre. Die klimatischen Verhältnisse der Gegend begünstigen zwar das Anwachsen der Volkszahl und des Reichthums, nicht aber die Entfaltung großer physischer Kraft bei dem einzelnen Menschen. Als Welle auf Welle eines härteren Menschenschlages vom Nordwesten her auf sie hereinstürmte, unterlagen beshalb die Nicht-Arier.

Weiter im Norden bildeten ja die Thäler des oberen Ganges und seiner Zuflüsse, zusammen mit den Thälern des Pendschab, eine andere kaum weniger bestimmt markirte Kulturstätte, und daselbst hatte sich mittlerweile ebenfalls eine Civilisation entwickelt. Der Boden war hier

Digitized by Google

nicht so reich, als in Bengalen, aber immerhin reich genug, eine nicht allzu dichte Bevölkerung zu ernähren, um so mehr, als der Mangel an Fruchtbarkeit durch eine stärkere physische Konstitution der Menschen aufgewogen wurde. Von hier aus wurden dann die Nicht-Arier des Südostens der allgemeinen indischen Auffassung gemäß vollständig überwunden, und es wurde ihnen mit der arischen Herrschaft zugleich auch die arische Religion, Philosophie und Dichtung aufgedrängt. In Wirklichkeit dürfte es sich allerdings in letzterer Hinsicht mehr um eine Verbindung als um eine Unterwerfung gehandelt haben. Der Buddhismus hat seine Wiege nicht in den nordwestlichen, sondern in den südöstlichen Königreichen gehabt, wie er denn auch in seiner weiteren Geschichte und Organisation sehr von da aus beeinflußt worden ist, und auch der mittelalterliche Hindusmus, der dem Buddhismus folgte, sowie der Hindusmus von heute, setzen sich ebensosehr aus nicht-arischen als auch arischen Anschauungen und Gebräuchen zusammen.

Die dritte große Kulturstätte Indiens, welche durch die natürlichen Verhältnisse gegeben war, bildete das Delta des Indus nebst der Gegend um die Mündungen des Tapti und der Nerbudda. Die Indus-Wüste und die Gebirge zogen derselben aber enge Grenzen und gestatteten nicht jene großen Wanderungen, wie wir sie in dem Gangesthale vor sich gehen sahen. Auch die Expansivkraft gegenüber den Einfällen der arabischen Seeräuber und die fortschreitende Verschlammung des Golfes von Cambay bildeten Hindernisse ihrer Entwickelung. Etwa ein Jahrtausend — von der Zeit Alexanders des Großen bis zu dem Berichte des Buddhistenpilgers von dem Hofe der Walabhi (630 bis 640 n. Chr.) — blühte die Civilisation der Reiche an der nördlichen Bombay-Küste, dann wurde sie durch das große Mohammedaner-Reich des oberen Gangesthales absorbirt.

Bestimmter noch war der vierte große Kulturherd Indiens durch die geographischen Verhältnisse vorbezeichnet. Die Gebirgsketten der West-Ghats, welche der Südwestküste des Landes entlang laufen, verwehren den Gewässern des binnenländischen Hügel- und Tafellandes nach dieser Seite hin jeden Ausgang. Der schmale fruchtbare Landstreifen, welcher sich daselbst dem Meere entlang zieht, ist von dem übrigen Lande durch eine hohe Mauer getrennt, bezw. von ersterem zu letzterem hinauf kann man nur durch eine gigantische Landungstreppe gelangen. Der Monsun-Regen aber, der die Bergspitzel im Hintergrunde der Bombay-Küste benetzt, hat seinen Weg zurück zum Meere ostwärts zu suchen — durch Hunderte von Meilen lange und vielfach gewundene Stromrinnen, die in die Bay von Bengalen münden. Die Ströme Godavari, Kistna und Kaveri, die auf den Westghats entspringen, haben das centrale Tafelland der Präsidentschaft Madras in seiner ganzen Breite zu durchqueren. — In den wohlbewässerten und verhältnißmäßig auch wohlgeöffneten Gegenden Südost-Indiens entstanden nun eine Reihe von mächtigen Königreichen, die ihren Einfluß zum Theil nordwärts bis in das Delta des Mahanadi erstreckten. Vom 14. Jahrhundert ab wurden dieselben durch einen wirren und wechselnden Haufen mohammedanischer Staaten, unter denen fünf besonders hervorragen, abgelöst. Die Schlacht von Talikot im Jahre 1565 brachte die Gewalt in denselben definitiv aus der Hand der Hindus in die der Moslemin. Aber die mohammedanischen Dynastien des Südens waren durch einen directen Verkehr mit dem Persischen Golfe beeinflußt, und infolgedessen wichen sie allmählich in ihren politischen und religiösen Anschauungen von den durch die nordwestlichen Gebirgspäße hetheigekommenen Begründern des Reiches von Delhi vollständig ab. Die schiitischen Herrscher des Südens haßten den orthodoxen sunnitischen Kaiser des Nordens beinahe ebenso glühend wie die ungläubigen Hindus. Der über ein Jahrhundert in Anspruch nehmende Kampf, den die Delhi-Kaiser behufs Einverleibung der südlichen Ketzerstaaten in ihr Reich führten, wurde — Dank den erwähnten geographischen Hindernissen — gerade in dem Augenblicke verhängnißvoll, als er zum endlichen Siege geführt zu haben schien: die Dynastien des Nordens wie die des Südens waren im Kampfe ermattet, und der Hindusstamm der Marathen brach aus seinen Bergen hervor und machte sich für einige Zeit zum Herren Indiens.

Es ist aber im Vorstehenden behauptet worden, daß in Indien nicht bloß vier verschiedene Herrschaftssitze, sondern auch vier verschiedene Zufluchtsstätten vertriebener Rassen geographisch vorgezeichnet erschienen. Da sich vom Nordwesten her einander folgende Wogen fremder Eindringlinge über das Land ergossen, so wurden die ursprünglichen Einwohner aus dem Gangesdelta rechts und links zur Seite gedrängt. Ein Theil fand Zuflucht in der Flußhügel-Region des Himalaya-Gebirges. Ein anderer Theil zog sich in die Gebirgs- und Thalgegenden des centralen Tafellandes zurück, um dort eine eigenartige Stammesorganisation zu entwickeln. In den späteren Zeiten gewährten die Wüsten und Oasen von Radschputana den ritterlichen Hindustämmen, welche sich den mohammedanischen Eroberern nicht fügen wollten, ein Asyl. Endlich bildeten auch die Gebirge, welche von der Bombay-Küste aufsteigen, die sichere Heimstätte einer eingeborenen Bauernschaft, die unter der Führung schlauer Brahmanen hohe militärische Fähigkeiten an den Tag legte, und aus der die Marathen hervorgingen. Indem die Großmogule den Süden zu erobern strebten, hatten sie also nicht bloß die Naturschranken, welche Wüsten, Wälder und Gebirge bilden, zu überwinden, sondern auch schwer bezähmbare Bergbewohner, und daran scheiterten ihre Bemühungen. Hiermit trat ein Hauptwendepunkt in der indischen Geschichte ein.

Während der nun folgenden Periode der britischen Herrschaft über Indien hört die Geschichte Indiens auf, eine Geschichte von den Einwirkungen der geographischen Verhältnisse auf die Thaten und Schicksale der Bevölkerung zu sein. Sie wird nunmehr ein Bericht von den großartigen Anstrengungen, durch welche die Briten, unterstützt von der modernen Wissenschaft, die Naturhindernisse allmählich überwunden haben. Die Einfallspforten im Südosten und Nordwesten des Landes haben die Briten geschlossen, und den Weg zur See beherrschen ihre Flotten. Und wenn Rußland heute den Durchmarsch durch einen nordwestlichen Gebirgspaß erzwingen könnte, so würde es vor dem indischen Ausgange desselben nicht bloß auf die Heere der Provinz Bengalen, sondern auf die Schlachtordnung eines geeinigten Indiens stoßen. Die natürlichen Schranken, welche Süd und Nord in Indien einst trennten, sind von den neuen Herren des Landes hinweggeräumt worden — durch die Eisenbahn, das Dampfschiff, den Telegraphen, und vor allem durch eine starke Centralregierung, die weise genug ist, die Centralisation nicht zu weit zu treiben. Auch die Loyalität der indischen Rassen, die zufriedengestellt und mit einander versöhnt und unter britischem Scepter leben, bildet heute einen Wogenbrecher für fremde Aggression.

Digitized by Google

Von Oran nach Tlemcen und Nemours.

Von Dr. G. Diercks.

IV. (Schluß-Aufsatz.)

(Mit einer Karte und drei Abbildungen.)

Bei Hammam Bu R'ara finden wir eine von den Mohammedanern des Westens hochgeschätzte heiße Quelle, die bei ihrem Austritt aus dem Gestein 50 Grad Wärme besitzt, und die außerordentlich kräftigend auf den gesammten menschlichen Organismus wirken soll, daher neuerdings auch von Christen gegen alle Arten von Schwächezuständen mit Erfolg benutzt wird. Eine Gruppe von Palmen und anderen südländischen Pflanzen bildet um diese Heilquelle her eine Art Oase, deren Anblick um so anziehender ist, als die Gegend hier im übrigen ziemlich öde und der Boden wenig ergiebig ist.

10 km weiter liegt der uralte von den Phöniziern gegründete Ort Lella Mar'nia, ein kleiner Marktflecken, auf dem an jedem Markttage Tausende von Arabern und Berbern der Nachbarschaft mit ihren Erzeugnissen erscheinen, und wo bedeutender Umsatz erzielt wird. Starker Berkehr herrscht hier mit den angrenzenden marokkanischen Stämmen, und bequeme Wege führen nach dem nur 20 km entfernten Hauptorte des Mulnya-Gebietes Ulschda, dessen weiße Häusermasse von Lella Mar'nia aus bei der außerordentlichen Durchsichtigkeit der Luft mit Deutlichkeit zu erkennen ist. Auf dem Wege dorthin können wir ohne große Mühe und Zeitverlust das so ungemein ergiebige Bergwerk von R'ar Rubban oder Gar-Rubban besuchen — das größte, beinahe das einzige der Provinz Oran, denn die unermeßlichen Metallreichthümer zu heben, welche der Boden Algeriens motorisch besitzt, ist noch eine Aufgabe der Zukunft. In R'ar-Rubban wird größtentheils Blei gewonnen, das zum Theil in reinem Zustande gefunden wird; das Gestein ist aber auch sehr silberhaltig, und nicht unbeträchtliche Massen von Silber werden von dort exportirt.

Nur 4 km von diesen Minen entfernt und durch eine Ebene von ihr getrennt, somit also sehr leicht zu erreichen, liegt Ulschda, doch ist es bei dem Fanatismus der Marokkaner für einen Christen immer mit Gefahren verbunden, sich dorthin zu begeben.

Nach Lella Mar'nia zurückgekehrt und von dort unseren Weg weiterverfolgend, gelangen wir bald nach Bab Taza, einem Gebirgspaß, von dem sich eine prachtvolle Aussicht bietet. Nach Süden blickend setzen wir das Bergland Tlemcens, und diese Stadt, welche „wie ein von Smaragden eingefaßter Diamant“ in seiner Mitte leuchtet. Im Westen dehnen sich die weiten Ebenen Marokkos aus, im Norden wird die Hafenstadt Nemours sichtbar, hinter der das Mittelmeer sich ausbreitet, und im Nordosten fällt das Auge auf das noch wenig bekannte, sehr zerklüftete und malerische Bergland der Traras, jener Berberstämme, die sich rühmen, dem Reiche Tlemcen eine seiner mächtigsten Dynastien gegeben zu haben. Das weitausgedehnte Berggelände mit seinen zahllosen Höhenzügen, die sich hinter einander erheben, zeigt sich uns in seinem schönsten Frühlingsschmuck — in dem grünen Mantel, in den es sich unter dem Einflusse der winterlichen starken Niederschläge gekleidet hat. Zahlreiche Wasseradern durchziehen die nächstgelegenen Thäler, und würzige Bergluft weht von dort herüber.

Wir können es uns nicht versagen, eine Streiftour durch die Gebiete der Traras zu unternehmen, die von der Mündung der Tafna bis Bab Taza und Nemours das Land innehaben. Keine größere Ebene ist hier zu finden, Berg und Thal reihen sich in ununterbrochener Folge an einander, und stellenweise scheinen unterirdische Mächte ihre Freude daran gehabt zu haben, die Steinmassen wild durcheinander zu werfen, so daß selbst die im Winter und im ersten Frühjahr stark angeschwollenen Bäche und Flüßchen, deren Betten in den übrigen Zeiten des Jahres gern als Wege benutzt werden, sich nur mit Mühe durch diese Steinwildnisse Bahn brechen können. Es ist daher außerordentlich schwer, sich in dem Berglande der Traras zurecht zu finden, und landeskundige Führer sind auf Schritt und Tritt erforderlich. In den wildesten Theilen ist es überdies sehr schwer vorwärts zu kommen, denn das kräftige kleine Berberpferd, das zuverlässige Maultier und der Proletarier unter den Thieren Nordafrikas, der viel geschmähte und doch unentbehrliche und außerordentlich nützliche Esel, sind den Strapazen nicht gewachsen, die die Fortbewegung in den engen Schluchten, in den von Felsen erfüllten Betten der steil abstürzenden, im Winter und Frühjahr schöne Wasserfälle bildenden Bäche im Sommer mit sich bringen. Viehzucht und Getreidebau — wo der Boden für letzteren geeignet ist — bilden die Erwerbsquellen der Traras, die in viele Stämme zerfallen, von denen die Ulad Daud, die Beni Uarluś, die Beni Mnir, die Beni Khalled, die Beni Riman, die Ulad Zefri, die Ulad Harun die hauptsächlichsten sind. Die Traras leben noch beinahe ganz unabhängig, und die französischen Aufsichtsbehörden derselben ebenso wie die Gendarmerieposten befinden sich in an der Peripherie dieses Berglandes gelegenen Ortschaften, die gewissermaßen die Grenzen desselben markiren. Im Westen liegt Nemours; an der Mündung der Tafna, der Insel Rachgoun gegenüber der Ort gleichen Namens, von dem auch eine gute Straße nach Tlemcen führt. An dieser letzteren ferner, im Osten der Gebiete der Beni Uarluś, zwischen Ued Isser und Ued Tafna, südlich vom Zusammenflusse derselben liegt Remchi, und endlich im Südwesten Nedroma.

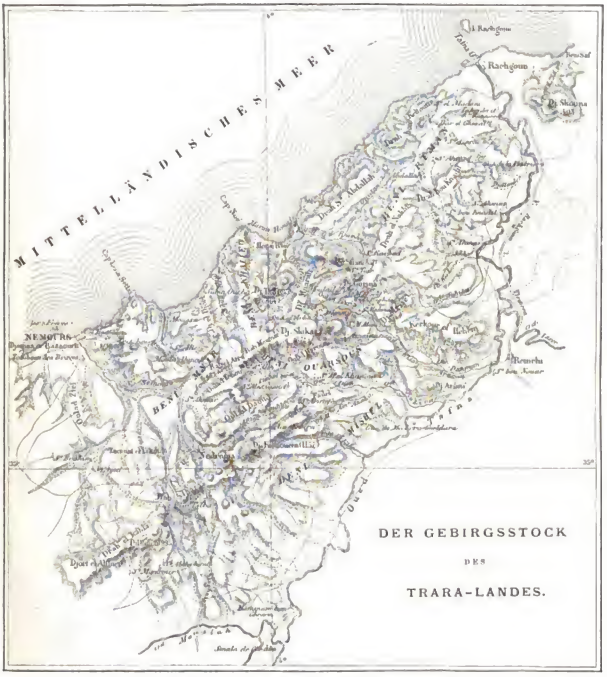
Uebrigens bereiten die Traras den Franzosen aber keine Schwierigkeiten; ihre Kraft ist in den blutigen Kämpfen, welche in früheren Jahrzehnten dort ausgefochten worden sind, vollständig gebrochen, und das Gefühl ihrer Ohnmacht hat eine beinahe sklavische Unterwürfigkeit bei ihnen erzeugt. Wenigstens ist dies äußerlich der Fall, und da die Kaids dieser Stämme persönlich für die Aufrechterhaltung der Ordnung und für alle Uebelthaten, die etwa in ihren Bezirken vorkommen, verantwortlich sind, so ist selten direkter Anlaß zum Einschreiten der Polizei und der Gerichte vorhanden. Es gehört indessen wenig Scharfblick dazu, um auch im Verkehr mit den Traras ihre eigentlichen Gefühle gegen die verhaßten Franzosen und überhaupt gegen die Christen — die Nanis, wie sie von den eingeborenen Mohammedanern genannt werden — wahrzunehmen. Den im Schutze der algerischen Regierung reisenden Fremden sind die Kaids der

Digitized by Google

verſchiedenen Stämme verpflichtet, die zu ihrer Sicherheit und für ihre Zwecke nöthigen Begleiter und Beſchützer zu ſtellen.

Von Nedroma aus, das nur fünf Kilometer von Bab Taza entfernt iſt, dringen wir etwas tiefer in das Bergland der Traras ein.

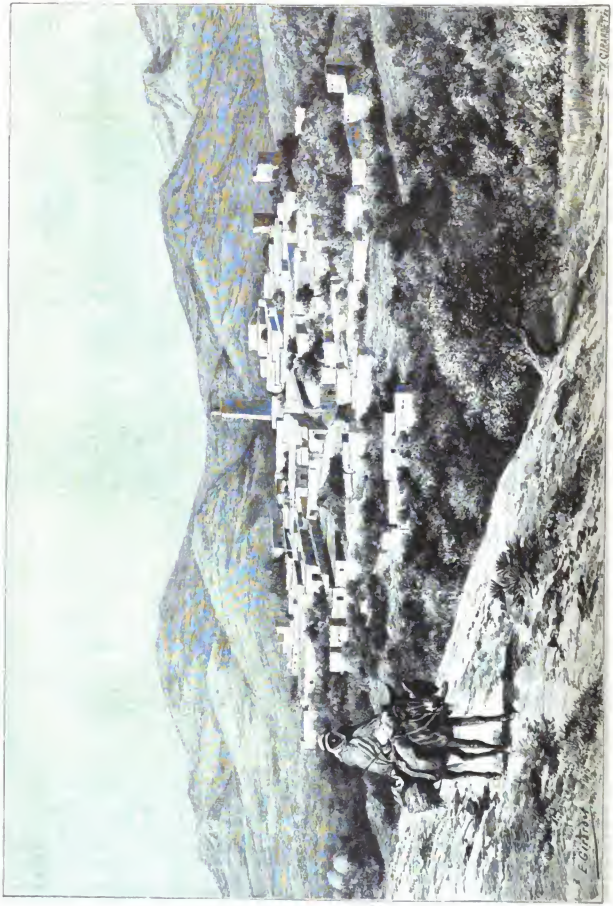
Nedroma, deſſen Urſprung in das graue Alterthum zurückreicht, gehört mit Lella Mar'nia zu den belebteſten Marktplätzen des Tafnagebietes. Nach Tauſenden zählen auch hier die Leute, welche den Ort an Markttagen beſuchen, dort ihre Waaren austauſchen, und ſich mit allem verſehen, was ſie an Nahrungsmitteln, an Gebrauchsgegenſtänden ihres einfachen Lebens, und an rohem Schmuck für ihre Frauen bedürfen. Der kleine Marktflecken iſt am Fuße des Col de Taza und auf den Ausläufern des 1157 m hohen Tſchebel



Filhauſſen gelegen, und die zahlreichen Ruinen ſeiner Nachbarſchaft ſowie die zerbröckelnden Mauern ſeiner Umwallung und ſeiner Wachtthürme ſprechen von der einſtigen Größe und Bedeutung des Ortes. Auch der Minaret ſeiner Moſchee beweiſt mit ſeinen durch die jährlich aufgetragene Tünche leider ſehr verwiſchten Arabesken, daß er in der Zeit der Blüthe der Kultur im Reiche Tlemcen entſtanden iſt. Die ſchmutzigen engen Straßen dieſes ausſchließlich von Mohamedanern bewohnten Ortes bezeugen dagegen deutlich den völligen Verfall und verbreiten ſchädliche Miasmen, die Nedroma ſehr ungeſund machen.

Im Thale des Ued Bu Kabba in nordöſtlicher Richtung fortſchreitend, kommen wir in das Gebiet der Beni Iaaſus und damit zugleich in den Bereich der Tafna, zu dem eine ganze Reihe parallellaufender, durch Bergketten von einander getrennter Gewäſſer hinabfließen. Vom Filhauſſen

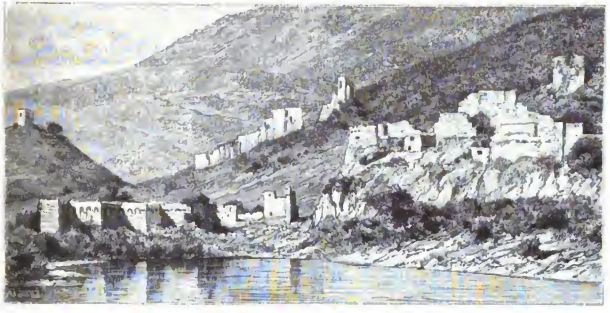
Digitized by Google



Nedroma.

Digitized by Google

kommt ein kleiner gleichnamiger Nebenfluß; auf demſelben Berge entſpringt nicht weit von dem hübſch gelegenen Ain Kebira der Ued Ain Azaba, der ſich mit dem aus dem inneren Berglande ſtürzenden Tiem verbindet und als Beku in



Die Ruinen von Honein.

Alte Wachthürme bei Honein.

die Tafna geht. Der nächſte Paralleſfluß iſt der vom Tſchebel Sſyan entſpringende Ued Hammam der dann den Namen Ued el Khiar annimmt und unter dem des Ued Tahman bei Remchi in die Tafna mündet. Vom Tſchebel Gorina und

Digitized by Google

vom Tschebel Mrijet kommen die Quellbäche des Ued Schitta.

Diese verhältnißmäßig regelmäßige Gliederung des Bodens findet sich indessen nur in dem östlichen Theile des Berglandes; die nach dieser Richtung hin laufenden Wasserscheiden der kleinen Nebenflüsse der Tafna zweigen sich von einem in beinahe gerader Linie von Bab Taza nach der Tafna-Mündung laufenden breiten Gebirgsmasse ab, innerhalb deren jede Regelmäßigkeit aufhört und zahlreiche kleine Bergzüge sich nach allen Richtungen hin ausbreiten und kreuzen. Nach Norden zweigen sich ferner vom Hauptstock dieses unentwirrbaren Knäuels von Bergen der Tschebel el Dschort, der Tschebel Tadschera, der Tschebel Mnarah ab, von deren bis an das Mittelmeer reichenden, von einander durch kleine Flußthäler getrennten Ausläufern sich am Meere entlang eine durch den Ued Lidan vom Hauptstock getrennte Bergkette hinzieht, die sich mit letzterem unter sehr spitzem Winkel in der Nähe der Tafna-Mündung vereint.

Zahlreiche Kubbas sind über dieses Bergland zerstreut, und zwar sind sie großentheils auf weithin sichtbaren Bergkuppen jedenfalls unter unsäglichen Mühen erbaut. In gleicher Weise zerstreut liegen die Häuser der Bergbewohner, und selten findet man eine größere Vereinigung von ihnen oder wirkliche Dörfer. Die höchsten Erhebungen sind der 672 m messende Dschebel Stita, der 857 m hohe Tschebel Sfyan und der 864 m hohe Tschebel Tadschera.

Größere Wälder sind selten, und die höchsten Bergspitzen sind meist vegetationsloses; im übrigen findet man hauptsächlich nur Olivenbäume, und zwar zum Theil sehr alte, mächtigen Umfang aufweisende Exemplare, in größerer Zahl und in Gruppen vor. Sonst ist der Boden, wo er nicht für Gemüse- und Getreidebau in Anspruch genommen wird, mit Halfa und anderen Grasarten, mit Fenchel, Thymian und ähnlichen Kräutern, mit Oleander, Jasmin, Heckenrosen und anderem Buschwerk und mit Zwergpalmen bewachsen.

An der durch das Mittelmeer gebildeten Nordgrenze des Massivs der Traras verdient endlich noch der wie es scheint dem gänzlichen Verfall geweihte Ort Honein an der gleichnamigen, sehr geschützten Bucht und am Ausfluß des Raschdeflusses erwähnt zu werden. Als die Franzosen ihre Herrschaft über diese Gegenden gesichert hatten, war ihre Regierung längere Zeit im Zweifel darüber, ob sie den einst sehr angesehenen und stark befestigten Ort oder Tschemäa Nzaouat zum Hafenplatz für das Hinterland Tlemcen und zum Stapelplatz für den westlichsten Theil Algeriens erwählen sollte. Honein war ja dies während der Blüthezeit des Königreiches Tlemcen gewesen. Die algerische Regierung entschied sich jedoch endlich für Tschemäa Nzaouat, dem sie den Namen Nemours gab, denn die Verbindung dieses Ortes mit dem Massiv von Tlemcen war allerdings bequemer. Nemours ist von Re'roma nur 16 km entfernt, und das Thal des Tessäa-Flusses bietet eine leichte Verbindung zwischen beiden Orten.

Nemours ist insofern nicht so günstig wie Honein, als es keinen so geschützten Hafen hat wie dieses; es besitzt vielmehr nur eine offene Rhede, die bei Sturm geringen Schutz gewährt. Im übrigen und besonders klimatisch gehört es aber zu den bestgelegenen und gesundesten Orten der ganzen Regentschaft. Es liegt ungefähr anderthalb Breitengrade südlicher als Algier, nämlich unter 35° 12' nördl. Br., somit in gleicher Höhe mit der Oase El Kantara in der Provinz Constantine, und in den Plantagen und Gärten seiner Nachbarschaft gedeihen alle Bodenprodukte des nördlichen Afrika und selbst Bananen auf das vortrefflichste. Von der See aus macht der Ort freilich keinen sehr freundlichen Eindruck; der bis zu 120 m steil aufsteigende, felsige, zerklüftete Strand erscheint unfruchtbar und zeigt fast gar keine Spuren von Vegetation. Um so mehr ist dagegen der arabische Name Tschemäa Nzaouat — Piratenmoschee — gerechtfertigt, denn die Seeräuber konnten dort leicht vor ihren Verfolgern Zuflucht finden und dieselben an einer Landung verhindern; der Ort war denn auch seiner Zeit als Piratennest berüchtigt.

Nemours hat wenige Ueberreste aus arabischer und türkischer Zeit aufzuweisen; die Stadt ist fast durchweg neu gebaut und dem entsprechend angelegt und hat auch überwiegend europäische Bevölkerung. Sie ist der Sitz der obersten Civil- und Militärbehörden des nordwestlichsten Distrikts Oraus und als einer der Hauptstützpunkte gegen Marokko durch starke Forts befestigt. Seine Bedeutung ist eine überwiegend strategische. In jüngster Zeit hat die algerische Regierung große und kostspielige Hafenbauten begonnen, die die bisherigen Schwierigkeiten, welche der Seeverkehr mit Nemours hat, beseitigen oder wenigstens vermindern sollen. Trotzdem wird der Ort als Handelshafen wohl immer nur eine untergeordnete Rolle spielen.

In jeder, hauptsächlich aber in geographischer und ethnographischer Hinsicht bietet der westlichste Theil Algeriens eine Fülle der interessantesten Studienobjekte, die wir in diesen kurzen Mittheilungen nur flüchtig haben andeuten können.

Reiseerinnerungen aus Japan und China.

Von **Ph. Lehzen.**

V.

(Mit zwei Abbildungen.)

Zwischen Hotchiwa und Peking hört der schwere Lehmboden auf und geht allmählich in ganz leichten Sandboden über; doch gewinnt die Landschaft an Anmuth, indem die weiten Feldstücke häufiger durch Baumgruppen unterbrochen werden. Nachmittags erkennt man in der Ferne, hinter Peking, die blauen Berge. Am Wege finden sich mehrfach hohe Sandstein-Obelisken, an deren unterem Theile meistens ein Arm oder Hals mit einem Thierkopfe (Panther?) hervorsteht. Nicht selten sieht man sechs, acht und zehn Stockwerk hohe steinerne Pagoden, in mehr oder minder prächtiger, häufig sehr überladener Ausführung, aber sämmtlich in sehr schlechtem Zustande der Erhaltung.

Dicht bevor man Peking erreicht, erkennt man, weitab zur Rechten, die hohen Pagoden der Stadt Tung-schun — der Hafenstadt Pekings, wo, wie schon beiläufig bemerkt wurde, der Kaiserkanal den Peiho trifft.

Digitized by Google

Um drei Uhr nachmittags waren wir an der äußeren Mauer Pekings; die Paßrevision ging glatt und gut von statten, und mit vor Erregung pochendem Herzen ritt ich ein in die Thore der Kaiserstadt. Wenn der Eingang zur Hauptstadt des „Himmlischen Reiches“ nur etwas reinlicher und wohlriechender gewesen wäre.

Gleich, nachdem man durch die Thore der zweiten Mauer die Mandschu-Stadt betreten hat, gelangt man auf eine lange, von Ost nach West laufende Straße, auf der fast alle Gesandtschaften, mit Ausnahme der englischen, liegen; genau der deutschen gegenüber befindet sich das Hotel Pekings, das von einem Franzosen, Herrn Tailleu, gehalten wird, und in welchem ich damals der einzige Gast, aber nichts desto weniger sehr gut aufgehoben war. Außer mir weilte nur noch ein Europäer zum Besuche in Peking: Sir Richard Rennie, der höchste Justiz-Beamte Großbritanniens für Japan und China, der seine Wohnung in der englischen Gesandtschaft hatte; ich war auf der Rückreise nach Schanghai sein Reisegefährte.

Die Hauptstraßen und fast alle wichtigeren Wege und Gassen Pekings sind mit mächtigen, ursprünglich gut gefügten Quadern und Fliesen belegt; an den Stellen, wo diese noch sichtbar zu Tage liegen, haben die Karrenräder tiefe Furchen geschnitten, wie in den bloßgelegten Straßen des alten Pompeji; an den meisten Stellen aber bleibt in Peking das Pflaster dem Auge und dem Gefühle der jetzt Lebenden verborgen, da zoll-, ja oft fußhoch Sand und Schmutz darüber liegt, so daß man irrthümlich viele der größten Straßen für ungepflasterte hält. Ein einziger Sandsturm, der die Luft bis zur Undurchsichtigkeit verdunkelt und der einem die Lust, die buntbelebten Straßen Pekings zu durchwandern, wohl verleiden kann, bedeckt oft in kurzer Zeit ganze Flächen mit fußhohem Sande.

Auf einem Thurme der östlichen Mauer stehen, allen

Die mittlere Mauer in Peking.

Unbilden der Witterung ausgesetzt, die Ueberreste jener prachtvollen astronomischen Instrumente, die seiner Zeit die Jesuiten dem Kaiser Chan-Hi schenkten. Ich glaube mit meinem chinesischen Gewährsmanne, daß Haß gegen die christlichen Geber die Ursache der schmählichen Vernachlässigung wurde, welche diese Wunderwerke der Mechanik zu erdulden haben; wie auch, daß der Haß gegen die Missionare, welcher sich bis auf jene Zeiten Ludwig's XIV. zurückführen läßt, das Haupthinderniß für die Erschließung des Himmlischen Reiches bildet. Die chinesischen Beamten, jetzt wie damals[1]), beklagen sich, und häufig sicher mit Recht, daß die Missionare das chinesische Volk gegen den Kaiser aufhetzen, indem sie offen bekennen, daß man denjenigen Staatsgesetzen, die den christlichen Satzungen zuwider sind, nicht gehorchen dürfe; und gerade hieraus hat der größte Theil der blutigen Aufstände des chinesischen Volkes gegen die Europäer seinen Ursprung genommen. Die Schilderungen, welche aus der Fremde heimkehrende Chinesen machen von der schändlichen Behandlung, die ihnen in christlichen Ländern zu Theil wurde, mögen ebenfalls wenig dazu angethan sein, den Verkündern der Botschaft von der Nächstenliebe besseres Gehör oder mehr Glauben bei ihren Zuhörern zu verschaffen.

Zu gut haben es die unteren Klassen, die Kulis, in ihrer Heimath allerdings auch nicht, und das Loos der Gefangenen und der Sträflinge ist ein geradezu grauenerregendes. Auch spielt — hier wie in Japan — das Bambusrohr eine sehr bedeutende Rolle; nicht bloß zur Aufertigung aller möglichen häuslichen Geräthe, sondern auch als „Nürnberger Trichter“ und als Strafmittel in der Hand einer gestrengen Polizei; zuweilen sollen in China selbst sehr hochgestellten Personen die Kleider am Leibe ausgeklopft werden. Mit großer Schadenfreude wurde mir in Peking erzählt, daß der

[1]) Voltaire, Siècle de Louis XIV., cap. 39, in 8°, p. 465 sq.

Digitized by Google

Admiral, welcher sich bei Fuschao so schmählich von den Franzosen hatte überrumpeln lassen, daß er sein stolzes Geschwader in dreißig Minuten verloren und nur seine eigene dicke Person in Sicherheit gebracht hatte, außer mit allerhöchster, ewiger Ungnade auch mit hundert Bambusstreichen bedacht worden sei.

Dank sehr wirksamer Empfehlungen wurde ich in Peking, wohin ich immer kam, überall sehr freundlich aufgenommen und mit einem mir oft unerklärlichen Respekte behandelt. Erstaunt war ich über die Art, wie die große Masse der Bevölkerung durch die chinesischen Zeitungen, die öffentlich vorgelesen werden, unterrichtet oder mißberichtet wurde über die politischen Vorkommnisse der neuesten Zeit. Ich wurde zu den Häusern der verschiedenen Würdenträger geführt, welchen man großartige Ovationen darbrachte ob der Siege, welche diese Beamten oder einer ihrer nächsten Angehörigen über die Franzosen errungen haben sollten, und welche doch nur in der Einbildung der chinesischen Zeitungen existirten.

Es wurde stets angenommen, ich als Deutscher müsse mit ihnen Freude empfinden über ihre Triumphe über die Franzosen, und um nicht schlecht behandelt zu werden, durfte ich ihnen noch nicht einmal sagen, daß das durchaus nicht der Fall war, sondern daß ich viel lieber mit den siegreichen Franzosen in Peking eingezogen wäre, und gar sehr die Niederlage betrauerte, welche sie durch den Ausgang dieses ruhmlosen, fostspieligen Krieges erlitten haben. Dieselbe muß zu uns allen schaden, indem die Chinesen jene heilsame Furcht vor den Europäern verloren haben, welche ihnen die Besetzung und Plünderung Pekings im Jahre 1860 eingeflößt hatte, und das kann schlimme Folgen haben, wenn es etwa einmal der chinesischen Regierung passen sollte in einem der Aufstände die Sache des Pöbels zu der ihrigen zu machen, und dadurch einen Krieg mit einer europäischen Macht hervorzurufen. Dann würde dieses kolossale Reich, dessen Einwohnerzahl der von Europa und Amerika zusammen gleichkommt, ihr ein schimmerer Feind sein, als es 1860 den Franzosen und Engländern war.

Als ich eines Abends von einem Ausfluge nach dem Himmelstempel heimkehrte, hörte ich aus einem Hause eine lustige Weise erschallen und ohne meinen Führer abzuwarten, trat ich ein; ich wurde auch freundlichst begrüßt, sah aber sogleich, daß es sich nicht um eine Hochzeit — wie ich nach der lustigen Melodie geglaubt hatte —, sondern um das Begräbniß des Familienvaters handle. Im nämlichen Augenblicke erreichte mich der Führer und sagte: „Chinaman make man die" („Chinese machen Mann sterben"), was die Erklärung für das sich bietende Schauspiel sein sollte. Die Feierlichkeit war vorüber, und sechs riesige Träger trugen den Sarg hinaus; auf dem Hause aber ward ein langer rother Wimpel aufgesteckt, auf dem mit weißen Buchstaben Name, Stand und Wohnung des Verstorbenen geschrieben standen. Nach buddhistischem Glauben kehren nämlich die Geister der Abgeschiedenen zurück zu ihren Heimstätten, wenn man ihrer freundlich gedenkt, und damit sie sich nicht verirren, wird ihre Wohnung durch eine Fahne bezeichnet. Ein offenbarer Mißgriff! Denn die chinesischen Geister wandeln doch auch wohl nachts, und da Straßenbeleuchtung in China, weder auf dem Lande noch in den Städten, Brauch ist — nur sehr wenige Straßen der Hauptstadt besitzen elende Papierlaternen, die zu anderen Dingen vielleicht, aber nicht zum Lesen taugen —, so kann ein Geist in dunkler Nacht nicht einmal die Fahne wahrnehmen, noch weniger aber die Schrift auf ihr entziffern; sie ist also zwecklos und das um so mehr, als die meisten Geister bei Lebzeiten nicht lesen gelernt haben. Wie viel praktischer sind in dieser Sache die Japanesen vorgegangen: sie geben ihren Todten — in der gleichen Absicht — Laternen mit zum Grabe und zwar mindestens zwei, damit, wenn die eine verlöschen sollte — was bei den heftigen Wirbelstürmen wohl leicht einmal vorkommen mag —, der Geist sie sogleich an der anderen wieder anzünden kann. Vornehme bekommen natürlich noch viel mehr als zwei Laternen, so daß man aus der Anzahl derselben — die um den Grabhügel herum gruppirt stehen —, auf den Rang schließen kann, den der Geist bei seinen Lebzeiten in der Gesellschaft beanspruchte; wie bis vor kurzem bei uns in Deutschland aus der Anzahl der Lichter in der Laterne, die ein dienstbarer Geist einem aus der Gesellschaft oder aus dem Theater heimkehrenden Geister vorantrug.

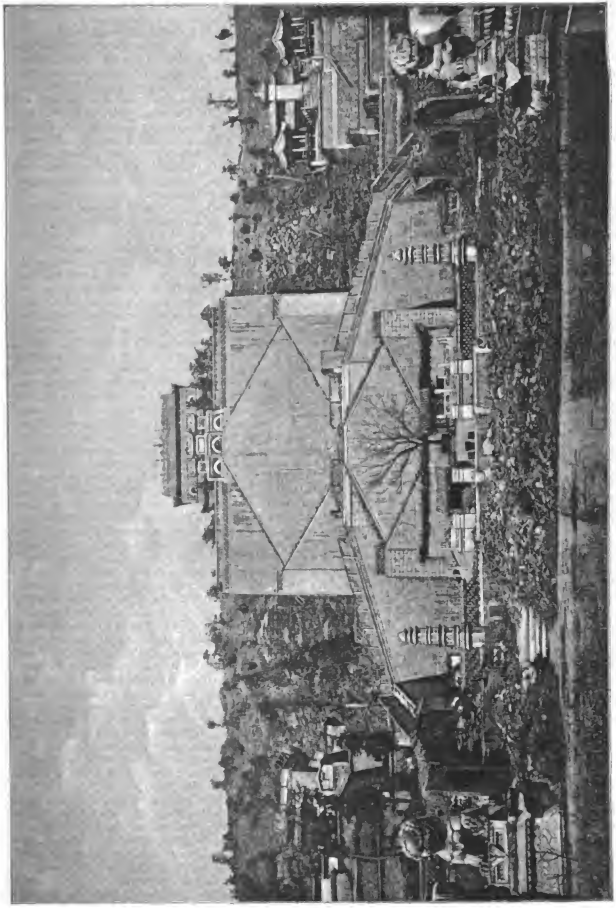
Ist die Fahne ordnungsmäßig auf dem Hause angebracht, so wird der Sarg aufs Feld hinausgetragen und ein ganz einfacher Hügel darüber gehäuft; der Begräbnißplatz sieht aus wie ein Ackerfeld, unter dem ein Riesenmaulwurf gearbeitet hat. Vornehme Leute haben ihre besonderen Begräbnißplätze; die oben erwähnten Sandsteinsäulen mit Thierkopf, die sich meist paarweise finden, scheinen solche zu bezeichnen, denn in den Kaisergräbern bei Peking sehen wir ganz ähnliche Steine — meist Marmormonolithe, bis 500 Zentner schwer und sehr reich verziert, die mit äußerster Kunstfertigkeit auf dem runden Rücken eines Thieres — meistens einer Schildkröte — balancirt sind.

Ein Jagdvergnügen sollte mir in Peking nicht zu theil werden, obwohl gerade Schnepfenzeit war, welche Vögel in der Umgegend in übergroßer Menge vorkommen müssen; denn auf dem Markte gelten vier oder fünf große Waldschnepfen, bezw. zehn bis fünfzehn Bekassinen, einen mexikanischen Dollar (= 3 Mark 60 Pfennig d. W.); ebenso billig waren die bekannten graubraunen Fasanen. Hochwild giebt es in der Umgebung von Peking freilich nicht, und Hasen und Kaninchen schienen häufiger mit einer besonderen Art abgerichteter Hunde, als mit der Flinte gejagt zu werden. Das Jagdrecht scheint übrigens ebenso streng durchgebildet zu sein wie in Japan. Sonst fallen auf dem Lebensmittelmarkte die Augen: die schönen großen Hühner (Cochinchina und Brahma, die auf dem Lande in jeder Haushaltung gezogen werden), dann sehr schönes frisches und getrocknetes Obst, das auch in den kleinsten Ortschaften, die ich unterwegs passirte, verkäuflich war — insonderheit ganz vorzüglich erhaltene frische Aepfel, Birnen und Weintrauben sehr feiner Arten. Als ich meinen Führer fragte, wie sie's nur machten, das Obst bis in den Mai hinein so sehr wohl zu erhalten, erwiderte er: „Chinaman sobo" (Chinese weiß), was mich allerdings nicht gerade über den Gegenstand meiner Frage belehrte, mir aber ein neues schönes Beispiel für das mit Portugiesisch gemischte Englisch meines Führers gab.

Ziemlich in der Mitte der Mandschustadt liegt der kaiserliche Palast, durch eine Mauer aus gelben Ziegelsteinen von der Außenwelt getrennt, und für die Merkzahl der Sterblichen — sicher aber für jeden Europäer, mit Ausnahme der Gesandten — unzugänglich. Von außen sieht man nichts als gelbe Ziegeldächer und darüber den sogenannten Kohlenberg, der mit seinen von kleinen Pavillons gekrönten Erhebungen mir wie ein Abbild des ganzen Zopfreiches erschienen ist. Ob wohl in dem höchstbelegenen der winzig kleinen Häuschen der Kaiser ganz allein seinen Morgenthee schlürft und in den tiefer belegenen je ein Minister oder anderer Würdenträger?

Die Stadtthore dürfen zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang nicht passirt werden; so kommt es, daß morgens eine lange Reihe Wartender des Augenblickes harrt, wenn sie sich öffnen; zumal ist das Gedränge groß an den beiden nördlichen Thoren, durch welche die Karawanen nach der Mongolei die Stadt verlassen, und durch deren westliches mich mein Weg zur dicken Mauer führen sollte. Die erste Stockung erlitten wir unter der Mauer des kaiserlichen

Digitized by Google



Wan-shou-shan (Theil des Sommerpalastes Yuen-Ming-Yuen).

Digitized by Google

Palastes, wo eben eine Karawane von 305 Kameelen unsern Weg kreuzte. Die Thiere — meist fünf bis acht durch Schnüre mit einander verbunden, so zwar, daß vom Hintertheile des Sattels des vorderen Kameels das Leitseil zu einem Pflocke führt, der durch die Nasenlöcher des folgenden gezogen ist — schreiten mit ihren schweren Lasten bedachtsam durch das Gewirr und Gedränge der Straßen, mit derselben Geschicklichkeit, die und bei ihren Halbgeschwistern, den Dromedaren, in Kairo und Smyrna in Staunen setzt, jedes Zusammenstoß, selbst in den engsten Bazargen und Gassen sorgfältig vermeidend. Sie dulden es aber auch ebensowenig wie jene, daß man sich zwischen ihnen hindurchzudrängen versucht; man muß geduldig warten, bis eine solche Karawane vorüber ist, und das giebt häufig sehr lästigen und langen Aufenthalt, denn schnell gehen die Kameele nun einmal nicht, und an ein Vorbeigehen ist wenigstens in der Stadt und im Gebirge nicht zu denken. Den Anfang und den Schluß eines solchen Zuges bildet gewöhnlich ein bärtiger Tatar, der auf seinem prächtigen, wilden Rosse wie ein wahrer Centaur erscheint. Ich habe auf der ersten Tagereise, von Peking bis Nanko, fünftausend Kameele in größeren und kleineren Karawanen gezählt, die und begegneten, und die wir überholten.

Bemerkenswerthes bietet der Weg sonst nichts; nur muß der gewaltige Unterschied zwischen Stadt- und Land-Bevölkerung auffallen. Auf der nördlichen Seite Pekings noch mehr als auf der südlichen sehen wir einen durchschnittlich sehr großen Menschenschlag von kräftiger Gestalt, starker Muskulatur und gesunder Farbe, die angenehm absticht von den krankhaft sichgrauen Gesichtern der Städter.

Gleich nachdem man die dicke Luft der Stadt hinter sich gelassen hat, passirt man den Exerzierplatz, und sieht das Westgebirge (Schansi) vor sich, das als südlicher Ausläufer des mächtigen Chingan-ola betrachtet werden kann. Einer der Hauptpässe durch dieses ungemein wilde, zerklüftete und schwer zugängliche Gebirge führt von dem kleinen Orte Nanko, am südöstlichen Fuße des Gebirges, nach welchem er Nankopaß genannt ist, längs einem Zuflusse des Peiho aufwärts, erreicht etwa 90 km nordwestlich von Peking die Kammhöhe des Gebirges, geht nach Ueberschreitung desselben — einem nordwärts gerichteten Flußlaufe folgend — abwärts und gelangt in die mongolische Ebene, etwa 50 km nordwestlich von der Paßhöhe. Er ist überall sehr eng, und es treten die oft ganz senkrechten Felsen von beiden Seiten so nahe an den Weg, daß nur ein Durchlaß von wenigen Metern für diesen und den begleitenden Bach frei bleibt. Seitlich vom Passe das Gebirge zu überschreiten würde schon wegen der Steilheit der Felswände und ihrer schroffen Abhänge unmöglich sein; doch sind alle Stellen, die noch irgend zugänglich scheinen, durch die Kunst gesperrt, indem man längs der Haupt-Grate der Gebirgsketten Mauern errichtete, die in ihrem Hauptzuge parallel unter einander sich von Nordosten nach Südwesten, vom Golf von Petschesi bis tief in das Innere des Landes hinein, erstrecken. Die Länge der Hauptmauer wird zu 2500 km angegeben, das ist etwa die Entfernung von Petersburg bis Paris — recht lang für eine Mauer, und doch, wie unbedeutend gegen das Riesenwerk des Kaiserkanales!

Die erste bemerkenswerthe dieser Parallelmauern treffen wir bei dem Dorfe Nanko, die zweite bei Tschijün-tuan, etwa 20 km fußaufwärts von jenem Orte, und die dritte Parallele endlich etwa weitere 10 km oberhalb des letztgenannten Fleckens, oben auf dem Kamme des Gebirges; diese wird als die dicke oder große Mauer bezeichnet und folgt stets dem höchsten Grate des Gebirges. Nach der Mongolei zu bemerken wir drei weitere Hauptmauern, so daß also der Nankopaß im ganzen durch sechs hauptsächliche Parallel-Mauern durchschnitten und gesperrt wird. Die Namen der Ortschaften auf der mongolischen Seite waren meinem Führer nicht bekannt.

Trotz mancherlei Aufenthalte unterwegs erreichten wir schon um Mittag — die kleinen Ponies gehen immer galopp — das Dorf Nanko, wo wir über Nacht bleiben mußten, so daß ich Zeit zu einem schönen Spaziergange auf der Nankomauer hatte, die ich weithin nach Westen verfolgte, ohne vom äußersten Punkte aus einen Anschluß an die zweite oder an die Hauptmauer sehen zu können; dagegen schreint sie sich im fernsten Osten an die Mauer von Tschijün-tuan anzulegen. Die Bauart beider Mauern ist ganz die gleich zu beschreibende der dicken Mauer; jedoch sind die Stärken der von Nanko und Tschijün-tuan nur 3 bezw. 3,5 m; auch finden sich bei beiden mehr Ziegelsteine als Granitquader verwendet.

Als ich spät abends von meinem Ausfluge heimkehrte, gab mir mein Führer eine schöne Probe chinesischer Halsstarrigkeit. Denn obwohl ich die Pferde mit der ausdrücklichen Bedingung gemiethet hatte, sie auf dem ganzen Wege nach Belieben benutzen zu können, erklärte er hier: „All gentlemen donkeys here“. was — wenn es auch vielleicht anders verstanden werden könnte — nichts weiter heißen sollte, als daß alle Fremden hier Esel miethen müßten, da seine Ponies nicht auf den spitzen Steinen des Nankopasses gehen könnten; und dabei blieb er trotz meines Zuredens und Drohens. Nun, das mir sehr unangenehme Reiten auf dem langohrigen Grauthiere hätte sich schon ertragen lassen — sie gehen im Gebirge sehr schnell und sicher —, aber überlästig waren mir ihre Besitzer, die ich nun auch als Begleiter mitnehmen mußte, und die — obwohl sie sich den stolzen Titel maku (= Pferdejunge von ma = Pferd und su = Junge) beilegten —, doch eigentlich Eselsjungen hätten heißen müssen; erstens, weil angenfälliger Weise diese Benennung logisch richtiger, dann aber gleichzeitig auch bezeichnend für ihren Charakter gewesen sein würde. Sie fühlten das auch selbst, und wenn sie versuchten englisch zu sprechen, so sagten sie stets: „I donkey“ — entschieden schlecht englisch ausgedrückt, was man diesen Chinesenknaben aber zu gute halten muß, schon wegen ihrer heimathlichen Grammatik, die zwischen Personal- und Possessiv-Pronomen keinerlei Unterschied macht; so daß diese Burschen glauben durften, sich ebenso richtig als zutreffend ausgedrückt zu haben, wenn sie statt „Mein Esel“ stets „Ich Esel“ sagten.

Nun, ich nahm — wie alle Fremden hier — am anderen Morgen einen Esel und ritt mit meinen Führern los: sie immer vorn, wie sichs gehört. Ich habe kaum ein wilderes, unzugänglicheres Thal als dieses gesehen, besonders zwischen dem Orte Tschijün-tuan und der Paßhöhe, wo auch ohne die Mauer weniger Krieger als die dreihundert Helden des Leonidas ein Xerxes-Heer aufhalten könnten. Das Durchgangsthor in der Mauer des letztgenannten Ortes ist ganz auffallend schön verziert und bemerkenswerth wegen des Schnittes seiner Gewölbesteine nach der Figur eines regelmäßigen Sechsecks. Das Gebirge ist fast ganz kahl; nur in der Nähe der Dorfschaften findet man kleine Gärten an die Felsen angelehnt, mit — eben blühenden — Obstbäumen, die ihr Dasein nur der ganz besonders sorgfältigen Pflege ihrer Eigenthümer verdanken. Auf dem höchsten Grate treffen wir die dicke Mauer, in der sich ein Thor befindet, dessen Zugang auf beiden Seiten durch eine Art Lünette oder Hornwerk geschützt ist. Die Mauer selbst besteht aus behauenen Granitquadern von $1^1/_2$ m Länge, deren Querschnitt einen halben Meter im Geviert mißt; ihre Höhe wechselt zwischen 15 und 5 m, je nachdem das an der Nordseite vorliegende Gelände mehr oder weniger zugänglich ist; ihre Dicke ist durchgehends 5 m zwischen den Brustwehren, die einen geschützten Weg auf der Mauer

Digitized by Google

entlang bilden, welcher mit Granitfliesen oder hartgebrannten gelben Ziegelsteinen quadratischer Form belegt ist. Die Brustwehren, deren nördliche trennlinie ist, wie auch die dickwandigen, ein oder zwei Stockwerk hohen Thürme, die sich in regelmäßigen Abständen von drei bis vierhundert Metern über der Mauer erheben, sind ebenfalls aus sehr großen, hartgebrannten gelben Ziegelsteinen hergestellt, und die Decken und Zwischenwände der Thürme sind Kappengewölbe aus dem gleichen Material.

An einigen Stellen geht die Mauer zu Bruche, ja, unweit des Thores nach Westen zu, scheint eine wirkliche Bresche gelegt zu sein; wenigstens ist die äußere Granitbekleidung durchbrochen, und gewahrt man hier, daß der Zwischenraum zwischen den Granit-Einfassungen mit losem Steingeröll ausgefüllt ist. Zunächst der Bresche und auf meinem ganzen Wege längs der Mauer fand ich verschiedene Geschützrohre der seltsamsten Art, meist zerbrochen und scheinbar aus Gußeisen gefertigt.

Die Wanderung auf der Mauer entlang — ich wählte abermals die westliche Richtung vom Thore aus — gewährt fortwährend den allerweitesten Blick über ein großartiges Gebirgsland, das, obwohl vollkommen kahl, durch Mannigfaltigkeit und die malerischen Formen der wild zerrissenen Felsen und Hänge das Auge fesselt. Zu Füßen im Norden hat man die mongolische Ebene und den Abweg in dieselbe durch das Gebirge; im Süden die Ebene von Peking; im Nordosten überragen die hohen Gipfel des Chingan-Gebirges die fernsten Züge der Mauer; und nach Westen hin verfolgt unser Blick den Lauf des Hoangho-Flusses, der in riesigen Windungen seine Wasserwassen durch ein breites Gebirgsthal fortbewegt. Ganz nahe unter uns haben wir das Thal des Hunghо, das noch wilder und romantischer zu sein scheint, als das des Nanko-Baches, und durch das ich sehr wohl meinen Rückweg hätte nehmen können, wenn ich nicht durch die Halsstarrigkeit meiner Eselsjungen gezwungen gewesen wäre, denselben Weg zurückzumachen, auf dem ich gekommen war — nachdem wir eine recht ungemütliche Nacht in einem der Thürme verbracht hatten.

Eine Abbildung, welche in Brockhaus' Konversationslexikon von der dicken Mauer gegeben wird, läßt links im Vordergrunde am Fuße der Mauer Schiffe auf einem großen Wasser sehen; es mag also jenes Bild einen weit von meinem Standpunkte entfernten Theil der Mauer darstellen, wo dieselbe, inmitten eines gebirgigen Terrains, einen großen Fluß überschreitet, oder etwa dort, wo sich dieselbe an das Meer anlegt[1]) — bei dem Thermopylä Chinas, wo die Mauer aber jetzt im Verfalle sein soll. Hier, an der Stelle wo ich die Mauer kennen lernte, muß man sagen: „Navigare non, pedibus ire necesse est."

Auf dem Rückwege nach Peking besuchte ich die Thier-Alleen, die Kaisergräber und die Sommerpaläste Yüan-ming-yüan im Nordwesten der Hauptstadt, am Fuße des Gebirges. Ihre oft beschriebene Prachtbauten, die gewiß nach chinesischen Begriffen das höchste sind, was in der Kunst von Baumeistern und Bildhauern geleistet werden kann — unter denen sich auch viele befinden, die meiner Meinung nach wohl Anspruch erheben können, auch dem europäischen Kunstgeschmacke zu gefallen[2]) — sind theilweise im Jahre 1860 durch die Engländer und Franzosen während des Krieges absichtlich zerstört worden; eine nothwendige Härte! denn sie war das sicherste Mittel, dem chinesischen Volke klar zu machen, daß die Europäer ihren göttergleichen Kaisern durchaus überlegen sind, indem sie ungestraft deren Paläste und die heiligen Gräber der Kaiservorfahren antasten und zerstören durften. Vielleicht aber hat in den folgenden Jahren noch mehr als das Sprengpulver der Europäer zum Verfalle dieser höchsten chinesischen Kunstwerke die allgemeine Gleichgiltigkeit und geistige Trägheit beigetragen, unter der eben alle öffentlichen Anlagen in China höchst augenfällig leiden. Straßen, Brücken, Kanäle, Tempel und Pagoden befinden sich in einem beklagenswerthen Zustande der Vernachlässigung, und erfreuen sich durchaus nicht der Pflege, der sich die kühnen, kunstsinnigen Schöpfer dieser Wundermerke von ihren Nachkommen versehen durften. Es befindet sich China, scheint es, augenblicklich in einer Art Verspundung, welche das Eingreifen frischer Elemente in den alten, siechen Organismus zu einer Naturnothwendigkeit macht. Mögen die Eisenbahnen, mit deren Erbauung man eben jetzt beginnen will, diese für China so nothwendige Anregung zum Wiedererwachen der alten Thatkraft und zu einem neuen gesunden Leben geben!

Unter die Wunder Pekings zählt noch die große Glocke, deren Gewicht zu zweihundert Zentner angegeben wird, was richtig sein mag, da sie etwa die nämlichen Abmessungen zeigt, wie die größte Glocke Japans in einem Tempel Kiotos, die 1260 Zentner wiegt[3]). Die zweitgrößte Glocke Chinas befindet sich in Kanton und wiegt kaum 900 Zentner, so daß also sämmtliche chinesische Glocken nur Kinder sind im Vergleiche zu der Riesenglocke, welche am Fuße des Iwan-Glockenthurmes in Moskau steht, und viertausenddreihundert Zentner wiegt; diese hat die schöne Form unserer Kaiserglocke und zeichnet sich dadurch sehr vor ihren ostasiatischen Konkurrentinnen aus, welche die häßliche Gestalt einer Bischofsmütze ohne Spitze haben. Den Klang der chinesischen Glocken habe ich nicht gehört.

[1]) Am Golfe von Petschili, wo die ganze Lage und die Form der Felsen wohl einen Vergleich mit dem griechischen Thermopylä statthaft erscheinen lassen dürfte.

[2]) Wir stehen vor allem der großartige Tempel Wen-schau-schen (S. Abbildung 2) und der Marmorteich der Gelehrten Halle hierbei vor Augen, besonders war es ertgenanntes Gebäude, das meine Blicke immer wieder anzog, und dessen Aufgang an der östlichen Schmalseite mich an die große Freitreppe vor der Walhalla bei Regensburg lebhaft erinnerte. — Die Reliefs auf den Steinarbeiten sind überladen; ihr Studium muß aber eine wahre Fundgrube für den Forscher chinesischer Kulturgeschichte sein.

[3]) In „Lingewitter's Erdbeschreibung" (Dresden 1873), Bd. II, S. 479, ist das Gewicht dieser Glocke irrthumlich zu zwei Millionen Pfund angegeben, was einmal den dort angegebenen Abmessungen der Glocke durchaus nicht entspricht, dann aber auch mit ganz genauen Angaben der japanesischen Beschreibung im Widerspruche steht, welche die Glocke von Kioto als die größte Japans bezeichnet — mit dem oben von mir angegebenen Gewichte. Es ist nur ein Umrechnungsfehler in „Satow's Handbuch für Japan" (London 1881), S. 374, wo das Gewicht einer anderen Glocke Kiotos zu 74 Tonnen, statt richtig zu 37 Tonnen (nämlich 125000 Kattie's) angegeben wird.

Digitized by Google

Kürzere Mittheilungen.

Die Berieselungs-Kolonien Australiens.

In den australischen Kolonien Viktoria und Südaustralien ist wieder ein riesiges Unternehmen im Gange. Es soll ein großer Theil des dem Murray-Flusse anliegenden Wüstenlandes durch Berieselung in fruchtbares Gefilde umgewandelt werden. Die sehr kostspielige Ausführung haben die Gebrüder George und William Benjamin Chaffey aus Ontario in Kanada, welche schon ähnliche Arbeiten mit glänzendem Erfolge im südlichen Kalifornien leiteten, auf ihre Kosten übernommen. Durch eine besondere Parlamentsakte in beiden vorerwähnten Kolonien ist ihnen vorläufig ein Areal im Umfange von je 250 000 Acres (101,167 ha oder 390½ qkm) am Murray-Ufer überwiesen worden, in dessen vollen Besitz sie nach Vollendung der Berieselungswerke treten. Die Zutheilung des zugesicherten Landes erfolgt, je nach dem Fortschritte der Arbeiten, sektionsweise. Die betreffende „Irrigation Colony“ in Viktoria führt den Namen Mildura und liegt 547 km nordwestlich von Melbourne, in 34°15′ südl. Br. und 142°12′ östl. v. Gr.; die in Südaustralien heißt Renmark und liegt 115 km weiter westlich am Murray. Auf der ersteren sind die Arbeiten schon ziemlich weit vorgeschritten. In den ersten 18 Monaten wurden 18 000 Pfd. Sterl. darauf verausgabt, Bewässerungskanäle in der Länge von 32 km angelegt und 240 ha Land, auf dem sich 900 Personen ansiedelten, kulturfähig gemacht.

Der Murray-Fluß, an welchem die Ansiedelungen sich hinziehen, ist, wie bekannt, der bedeutendste Fluß in Australien. Er entspringt in der Muniong-Kette der Australischen Alpen, hat eine Gesammtlänge von 3000 km, von denen 1580 die Grenze zwischen den Kolonien Viktoria und Neu-Süd-Wales bilden, und fließt zuletzt durch südaustralisches Gebiet der südlichen Meeresküste des Kontinents zu. Er nimmt auf seinem Laufe eine Reihe von Flüssen, namentlich von Norden her, aus Neu-Süd-Wales, in sich auf und drainirt ein Gebiet von 700 000 qkm. Der Fluß ist in der Winter- oder Regenzeit auf ungefähr 1300 km seines Laufes schiffbar.

Das in Angriff genommene Land ist zunächst vom Gestrüpp zu säubern, sorgfältig zu ebnen und über die Wassermarke bei eintretenden Ueberschwemmungen des Flusses zu erhöhen, dann mit 20 Fuß weiten Berieselungskanälen zu durchziehen und mit den nöthigen Pumpwerken und anderen Maschinen zu versehen. Das Ganze wird, zur Abwehr des Eingangs verwilderter Kaninchen, mit einem dichten, tief in den Erdboden eindringenden Drahtnetze umgeben. Ist das Land in dieser Weise kulturfähig gemacht, so wird es in Parzellen von 640 Acres (259 ha) gegen Baar oder in Ratenzahlungen zu festen Preisen an Private verkauft. Die Herren Chaffey halten sich nach ihrer Berechnung überzeugt, durch den Verkauf nicht bloß ihre großen Auslagen zu decken, sondern auch noch ein erhebliches Plus zu erzielen.

Wein- und Gartenbau werden in den beiden Ansiedelungen vorherrschen, und Orangen, Limonen, Feigen, Aprikosen, Nektarinen, Oliven, Maulbeeren, Aepfel, Birnen und andere Früchte in Fülle gewonnen werden. Zur Anweisung und Belehrung der Ansiedler haben die Gebrüder Chaffey vierzig Obstgärtner aus Südkalifornien kommen lassen. Da Australien noch immer an gedörrten und konservirten Früchten jährlich im Werthe von fast einer Million Pfund Sterl. importirt, so kann es an reichlichem Absatz nicht fehlen, so daß sich von Export vorläufig absehen läßt. Aber auch andere Bodenerzeugnisse stehen in Aussicht, wie Getreide und Futterkräuter, an denen es bei den häufigen Dürren in Australien vielfach mangelt. Bei der großen Ertragsfähigkeit berieselten Landes wird der jährliche Gewinn vom Acre (40,46 Ar) auf 40 bis 100 Pfd. Sterl. veranschlagt.

Die Herren Chaffey haben in den beiden „Irrigation Colonies“ eine Stadt vermessen und auch schon Telegraphen und Telephone anlegen lassen. In Mildura existiren bereits eine englische und eine methodistische Kirche, eine Schule, ein Klubhaus, ein Museum mit Bibliothek, eine Bank ꝛc. Ebenso haben die Unternehmer in Mildura sowohl als auch in Renmark auf ihre Kosten eine Ackerbauschule gegründet.

Zwischen den Kolonien Neu-Süd-Wales, der Mutter-, und Viktoria, der Tochter Kolonie, herrscht bekanntlich seit Jahren eine große Rivalität, wenn nicht gar politische Feindschaft. In der ersteren besteht Freihandel, in der letzteren Schutzzoll. Die erstere arbeitet mit einem Defizit von 2 600 000 Pfd. Sterl. im Budget, die letztere schloß ihr Budget am 30. Juni 1889 mit einem Plus von 1 607 559 Pfd. Sterl. Beide bewachen einander mit scheelen Augen. So auch wieder bei Anlegung dieser Berieselungskolonien. Die Regierung von Neu-Süd-Wales behauptet, daß der Murray zu ihrer Kolonie, welche ihr die meisten und wichtigsten Zuflüsse zuführte, gehöre. Sie behauptet übertriebener Weise, daß durch diese Berieselungswerke und andere Anlagen, die sich auf Seiten Viktorias angeblich über 647 472 ha verbreiten sollen, die Schiffahrt auf dem Murray nicht bloß in Stillstand gebracht, sondern daß der Fluß überhaupt drainirt werde. Die Regierung von Neu-Süd-Wales hat infolgedessen ein Jubiläterium an die Gebrüder Chaffey erlassen, welche sich aber, da die Regierung von Viktoria hinter ihnen steht, wohl wenig darum kümmern werden.

H. Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die neuesten Nachrichten von der Expedition des Obersten Pjefsof melden, daß derselbe mit seinen Begleitern am 7. Oktober (n. St.) in Chotan angelangt ist, nachdem er sich zur Kräftigung seiner Lastthiere fast einen Monat lang im Gebirge aufgehalten hatte. Aus Chotan erfolgte schon am 10. Oktober der Abmarsch nach der Oase Nija, in welcher das Winterquartier aufgeschlagen werden soll, und von wo man einen Transitweg nach Tibet durch jenen Theil des Kuenluen, welchen Prshewalski das „Russengebirge“ genannt hat, hofft finden zu können. In Tibet gedenkt Oberst Pjefsof dann noch den Sommer des Jahres 1890 zuzubringen; wie und wo der Rückweg zu nehmen sein wird, ist vorläufig noch ganz unentschieden.

Digitized by Google

— Von einer Reise durch Korea, welche in diesem Sommer ein russischer Generalstabsoffizier, der Oberstlieutenant Webel, ausgeführt hat, werden vorläufig folgende Angaben gemacht. Die Reise begann im Norden von der nahe der russischen Grenze gelegenen Stadt Kugenfu und ging zunächst an der Ostseite des Landes bis zum Hafenorte Genfan, von hier quer nach Westen hinüber zur Stadt Panjang und sodann in der Mitte der Halbinsel nach Süden, bis nach 52 Tagen die Hauptstadt Seül erreicht war. Von dieser begab sich der Reisende nach dem Hafen Chimulpo, wo er den Dampfer bestieg, der ihn nach China brachte. Die Reise wurde zu Pferde ausgeführt, aber von den 10 Pferden, mit denen sie begonnen wurde, kamen nur vier lebendig bis Seül, die übrigen erlagen den Strapazen. Auf der durchzogenen Strecke ist Korea fast waldlos, durchzieht mit hohen steinigen Bergketten, in deren Thälern Ackerbau getrieben wird. Die steilen, pflanzenarmen, nackten Gebirgshänge machen einen traurigen Eindruck. Das Volk ist arm, seine Behausungen sind enge, schmutzige Lehmhütten. Von Industrie ist nichts wahrzunehmen, das Handwerk wenig mannigfaltig, Viehzucht wird nur in den nördlichen Gegenden betrieben. Von Bergwerksthätigkeit ist gegenwärtig nur eine sehr primitive Art der Goldgewinnung zu erwähnen. Die Bevölkerung ist trotz alledem eine sehr dichte. Webel war von zwei Kosaken und einem Dolmetscher begleitet und fand überall ein artiges und zuvorkommendes Entgegenkommen bei den Behörden, die auch seinen topographischen Aufnahmen keine Schwierigkeiten in den Weg legten. Die russisch-koreanische Grenze trennt zwei Länder, die, ganz abgesehen von ihren Bewohnern, einen höchst frappanten Gegensatz in ihrem landschaftlichen Charakter darbieten: die koreanischen Landstriche kahl und gebirgig, die russischen waldbedeckt, mit schwarzer Erde und mit Bächen ausgestattet. Man darf nach dieser Probe auf die ausführlicheren Schilderungen des russischen Reisenden gespannt sein.

— Daß Ujun-ada als Ausgangspunkt der transkaspischen Eisenbahn nicht richtig gewählt war, stellt sich mehr und mehr heraus. Der Eingang zu diesem Hafen ist nicht nur sehr gewunden und eng (die Breite des Fahrwassers beträgt etwa 42 m), sondern auch seicht. Nur beim sommerlichen Hochwasser erreicht die Tiefe $2^1/_4$ m, im Herbst wenig mehr als 2 m, und bei nordöstlichen Winden fällt sie noch um reichlich $^1/_2$ m. So können natürlich größere Fahrzeuge mit einem Tiefgange von mehr als 2 m für gewöhnlich nicht in den Hafen einfahren, sondern müssen weit entfernt auf offener Rhede aus- und einladen. Dazu kommt, daß die Bahnstation und alle Speicher auf einer ebenso schmalen wie niedrigen Nehrung errichtet sind, wo der Flugsand in beständiger Bewegung ist, so daß z. B. gewisse Gebäude, die im Frühlinge 1886 neu errichtet wurden, schon im Herbste desselben Jahres halb verschüttet waren. Gleichzeitig drohen bei stürmischen Seewinden Ueberschwemmungen durch das Meer, wie bei einer solchen Gelegenheit schon ein mit Baumwolle gefüllter Speicher unter Wasser gesetzt wurde. Endlich fehlt es nicht nur an Raum und Baugrund (schon bei 35 bis 40 cm Tiefe stößt man auf Grundwasser), sondern auch an Süßwasser für den Bedarf einer sich dort ansammelnden Bevölkerung. So wird kaum etwas anderes übrig bleiben, als den Endpunkt der Bahn nach Krasnowodsk zu verlegen, das, an einer breiten und bis an den Ufersand ausreichend tiefen Bucht liegend, vortrefflichen Baugrund und genügendes Süßwasser in seinen Brunnen besitzt. Nachdem neuerdings wieder eine höhere Kommission die Verhältnisse an Ort und Stelle geprüft hatte, ist die Zweigbahn nach Krasnowodsk vielleicht schon beschlossene Sache.

— Eine neue ethnographische Zeitschrift wird angekündigt, die wirklich einem längst empfundenen Bedürfnisse entspricht. In welchem Lande bietet sich für das Studium der Völkerkunde in ihren verschiedensten Zweigen reichere Gelegenheit als in Rußland? Vom Weißen Meer bis zum Kaukasus, vom Njemen bis zum Ussuri und Amudir welche Mannigfaltigkeit der Völker, der Sprachen und Dialekte, der Sitten und Rechtsgewohnheiten, der Religionen und Kulturstadien! Auf diesem schier unübersehlichen und unerschöpflichen Felde der Forschung haben jowohl russische wie auswärtige Gelehrte schon längst mit Eifer und Erfolg gearbeitet, aber wenn diese Arbeiten nicht in besonderen Werken erschienen, oder wenn sie geringeren Umfangs waren, so verloren sie sich, wenigstens die russisch geschriebenen, in Zeitschriften oder in Zeitungen der Hauptstädte oder der Provinzen. Ein Centralorgan zur Aufnahme und Sammlung solcher Studien war daher längst für alle, die sich in Rußland mit ethnologischen Studien befaßten, ein anerkanntes Bedürfniß, und diesem sucht nun die Moskauer Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaft, der Anthropologie und Ethnographie jetzt abzuhelfen, indem ihre ethnographische Sektion unter Redaktion des Sekretärs derselben, des Herrn N. Jantschuk, eine „Ethnographische Rundschau“ (Etnografitscheskoje Obosrianje) zuerst nur als Vierteljahrsschrift — die sich indeß bei reger Theilnahme bald in eine Monatsschrift zu verwandeln hofft — herauszugeben gedenkt. Wünschen wir dem neuen, verdienstvollen Unternehmen ein fröhliches Gedeihen!

— In Indien herrscht die eigenthümliche Sitte der Regenwetten. Diese Wetten werden auf folgende Weise betrieben: Sobald eine Regenwolke sichtbar wird, versammelt sich eine Menge sichtlich aufgeregter Leute, die hin- und herlaufen, auf die Dächer klettern und unter lebhaften Gesten den Himmel beobachten. Es sind dies die „Sutta“ oder Regenspekulanten. Sie haben eine förmliche Börse, nach der sie sich alsbald begeben. Auf dem Dache derselben befindet sich eine Rinne, welche acht „sur“ Wasser enthält. Wird diese Rinne von Regenwasser vermaßen gefüllt, daß sie überläuft und durch eine Leitung in den Hof abfließt, so ist die Wette dadurch zu gunsten derer, welche Regen prophezeit haben, entschieden. Die Wetten werden in einem Buche eingetragen, und es wird dafür eine Abgabe von einem Pice per Rupie erhoben. Die Beträge werden mit großer Pünktlichkeit gezahlt, und sind in Kalkutta in der Regel nicht groß, während in Bombay Tausende von Rupien auf den Regen gewettet werden. Die Spieler sind meist Geldwechsler und wohlhabende Leute, die sich gegenseitig kennen und eine förmliche Klasse für sich bilden.

Afrika.

— Zu unserer lebhaften Freude scheint sich die Nachricht von der Niedermetzelung der deutschen Emin-Pascha-Expedition nicht zu bestätigen. Der Führer ihrer Nachhut, Herr Borchert, meldet vielmehr aus Tokomoni: „Die Somalis zersprengten die englische, nicht die deutsche Expedition. Peters und Gwynfen sind wohl auf und errichteten eine befestigte Station am Kenia. Depeschen, betreffend die Einstellung der Expedition wegen der Rückkehr Emin's bestehen, werde ich Peters in Eilmärschen am Kenia, eventuell am Baringo-See einholen.“

— Zwei längere Briefe Stanley's an den Vorstand des englischen Emin-Pascha-Entsatz-Komitees, datirt aus der Araberniederlassung Kafuuro (westlich vom Viktoria-Nyanza-See) unter dem 5. August 1889, und aus Kisinga (in Usinza) unter dem 17. August 1889, enthalten weitere Einzelheiten über den Verlauf der denkwürdigen Emin-Pascha-Expedition, während ein dritter Brief an die Londoner Geographische Gesellschaft sich über die geographischen Entdeckungen, die dabei gemacht worden sind, ausspricht. Die Briefe knüpfen unmittelbar da an, wo die Ende August und Anfang September 1888 von Aruwimi abgesandten Briefe (Vergl. „Globus“, Bd. 55, S. 266 ff. und 284 f.) abbrechen. Auf

Digitized by Google

den Inhalt gedenken wir in einer der nächsten Nummern ausführlich zurückzukommen.

Australien und Polynesien.

— Professor A. C. Haddon hat in den vergangenen und dem laufenden Jahre die Inseln der Torresstraße einer eingehenden Durchforschung in zoogeographischer und ethnologisch-anthropologischer Hinsicht unterzogen. Insbesondere hat er auf Thursday-Island Mabuiag (Jervis-Island) und Mer (der größten unter den Murray-Inseln) längeren Aufenthalt genommen. Mit reichen Sammlungen ist er hierauf vor kurzem nach Dublin zurückgekehrt.

— Die Statistik der Selbstmorde in den australischen Kolonien ergiebt als Mittel aus den letzten 14 Jahren für Viktoria 11,4, für Neu-Süd-Wales 9,1, für Queensland 13,2, für Südaustralien 8,9, für Tasmanien 5,3 und für Neu-Seeland 9,0 auf je 10000 der Bevölkerung. Vergleichen wir damit andere Staaten, so stellt sich die jährliche Rate der Selbstmorde in Oesterreich auf 21,2, in Frankreich auf 15,7, in Deutschland auf 14,3, in Preußen auf 13,3, in Schweden auf 8,1, in England auf 6,91, in Italien auf 3,7, in Rußland auf 2,9 und in Spanien auf nur 1,4 auf je 10000 der Bevölkerung. H. G.

— Der Außenhandel Tahitis liegt ähnlich wie derjenige anderer Südsee-Archipele in bedenklicher Weise darnieder. 1887 bezifferte er sich auf 4,3 Mill. Mark, 1888 aber nur auf 4,1 Mill. Der Export sank von 2 Mill. Mark auf 1,5 Mill., besonders weil die Baumwollen- und Zuckerkultur erheblich zurückging. Der Export erstreckt sich außer auf die beiden genannten Gegenstände namentlich auf Kopra, Perlmutter, Vanille und Orangen, und richtet sich vorwiegend nach den Vereinigten Staaten (30 Prozent), nach Frankreich (29 Proz.), nach Großbritannien (16 Proz.), nach Australien und Neuseeland (10 Proz.) und nach Deutschland (10 Proz.).

Bücherschau.

— E. Hammer, Nullmeridian und Weltzeit. Heft 43 und 44 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen". 68 S. Hamburg 1888. — Dieses Werkchen ist ein werthvoller Beitrag zur Lösung zweier Aufgaben, welche für Wissenschaft und Weltverkehr gleich wichtig sind: die erste ist die allgemeine Einführung eines Anfangsmeridians, von welchem aus alle geographischen Längen zu rechnen sind, die zweite die Einführung einer einheitlichen Zeitzählung, also einer sogenannten Weltzeit. Der Verfasser giebt zuerst eine kurze Uebersicht über die Geschichte des Anfangsmeridians und über die auf „Längen-Unifikation" gerichteten Bestrebungen. Obwohl der Nullmeridian von Ferro mannigfache Vortheile darbietet (insbesondere scheidet er sehr gut Alte und Neue Welt), so ist er doch wissenschaftlich unhaltbar. Er ist längst schon nun bloßen Zählmeridian herabgesunken, seitdem man voreiliger Weise annahm, der Längenunterschied zwischen Paris und Ferro betrage genau 20 Grad. Geschah auch die Zählung naminell noch meist nach Ferro, so war doch in der That Paris der Ausgangspunkt der Zählung. Der Verfasser verwendet sich mit Recht für den Nullmeridian von Greenwich, der schon jetzt fast in der ganzen civilisirten Welt als der nautische Universal-Nullmeridian betrachtet wird, und in der Geographie als Anfangsmeridian in den letzten Jahren mehr und mehr zur Anerkennung gelangt ist. Auch haben alle gelehrten Versammlungen, welche sich neuerdings mit dieser Frage beschäftigten, den Greenwicher Meridian als Nullmeridian empfohlen. — Eine Vereinheitlichung der Zeit erscheint besonders wünschenswerth seit der großartigen Entwicklung des Eisenbahn- und Telegraphenverkehrs. Die unbequem in dieser Beziehung gegenwärtig noch die Verhältnisse für den Reisenden liegen, läßt sich am besten aus folgendem Beispiele ersehen, das wir dem Werke entnehmen. Ein Reisender, der auf kürzestem Wege von London nach Indien reist, hat am Anfang seiner Reise Greenwicher Zeit; er trifft in Calais auf Pariser, an der italienischen Grenze auf römische Zeit. Auf dem Schiff in Brindisi tritt Schiffszeit ein, in Alexandria ägyptische Eisenbahnzeit, in Suez wieder Schiffszeit, die (mit täglicher Veränderung) bis Indien beibehalten wird. Bei der Ankunft in Bombay erwarten den Reisenden wieder zweierlei Zeiten: lokale Zeit von Bambay und indische Eisenbahnzeit (für ganz Vorderindien die Zeit von Madras). In welcher Weise die Vereinheitlichung der Zeit auszuführen sei, darüber ist bis jetzt noch keine Uebereinstimmung erzielt. Die einen fordern die Einführung von sogenannten Nationalzeiten, die anderen die Benutzung von Regionalzeiten; eine dritte Partei endlich wünscht die Herstellung einer Weltzeit. Die Einführung von Nationalzeiten war in denjenigen Staaten leicht zu bewerkstelligen, welche nur wenige Längengrade umfassen, also in Belgien, den Niederlanden, in der Schweiz, in Bayern (außer der Rheinpfalz), in Württemberg und in Baden. Hier hat man fast überall die Ortszeiten zu Gunsten der Bahnzeit, d. h. der Zeit der Hauptstädte, aufgegeben. Auch England, Frankreich, Spanien, Italien, Schweden, Japan, Vorderindien u. a. Staaten benutzen längst im Eisenbahndienst solche Nationalzeiten. Zur Herstellung der Regionalzeiten werden meridionale Stundenstreifen (von je 15 Grad Längenunterschied) gebildet, und die Zeit des Mittelmeridians wird als Normalzeit innerhalb des ganzen Streifens gebraucht. Diese Einrichtung würde bewirken, daß Minuten und Sekunden auf der ganzen Erde stets übereinstimmen; nur die Stundenzahl würde in den verschiedenen Stundenstreifen von einander abweichen. Die Regionalzeiten sind besonders in den Vereinigten Staaten von Nordamerika in Gebrauch, würden aber in Europa (Rußland ausgenommen) kaum durchführbar sein. Nach tiefere Eingriffe in das bürgerliche Leben würde die Einführung einer Weltzeit hervorrufen. Für jeden Ort, der nicht dem Nullmeridian nahe liegt, würden dann zwei wesentlich verschiedene Zeiten in Betracht kommen: die Weltzeit und die Ortszeit, welche beiden sich um ein unveränderliches Zeitmaß von einander unterscheiden. Natürlich würden die Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens immer nach dem Gange der Sonne und somit nach der Ortszeit verrichtet werden; daneben aber würde für den großen Weltverkehr der Gebrauch einer Weltzeit bedeutsame Vortheile bieten. Freilich müßte erst unter den Kulturvölkern der Erde die erforderliche Einigung erzielt werden. — Wir können dieses klar und fesselnd geschriebene kleine Buch jedem empfehlen, der sich für die wichtigen Zeitfragen interessirt, zumal dasselbe auch die neuesten hier in Betracht kommenden Bestrebungen erwähnt und in treffender Weise kritisch beleuchtet. G. L.

Inhalt: Sir William W. Hunter über Britisch-Indien. — Dr. G. Dierks: Von Oran nach Tlemcen und Remours. IV. (Schluß-Aufsatz. Mit einer Karte und drei Abbildungen.) — Ph. Lehzen: Reiseerinnerungen aus Japan und China. V. (Mit zwei Abbildungen.) — Kürzere Mittheilungen: H. Greffrath: Die Bevölkerungs-Kolonien Australiens. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien und Polynesien. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 30. November 1889.)

Redakteur: Dr. G. Dedert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Reiseeindrücke und Studien aus Mexiko.

Von Dr. Emil Deckert.

VII. (Schluß-Aufsatz.)

(Mit einem hypsometrischen Profil und zwei Abbildungen.)

Die nähere und fernere Umgebung der Stadt Mexiko bietet dem reisenden Geographen und Geologen eine außerordentliche Fülle verlockender Objekte für seine Beobachtungen und Studien.

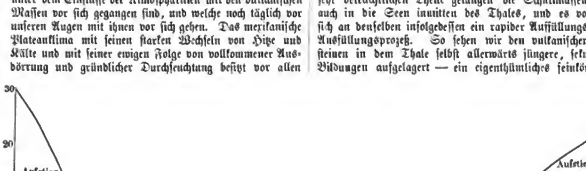
Vor allen Dingen sind es natürlich die Wirkungen des klassischen Vulkanismus der Gegend, die seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen werden. Treten ihm dieselben doch auf jedem Schritte und Tritte entgegen, und ist doch im Grunde genommen die ganze Eigenart des weiten Hochthales von Anahuac und seiner Umrandung darauf zurückzuführen. Der Riesenvulkan Popocatepetl, im Südosten von Mexiko, entwickelt in seinem Hauptkrater noch heute eine lebhafte Solfatarenthätigkeit, so daß die daselbst befindlichen Schwefellager, die bis vor kurzem wirthschaftlich ausgebeutet wurden, sich noch beständig wieder ergänzen, und er bekundet dadurch, daß die Zeit seiner letzten Lava- und Aschenerruptionen nicht so sehr lange hinter uns liegen kann. Am Fuße des Ajusco, in einem Abstande von kaum 10 km von der Stadt, breitet sich ferner das große Lavafeld des Pedregal aus, das aus einem Seitenkrater dieses Berges herausgeflossen sein muß, und das nicht sehr viel älter sein kann als die Aztekenzeit. Wie könnte sonst seine Lava so frisch aussehen, und wie könnten deren schwarze Schollen und Wellen sonst so völlig nubekleidet von Vegetation und so völlig unberührt von den Denudationswirkungen der Atmosphärilien daliegen! Sehr jungen geologischen Alters dürfte auch die Kette niedriger vulkanischer Höhen sein, durch die das Becken des Chalco- und Xochimilco-Sees von demjenigen des Texcoco-Sees abgedämmt worden ist, sowie die isolirten Kegel, die sich unmittelbar an den Rand des Texcoco-Sees erheben. Bei einem der letzteren — dem Peñon de los Baños, der nur 4 km von der Stadt entfernt ist, und dem eine heiße Quelle entströmt — hat man in dem vulkanischen Tuffe sogar menschliche Schädel- und Knochenreste eingebettet gefunden. Weiter zurück sind wohl die Ausschüttungen des Iztaccihuatl, des Telapon, des Kaltepec, des Gebirges von Guadelupe[1]) und der Montañas de las Cruces zu datiren, deren Basaltsäulen und Andesitmassen aller Wahrscheinlichkeit nach in der Hauptsache bereits während der Tertiärzeit entstanden sind, und deren Thätigkeit man heute am ehesten als erloschen betrachten darf. Das letztere von dem Popocatepetl und Ajusco anzunehmen, wäre angesichts der Erfahrungen, die man an dem Besuv gemacht hat, unvorsichtig, und Alexander von Humboldt durfte von dem Ajusco gar wohl annehmen, daß er der Stadt Mexiko noch einmal sehr gefährlich werden könnte. Man denke nur an das Pedregal! Wie uneudlich verschiedenartig müssen aber die vulkanischen Ausbrüche der verschiedenen Zeiten gewesen sein, um zu

[1]) Bei Guadelupe bricht auch eine Therme aus dem Gestein hervor, die sich des Rufes großer Heilkraft erfreut. Die Temperatur derselben beträgt aber nur 21,5° C., während diejenige der Peñon-Quelle 44,5° ist. Vergl. A. Garcia Cubas, Cuadro geografico de los estados unidos Mexicanos (Mexico 1885), p. 129.

Digitized by Google

einer so wunderbaren Vielgestaltigkeit des Reliefs zu führen, wie wir es rund um die Stadt Mexiko herum gewahren! Und welch buntem Wechsel muß die Lage der Spalten und Schlote unterlegen haben, aus denen die Auswürflinge emporgedrungen! Die Theorien über die Anordnung der Vulkane können kaum irgendwo in der Welt einen besseren Prüfstein finden, wie hier. Der Popocatepetl (5425 m) und Xtaccihuatl (4900 m) bilden zusammen mit dem Telapon (3300 m) und Kaltepec eine schöne nordsüdlich gerichtete Linie im Osten von Mexiko, und ähnlich thun es auch die Montañas de las Cruces im Westen der Stadt, die „Serrania" des Ajusco sowie die Vulkanreihe von Reyes (im Norden des Chalco-Sees) und die Vulkangruppe von Guadelupe lagert sich aber quer zwischen beide Linien hinein, und aus dem Gewirr der übrigen ist es fast unmöglich, irgend eine Ordnung herauszulesen.

Interessant sind ferner auch die Umwandlungen, welche unter dem Einflusse der Atmosphärilien mit den vulkanischen Massen vor sich gegangen sind, und welche noch täglich vor unseren Augen mit ihnen vor sich gehen. Das mexikanische Plateauklima mit seinen starken Wechseln von Hitze und Kälte und mit seiner ewigen Folge von vollkommener Ausdörrung und gründlicher Durchfeuchtung besitzt vor allen Dingen eine große Verwitterungskraft, und dadurch begünstigt es ganz ungemein jene physikalischen und chemischen Prozesse, welche zu den verschiedenartigen Metamorphosen und Neubildungen in den Spalten und Klüften der Gesteine führen. Namentlich aber bewirkt es dadurch eine Abtragung und Umlagerung der oberflächlichen Schichten in sehr gewaltigem Maßstabe. Die vulkanischen Bomben und Lapilli sowie die Lavaschollen und Tuffmassen, welche seiner Zeit aus den zahllosen Kratern der Umrandung des Thales von Anahuac an das Tageslicht gelangten, wurden und werden durch die angegebenen Verwitterungsagentien in sehr energischer Weise ausgelaugt und kleingerieben, und Wind und thalwärts eilendes Regenwasser reißen dann den feinen Staub sowie auch die gröberen Körner mit sich fort, um sie anderwärts wieder abzusetzen. Zu einem großen Theile geschieht das letztere natürlich in der Randgegend des Thales von Anahuac, unmittelbar am Fuße der Berge, zu einem sehr beträchtlichen Theile gelangen die Schuttmassen aber auch in die Seen inmitten des Thales, und es vollzieht sich an denselben infolgedessen ein rapider Auffüllungs- und Ausfüllungsprozeß. So sehen wir den vulkanischen Gesteinen in dem Thale selbst allerwärts jüngere, sekundäre Bildungen aufgelagert — ein eigenthümliches feinkörniges



Hypsometrisches Profil des Thales von Anahuac und seiner Seen.

Horizontale Abstände in km, vertikale in m.

Conglomerat, das die Mexikaner Tepetate nennen, und das vielfach als Baumaterial verwendet wird, sowie Kalkstein, Mergel, Thon, Lehm ꝛc. —, und in den Seen beobachten wir, wie sich mehr und mehr Schlammbänke bilden, und wie die anfangs nahen Inseln allmählich landfest werden. Eine sehr eigenthümliche Erscheinung, die mit der Auffüllung der Seen zusammenhängt, sind die sogenannten Chinampas — schwimmende Inseln aus unter einander verflochtenen Pflanzenwurzeln und Staubmassen, die auf dem Wasser hin und her treiben, oder die auch wohl von den Menschen, die auf ihnen wohnen und sie bebauen, vermittelst langer Stangen bald hierhin bald dorthin gesteuert werden. Die Vegetation ist ja auch hier überall wo süßes Wasser vorhanden ist, eine außerordentlich üppige, und die Staubmassen, die der Wind zwischen den Wurzeln der Wasserpflanzen hineinlagert, bilden daraus allmählich eine fest zusammenhängende oberflächliche Schicht. Wenn dann während der Regenzeit der Wasserstand ein höherer wird, so wird diese Schicht emporgehoben und unter Umständen ganz von der Verankerung, welche durch die tiefer in den Schlamm des Grundes hinabgehenden Wurzeln gebildet wird, losgerissen. Auf den in dieser Weise entstandenen Chinampas wird vielfach eine schwungreiche Gartenkultur betrieben, und an der Versorgung der Stadt Mexiko mit Blumen, Früchten und Gemüsen sind dieselben von den Zeiten der Azteken her sehr stark betheiligt. Ganz überdeckt mit solchen schwimmenden Gärten sind die Seen im Süden von Mexiko — der Chalco- und Xochimilco-See — und auf dem Kanale der sogenannten „Viga", der sie mit der Stadt verbindet, werden die Erzeugnisse derselben von den Indianern in Booten zu Markte gebracht. Daß der von dem Winde emporgewirbelte Staub ein kaum zu überschätzender Faktor bei der Bodenumgestaltung auf dem Plateau von Anahuac ist, geht unter anderem aus dem Umstande hervor, daß die Schneegipfel des Popocatepetl und Itzaccihuatl auch in Zeiten, in denen von Wolkenbildung keine Rede sein kann, den Blicken der Bewohner Mexikos oft wochenlang in einer dicken Dunstatmosphäre verborgen bleiben. Sogenannte „Remolinos" (Staub- und Sand-Tromben) aber sind auch in der Umgebung der mexikanischen Hauptstadt eine wohlbekannte Erscheinung.

Die Erosionswirkungen des fließenden Wassers kommen einem am klarsten zum Bewußtsein in den tief in den Felsen eingeschnittenen Barrancas jenseits von Tacubaya und San Angel, welche zwar während der Trockenzeit keinen Tropfen Feuchtigkeit enthalten, in denen aber während der Regenzeit Wildströme von 8 bis 10 m Tiefe dahin stürmen. Am Rande derselben hat die Uebereinanderlagerung von Tepetate

Digitized by Google

und Kalkstein zur Entstehung zahlreicher kleiner Höhlen Anlaß gegeben.

Um einen Einblick in den großen natürlichen Mechanismus zu gewinnen, von dem das Thal von Anahuac beherrscht wird, und von dem auch das Wohl und Wehe der mexikanischen Hauptstadt in einem hohen Grade abhängig ist, sind wiederholte Ausflüge nach den angedeuteten Punkten unerläßlich. Ganz besonders lehrreich und lohnend wird sich in dieser Beziehung aber auch die Rundsichten, welche die Höhen von Chapultepec und Guadelupe, und besser und umfassender noch die Thürme der hauptstädtischen Kathedrale über die Gegend gewähren. Indem wir uns in ihre Betrachtung versenken, können wir das, was uns die Detailstudien gelehrt haben, gewissermaßen rekapitulirten und vervollständigen, und zugleich auch durch ein geistiges Band zu einer Einheit verknüpfen. Wir laden unsere freundlichen Leser daher ein, uns zum Schlusse noch auf die zuletzt genannte hohe Warte zu begleiten und mit uns zusammen von derselben Umschau zu halten.

Das Erste, was uns zu Theil wird, wenn wir aus dem Dunkel der prächtigen Kirche zu der lichten und luftigen Höhe emporgestiegen sind, ist natürlich ein hoher ästhetischer Genuß. In den Säulengängen unter unseren Füßen, vor den Altargemälden einer Baltazar de Echave und eines Simeon de Pianes und inmitten des Meßglockengeläutes und Weihrauchdustes eines mexikanischen Osterfestes haben wir zu einen solchen Genuß auch bereits empfunden, wie käme er aber demjenigen gleich, den der Ausblick von den Kathedralenthürmen gewährt! Wo in der Welt hätten wir ein herrlicheres Panorama geschaut! Wir fühlen uns auch hier in einem Tempel, aber in einem Tempel, der unendlich gewaltiger und hehrer ist, als der von Menschenhänden gemachte. Seine stolzesten Säulen bilden die Schneegipfel des Popocatepetl und Itzaccihuatl, und als sein Gewölbe ruht auf diesen sowie auf hundert anderen der wolkenlose mexikanische Himmel. Es liegt eine große religiöse Weihe in dem Bilde, und wieder will es uns erscheinen, als ob der ausgesprochen religiöse Zug in dem älteren und neueren Kulturleben Mexikos recht wohl geographisch zu erklären sei. Insbesondere scheint uns das große menschliche Gemeinwesen, das sich unmittelbar zu unseren Füßen ausbreitet, und aus dessen regelmäßigen Häuserreihen sich zahlreiche stattliche Kirchen- und Klosterbauten als Marksteine heraushehen, in einer sehr merkwürdigen Harmonie mit seiner weihevollen Bergumrahmung zu stehen.

Doch damit haben wir bereits das Stadium des bloßen Genießens und Bewunderns überschritten, und wir sind hineingelangt in die Reihe von Reflexionen, die sich für den Geographen an eine solche Rundsicht anknüpft. Unwillkürlich spinnt sich dieselbe weiter und weiter fort, indem wir stundenlang auf dem erhabenen Standpunkte verweilen, und darauf hin und her schreitend, bald die eine bald die andere Seite der Aussicht mit und ohne Feldstecher prüfend mustern. Unser Blick gleitet von den weißen Häuptern der Riesenvulkane auf die spärlich bewaldeten blauen Rücken und Hänge darunter, und von diesen hinweg über die weite Ebene mit ihren glänzenden Seenspiegeln, und wir bestreben uns dabei, das gewaltige Naturobjekt so viel als möglich zu analysiren. Wir denken wieder ein wenig über die vulkanischen Kräfte nach, die dieses ganze Wunder schufen, doch darüber wollen wir hier nicht noch einmal reden. Mehr und mehr bleibt unser Auge aber auf einer Stelle haften, die wir als einen häßlichen Schandfleck in dem schönen Bilde bezeichnen müssen. Es ist der Texcoco-See und seine Uferlandschaft — eine gelbgraue, pflanzenlose Fläche, die grell von den dunkelblauen Bergen und von den grünen Fruchtgefilden und Baumreihen gegen Tlalnepantla, Tacubaya und Xochimilco hin absticht. Angesichts ihrer kommt es uns noch deutlicher als in den übel duftenden Straßen der Stadt zum Bewußtsein, was für ein Fluch im Grunde genommen auf dem Thale von Anahuac ruht, indem es ähnlich wie die früher von uns geschilderten Gegenden Nord-Mexikos keinen Abfluß zum Meere besitzt. Die schönen Vulkanberge bilden rund herum einen Wall, den zu durchbrechen die Summe der in das Thal herabfallenden und von den Höhen herabrinnenden Niederschläge nicht ausreicht, und infolgedessen ist der Texcoco-See das letzte Receptaculum alles Wassers in denselben, damit aber zugleich auch das letzte Receptaculum alles dessen, was das Wasser an Zersetzungsprodukten des Gebirges und an Ausscheidungsstoffen der Großstadt Mexiko mit sich führt. Hierdurch besitzt der See aber Eigenschaften, die ihn zu einer Quelle großer Uebel für seine gesammte Nachbarschaft machen.

Einmal durchtränkt er mit seiner salzigen Fluth — dieselbe enthält namentlich einen hohen Betrag von kohlensaurer Soda und von Salpeter — weithin den Boden, und dieser letztere spottet infolgedessen jedem Anbauversuche, den man auf ihm anstellt. Er trägt nicht Baum, nicht Strauch, nicht Gras, nicht Kraut, und statt einer reichen Kulturoase dehnt sich deshalb im Osten der mexikanischen Hauptstadt eine armselige, in der Trockenzeit mit weißen Salzausblühungen bedeckte Wüste aus. Man würde sich also eine gründlich falsche Vorstellung von dem Texcoco-See machen, wenn man dabei an einen von reichen Wein- und Fruchtgeländen umgebenen Alpensee denken wollte.

Sodann füllt sich der See in der Regenzeit von den umgebenden Bergen her regelmäßig mit einem Uebermaße von Wasser, und er überschwemmt damit die Straßen der Stadt zuweilen bis Mannshöhe, sowie auch die ganze Umgebung derselben. Dieses Uebel ist uralt, aber es scheint, als ob sich dasselbe im Laufe der letzten Jahrhunderte noch beständig gesteigert habe — sei es durch das unregelmäßige Eingreifen der Menschen, sei es durch eine mittlerweile eingetretene Veränderung der Naturverhältnisse. Als die spanischen Conquistadoren in das Land eindrangen, fanden sie die Aztekenstadt bekanntlich in einem permanenten See stehen — als ein ziemlich vollkommenes neuweltliches Venedig. Dadurch, daß die neuen Herren des Landes namentlich im Norden des benigen Texcoco-Sees hohe und starke Dammbauten errichten ließen, und daß sie auf solche Weise den kleinen Cristobal- und Xaltocan-See, sowie den noch weiter nördlich gelegenen Zumpango-See verhinderten, ihre Wassermenge frei in den Texcoco-See zu ergießen — dadurch wurde dieser permanente See künstlich in einen periodischen See verwandelt. Während des „tiempo de seca“ lag die Hauptstadt nunmehr trocken, und nur während des „tiempo de agua“ stand sie nach wie vor in dem nassen Elemente. Während aber früher in dem Leben der Bevölkerung Alles auf das amphibische Dasein eingerichtet war, so ist dies heute nicht mehr der Fall, und während früher das Wasser ziemlich süß war und sich ganz gut zur Berieselung von Nutzpflanzen gebrauchen ließ, so hat sich dasselbe heute in eine ziemlich konzentrirte Salzlösung verwandelt, die nur ätzend und zerstörend auf die Pflanzen wirkt, und die sich nur während der Regenzeit zeitweise etwas verdünnt. — Zugleich haben sich aber in den Jahrhunderten, die seit Cortez und Montezuma vergangen sind, auch mancherlei natürliche Veränderungen an dem Thale von Anahuac vollzogen, die für die Hydrologie desselben von hohem Belange sind. Die Wassermassen, die seither von den Kalksteinen und Basaltbergen im Norden des Plateaus herabgeflossen sind in den Zumpango-See, sowie in den Xaltocan- und Cristobal-See, und aus diesen letzteren in den Texcoco-See, — diese Wassermassen haben, wie bereits angedeutet wurde, außer kohlensaurer Soda und anderen Salzen auch große Massen von Gebirgsschutt mit herabgeführt in die Seen, und sie

Digitized by Google

haben namentlich die Becken der drei erstgenannten Seen dadurch allmählich viel seichter und enger gemacht, so daß dieselben zur Regenzeit trotz der erwähnten Dämme ihren Inhalt überstürzen lassen und immer bedrohlichere Ueberschwemmungen in der Thalebene verursachen. — Auch der Boden und der Spiegel des Texcoco-Sees scheinen heute wesentlich höher zu liegen als in früheren Jahren, und auch infolgedessen treten seine Hochfluthen gegenwärtig viel leichter und ungestümer auf als früher. Alexander von Humboldt (1803) giebt die Höhe des Spiegels unter dem Straßenpflaster der Hauptstadt auf reichlich vier Fuß an, Joseph Burkart (1825) auf $3^2/_3$ Fuß, und heute liegt derselbe kaum noch einen Meter darüber. Erscheint die Hauptstadt auf diese Weise nicht im Begriffe, sich von neuem in ein Venedig zu verwandeln? Sobald die Fluth, die höher und höher an ihre Häuser herantritt, eine stark konzentrirte Salzlösung bleibt, so dürfte dies kaum zu ihrem Heile sein. — Ein ganz ähnlicher Ausfüllungsprozeß wie an den bereits genannten Seen vollzieht sich auch an den im Süden von der Hauptstadt gelegenen Süßwasser-Seen von Xochimilco und Chalco, die von dem Popocatepetl und Iztaccihuatl, sowie von dem Ajusco her gespeist werden — also von viel gewaltigeren Bergriesen wie die Seen im Norden — bei den Texcoco-Ueberschwemmungen kommen dieselben aber trotzdem viel weniger in Betracht. Durch ihre ganze komplizirte Bauart und durch ihre Erhebung in die Region des ewigen Schnees hat die Gebirgsgegend im Süden ein viel sanfteres und besser geordnetes hydrologisches Regime, könnte man vielleicht sagen, und außerdem sind die Becken des Xochimilco- und Chalco-Sees auch geräumiger, und fähiger, eine größere Wassermenge zu fassen und zurückzuhalten. — Die Frage, ob auch das Klima über dem Thale von Anahuac ein anderes geworden sei, ob die Gewittergüsse der Regenzeit gegenwärtig heftiger und reichlicher niedergehen als

Die Stadt Mexiko und ihre Gebirgsumrahmung. (Ansicht von der Kathedrale.)

vordem, ob die Dürrezeit dagegen anhaltender und strenger auftrete, und ob das veränderte hydrologische Regime vor allen Dingen eine Folge sei von dem veränderten meteorologischen Regime — diese Frage läßt sich an der Hand der Daten, die uns vorliegen, nicht beantworten. Dagegen versteht es sich ganz von selbst, daß durch den Ausfüllungsprozeß, dem die sechs Seen des Thales von Anahuac ausgesetzt sind, auch das ganze Verhältniß dieser Seen zu einander eine wesentliche Veränderung erfahren mußte. Heute liegt der Zumpango-See angeblich 6 m über dem Texcoco-See, der Xaltocan- und Cristobal-See 3,5 m und der Xochimilco- und Chalco-See 3 m, während ältere Angaben für den Zumpango-See auf 26 Fuß und für den Xaltocan- und Cristobal-See auf $12^2/_3$ Fuß lauten. Die Tiefe des Texcoco-Sees beträgt gegenwärtig bei Niederwasser auch an den tiefsten Stellen nur 0,6 m.

Noch einer dritten Eigenschaft des Texcoco-Sees haben wir aber zu gedenken, indem wir von den Kathedralenthürmen aus das Thal von Anahuac wie eine zu unseren Füßen ausgebreitete Landkarte überschauen; und wenn durch irgend eine Eigenschaft, so erscheint uns der See durch diese wie von einem bösen Geiste beseelt, der unaufhörlich darauf sinnt, die Menschen und ihr Kulturleben in seiner Nähe zu verderben. Auch das gesammte Kloakenmaterial, das von einem 300 000 Seelen zählenden Gemeinwesen ausgesondert wird, findet zusammen mit dem abfließenden Wasser sein letztes Rezeptaculum in dem See, soweit dasselbe nicht infolge des geringen Gefälles in dem Grundwasser verharrt, das von dem See her den Boden, auf dem die Stadt steht, durchsickert. Daraus erklärt sich der Typhus-Hauch, der die Straßen in einer für den Fremden unausstehlichen Weise erfüllt, und dadurch ist der Texcoco-See — zusammen mit seiner unterirdischen Fortsetzung nach Westen hin — eine wahre Pestquelle für die Hauptstadt. Natürlich vollzieht sich an den Auswurfsstoffen allmählich der Prozeß der Nitrifikation — dem der Boden am See seinen hohen

Digitized by Google

Salpetergehalt verdankt —, aber derselbe geht nicht rasch genug vor sich. Bei den alljährlichen Ueberschwemmungen tritt natürlich auch das Grundwasser überall in den Straßen zu Tage, und dann steht die Stadt eigentlich nicht in Wasser, sondern in — Eau de lumier. Von unserer anfänglichen Illusion, als befänden wir uns in der mexikanischen Hauptstadt inmitten eines Thales der Glücklichen, kommen wir durch solche Betrachtungen wohl gründlich zurück.

Unwillkürlich fragen wir uns aber, ob es denn kein Mittel giebt, Mexiko und sein schön umrahmtes, mit einem ewigen Frühlinge gesegnetes Thal von den angegebenen Uebeln zu befreien. Die drei Hauptübel — die Salzdurchtränktheit der Texcoco-Gegend, die bedrohlichen Ueberschwemmungen und die gesundheitsschädlichen Ausdünstungen des Bodens — müßten natürlich schwinden, wenn man dem Texcoco-See einen Abfluß schaffen könnte, und thatsächlich hat man sich mit diesem Problem auch schon seit lange beschäftigt. Daß man es gelöst habe oder auch nur seiner Lösung nahe gekommen sei, läßt sich aber nicht behaupten. Weil man in erster Linie die beständige Ueberschwemmungsgefahr bekämpfen zu müssen glaubte, so richtete man seine Aufmerksamkeit vor allen Dingen auf die Seen im Norden, von denen her erwiesenermaßen immer die Hauptfluth auf die Hauptstadt niederströmt. Man glaubte das Uebel bei seiner Wurzel anzufassen, wenn man den bedeutendsten Zufluß des Zumpango-Sees — den Rio de Cuautitlan — in ein anderes Bett zwänge und nach dem Rio Moctezuma

Die Ebene im Westen der Stadt Mexiko.

(Panuco) ableitete, und so entstand bereits im Jahre 1607 durch den Ingenieur Enrique Martinez der bereits erwähnte „Tajo de Nochistongo", dem entlang wir in das Thal von Anahuac einfuhren. Die 15 000 Indianer, die diesen künstlichen Abzugskanal herstellten, hatten in dem mürben Gestein auch nicht gerade sehr harte Arbeit. Noch weniger schwierig war es aber in der Zeit der Regen den durchströmenden Wassermassen, das Gestein zu bearbeiten und mit sich fortzureißen. Die Decke des Tunnels, durch den der Kanal ursprünglich auf einer längeren Strecke führte, stürzte durch ihre Wirkung bereits nach wenigen Jahren zusammen, und ebenso brückelten auch die Wände hinunter, und zeitweise war das Cuautitlan-Wasser durch die vollständige Verstopfung des Tajo de Nochistongo gezwungen, seinen alten Weg nach dem Texcoco-See zu nehmen. — Man hat danach — zur Zeit des Martinez ebensowie später — unendlich viel an dem Kanal herumgebessert, man hat ihn verbreitert, man hat ihn vertieft, aber man ist jederzeit fern geblieben von dem Ziele, das man erreichen wollte. Die Ueberschwemmungen, die die Stadt heimsuchten, waren zum Theil sogar schlimmere als vorher, — so daß man in sehr unberechtigter Weise von verschiedenen Seiten die vollkommene Wiederzuschüttung des Kanales verlangte. Es bietet dies nur ein Beispiel zu dem bekannten Schlusse: „Post hoc, ergo propter hoc". Uebrigens spielte aber auch in die Nochistongo-Frage von jeher die ganze politische und wirthschaftliche Misère hinein, an der Mexiko so lange gekrankt hat. Einen energischen Anlauf, die Frage von Grund aus zu lösen, nahm im Jahre 1830 der Oberst Don José Rincon, aber die Ausführung der Vorschläge

Digitized by Google

dieses Mannes scheiterte schließlich an den Kosten. Alles in Allem soll „der Tajo de Nochistongo“ bereits die stattliche Summe von 6½ Millionen Pesos (ca. 25 000 000 Mk.) verschlungen haben. — Daß der eben genannte Canal eine vollkommene Erlösung von den in Frage stehenden Uebeln auch selbst dann nicht gebracht haben würde, wenn er sich besser erhalten hätte, brauchen wir nicht weiter auseinanderzusetzen. Dieser Erkenntniß dankt der ein anderes Kanalprojekt seinen Ursprung, das von Anfang viel gründlicher und größer angelegt war, dessen Ausführung aber noch immer in ihren ersten Anfängen steckt, obgleich man schon mehrere Jahrzehnte damit beschäftigt ist. Wir meinen das Projekt des Tequisquiac-Canales, durch den das ganze Wasser im Norden des Texcoco-See gezwungen werden soll, gerade umgekehrt zu fließen, als es bisher gewöhnt war. Der Texcoco-See soll sich danach in den Cristobal-See und dieser in den Xaltocan-See ergießen, und die Sohle des künstlichen Rinnsales, durch das dies geschehen soll, soll auch bei Zumpango noch 18 m tiefer liegen als das Straßenpflaster der Stadt Mexiko. Wann wird dieser Kanal aber fertig werden, und werden nicht auch bei ihm die übermächtigen mexikanischen Naturkräfte noch manchen schlimmen Querstrich durch die schöne Rechnung machen? Insofern als er nur einen Theil des Problems zu lösen versuchte, sah ja der Plan des alten Martinez eigentlich anfangs auch gar nicht so unrationell aus, und wir Neueren, die wir die traurigen Erfahrungen kennen, die er mit seinem Werke gemacht hat, haben es sehr bequem, ihn zu kritisiren.

Doch damit sei es mit unserer Umschau von den Thürmen der Kathedrale genug, und zugleich auch genug von Mexiko überhaupt. Eben als wir uns anschickten, den Popocatepetl zu besteigen, befiel uns eine böse Augenentzündung, und das war beinahe das Schlimmste was uns widerfahren konnte, denn damit hörte das klare und scharfe Sehen auf, ohne das das Reisen keinen Gewinn bringt. Der Trost unseres Arztes, das wir mit unserer Krankheit nur der geographischen Natur des Landes unseren Tribut zollten, indem Fremde in der dünnen Atmosphäre des mexikanischen Hochplateaus zu Schleimhautaffectionen jeder Art neigen, konnte uns dabei wenig nützen. Wir mußten unsere Studien abbrechen und konnten sie erst tief unten in Louisiana und Florida ernstlich wieder aufnehmen.

Reiseerinnerungen aus Japan und China.

Von **Ph. Lehzen.**

VI. (Schluß-Aufsatz. Mit zwei Abbildungen.)

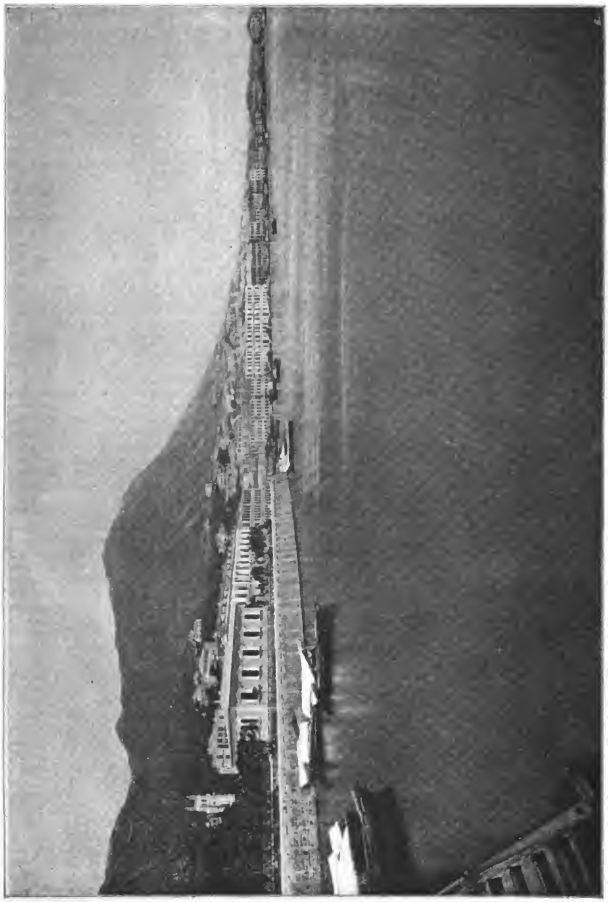
Die Ruhetage in Peking auf der Aus- und Heimreise verdienten ihren Namen eigentlich bloß für die Zugthiere meines Karrens und theilweise für meine Ponies, die in der Stadt nur beschränkte Verwendung finden konnten; für mich selbst aber nur insofern, als ich nachts den ersehnten Schlaf fand, den mir unterwegs in den kleinen Ortschaften der unerhörte Lärm der öffentlichen und privaten Nachtwächter raubte. Die Hofnachtwächter schlagen — zur Vertreibung der bösen Geister und ihrer eigenen Müdigkeit — unausgesetzt mit einem Klöppel auf hohlliegende Bretter oder Bleche und schreien dazwischen ganz unplötzlich gellend auf; die öffentlichen Nachtwächter dagegen durchziehen mit Gom-Gom-Musik die Straßen und rufen von Zeit zu Zeit in Mark und Bein durchdringendem Tone „Perihowa!“ Es ist eine große Qual, wenn man gesund und durch tägliche Ritte von 70 bis 80 km in frischer Frühlingsluft ermüdet, künstlich wach gehalten wird; ich fühlte mich infolgedessen noch längere Zeit nachher nervös erregt, und noch nach vielen Wochen benennhigte mich in Träumen der schreckliche Spuk der chinesischen Nachtwächter.

Es war seit dem heftigen Sandsturme, welchen ich auf dem Heimwege nach Peking durchzumachen gehabt hatte, das bis dahin kalte Wetter zum Gegentheil umgeschlagen, und die Hitze auf der Rückreise nach Tientsin war sehr drückend; darunter litt nicht nur ich, sondern mehr noch mein kleines Pferd, und wir kamen nur langsam von der Stelle. Als wir die Stadt erreichten, kreuzte gerade an einem Kanal- oder Fluß-Uebergange der Zug des Vicekönigs meinen Weg und trennte mich von meinem Führer; ich konnte meinen müden Gaul in dem fürchterlichen Gedränge der engen Straßen kaum mehr vorwärts zwängen, muß auch wohl ein gar klägliches Gesicht geschnitten haben; denn plötzlich klopfte mich der berittene chinesische Polizist, der mich vorher auf die Seite gedrängt hatte — als ich noch schnell auf der Fähre Zutritt gewinnen wollte, die meinen Führer übersetzte — auf die Schulter, gab mir ein Zeichen ihm zu folgen und seinem Pferde den Sporn. Hui! flogen wir durch das Gedränge dahin! Jeder, der nur irgend ausweichen konnte, überstürzte sich, uns Platz zu machen; denn der Warnungsruf „malei“ („Pferd kommt!“) meines Begleiters und das Klatschen seiner Knute auf den Rücken eines jeden Langsamen waren Blitz und Schlag zugleich. Am nächsten Flußübergange fanden wir auch meinen Führer wieder, und in wenig mehr als einer Stunde hatten wir das Hotel erreicht, ohne irgend einen Pottery-Laden umgestürzt oder den Kram eines Rippwaarenhändlers vernichtet zu haben.

Ein sehr reichliches Trinkgeld machte meinen freundlichen Polizisten ebenso vergnügt, wie mich die Nachricht, daß der nach Shanghai bestimmte Dampfer allerdings schon ausgelaufen, aber dicht unterhalb des Zollhauses derart festgefahren sei, daß er vor der Nachtflut nicht wieder freikommen könne. Ich erreichte ihn mittelst Boot, wir wurden glücklich flott, und dann lagen wir früh morgens am nächsten Tage vor Tschifu, wo wir dieses mal ein zehnstündiger Aufenthalt Gelegenheit zum Besuche der Stadt und zu einem sehr angenehmen Spaziergange nach den Bade-Anlagen und nach den Hotels amerikanischen Stiles gab, die südlich der Stadt am Gestade liegen. Die beste Rundsicht gewährt ein vorspringender Felsen ganz in der Nähe des weithin sichtbaren japanischen Konsulat-Gebäudes. Die Ansiedelung ist nicht großartig aber recht hübsch und freundlich; sie bietet leidenden Bewohnern Shanghais einen angenehmen klimatischen Erholungsort.

Im Hafen trafen wir zwei kleine Dampfer der Flensburger Rhederei-Gesellschaft, welche die chinesische Küstenfahrt

Digitized by Google



Die Insel Hongkong (Stadt und Mt. Victoria).

Digitized by Google

betreibt; es freute mich, hier einmal die heimathliche Flagge vorherrschen zu sehen, die sonst überall so sehr unter der großen Zahl der englischen verschwindet. Außer diesen beiden Küstenfahrern und drei deutschen Kriegsschiffen sah ich nur zwei der deutschen Rhederei-Gesellschaft in Hamburg gehörige Dampfer während meiner zahlreichen Fahrten auf den chinesischen Meeren. Den Eingang zum Hafen bilden altmodische Befestigungen, von denen Hauptfort, das weitab auf einem kegelförmigen Hügel liegt, man dreist behaupten darf, daß es eine sichere Anlage ist — sicher nämlich, auch von den fürchterlichsten Zukunftskanonen vom Wasser aus niemals erreicht zu werden.

Gleich nachdem wir den Hafen verlassen hatten, kam ein mächtiger Wallfisch, dessen Länge ich zu 14 m schätze, auf uns zu, als wolle er uns verschlucken; er besann sich aber, als er sich bis auf etwa zweihundert Meter genähert hatte, eines Besseren und schoß in die Tiefe hinab; da uns die Franzosen ebenso gnädig verschonten, kamen wir ohne Unfall in Shanghai an.

Die Flußfahrt von dort bis Nanking ist wenig interessant, und bietet dieser Ort gegen andere chinesische Städte — zumal wenn man Peking gesehen hat — wenig Neues. Leider fehlte mir die Zeit, meine Reise weiter aufwärts den Jangtse auszudehnen, in das Seidenbau und Theekultur treibende Land bis I-schan; dieser obere Lauf des Flusses soll auch in landschaftlicher Beziehung sehr sehenswerth sein.

Beim Abschiede von Shanghai wurde unser Dampfer, die „Foot-Sang" der „China und Indian Company", von den Franzosen angehalten, die diesesmal ein Boot zu uns herüber schickten, dessen Mannschaft aus mehr als eine Stunde lang durchsuchte. Ich hatte inzwischen eine Unterredung mit dem auf Deck zurückgebliebenen, sehr feinen und gewandten Offizier, der es angezeigt fand, das elende und auffallend schmutzige Aussehen seiner Leute zu entschuldigen: Mit Allen würden sie im Stiche gelassen; sie bekämen weder Geld, noch Kohlen, noch Lebensmittel; und häufig sei es nur auf Grund von Privatbonds des Admirals möglich gewesen, die allernothwendigsten Dinge zu beschaffen. Zornessprühend funkelten seine Augen, wenn er auf die „redewüthigen Parlamentarier" in Paris zu sprechen kam, die leichten Herzens ihre Regierung in diesen unheilvollen Krieg gedrängt hätten, und nun die Mittel zu einer ehrenvollen und ersprießlichen Beendigung desselben verweigerten, ja das Herr und die stolze Flotte in Hunger und Kummer verkommen ließen. Es muß allerdings schlimm aussehen, wenn Marine-Soldaten sich in solchem Zustande zeigen, wie die hier vor unsern Augen; es muß arg bestellt sein, wenn ein feingebildeter Franzose sich einem Deutschen gegenüber so ausspricht, wie dieser Offizier es gegen mich that; es müssen böse Gründe vorliegen, wenn der Höchst-Kommandirende, der ruhmreiche Sieger von Fuschao, sich das Leben nimmt, um nicht die ihm anvertraute Flotte — ohne sein Verschulden — in Schmach und Elend untergehen zu sehen! Die hinterlassenen Briefe des Admirals Courbet an seine Schwester haben in vieler Hinsicht Aehnlichkeit mit denen, welche fast gleichzeitig der General Gordon aus dem Sudan an seine Schwester gerichtet hat.

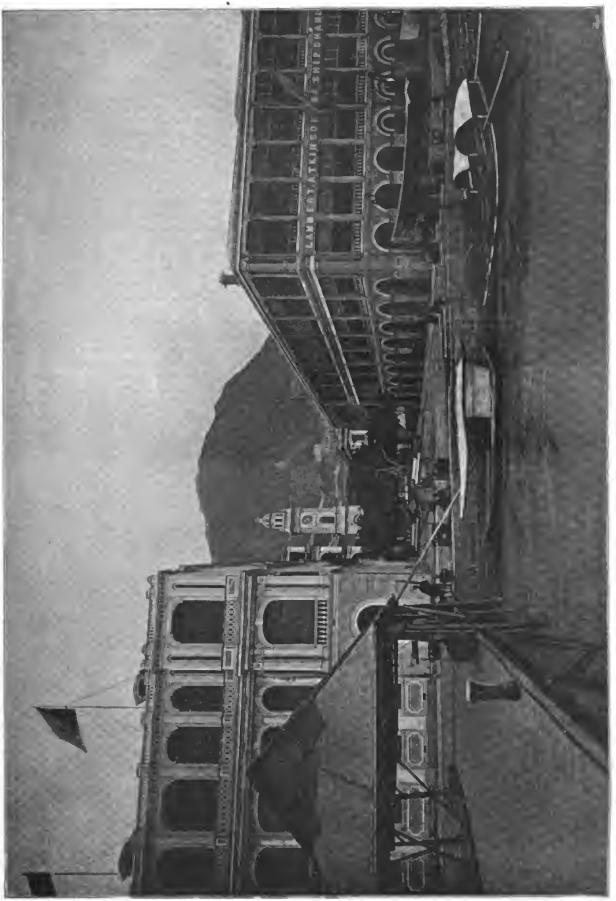
Am 17. früh um zwei Uhr warfen wir Anker vor Viktoria auf der Insel Hongkong. Die Nacht war dunkel, und die erleuchteten Straßen und Häuser hoben sich wundervoll auf dem dunkeln Hintergrunde der steilen Festen ab, die ihrerseits, scharf begrenzt gegen den blauschwarzen Nachthimmel abstachen. Wir lagen gerade vor dem Hause von Melchers & Co., das das österreichische und russische Konsulat in sich vereinigt. Hinter und neben uns ankerte eine der stolzesten Flotten, welche die Neuzeit vereint gesehen hat: achtundvierzig Kriegsschiffe mit mehr als hunderttausend Pferdestärken und 350 Geschützen zählt das offizielle Verzeichniß jener Tage in den chinesischen Gewässern auf, und deren weitaus größter Theil war gegen Mitte Juni in Hongkong vereinigt. Dazu wurden täglich die größten Handelsdampfer, besonders die schnellen Theeschiffe, in Kreuzer umgewandelt und mit den schwersten Geschützen armirt; man befürchtete täglich die Kriegserklärung gegen Rußland, und überall wurden Karten des Kriegsschauplatzes zwischen Rußland und England im Sommer 1885 feilgeboten.

Und daß sie bemüht waren, dieses Viktoria, das schönste Juwel, welches sie ihrer länderreichen Krone gewonnen und durch Fleiß und Ausdauer befestigt haben, zu beschützen vor feindlichen Angriffen, und es zu vertheidigen, so lange ein Kanonier noch die Lunte halten kann, das wird Jeder erklärlich finden, der es gesehen hat, dieses Schatzkästlein, dieses irdische Paradies! Es wäre ein Jammer, wenn ihm ein Schaden geschähe, diesem Wundermerke menschlicher Ausdauer, dieser Stadt, die mit ihren Parkanlagen da gebeiht und blühet, wo vor einigen vierzig Jahren noch dürrer, nackter Fels lag! Die Gebäude, öffentliche wie private, sind stolz und schön, und es wetteifern an Pracht die Regierungsbauten mit den Palästen der großen Firmen. Der deutsche Klub hat ein entsprechendes, niedliches Heim im Hause einer Seitenstraße; dasselbe ist aus Ziegelsteinen im Stile der modernen Nürnberger Bauten ausgeführt. Die Lage der Stadt ist entzückend; den schönsten Ueberblick gewährt die Viktoriaspitze, die man zu Fuß in 1¼ Stunde ersteigen kann, wenn man es nicht vorzieht, sich für 1½ Dollar in einer Sänfte hinauftragen zu lassen. Die Parkanlagen, insonderheit in der Umgebung des Regierungsgebäudes, suchten an Ueppigkeit und Lieblichkeit, in der Fülle ihrer tropischen Pflanzenpracht, ihres Gleichen; daran schließt sich ein schöner Wald, der seine Entstehung hauptsächlich dem ersten Gouverneur von Hongkong verdankt, welcher in zwei oder drei Jahren zwei Millionen Bäume hat pflanzen lassen, die vielleicht das ihre dazu beigetragen haben, das Klima in Honkong so gesund, sicher aber den Aufenthalt daselbst sehr angenehm zu machen.

In Macao hat man sich durch die staunenswerthen Erfolge der jungen Konkurrentin — die allerdings jetzt schon fast den ganzen Handelsverkehr, mit Ausnahme des Schacher mit Menschenfleisch, des einträglichen Kulihandels, der noch nach wie vor ausschließlich und schwunghaft von den Portugiesen betrieben wird — anspornen lassen zu sehr anerkennenswerthen Bemühungen, auch dort die kahlen Felsen mit Bäumen zu bepflanzen — z. B. auf der großen Fläche zwischen dem Fort, dem Leuchtthurme und dem Camoens-Garten — die hoffentlich von gutem Erfolge begleitet sein werden.

Die Fahrt auf den großen und bequem eingerichteten Dampfern, die von Hongkong nach Macao und Kanton gehen, ist eine äußerst angenehme; nur waren zur Zeit, als ich die Reise machte, die Vorkehrungen zum Frühstücke ebenso ungewöhnliche als ungemüthliche, indem außer Messer, Gabeln und Tellern auch scharf geladene Revolver vertheilt und die Waffen in den Gewehrständen mit Munition versehen wurden. Auf Deck standen an den geschlossenen Fallgittern, die das Oberdeck von der Chinesenabtheilung trennen, Soldaten mit schußbereiter Waffe und gemessener Weisung, jeden Bezopften, der sich etwa auf der Treppe zeigen sollte, niederzuschießen. Solche Strenge und außergewöhnliche Vorsichtsmaßregeln erschienen durch kürzlich gemachte schlimme Erfahrungen geboten. Auf dem Mitteldeck dieser Dampfer befinden sich oftmals viele Hunderte von chinesischen Paßagieren; und kürzlich hatte sich eine Anzahl kühner Seeräuber unter ihnen eingeschifft, die während der Fahrt auf das Oberdeck drangen, alle Europäer ermordeten und den Dampfer als gute Prise fortführten; gleichzeitig war ein Aufstand des Pöbels in Kanton

Digitized by Google



Kaufhäuser in Victoria (Melchers u. Co. und Lammert, Atkinson u. Co.).

Digitized by Google

ausgebrochen, den die Regierungstruppen nicht dämpfen wollten; und den die zur Stelle befindliche geringe europäische Macht erst bewältigen konnte, nachdem ein Viertel der Ansiedelung Schamin niedergebrannt war.

Die Ausflüge, besonders nach Kanton, gehören zu den schönsten Flußfahrten, die ich kenne; und es bieten sich auf der letzteren eine Reihe entzückender Bilder von tropischen Landschaften. Sehr ergötzlich zu sehen sind die unzähligen chinesischen Passagierschiffe des Kantonflusses: hölzerne Segel-Dschunken aller Größen, die ringsum auf Deck von den allermächtigsten, altmodischen Kanonen starren, welche wohl die Seeräuber bange machen sollen. Denn einen weiteren Zweck können sie augenscheinlich nicht haben, da es sehr gefährlich sein würde, auch nur eines dieser Geschütze abzufeuern; die Dschunke, welche sie trägt, müßte durch die Erschütterung eines solchen Schusses unfehlbar auseinander fallen. Ich denke nicht fehl zu gehen, wenn ich hier ein schönes Stück Findigkeit englischer Handelsleute zu erblicken glaube: diese Riesengeschütze sind die ehemals furchtbaren Feuerschlünde der britischen Linienschiffe und Fregatten, die, als sich ihre schwimmenden hölzernen Gebäude überlebt hatten, unbrauchbar und an die Chinesen verkauft wurden, denen sie jetzt auf diesen Flußschiffen als lächerliche Popanze dienen!

Durch die tropische Lage ist der Charakter Kantons in vielen Punkten von dem nördlicher Städte verschieden, der Schmutz aber in den Straßen und Häusern ist doppelt widerlich, da unter dem Einflusse der glühenden Sonne die Geruchsorgane in stärkere Mitleidenschaft gezogen werden. Im allgemeinen scheint aber trotz der drückenden Hitze der gleiche Fleiß und dieselbe emsige Thätigkeit, wie in den kälteren Gegenden des Reiches zu herrschen. Die helleren Trachten machen dem Auge einen freundlichen Eindruck, und die oft ganz unbekleideten Kulis sind auf ihrem Leibe unendlich viel reinlicher, als die ländliche und städtische Bevölkerung des Nordens. Ganz besonders anerkennend muß ich die Sauberkeit hervorheben, welche man auf den meisten Bootwohnungen findet, welche in langen Reihen, wie zu unabsehbaren Straßen geordnet, auf dem Flusse ankern. Jedes dieser schwimmenden Häuser, die auf winzig kleinem Raume den ganzen Kram einer oft zahlreichen Familie enthalten, löst sich gegen einen geringen Entgelt von seinem Platze und dient dem darum Nachsuchenden als Fähre an beliebiger Stelle des Flusses.

Die Sucht der Frauen, die Füße ihrer Töchter zu verstümmeln, ist hier in den Tropen nicht so groß wie im Norden, soll überhaupt, wie mir gesagt wurde, im Abnehmen begriffen sein. Dagegen wird die Pflege der Fingernägel hier noch mehr übertrieben, als selbst in der Landeshauptstadt; manche Stutzer haben Centimeter lange Nägel, besonders am kleinen Finger, die häufig durch einen goldenen Fingerhut geschützt werden; jeder gezierte, europäische Geck könnte einen Kantoner Ladenjüngling um seine schönen Krallen beneiden.

Schon in den letzten Tagen desselben Monats entführte mich das „meerdurchfurchende Schiff“ aus dem ältesten nach dem jüngsten Kontinente. Auf der langen, ereignißlosen Fahrt waren bald die Mühseligkeiten und die Strapazen der chinesischen Reise vergessen, und nur die Erinnerung an das viele Schöne, Neue und Wunderbare, das mir vergönnt gewesen war selbst zu sehen, wird fortleben bis an mein Ende.

Sprichwörter der Eingeborenen des Turkestan.

Mitgetheilt von **R. v. Seidlitz.**

(Schluß aus Nr. 21.)

Wer kein Geschäft hat, betet, wer kein Brot hat, fastet.
Wo Viele sind, ist Chyhyr (ist der geheimnißvolle Heilige ungesehen zugegen und hilfreich).
Vor Vielen (d. h. Jägern) rettet der Hase sich nicht.
Im Verein mit anderen wird man Erfolg haben, allein — schwach sein.
Eine merkwürdige Zeit brach an: das Schlechte wird vom Guten nicht unterschieden; wer das Wasser brachte, zerschlägt seinen den Krug.
Wer das Wasser brachte, wird verachtet, wer den Krug zerschlug, erhöht.
Die Zeit veränderte sich zum Schlechteren: der Esel überjagt das Pferd.
Wer den Aryan (saure Milch) austrank, kam davon, wer den Eimer ausleckte, ward gefangen.
Ein Gast haßt den anderen; der Wirth haßt sie beide.
Die Hoffnung ist männlich, der Zweifel — weibisch.
Wenn dein Nachbar blind ist, kneife auch du die Augen zu.
Tropfen auf Tropfen — giebt's einen See; wenn es gar nicht tropft, giebt es einen wüsten Ort.
Wer keine Arbeit hat, hat keine Speise; ein altes Kleid hat keine Wärme.
Zu den Worten Anderer sage: „Schön“, von der eigenen Sache aber laß nicht ab.
Wenn man das Pferd beschlägt, hebt der Esel seinen Fuß auf.
Lieber gleich die Lunge, als nachher den Fettschwanz. (Besser einen Sperling in der Hand, als eine Taube auf dem Dache.)
Wer allmählich ißt, ißt jeden Tag.
Wer wenig ißt, wird Butter essen; wer viel ißt, Lehm essen.
Wer nicht satt ist vom Trinken, wird's auch nicht vom Lecken.
Hundert Tage Friedens dem Orte, wo ich einen Tag Salz aß.
Wenn du dich für einen Mann hältst, rechne einen Anderen für einen Löwen.
Wen man nicht kennt, gewinnt man nicht lieb.
Den Werth des Goldes erkennt der Goldschmied.
Wenn du einen Feigling verfolgst, wird er sich für einen Helden halten.
Der Säbel ist selber krumm, in die Scheide geht er aber gerade.
Eilfertig ist Sache des Satans.
Wer eilt, brendet sein Werk nicht; der Kluge wird seinen Namen nicht verlieren.
Der Wagen, der nicht eilt, wird den Hafen einholen.
Ohne Dornen giebt's keine Rose; ohne Schalen keine Perle; ohne Mühe kein Handwerk; ohne Tod keinen Menschen.
Wer eine Rose haben will, den werden die Dornen stechen; wer Honig essen will, den werden die Bienen stechen.
Wer mit der Schlender nicht zu werfen versteht, wird sich selber den Kopf und Rücken schlagen.

Digitized by Google

Schreie nicht an stürmischem Tage: deine Stimme wird verhallen.
Schließe die Thür nicht fest, in welche du noch gehen wirst.
Der Vogel wird sich nicht zur Unzeit rühren.
Der Henne, die zur Unzeit gackt, schneidet man den Kopf ab.
Ein verlorenes Messer hat ein goldenes Heft.
Einem Betrunkenen ging selbst der Chan aus dem Wege.
Siehe das Gesicht des Gebenden nicht an.
Wer sich verehelichte, braucht Kraft, bedarf jeden Tag zwei Batman Fleisch.
Wenn ein böser Stier Hörner hat, stößt er mit ihnen zu Tode; wenn ein böser Mensch Vieh besitzt, prügelt er es zu Tode.
Die Katze langt nicht zum Balken (an dem das Fleisch hängt) und sagt: es riecht übel!
Auf altem Nachen vergeht dir (vor Furcht) der Verstand.
Wo viele Hirten, fallen die Schafe.
Wenn du stirbst, möge dein Grab weit sein; so lange du lebst, möge dein Weg breit sein.

(Ein Glückwunsch — da laut mohammedanischer Ueberlieferung über den Verstorbenen unverzüglich von zwei Engeln Gericht gehalten wird, nach dessen Ausgange den Sünder sein Grab drücken wird, während es dem Gerechten weit sein wird.)

Von Vierfüßlern ist das Kamel am besten, von Zweifüßlern — der Verwandte.
Den Mann tödtet Schmach, den Hasen ein Rohr.
Vom Gerührten hat man keinen Nutzen.
Ein stumpfes Messer schneidet die Hand.
Wer die Heuschrecken fürchtet, wird sich nicht mit Ackerbau beschäftigen, wer Raub fürchtet, keine Reichthümer sammeln.
Ein Nußbaum bildet einen Garten, der Baum giebt selber Schatten.
Der Leichnam des Löwen ist das Leben der Maus.
Wenn der Esel hinter dem Esel nachbleibt, läßt er die Ohren hängen; wenn ein Weib hinter den Weibern nachbleibt, läßt sie die Füße schlodderu (verliert die Besinnung).
Wenn's Gott vorherbestimmt, kommt es (das Glück) aus Syrien und Iran; wenn Er es nicht vorherbestimmt, geht es unter den Augenbrauen und Wimpern fort.
Er (Gott) selber wird auf den Heilspfad hinausführen, wen Er liebt.
Wenn du, Gott anrufend, gehst, wirst du glücklich anlangen.
Den Unglücklichen wird ein Hund selbst auf dem Kameele beißen.
Der Ort, wohin der Weizen gehen muß, ist die Mühle.
Wenn du Holz haust, hau es lang; wenn du Eisen haust, hau es kurz.
Ist das Herz süßer, oder Chalwa (gehackte Nüsse mit Honig) süßer!
Wird denn der Mund vom Worte Chalwa süß!
Eine Rosine (getrocknete Weinbeere) theilten 40 Mann unter einander und aßen sie (Spott über arme Leute).
Ein schlechter Ochs verunreinigt die Heerde.
Ein schlechtes zweijähriges Kalb ist das Haupt über einjährige Kälber.
Ein neuer Krug — reines Wasser.
Wer da ließ, erhält es nicht, wer befahl, erhält es.
Wenn du dem Feinde Nahrung giebst, setzt er sich auf dich.
Singe nicht das Lied des Mannes (ein fremdes), singe dein eigenes Lied.
Mit Reichen kann man nicht streiten, mit der Pappel nicht ringen.
Beim Junggesellen ist der Verstand in beiden Augen (er schaut die Mädchen an).
Auf einem den Leuten zugänglichen Berge wird ein Hirsch nicht weiden.
Den Augen eines Vogels mit zerbrochenem Flügel kommt ein Lehmklumpen wie ein Stein vor.
Es gilt nicht für einen Sohn, wer nicht von dir erzeugt worden; es gilt nicht für einen Sklaven, wer nicht gekauft wurde.
Einem Hunde, der sich bei seinem Herrn einschmeichelt, wirft man einen Knochen hin.
Was ein Hund thut, wird der Herr des Hundes nicht thun.
Redet man die Wahrheit, wird man geschlagen; für Schmeichelei wird man beliebt.
Nicht reden ist besser, denn reden: ich sprach — und der Stock berührte mein Haupt.
Der Vogel schmiegt sich an den Ast an (bei Gefahr).
Der Mulla liest, was er erlernte; der Weber webt, was er versteht.
Selbst ein Huhn braucht Körner und Wasser.
Wenn du einen Teppich verkaufst, verkauf ihn dem Nachbar: wirst mit auf seinem Ende sitzen.
Wenn jemand dich mit einem Steine schlägt, schlage ihn mit Nahrung (d. h. füttere ihn).
Wenn Nahrung gekauft ist, muß man essen; wenn das Leichenhemd erworben ist, muß man sterben. (Ob, so lange sich's lebt; stirb, wenn der Tod kommt.)
Der Katze — ein Vergnügen, der Maus — der Tod.
Wenn der Kopf gesund ist, finden sich Vermögen und Hut.
Den Flöhen zürnend, verbrenne die Decke nicht.
Der Geduldige wird dulden, der Ungeduldige — sich verzehren.
Wasser ist ein stummes Heer (vernichtet schweigend, geräuschlos).
Nicht die Schöne ist Schönheit, sondern die Geliebte.
Mit der (Mutter-) Milch eingesogene Gewohnheit zieht mit dem Knochen (d. h. dem Tode) aus.
Vom Tode kann man sich mit Geld nicht loskaufen; vor der Todesstunde wird man selbst vor Hunger nicht sterben.
Ein Pferd, das Futter hat, wird nicht ermüden; wer Gott anruft, wird nicht verachtet sein.
Wird wohl die graue Gans, die auf dem See herumwandert, den Weg schätzen? Wird wohl die auf dem Wege herumwandernde Truppe den See schätzen?
Auf Salzgrund wächst kein Gras.
Sei nicht Bürge, — wirst ohne Leichengewand hin- und hergehen (kein Geld haben, um solches zu kaufen).
Frage um Rath bei dem, welcher vor dir ein Hemd abnutzte (d. h. bei dem, der älter an Jahren ist).
Wer in den ersten Tagen nach seiner Geburt sich nicht an Milch sättigt, sättigt sich in zehn Jahren nicht (d. h. die Eigenschaften eines Menschen bestimmen sich in den ersten Tagen seines Lebens).
Bis an die Erde beuge dein Haupt vor demjenigen, der da grüßt; bis zum Himmel erhebe dein Haupt vor dem, der die Nase hoch trägt.
Wenn der Mensch jagt, gehe nicht; wenn der Herr jagt, bleibe nicht.
Der Verwandte wird mit dem Verwandten sich vertragen; am Fremden wird das Unheil hängen bleiben.
Der Sorglose wird vom bloßen Wasser satt.
Wer unbedacht redet, stirbt ohne krank zu sein (wird hingerichtet).
Wenn die Last des Esels leicht ist, wird er zum Faulenzer.
Spaße mit den Gewalthabern nicht: sie werden dich in jedem Falle vernichten.
Wenn du nicht läufst, läuft der Feind.
Wenn ich selber an mich denke, bekomme ich die Stute mit

Digitized by Google

dem Füllen: wenn ich aber in Abhängigkeit von den Leuten bin, schlenkern meine Füße hin und her.
Wenn du einen alten siehst, sage: Großväterchen!
Wenn du auf den Kehricht nicht achtest, wird er dir in die Augen gerathen.
Schaue in eine fremde Thür nicht hinein, so wird man auf dich nicht über den Zaun herübersehen.
Wenn ich in die Thür hineinschaue, sehe ich — einen Verrückten; wenn ich durch eine Oeffnung in der Decke sehe, sind Alle verrückt.
Wenn ich was den Dorfgenossen erzähle, vergrößern sie es; wenn ich's den Nachbarn erzähle, fügen sie was hinzu. (Alles darf man selbst seinem Nächsten nicht mittheilen.)
Der Waisen Gut trocknet sieben Flüsse aus (d. h. für die Zweignung des Gutes der Waisen wird Gott schwer bestrafen).
Wer an Geringem sich genügen läßt, sättigt sich; wer an Geringem sich nicht genügen läßt, schlachtet sein einziges Schaf ab.
Daß es eine Ziege gäbe, daß es einen Bock gäbe, daß es Milch gäbe! (Wunsch des Kirgisen).
Sich einmal sättigen — ist dem Armen die Hälfte des Reichthums.
Beim Rein holt es auch der Läufer nicht (wie viel der Arme auch liefe, erhält er doch nichts).
Der Arme schaut mit Neid auf die Habe des Reichen; der Teufel mit Neid auf das Loos Gottes.
Wenn der Chan nicht Gerechtigkeit erzeigt, verliert er Eigenthum und Familie; wenn der Reiche nicht Gutes erweist, verliert er alle seine Habe.
Unreinigkeit des Herzens (Bosheit) schwindet, wenn du dich aussprichst; Unreinigkeit der Hand geht fort, wenn du sie wäschst.
Von der Bösartigkeit meiner Leidenschaften ist mein Haupt in Netzen (d. h. Leidenschaften verderben den Menschen).
Wie der Hochherzige stirbt, stirbt der Faule (der erstere giebt alles Anderen und läßt sich selber nichts nach; der zweite aber thut nichts für sich).
Wahrheit biegt sich, bricht nicht; für die Wahrheit giebt es keinen Untergang.
Wenn du Recht hast, endet der Tadel mit Rechtfertigung.
Für Dienst — Verläumdung (d. h. Eifer erregt Neid und Verläumdung).
Der Bestohlene schaut auch in die Achselhöhlen seiner Mutter.
Suppe aus wohlfeilen Vorräthen ist nicht schmackhaft.
Der Wohlfeile ist nicht ohne Mängel, der Reiche nicht ohne Bedienste.
Rühre den Ermüdeten nicht an, rühre den von Kräften Gekommenen nicht an (d. h. in solchem Zustande pflegen die Leute zornig zu sein).
Wenn du das Feuer anführst, löscht es aus; wenn du den Nachbar beunruhigst, zieht er ab (vom Nomaden).
Der Mann wird dort geehrt, wohin er geladen ist (d. h. man drängse sich nicht auf).
Wenn man Gold in Händen hält, hat es keinen Werth.
Lege dich mit einem schlechten Menschen nicht nieder, und am Morgen aufstehend, erzähle ihm nicht (d. h. nähere dich schlechten Menschen nicht, und sei mit ihnen nicht aufrichtig).
Wenn das Kameel des Dornbusches bedarf, streckt es darnach seinen Hals aus (d. h. wer was nöthig hat, bittet).
Stoße dich selber mit dem Messer; wenn es nicht wehe thut, stoße einen Andern.
Die Stute, auf der du sitzest — ist Eigenthum eines Andern; morgen kommt ihr Eigenthümer (bezieht sich auf Leute, die eine ihnen nicht zukommende Stellung einnehmen).
Für ein gutes Werk giebt's kein Spät.
Dem Todtkranken ist's besser zu sterben, den Hausgenossen ist ihre Ruhe besser (bezieht sich auf den hoffnungslos Erkrankten).
Ein selbst gekommener Gast — Gottes Geschenk; ein geladener — Gottes Trübsal.
Wohin ein Pferd einmal hingetreten, tritt es noch tausendmal hin (sagt man von den sich wiederholenden Schlechtigkeiten eines Menschen).
Wenn ein Kirgisenpferd unerschwinglich an Futter ist, zerfrißt es den Boden des Futtersackes.
Ein schlauer Mulla ißt das gutmüthige Volk durch seinen Betrug auf.
Sache des Kesselschmiedes ist es — von welcher Seite er den Henkel anbringen will (d. h. jedermann richtet seine Angelegenheiten nach seinem Dafürhalten ein).
Des Reises wegen genießt die Bewässerung auch das Unkraut Kurwäf (d. h. schlechte Leute werden der Wohlthaten der Guten theilhaftig, unter denen sie leben).
Jeglicher Reichthum — von Eintracht, Ruin — von Zwietracht.
Wer viel geht, verirrt sich; wer viel redet, sündigt.
Ein gutes Wort — Speise für die Seele, ein schlechtes — ein Pfahl für den Kopf (d. h. für ein schlechtes Wort erhält man auf den Kopf Schläge).
Dem Hungrigen gestatte nicht den Kessel anzuhängen (weil er viel ißt); dem Erfrorenen gestatte nicht Holz zu brennen (da er viel verbrennt).
Der aus dem Munde hinausgelassene Speichel kehrt nicht zurück.
Wer zwei Fahrzeuge regiert, ertrinkt im Flusse (zu gleicher Zeit kann man nicht zwei Angelegenheiten verwalten).
Eines Menschen wegen bekommen es Tausende.
Wenn er selbst im Scherze spräche, redet er doch das, was er im Sinne hat.
Gesundheit des Körpers ist tiefer (d. h. der beste) Reichthum.
Lieber tödliches Gift trinken, denn Honig mit einem nicht passenden Menschen essen.

Der Verlauf der Stanley'schen Emin-Pascha-Expedition.

Aus den Briefen, welche Stanley aus Kasurro und Kisinga an den Vorstand des Emin-Pascha-Entsatz Komites in London gesandt hat (Bergl S. 367), erhalten wir von dem weiteren Verlaufe seiner Expedition das folgende Bild:

Nachdem der kühne Reisende die Ueberreste seiner Nachhut in Yambuga zusammengerafft hatte, und dazu auch noch eine Anzahl Manyemas, die sich ihm freiwillig anschlossen, brach er Anfang September 1888 wieder zum Albert-Nyanza auf. Dort hatte er bekanntlich Monntenej Jephson bei Emin-Pascha zurückgelassen, damit derselbe den egyptischen Truppen seine Botschaft brächte, und dann zusammen mit Emin und einer genügenden Begleitmannschaft nach Fort Bodo aufbräche, um die dortige Besatzung abzuholen und bei Kavallis, am Südwestende des Albert-Nyanza eine neue Station errichtete.

Es gelang Stanley, eine große Zahl Kanus aufzutreiben, und vermittelst derselben konnten außer den Gütern auch die kranken Leute von der Nachhut so ruhig und bequem transportirt werden, daß nur wenige davon starben. Dagegen erlitt die Expedition empfindliche Verluste durch die Eingeborenen, die in den Kämpfen mit Ugarrowwa's Sklaven-

Digitized by Google

jägern ihre Kraft brauchen gelernt hatten. Es ging dabei auch gerade über die besten Leute, denen natürlich beim Fechten wie beim Rudern immer das meiste zugemuthet wurde.

Vier Tagereisen oberhalb Ugarrowwa's Station, oder etwa 300 Meilen von Banalya mußten die Boote aber zurückgelassen werden, und weil dem Reisenden die Armuth der Gegend im Süden des Ituri zur Genüge bekannt geworden war, entschloß er sich, diesmal dem Nordufer des Flusses zu folgen; er hatte dabei allerdings mehrere Tage lang jenen Landstrich zu passiren, in dem sowohl Ugarrowwa als auch Kilonga-Longa ihre Razzien betrieben hatten. Man war noch 160 Meilen von dem Graslande entfernt, das reiche Mahlzeiten versprach, und in Erwartung dessen auch die Leute von der Nachhut von frohem Muthe beseelt waren. Zwei Tage, nachdem man die Boote verlassen hatte, stieß man auch auf eine große Pflanzung, die von Zwergen gehütet wurde, und in der sich die Mannschaft reichlich für den bevorstehenden Marsch durch die Wildniß versorgen konnte. Auf dem zehntägigen Marsche bis zu der nächsten Pflanzung brachen aber die Pocken unter den Manyemas aus, und daran gingen viel mehr Leute zu Grunde, als auf dem Wege von Banalya nach Ugarrowwa. Die Zansibaris blieben, Dank der Impfung, welche am Bord der „Madura" mit ihnen vorgenommen worden war, verschont.

Da man den wilden, vom Regen geschwollenen Ihuru-Strom, der sich in den Ituri (Aruwimi) ergießt, nicht durchfahren konnte, mußte man längere Zeit seinem rechten Ufer entlang ziehen. Mittlerweile war der Nahrungsmangel aber ein sehr empfindlicher geworden, und erst nach zweiwöchentlichem Hungern kam man in das Land Andikumnu, wo es trotz der Raubzüge der Manyema wieder prächtige Pflanzungen gab, und wo die Leute, vielfach zu ihrem Verderben, essen konnten, so viel sie nur wollten. Sechs Tagereisen weiter nördlich kam man nach Indeman, einem anderen reichen Orte, nahe bei dem Tui, dem rechten Nebenflusse des Ihuru, über den man eine Brücke schlug, um in eine Gegend zu gelangen, die von den Manyema noch nicht berührt worden war. Hier, zwischen den beiden Nebenflüssen des Ihuru, traf man wieder auf zahlreiche Zwerge, die Wambutti heißen, und zu beiderseitigem Schaden hatte die Nachhut mit denselben beständige Scharmützel. Auf Elephanten- und Wildspuren, welche in südöstlicher Richtung liefen, drang man aber vorwärts, bis zu einer Stelle, die nur zwei oder drei Meilen vom Ihuru entfernt war, und wo der ausgebrochene Nahrungsmangel einen Halt nöthig machte, damit eine starke Abtheilung zurückgehen und Lebensmittel herbeischaffen konnte. Sechs Tage blieb dieselbe aus, und die Hungersnoth unter den Zurückbleibenden wurde mittlerweile eine furchtbare. Ein Topf Butter, ein Topf kondensirte Milch und eine Tasse voll Mehl zusammen mit einer Menge Wasser mußte hinreichen, um für 130 Leute das tägliche Mahl zu bereiten. Viele vermochten vor Erschöpfung nicht mehr zu stehen, und manche starben vor Hunger. Endlich, am siebenten Tage, nachdem die unter Herrn Bonny Zurückbleibenden so viel als möglich ermuthigt worden waren, machte Stanley sich auf, um die Ausgesandten zu suchen, und am achten Tage gelang es ihm auch, sie zu finden, wie sie mit Lebensmitteln beladen, gemächlich daher zogen. Eilig ging es nun zurück zum Lager Stawahin, und die Noth hatte ein Ende. 21 Mann waren derselben aber erlegen. Dies war die größte Gefahr völligen Verhungerns einer Expedition, die Stanley in Afrika durchgemacht hat.

Am 17. Dezember erreichte man nun den Ihuru in drei Stunden, und in einer Vorahnung davon, daß die Besatzung des Forts Bodo noch an ihrem alten Platze war, überschritt man den Fluß am nächsten Tage, um ohne Weg und Steg quer durch den Wald gerade auf das Fort los zu steuern. Am 20. Dezember erreichte man seine Pflanzungen, und die gehegte Annahme fand volle Bestätigung: Lieutenant Stairs mit seiner Mannschaft — 51 Ueberlebende von 59 Zurückgelassenen — befand sich noch in Fort Bodo, und hatte in den sieben Monaten von Stanley's Abwesenheit kein Wort von Emin und Jephson gehört.

Am 23. Dezember setzte die vereinigte Expedition nun den Marsch gegen Osten weiter fort, in Absätzen, weil die im Fort zurückgelassenen Vorräthe mitgenommen werden mußten, so daß das Ende der Waldregion erst am 9. Januar erreicht wurde.

Um in der Besorgniß um Emin und Jephson möglichst rasch an das Ziel zu kommen, wurde Lieutenant Stairs nebst 124 Mann — worunter auch Dr. Parke und Hauptmann Nelson — hier an einer geeigneten Lagerstelle östlich vom Ituri zurückgelassen, während Stanley selbst mit den Uebrigen am 11. Januar weiter marschirte.

Die Bevölkerung der Ebene wagte es nicht, ähnliche Kämpfe wie im Dezember mit ihm zu beginnen, sondern sie machte Bruderschaft mit ihm, tauschte Geschenke aus und lieferte der Expedition Lebensmittel. Die Hütten des Lagers wurden mit ihrer Hilfe gebaut. Von dem weißen Manne am Albert-See hörte man aber nichts Neues. Endlich, am 16. Januar traf man in einem Orte namens Gavitas Boten, die ein Packet Briefe von Jephson und Emin brachten.

Jephson schrieb unter anderem aus Dusilé: „Am 18. Aug. brach eine Rebellion hier aus, und der Pascha ebenso wie ich wurden zu Gefangenen gemacht. Besonders gilt dies in vollem Umfange von dem Pascha, während ich mich unter Ueberwachung wenigstens frei in der Station bewegen darf. Die Rebellion ging von einem halben Dutzend ägyptischer Offiziere und Beamten aus, denen sich dann andere, theils aus Neigung, theils aus Furcht anschlossen. Die Soldaten sind den Offizieren stillschweigend gefolgt.

Als der Pascha und ich auf dem Wege nach Regaf waren, gingen zwei Männer, ein Offizier namens Abdul Baal Effendi und ein Beamter, umher, und sagten den Leuten, sie hätten Sie (Stanley) gesehen, Sie seien ein bloßer Abenteurer, Sie kämen nicht aus Egypten, Ihre Briefe vom Khedive und Nubar-Pascha seien gefälscht, Khartum sei nicht gefallen, und Sie hätten mit Emin-Pascha ein Komplott geschmiedet, sie und ihre Weiber aus dem Lande zu führen und als Sklaven an die Engländer auszuliefern. Solche Worte wirkten unter den unwissenden und fanatischen Leuten wie Feuer und führten zu dem Aufstande. Die Aufständischen beriefen dann die Offiziere der verschiedenen Stationen zu einer Berathung über die Schritte, welche zu thun seien. Der Pascha wurde abgesetzt, und die Offiziere, welche ihm freundlich gesinnt waren, wurden von ihrem Posten abberufen und durch andere ersetzt. Die schlimmsten Rebellen wollten den Pascha sogar in Ketten legen, aber sie standen davon ab aus Furcht vor den Soldaten, die erklärt hatten, daß sie nicht dulden würden, daß man ihn anrühre. Es wurden auch Pläne entworfen, um Ihnen Fallen zu stellen und Sie zu berauben, wenn Sie zurück kämen.

In dieser Lage erreichte uns die Nachricht, daß die Mahdisten mit drei Dampfern bis Dado vorgedrungen seien, und Omar Sali, ihr Befehlshaber, sandte drei Pfauen-Derwische (Peacock Dervishes) mit einem Briefe an den Pascha, in welchem er die sofortige Uebergabe der Provinz forderte. Die aufständischen Offiziere ergriffen diese Boten, setzten sie ins Gefängniß, und entschieden sich für den Kampf. Einige Tage später griffen die Mahdisten Regaf an und nahmen es, wobei fünf Offiziere und zahlreiche Soldaten das Leben verloren. Die Besatzungen von Bidden, Kirri und Muggi flohen, Alles preisgebend, mit Weibern und Kindern nach Labore, Muggi wurde aber später wieder

Digitized by Google

besetzt. Da das Haupt fehlte, war die Verwirrung eine unbeschreibliche. Die Zahl der Mahdisten nahm Emin-Pascha zu etwa 1500 an, schlimm war es aber, daß die Bari sich ihnen angeschlossen hatten.

In den Ansichten der Offiziere vollzog sich durch den Mahdisten-Einfall ein vollkommener Umschwung. Sie glaubten nun an den Fall Khartums, und daß Sie (Stanley) wirklich vom Khedive kämen, und Sie erwarten sehnlichst Ihre Rückkunft, um mit Ihnen das Land zu verlassen.

Ich fürchte, wenn Sie nicht bald kommen, wird unser Schicksal dasselbe sein, wie das der übrigen Stationen des Sudan. Hätte der Aufstand nicht stattgefunden, so hätte der Pascha die Mahdisten wohl einige Zeit in Schach halten können, so ist es ihm aber gänzlich unmöglich gemacht, zu handeln.

— — Ein Versuch, Regaf zurückzuerobern, mißlang, und dabei fielen sechs Offiziere, darunter einige von den schlimmsten Feinden des Pascha. Die Soldaten weigerten sich hierauf zu kämpfen, wenn der Pascha sie nicht selbst befehligte. Hierdurch sahen sich die Rebellen genöthigt, uns frei zu geben und nach Wadelai zu senden, ohne daß Emin-Pascha aber den Befehl wirklich wieder übernommen hätte. Die Mahdisten hatten mittlerweile nach Khartum gesandt, Verstärkungen zu verlangen.

— — Am 25. November umzingelten sie Dufile und belagerten es vier Tage, die Besatzung, 500 Mann stark, trieb sie aber zurück nach Regaf, wo sie ihr Hauptquartier haben. Der Pascha vermag nichts zu thun, da noch immer eine starke Partei gegen ihn ist. — Sie (Stanley) werden ein schwieriges und gefährliches Stück Arbeit mit des Paschas Leuten haben."

So weit Jephson's Brief, dessen drei Abschnitte die Daten des 7. und 24. November und des 18. Dezember 1888 trugen.

Von Kavallé aus schrieb Stanley nun an Jephson, daß Emin-Pascha, oder mindestens Jephson dahin kommen möchte. Emin müsse ihm jetzt vor allen Dingen beweisen, daß er nicht nicht schwanke, und den festen Entschluß gefaßt habe, ihm zu folgen.

Am 6. Februar 1889 erschien Jephson thatsächlich in dem Lager von Kavallé, mit der Erklärung, Empfindung sei, des Paschas schlimmster Feind, und niemand halte ihn zurück, als er selbst. Zu dem Entschlusse, das Land zu verlassen, sei er in den neun seit der Begegnung mit Stanley vergangenen Monaten nicht gekommen und ebensowenig Casati.

Nun wurde Lieutenant Stairs beordert, mit seiner Abtheilung nachzurücken, und ebenso wurde zu Emin gesandt, damit er angehen solle, wie er glaube, daß man ihm am besten helfen könne, — ob Stanley in Kavallis bleiben solle oder nach Msua oder Tunguru kommen. Als das Rathsamste wurde ihm aber bezeichnet, wenn er einen Dampfer nähme und die Flüchtlinge, die sich in Tunguru sammelten, nach Stanley's altem Lagerplatze am Albert-Nyanza brächte. Etwas Bestimmtes müsse geschehen — sonst werde Stanley seine Munition zerstören und den Marsch zur Küste allein antreten.

Am 13. Februar traf darauf ein Bote mit einem Briefe von Emin ein, aus dem hervorging, daß letzterer in Begleitung von sechs Offizieren und 40 Mann mit seinen zwei Dampfern an der bezeichneten Stelle angekommen war.

Am 17. Februar erschien Emin-Pascha mit seinen Begleitern in Stanley's Lager zu Kavallis, und am 18. Februar langte auch Lieutenant Stairs mit seiner Mannschaft daselbst an. In der Berathung, welche darauf gehalten wurde, bat die Deputation der ägyptischen Offiziere Stanley um Bewilligung einer Frist, damit die zum Rückzuge Entschlossenen sich und ihre Angehörigen in Kavallis sammeln könnten. Dieselbe wurde ihnen bewilligt. Bevor die Deputation aber den Dampfer, der mittlerweile weitere Flüchtlinge vom anderen Ufer geholt hatte, wieder bestieg, um nach Wadelai zurückzukehren und dort den gefaßten Entschluß zu verkündigen, erfuhr sie aus Briefen, daß in Wadelai ein neuer Regierungswechsel stattgefunden habe. Emin-Pascha kam am darauf folgenden Tage mit seiner kleinen Tochter Feriha und 144 Mann in das Lager. Als Frist zum Sammeln glaubte er 20 Tage hinreichend, es wurde aber beschlossen, einen vollen Monat zu warten, in welchem Dr. Parke zugleich auch den zahlreichen Kranken wirksamere Pflege angedeihen lassen konnte. Auch das größtentheils vollkommen überflüssige Gepäck der Egypter mußte vom See auf das Plateau herauf transportirt werden.

Die Briefe, welche der Pascha aus Wadelai erhielt, machten es wenig wahrscheinlich, daß der Transport aller Flüchtlinge in einem Monate beendigt sein werde. In einer Berathung wurde — entgegen den Vorstellungen Emin's — trotzdem der Beschluß gefaßt, spätestens am 10. April aufzubrechen. Das erregte Unzufriedenheit unter den Egyptern, die ohnedies mit den Zansibaris gleich von Anfang nicht gut Freund waren, und dieselben drohten den Plan durch eine Rebellion im Lager zu vereiteln, so daß strenge Maßregeln ergriffen werden mußten.

Am 10. April fand der Abmarsch von Kavallé dann wirklich statt, 1500 Mann stark, da 350 eingeborene Träger zur Beförderung der überflüssigen Lasten der Egypter hatten engagirt werden müssen. Am 12. April kam man nach Mazamboni, wo Stanley von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde, so daß man vier Wochen daselbst bleiben mußte. Hätten die unter Selim Bey Zurückgebliebenen es gewollt, so hätten sie also doch noch zu ihm stoßen können. Zugleich drohten aber auch neue Komplotte im Lager — zum Theil von egyptischer Seite.

Am 8. Mai wurde der Marsch fortgesetzt, nachdem man noch einen Brief von Selim Bey erhalten hatte, der voll von Vorwürfen war, und der zugleich um ein noch weiteres Warten bat. In Wadelai sei mittlerweile eine weitere Rebellion zum Ausbruche gekommen. — Es wurde ihm geantwortet, daß man langsam marschiren werde, so daß er die Expedition wohl einholen könne.

Der Weg ging entlang dem Balagga-Gebirge, in einem Abstande von etwa 40 Meilen vom Albert-Nyanza. Im Süden dieses Gebirges hatte man dann eine längere Strecke durch ein Gebiet zu marschiren, das Kabbarega, der König von Unyoro, seinem Reiche unlängst einverleibt hatte. Hier fließ man auf die Warasura, wie Kabbarega's Krieger genannt werden, und man hatte denselben erst eine Niederlage beizubringen, um entlang dem Semliki-Thale freie Passage zu finden. Hier wurde die Gegend geographisch äußerst interessant, besonders durch das hohe Schneegebirge, das bereits im Mai 1888 Stanley's Aufmerksamkeit erregt hatte. Dasselbe erstreckte sich weit gegen Südwesten und drohte einen großen Umweg nöthig zu machen, wenn nicht ein Paß gefunden werden konnte. Bei Buhobo gab es wieder ein Scharmützel mit Kabbarega's Leuten. Dann kam man an den Semliki, der hier ein Strom von 80 bis 100 Yards breit und 9 Fuß tief ist, also etwa zwei Drittel der Wassermasse des Victoria-Nil enthalten dürfte. Bei dem Uebergange über denselben erfolgte ein neuer Angriff der Warasuras, der aber unblutig abgeschlagen wurde. Dann ging es durch das an Pflanzungen reiche Awamba-Thal an den Fuß des hohen Schneeberges Ruwenzori, der leider immer schlechter sichtbar wurde, theils der Wolken, theils anderer Berge wegen. Er muß 18000 bis 19000 Fuß Höhe haben. Hütten der Eingeborenen — Bakonju — giebt es bis 8000 Fuß. Lieutenant Stairs versuchte den Schneeberg zu besteigen, fand aber in einer Höhe von 10677 Fuß, daß zwischen ihm und dem eigentlichen Gipfel zwei tiefe Schluchten lagen. Erst nach 19 Tagemärschen hatte man das Südwestende des Gebirges erreicht.

Digitized by Google

Durch eine weite Grasebene gelangte man hierauf in die Nähe des zweiten Sees, den Stanley 1877 entdeckt hatte, und Lieutenant Stairs konnte hier feststellen, daß derselbe durch den Semliki mit dem Albert-Nyanza in Verbindung steht. Im Norden des Sees liegt das Land Usongora, durch das man zu ziehen hatte. Die Warafura flohen dahei immer vor der Expedition her, und die Stadt Kative, bei der sich wichtige Salzablagerungen befinden, fand man leer von Bewohnern. Von da ging der Marsch nordöstlich, um den Beatrice-Golf und das Nordende des zweiten Nyanza herum. In Unyampala, das man nun erreichte, war Stanley schon 1876 gewesen, und der dortige Häuptling verhielt sich freundlich und lieferte reichlich Bananen. In dieser Gegend wurde der zweite See verlassen, und es ging nun in ziemlich gerader Linie über das Hochplateau von Ankori, dessen Bewohner die Expedition ebenfalls allenthalben freundlich empfingen — schon weil es rasch ruchbar geworden war, daß sie den Salzdistrikt von Kative von den Waraſuras befreit hatte. Auch in Karagwe und Usinza gab es keinerlei Zwist mit den Eingeborenen, so daß man die Wahl des Weges in keiner Weise zu bereuen gehabt haben würde, wenn nicht die Fieberanfälle so zahlreich und heftig gewesen wären, daß viele Leute — 141 — daran starben. Selbst Emin-Pascha und Casati blieben davon nicht frei. Den zweiten Nyanza nannte Stanley dem Prinzen von Wales zu Ehren Albert-Edward-Nyanza.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Vor kurzem kehrte nach St. Petersburg Herr J. Makeraf zurück, der zwei Jahre lang mit geologischen Forschungen im sajanischen Gebirgssysteme beschäftigt war, und namentlich die Punkte des dortigen Goldvorkommens zu studiren hatte. Eine bedeutende geologische Sammlung ist das Resultat dieser Thätigkeit. — Von Herrn Kataraf, der sich ethnographischen Forschungen in der nördlichen Mongolei gewidmet hat, ist uns Mittheilung ein vorläufiger Bericht an die Geographische Gesellschaft in St. Petersburg eingegangen, der hoffentlich bald entweder vollständig oder im Auszuge veröffentlicht wird.

— Im Auftrage der Russischen Geographischen Gesellschaft waren A. Stemianof und Antonof, der erstere mit vorzugsweise zoologischen, der andere mit botanischen Untersuchungen im transkaspischen Gebiete beschäftigt. Der Aufenthalt währte vom April bis Anfang Juli und erstreckte sich von Usun-ada bis Tschardschui; verschiedene Sammlungen (die botanische aus 700 Exemplaren bestehend) sowie meteorologische Aufzeichnungen sind das Resultat der Thätigkeit beider Forscher, welche auf eine originelle und echt moderne Weise ihr Unterkommen zu finden wußten. Sie quartierten sich in einem Waggon der transkaspischen Eisenbahn ein und machten von ihm aus je nach Bedürfniß ihre verschiedenen Exkursionen, u. a. nach und in die Umgegend von Nepeſek, Banu, Kissil-Arvat, Kaakadschi, Bala-Ischem, ferner nach verschiedenen Punkten an der persischen Grenze. Der eine von beiden, wahrscheinlich der Botaniker, erstieg auch, wie es heißt, die Höhen des Kopet-Dag. (Hinzufügen möchten wir, daß uns, nach dem Patronymikon zu urtheilen, A. Stemionof ein Sohn des Herrn P. Stemianof, des langjährigen Präsidenten der Russischen Geographischen Gesellschaft und Rektors der Turkestan-Forschung, zu sein scheint.)

— Tornados in Indien. Nach einer Abhandlung von Alex. Peddar und A. Crombie (im Journ. „Asiatic. Soc. Bengal", 1888, p. 185 ff.) ereignen sich in den Vereinigten Staaten in verschiedenen Distrikten bisweilen 10 bis 12 Tornados an einem Tage, und im Jahre 1884 registrirte das Meteorologische Amt zu Washington im ganzen nicht weniger als 180 solche Wirbelstürme. In Bengalen sind dieselben sehr viel seltener, und vor 1870 sind im ganzen nur zwei oder drei genügend verbürgt und beschrieben (am 8. April 1888 nahe bei Kalkutta, und am 1. Mai 1865 bei Pundaaah, Hooghly Distr.). Nach dem genannten Jahre sind sie etwas häufiger beobachtet worden. Besonders wüthete am 26. März 1875 ein Tornado im Mymensingh-Distrikte, von SW nach NO gerichtet, 20 Minuten dauernd, mit einem Diameter von 250 Yards, und mehrere Dörfer zerstörend. Am 7. April 1888 ereignete sich ein ähnlicher Tornado bei Dacca.

— Eine Broschüre von Dr. Edkins, mit dem Titel „Opium", welche in neuester Zeit von den chinesischen maritimen Zollamt herausgegeben worden ist, ist insofern von Interesse, als sie die Ansicht als eine falsche bezeichnet, welche dieses Genußmittel als erst seit wenigen Jahrzehnten aus Indien nach China eingeführt betrachtet. Nach Dr. Edkins sind es die Araber gewesen, die bereits in den achten Jahrhundert das Opium in China einführten, zu einer Zeit, wo ein lebhafter Handel zwischen Kantan und den Häfen am Rothen Meere und am Persischen Golfe bestand. Die medizinischen Eigenschaften des Opiums finden schon in einem Werke des zehnten Jahrhunderts Erwähnung. Von dieser Zeit an wurde die Droge wegen dieser Eigenschaften kultivirt, und seit dem 15. Jahrhundert erscheint es ander Zweifel, daß die Fabrikation von einheimischem Opium in China stattgefunden hat. Das Opiumrauchen datirt ähnlich wie das Tabakrauchen aus dem 13. Jahrhundert. Verschiedene Ingredienzien wurden in den verschiedenen Ländern mit dem Tabak vermischt, darunter auch Opium. Die Mandschus versuchten den Gebrauch des Tabaks durch ebenso strenge Edikte zu unterdrücken, wie den des Opiums. Dieselben blieben aber erfolglos, hauptsächlich aus dem Grunde, weil sich unter den leidenschaftlichen Opiumrauchern jederzeit sehr hochgestellte Personen befanden, welche schwer von der Strafe erreicht werden konnten. Opium wurde zuerst auf Formosa und bei Amoy geraucht, und das erste Edikt gegen dessen Gebrauch datirt aus dem Jahre 1729. Es war eins der gewöhnlichsten Erzeugnisse Nimmans im Jahre 1736, zu welcher Zeit diese entlegene Provinz jedem ausländischen Einflusse, mit Ausnahme desjenigen von Birma, vollständig verschlossen war.

Afrika.

— Nach einer telegraphischen Nachricht aus Zanzibar sind Stanley und Emin-Pascha am 4. Dezember glücklich in Bagamoyo angelangt, von dem deutschen Reichskommissar Wißmann sowie von den Glückwunschtelegrammen des deutschen Kaisers, des belgischen Königs, verschiedener geographischer Gesellschaften ꝛc. in wohlverdienter Weise empfangen. Leider hat Emin-Pascha, nachdem er wie ein fester Fels dem Wogenprall centralafrikanischer Barbarei länger als sechs Jahre zur Bewunderung der Welt widerstanden hat, wenige Stunden nach seiner Ankunft in Bagamoyo einen so schweren Sturz erlitten, daß er dadurch fast unmittelbar sein Leben verlaren hätte.

— Das neueste Heft der „Geographischen Mittheilungen" (Bd. 35, S. 11) veröffentlicht eine schöne Karte des Usambara-Gebietes von Dr. Oskar Baumann, die angesichts der hohen Bedeutung, welche die fragliche Gegend

Digitized by Google

für die deutsche Kolonialpolitik in Ostafrika besitzt, ein ganz besonderes Interesse für unsere Leser haben dürfte.

Südamerika.

— In der Geographischen Gesellschaft zu München hielt Dr. Deye am 28. November einen Vortrag über die Reiseeindrücke, welche er auf einer Fahrt nach Niederländisch-Guayana und Westindien empfangen hatte. Als augenfälligste Eigenthümlichkeiten, durch die sich diese Länder von Ostindien unterscheiden, bezeichnete er den Mangel der Bambus, die relative Armuth an eßbaren Früchten, und den Mangel einer eingeborenen Bevölkerung, statt deren in der Hauptsache eine christliche Mischlingsbevölkerung aus Negern, Indianern und Europäern vorhanden ist. Einen sehr guten Eindruck macht Paramaribo, die Hauptstadt von Surinam, die von breiten, sandigen Straßen und Kanälen durchzogen ist und holländische Reinlichkeit zur Schau trägt, wie sie denn auch seit 1866 nicht vom Gelben Fieber heimgesucht wurde. Ihre 27000 Einwohner sind vorwiegend Farbige verschiedenster Bekanntnisse, zum Theil auch holländische Juden, deren Vorfahren 1654 aus Bahia vertrieben wurden. Der Plantagenbau Surinams ist durch die Sklavenemancipation und durch die Buschneger in bedenklichen Rückschreiten begriffen. Nur die Kakao-Pflanzungen rentiren. — Die Insel Curaçao ist eine schmale, wasserlose Klippe mit wenigen Kulturoasen, die nur durch den Export von Seesalz und durch Transithandel nach Venezuela prosperirt. — Auf Hayti sah der Reisende nur abschreckende Bilder von dem, was aus einer nach der Neuen Welt verpflanzten Negerbevölkerung wird, wenn sie, der Bevormundung durch Europäer entzogen, sich völlig selbst überlassen ist. Die Bevölkerung ist arbeitescheu, ihre Häuser sind verfallen und schmutzig, und von praktikablen Wegen im Innern ist nirgends die Rede.

— Die wirthschaftlichen Verhältnisse Brasiliens. Einem amerikanischen Konsularberichte aus Rio Janeiro gemäß besserte sich der Ausfuhrhandel Brasiliens im Jahre 1886 bis 1887 auf 212,8 Millionen Dollars, wovon nahezu die Hälfte (93,9 Mill.) auf Rio Janeiro kamen. Die Hauptverkehrsländer waren die Union, England, Frankreich, Uruguay, Argentinien, Portugal und Belgien. Der Kaffee bildet das hauptsächlichste Exzeugniß des Landes und nauentlich den hauptsächlichsten Ausfuhrartikel. Der Erntecrtrag ist aber sehr starken Wechseln unterworfen; im Jahre 1888 zu 1889 betrug er in Rio $5^1/_2$ Sack, 1887 zu 1888 aber nur 1,9 Mill. — Die Einwanderung bezifferte sich 1888 auf 131268; der größere Theil davon ging nach San Paulo. Dieser Staat muß überhaupt als der blühendste der neuen Föderativ-Republik bezeichnet werden. Eisenbahnlinien besaß das Land Ende 1887 im ganzen 8400 km, und von dieser Zahl entfiel etwa das Viertel auf San Paulo.

Bücherschau.

— Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung. Bearbeitet von A. Penck, G. Becker, W. Eichenhagen, A. Aßmann, O. Trude, W. Marshall, O. Zacharias, J. Ranke, F. Kaufmann, L. Jahn, A. Meitzen, W. Götz. Herausgegeben von Alfred Kirchhoff. Stuttgart 1889. J. Engelhorn. — Wer an die vortrefflichen „Anleitungen" zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen denkt, die wir bereits besitzen, dem kann dieses Buch auf den ersten Blick vielleicht überflüssig erscheinen. Vertieft er sich aber in dasselbe, und liest er, was die bewährten Männer, welche daran mitgearbeitet haben, in den einzelnen Kapiteln sagen und rathen, so wird er davon bald als von einem großen Irrthume zurückkommen. Es ist eben zu überlegen, daß sich während des laufenden Jahrzehntes auf keinem Gebiete der geographischen Forschung die Arbeit in einem so hohen Grade spezialisirt hat, wie auf dem der Volks- und Landeskunde, sowie daß es schon an sich ein ganz anderes Ding ist, in Mittelafrika und in Tibet wissenschaftlichen Problemen nachzugehen, die sich an Land und Leute knüpfen, als in einem europäischen Kulturstaate, wie Deutschland es ist. Hier ist das Wandern und das Vorwärtskommen zwar viel leichter, und man hat es im allgemeinen ziemlich bequem, den Objekten der Forschung gegenüber zu treten, aber es sind an diese Objekte auch ganz andere Fragen zu stellen, und es liegen betreffs derselben ganz andere Vorarbeiten vor, die nicht ignorirt werden dürfen. Der bloße Dilettantismus, der auf dem Gebiete der deutschen Landeskunde früher einen so großen Raum beanspruchte, darf sich durch die in dem Buche enthaltenen Winke vielleicht abgeschreckt fühlen, noch weiter mitzuhelfen, aber diese Winke sind sehr geeignet, ernste Arbeiter ersehen zu helfen, die ihre Kraft in einzelnen Zweigen der landes- und volkskundlichen Forschung konzentriren, und das bedeutet für das große und schwierige Werk einen unschätzbaren Gewinn. Auf Vorkenntnisse verzichten die Verfasser der „Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung" bezeichnenderweise nicht, aber sie legen es denen, die Lust und Liebe zur Sache haben, zugleich auch nahe genug, daß diese Vorkenntnisse unschwer erworben werden können. So hat sich die Centralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland, durch deren Auftrag das Buch geschaffen worden ist, von neuem Anspruch auf hohe Anerkennung erworben, und das Werk wird sich allen denen, die ihre Bestrebungen fördern wollen, als ein unentbehrlicher Rathgeber erweisen. Auf die Einzelheiten einzugehen, und die verschiedenen Abschnitte gegen einander abzuwägen, gestattet unser Raum leider nicht.

— E. H. Wichmann, Atlas der Geschichte Hamburgs. Hamburg 1889. Herold'sche Buchhandlung. — Die Entwickelungsgeschichte der alten Hansastadt in ihren Beziehungen zu den Terrainverhältnissen, und die Bemeisterung und Umgestaltung dieser Terrainverhältnisse durch die Menschenhand wird durch diese sechs Kärtchen in sehr anschaulicher und interessanter Weise beleuchtet. Das erste derselben rekonstruirt die Stadt und ihr Wasserbereich, wie sie um's Jahr 1150, das letzte, wie sie um's Jahr 1830 waren. Das Bild der Gegenwart noch hinzuzufügen, das sich durch die neuen Dock-Anlagen seit dem zuletzt genannten Jahre wieder gewaltig verändert hat, wäre vielleicht erwünscht gewesen.

Berichtigungen.

Wir bitten zu lesen: S. 45, Spalte 2, Z. 5 von unten, sowie S. 110, Spalte 2, Z. 29 ff. „Henshaw" statt „Henshow". — S. 95, Spalte 2, Z. 10 von unten „Pun" statt „Mund". — S. 112, Spalte 2, Z. 17 von unten „Saga" statt „Lage". — S. 243, Spalte 2, Z. 3 von unten „bezeugten" statt „bezeugten".

Inhalt: Dr. Emil Deckert: Reiseeindrücke und Studien aus Mexiko. VII. (Schluß-Aufsatz. Mit einem hypsometrischen Profil und zwei Abbildungen.) — Ph. Lehzen: Reiseerinnerungen aus Japan und China. VI. (Schluß-Aufsatz. Mit zwei Abbildungen.) — A. v. Seidlitz: Sprichwörter der Eingeborenen des Turkestan. (Schluß.) — Der Verlauf der Stanley'schen Emin-Pascha-Expedition. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Südamerika. — Bücherschau. (Schluß der Redaktion am 8. Dezember 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

2 1951

JUL 5 1967

JUN 21 67 - 4 PM

NOV 6 1967 32

RECD

OCT 30'67 9 PM

LOAN DEPT.

LD 21-95m-11,'50(2877s16)476

Digitized by Google

590046

Globus.

G1
G5
v.56

590046

G1
G5
v.56

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google